TAD WILLIAMS

DIE NORNENKÖNIGIN

Roman

Krüger

Die Nornenkönigin

Osten Ard
Buch 3

Tad Willams

Scan: Sonnenbrille
Korrektur: legolas

Aus dem Amerikanischen von
V.C. Harksen

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1993 unter dem Titel
»To Green Angel Tower« im Verlag DAW Books, Inc., New York

Die Nornenkönigin umfaßt die erste Hälfte der amerikanischen Originalausgabe *To Green Angel Tower*. Die zweite Hälfte der amerikanischen Originalausgabe erscheint unter dem Titel *Der Engels-Turm* in deutscher Sprache.

Copyright © 1993 Tad Williams
Deutsche Ausgabe:
© 1994 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Buchholz/Hinsch/Hensinger
Satz: Fotosatz Froitzheim, Bonn
Druck und Einband: Clausen& Bosse, Leck
Printed in Germany 1994
ISBN 3-8105-2317-8

Dieser Zyklus ist meiner Mutter, Barbara Jean Evans, gewidmet, die mich gelehrt hat, fremde Welten zu suchen und das, was ich dort finde, mit anderen zu teilen.

Vorbemerkung des Verfassers

Und dem Tod soll kein Reich mehr bleiben.
Die nackten Toten die sollen eins
Mit dem Mann im Wind und im Westmond sein;
Blankbeinig und bar des blanken Gebeins
Ruht ihr Arm und ihr Fuß auf Sternenlicht.
Wenn sie irr werden solln sie die Wahrheit sehn,
Wenn sie sinken ins Meer solln sie auferstehn.
Wenn die Liebenden fallen – die Liebe fällt nicht;
Und dem Tod soll kein Reich mehr bleiben.

Dylan Thomas,
übertragen von Erich Fried

Die Wahrheit sprich, doch nie direkt;
Umschreib sie, nenn sie nicht.
Zu grell für unsern schwachen Blick
Strahlt ungedämpft ihr Licht.

Wie man den Blitz nicht gleich erklärt
Dem ahnungslosen Kind,
So muß die Wahrheit sacht ans Licht,
Sonst wird die Menschheit blind.

Emily Dickinson

Zu diesen Büchern haben eine ganze Reihe von Menschen wichtige Beiträge geleistet, von Anregungen und moralischer Unterstützung bis hin zu entscheidenden Hilfen beim Aufbau der Handlung. Eva Cumming,

Nancy Deming-Williams, Arthur Ross Evans, Andrew Harris, Paul Hudspeth, Peter Stampfel, Doug Werner, Michael Whelan, die reizenden Leute von DAW Books und alle meine Freunde von GEnie(R) stellen nur eine kleine (aber wichtige) Auswahl derer dar, die mitgeholfen haben, die »Geschichte, die mein Leben auffraß« zu Ende zu bringen.

Mein ganz besonderer Dank für ihre Unterstützung bei den beiden letzten Bänden des *Aufgeschwollenen Epos* gilt jedoch Mary Frey, die in die Lektüre und – ich finde keinen besseren Ausdruck – Analyse eines ungeheuerlichen Manuskripts eine geradezu erschreckende Menge von Energie und Zeit investiert hat. In einer Zeit, als ich es wirklich nötig hatte, spornte sie mich ganz unglaublich an. Natürlich war auch die Mitwirkung meiner beiden Lektorinnen Sheila Gilbert und Betsy Wollheim von unschätzbarem Wert. Ihr Verbrechen besteht darin, daß ihnen soviel an meiner Arbeit lag, und dafür erhalten sie jetzt die wohlverdiente Strafe. Ihnen allen und den vielen anderen Freunden und Helfern, die hier nicht genannt, aber trotzdem ganz bestimmt nicht vergessen sind, danke ich von ganzem Herzen.

Achtung: Ein Personen-, Orts- und Sachverzeichnis sowie ein Glossar finden Sie am Ende des Buchs.

Zum besseren Verständnis dieses Buchs
folgt eine Zusammenfassung der beiden ersten Bände des Zyklus.

»Der Drachenbeinthron«
Zusammenfassung

Viele Jahrtausende hat der Hochhorst den unsterblichen Sithi gehört; doch vor dem Ansturm der Menschen sind sie aus der gewaltigen Burg geflohen. Nun regieren schon seit langer Zeit Menschen diese größte aller Festungen und mit ihr das ganze Land Osten Ard. Johan der Priester, Hochkönig aller Länder der Menschen, ist der letzte in der Reihe ihrer Gebieter. Nach einer Jugend voller Triumph und Ruhm herrscht er seit Jahrzehnten von seinem Skelett-Hochsitz, dem Drachenbeinthron, über eine befriedete Welt.

Simon, ein tolpatschiger Vierzehnjähriger, ist einer von den Küchenjungen des Hochhorstes. Seine Eltern sind gestorben, seine einzige wirkliche Familie die Kammerfrauen und ihre gestrenge Herrin, Rachel der Drache. Wenn es Simon gelingt, sich vor der Küchenarbeit zu drücken, schleicht er hinüber in die vollgestopften Gemächer von Doktor Morgenes, dem exzentrischen Gelehrten der Burg. Als der alte Mann Simon anbietet, ihn zu seinem Lehrling zu machen, ist der Junge überglücklich – bis er merkt, daß Morgenes ihm lieber Lesen und Schreiben beibringen möchte, als ihn in der Magie zu unterrichten.

Da der hochbetagte König Johan bald sterben wird, bereitet sich Elias, der ältere seiner beiden Söhne, auf die Thronfolge vor. Josua, Elias' düsterer Bruder, der wegen einer entstellenden Verwundung den Beinamen Ohnehand trägt, gerät mit dem zukünftigen König in einen heftigen Wortwechsel über Pryrates, einen übel beleumundeten Priester, der zu Elias' engsten Ratgebern zählt. Der Zwist der beiden Brüder liegt wie eine unheilverkündende Wolke über Burg und Land.

Elias' Königsherrschaft nimmt zunächst einen guten Anfang, bis eine Dürre über das Land kommt und mehrere Völker von Osten Ard von der Pest heimgesucht werden. Bald ziehen Räuberbanden über die Landstraßen, und aus einsam liegenden Dörfern verschwinden Menschen. Die Ordnung der Dinge zerfällt, und die Untertanen des Königs verlieren

das Vertrauen in seine Herrschaft. Aber den Monarchen und seine Freunde scheint das alles nicht zu stören. Während im ganzen Reich Groll und Unzufriedenheit laut werden, verschwindet auf einmal Elias' Bruder Josua – manche sagen, um einen Aufstand anzuzetteln.

Elias' Mißherrschaft erregt vielfach Unruhe, unter anderem beim Herzog Isgrimnur von Rimmersgard und Graf Eolair, dem Gesandten des im Westen liegenden Landes Hernystir. Selbst König Elias' Tochter Miriamel macht sich Sorgen, vor allem über den scharlachrot gekleideten Pryrates, den vertrauten Ratgeber ihres Vaters.

Inzwischen schlägt sich Simon mehr schlecht als recht als Morgenes' Gehilfe durch. Trotz Simons Mondkalbnatur und der Weigerung des Doktors, ihm Dinge beizubringen, die auch nur entfernt mit Zauberei zu tun haben, werden die beiden gute Freunde. Auf einem seiner Streifzüge durch die geheimen Gelasse des labyrinthischen Hochhorstes entdeckt Simon einen verborgenen Gang und fällt dabei um ein Haar Pryrates in die Hände. Er entkommt dem Priester jedoch und gerät in eine versteckte unterirdische Kammer. Darin findet er Josua, der dort gefangengehalten wird, weil sich Pryrates in einem entsetzlichen Ritual seiner Person bedienen will. Simon holt Doktor Morgenes, und die beiden befreien Josua und schaffen ihn in die Wohnung des Doktors. Von dort aus wird er durch einen Tunnel, der unter der uralten Burg hindurchführt, in die Freiheit entlassen. Während Morgenes damit beschäftigt ist, Botenvögel mit Nachrichten über diese Ereignisse an geheimnisvolle Freunde zu schicken, erscheint Pryrates mit der Wache des Königs, um den Doktor und Simon gefangenzunehmen. Im Kampf gegen Pryrates findet Morgenes den Tod, aber sein Opfer ermöglicht es Simon, in den Tunnel zu fliehen.

Halb von Sinnen irrt Simon durch die Gänge unter der Burg, die durch die Ruinen des alten Palastes der Sithi führen. Auf der Begräbnisstätte vor der Stadtmauer kommt er wieder an die Oberfläche. Der Schein eines großen Lagerfeuers lockt ihn an. Er wird Zeuge eines unheimlichen Schauspiels: Pryrates und König Elias halten gemeinsam mit schwarzverhüllten, weißgesichtigen Wesen ein Ritual ab. Die bleichen Geschöpfe überreichen Elias ein fremdartiges graues Schwert von beunruhigender Macht, das sie *Leid* nennen. Simon flieht.

Das Leben in der Wildnis am Rande des großen Waldes Aldheorte ist elend, und nach ein paar Wochen ist Simon vor Hunger und Erschöpfung halb tot und immer noch weit von seinem Ziel entfernt: Josuas Burg Naglimund im Norden des Landes. Als er sich einer Waldkate nähert, um

zu betteln, findet er in einer Falle ein seltsames Wesen – einen der Sithi, einer Rasse, die man für sagenhaft oder doch längst ausgestorben hält. Der Kätner kommt zurück, aber bevor er den hilflosen Sitha erschlagen kann, streckt Simon ihn nieder. Der Befreite nimmt sich gerade noch Zeit, einen weißen Pfeil nach Simon zu schießen, dann verschwindet er. Eine neue Stimme rät Simon, den weißen Pfeil an sich zu nehmen, weil er ein Geschenk der Sithi sei.

Der zwergenhafte Neuankömmling ist ein Troll namens Binabik, der auf einer großen grauen Wölfin reitet. Er erzählt Simon, daß er nur zufällig vorbeigekommen, nun aber bereit sei, den Jungen nach Naglimund zu begleiten. Auf dem Weg dorthin stoßen den beiden viele Abenteuer und seltsame Erlebnisse zu. Sie begreifen, daß etwas Größeres sie bedroht als nur ein König und sein Ratgeber, denen ein Gefangener entflohen ist.

Endlich, als sie von dämonischen weißen Hunden verfolgt werden, die das Brandzeichen von Sturmspitze, einem übelberüchtigten Berg im hohen Norden, tragen, sind sie gezwungen, in den Schutz von Geloës Waldhaus zu fliehen. Dorthin nehmen sie noch zwei andere Wanderer mit, die sie vor den Hunden gerettet haben. Geloë, eine kurzangebundene Waldfrau, der man nachsagt, sie sei eine Hexe, hält mit ihnen Rat und ist ebenfalls der Meinung, daß das uralte Volk der Nornen, verbitterter Verwandter der Sithi, auf irgendeine Weise in das Schicksal von Priester Johans Königreich verstrickt ist.

Menschliche und andere Verfolger bedrohen die Reisenden auf dem Weg nach Naglimund. Als Binabik von einem Pfeil getroffen wird, müssen sich Simon und eine der vorher Geretteten, eine Dienstmagd, im Wald durchschlagen. Ein zottiger Riese greift sie an, und nur das Auftauchen von Josuas Jagdgesellschaft rettet ihnen das Leben.

Der Prinz nimmt sie mit nach Naglimund, wo Binabiks Wunden versorgt werden und sich bestätigt, daß Simon in einen Strudel schrecklicher Ereignisse hineingestolpert ist. Elias ist bereits unterwegs, um Josuas Burg zu belagern. Simons Gefährtin, die Dienstmagd, ist Prinzessin Miriamel, die in dieser Verkleidung vor ihrem Vater geflohen ist, von dem sie befürchtet, er sei unter Pryrates' Einfluß wahnsinnig geworden. Überall aus dem Norden und von anderen Orten drängen verängstigte Menschen nach Naglimund und zu Josua, ihrem letzten Bollwerk gegen einen verrückten König.

Während der Prinz und andere die bevorstehende Schlacht besprechen, erscheint im Ratssaal ein seltsamer alter Rimmersmann namens Jarnauga.

Er ist ein Mitglied des *Bundes der Schriftrolle*, eines Kreises von Gelehrten und Eingeweihten, dem auch Morgenes und Binabiks Lehrmeister angehörten. Jarnauga bringt weitere schlimme Nachrichten. Der Feind, so sagt er, sei nicht Elias allein; der König erhalte Hilfe von Ineluki, dem Sturmkönig, der einst ein Prinz der Sithi gewesen, nun aber schon seit fünf Jahrhunderten tot sei. Sein körperloser Geist beherrsche die Nornen von Sturmspitze, die bleichen Vettern der verbannten Sithi.

Es sei der grausige Zauber des grauen Schwertes *Leid* gewesen, der an Inelukis Tod schuld sei – und der Angriff der Menschen auf die Sithi. Der Bund der Schriftrolle sei der Auffassung, daß die Herausgabe von *Leid* an Elias der erste Schritt eines noch undurchschaubaren Racheplans sei, eines Plans, der die Erde unter den Fuß des untoten Sturmkönigs zwingen solle. Die einzige Hoffnung liege in einem Weissagungs-Gedicht, das anzudeuten scheine, »drei Schwerter« könnten dabei helfen, Inelukis mächtigen Zauber abzuwenden.

Eines dieser Schwerter sei *Leid*, das Schwert des Sturmkönigs, jetzt im Besitz ihres Feindes König Elias. Das zweite sei die Rimmersgard-Klinge *Minneyar*, die sich früher ebenfalls auf dem Hochhorst befunden habe, deren jetziger Verbleib jedoch unbekannt sei. Das dritte sei *Dorn*, das schwarze Schwert von König Johans größtem Ritter, Herrn Camaris. Jarnauga und einige andere glauben, es an einem Ort im eisigen Norden aufgespürt zu haben. Aufgrund dieser vagen Hoffnung schickt Josua Binabik, Simon und ein paar Soldaten auf die Suche nach *Dorn*, während sich Naglimund für die Belagerung rüstet.

Die zunehmend kritische Situation beunruhigt auch andere Personen. Prinzessin Miriamel, verärgert über die Versuche ihres Onkels Josua, sie zu schützen, flieht verkleidet aus Naglimund. Ihr Begleiter ist der geheimnisvolle Mönch Cadrach. Sie will sich in das südliche Nabban durchschlagen und ihre dortigen Verwandten um Hilfe für Josua bitten. Auf Josuas dringende Bitte versteckt auch der alte Herzog Isgrimnur seine eigenen, höchst markanten Züge unter einer Verkleidung und folgt ihr, um sie zu retten.

Tiamak, ein gelehrter Bewohner der Sümpfe von Wran, erhält von seinem alten Mentor Morgenes eine rätselhafte Botschaft, die schlimme Zeiten ankündigt, in denen Tiamak eine Rolle zu spielen habe.

Maegwin, Tochter des Königs von Hernystir, muß hilflos zusehen, wie der Verrat des Hochkönigs Elias ihre Familie und das Land in einen Strudel von Kriegsereignissen reißt.

Simon, Binabik und ihre Gefährten geraten in einen Hinterhalt Ingen Jeggers, des Jägers von Sturmspitze, und seiner Diener. Nur das Wiederauftauchen des Sithas Jiriki, den Simon damals aus der Falle des Kätners befreit hat, rettet sie. Als er von ihrem Vorhaben erfährt, beschließt Jiriki, sie zum Berg Urmsheim zu begleiten, der sagenhaften Behausung eines der großen Drachen, um mit ihnen nach dem Schwert *Dorn* zu suchen.

Als Simon und die anderen den Berg erreichen, hat inzwischen König Elias sein Belagerungsheer zu Josuas Burg Naglimund geführt. Obwohl die ersten Angriffe zurückgeschlagen werden können, erleiden die Verteidiger große Verluste. Endlich jedoch scheinen sich Elias' Truppen zurückzuziehen und die Belagerung aufzugeben. Doch bevor die Bewohner der Feste fliehen können, zieht am nördlichen Horizont ein unheimliches Gewitter auf und bedroht Naglimund. Der Sturm ist der Mantel, unter dem Inelukis eigenes, grausiges Heer von Nornen und Riesen marschiert, und als die fünf obersten Diener des Sturmkönigs, die *Rote Hand*, die Tore der Festung sprengen, beginnt ein entsetzliches Schlachten. Josua und ein paar anderen gelingt es, der Zerstörung der Burg zu entkommen. Bevor sie in den großen Wald Aldheorte fliehen, verflucht Josua Elias wegen seines gewissenlosen Paktes mit dem Sturmkönig und schwört, er werde sich die Krone ihres Vaters von Elias zurückholen.

Inzwischen ersteigen Simon und seine Gefährten den Berg Urmsheim. Sie überwinden dabei große Gefahren und stoßen schließlich auf den Udun-Baum, einen riesenhaften, zu Eis gefrorenen Wasserfall. Dort finden sie *Dorn* in einer gruftartigen Höhle. Noch bevor sie das Schwert an sich nehmen und den Ort verlassen können, erscheint erneut Ingen Jegger und greift sie mit seinen Kriegern an. Der Kampf weckt Igjarjuk, den weißen Drachen, der viele Jahre unter dem Eis geschlummert hat. Kämpfer beider Seiten finden den Tod. Allein Simon steht noch, am Rande eines steilen Abgrunds in die Enge getrieben. Als sich der Eiswurm drohend nähert, hebt Simon *Dorn* und schlägt zu. Das siedendheiße schwarze Blut des Drachen spritzt über ihn, als er, von einem Hieb bewußtlos, niedersinkt.

Simon erwacht in einer Höhle auf dem Trollberg von Yiqanuc. Jiriki und Haestan, ein erkynländischer Soldat, pflegen ihn gesund. *Dorn* ist vom Urmsheim gerettet worden, aber Binabik wird zusammen mit ihrem anderen Gefährten, dem Rimmersmann Sludig, von seinem eigenen Volk gefangengehalten; das Urteil lautet auf Tod. Das Drachenblut hat Simon eine Narbe zugefügt und eine breite Strähne seines Haares weiß gebleicht.

Jiriki gibt ihm den Namen »Schneelocke« und erklärt ihm, daß er nun ein unwiderruflich Gezeichneter sei.

»Der Abschiedsstein«
Zusammenfassung

Simon, der Sitha Jiriki und der Soldat Haestan halten sich als geachtete Gäste in der auf einem Berggipfel gelegenen Stadt der winzigen Qanuc-Trolle auf. Sludig dagegen, dessen Volk, die Rimmersgarder, uralte Erbfeinde der Qanuc sind, und Simons Trollfreund Binabik werden nicht so gut behandelt. Binabiks Stammesgenossen halten die beiden gefangen; ihnen droht die Todesstrafe. Bei einer Audienz bei *Hirte* und *Jägerin*, den Herrschern der Qanuc, stellt sich heraus, daß man Binabik nicht nur beschuldigt, seinen Stamm im Stich gelassen, sondern auch das Verlöbnis mit Sisqi, der jüngsten Tochter der Herrscherfamilie, gebrochen zu haben. Simon bittet Jiriki, sich für die Gefangenen einzusetzen, aber der Sitha hat Pflichten gegenüber seiner eigenen Familie zu erfüllen und will sich ganz allgemein nicht in die Rechtsprechung der Trolle einmischen. Kurz bevor die Hinrichtungen stattfinden sollen, bricht Jiriki in seine Heimat auf.

Obwohl Sisqi über Binabiks scheinbare Treulosigkeit erbittert ist, erträgt sie es nicht, seinen Tod mitanzusehen. Gemeinsam mit Simon und Haestan befreit sie die beiden Gefangenen. Aber als sie die Höhle von Binabiks verstorbenem Meister nach einer Schriftrolle durchsuchen, die ihnen helfen soll, einen Ort namens *Stein des Abschieds* zu finden, von dem Simon in einer Vision erfahren hat, werden sie von den erzürnten Anführern der Qanuc wieder ergriffen. Das Testament von Binabiks Meister bestätigt jedoch die von Binabik vorgebrachten Gründe für sein Fortgehen, und die darin ausgesprochenen Warnungen überzeugen den *Hirten* und die *Jägerin* endlich davon, daß tatsächlich dem ganzen Land Gefahren drohen, die sie bisher nicht erkannt haben. Nach einigen Debatten werden die Gefangenen begnadigt, und Simon und seine Gefährten erhalten die Erlaubnis, Yiqanuc zu verlassen und dem verbannten Prinzen Josua das mächtige Schwert *Dorn* zu bringen. Sisqi und andere Trolle wollen sie bis an den Fuß des Gebirges begleiten.

In der Zwischenzeit sind Josua und eine kleine Schar seiner Anhänger

dem Untergang von Naglimund entkommen und irren, verfolgt von den Nornenkriegern des Sturmkönigs, durch den Wald von Aldheorte. Sie müssen sich nicht nur gegen Pfeile und Speere verteidigen, sondern auch gegen dunklen Zauber. Endlich stoßen sie auf die Waldfrau Geloë und Leleth, das stumme Kind, das durch Simon vor den furchtbaren Hunden von Sturmspitze gerettet wurde. Dieses seltsame Paar führt Josua und seine Leute durch den Forst an einen Ort, der einst den Sithi gehörte. Hierhin wagen die Nornen ihnen nicht zu folgen, weil sie fürchten, damit den uralten Vertrag zwischen den beiden getrennten Brudervölkern zu brechen. Geloë fordert Josua jedoch auf, zu einer anderen Stätte weiterzuziehen, die den Sithi sogar noch heiliger ist, demselben *Stein des Abschieds*, zu dem sie in einer Vision, die sie ihm sandte, auch Simon geschickt hat.

Miriamel, Tochter des Hochkönigs Elias und Josuas Nichte, ist auf dem Weg nach Süden. Sie hofft, bei ihren Verwandten am Hof von Nabban Verbündete für Josua zu finden. Ihr Begleiter ist der liederliche Mönch Cadrach. Die beiden fallen in die Hände des Grafen Streáwe von Perdruin, eines listigen und käuflichen Mannes, der Miriamel erklärt, er wolle sie einem anderen ausliefern, dessen Namen er nicht nennen könne, dem er aber etwas schuldig sei. Zu Miriamels Freude erweist sich die geheimnisvolle Persönlichkeit als Freund; es ist der Priester Dinivan, Sekretär von Lektor Ranessin, dem Haupt der Mutter Kirche. Dinivan ist heimliches Mitglied des *Bundes der Schriftrolle* und hofft, daß Miriamel es schafft, den Lektor davon zu überzeugen, daß er sich öffentlich von Elias und dessen Ratgeber, dem abtrünnigen Priester Pryrates, lossagt. Mutter Kirche befindet sich in großer Bedrängnis, nicht allein durch Elias, der fordert, die Kirche solle sich nicht in seine Belange einmischen, sondern auch durch die Feuertänzer, religiöse Fanatiker, die behaupten, in ihren Träumen komme der Sturmkönig zu ihnen. Tief besorgt hört Ranessin sich an, was Miriamel zu berichten hat.

Auf ihrer Wanderung vom Hochgebirge herunter werden Simon und seine Gefährten von Schneeriesen angegriffen. Der Soldat Haestan und viele Trolle werden getötet. Als Simon danach über die Ungerechtigkeit von Leben und Tod nachgrübelt, weckt er unabsichtlich den Sithaspiegel, den Jiriki ihm gegeben hat, damit Simon mit Hilfe seines Zaubers den Elbenprinzen im Fall der Not herbeirufen kann. Durch den Spiegel gerät Simon auf die *Straße der Träume* und begegnet dort zuerst der Sitha-Herrscherin Amerasu, dann der furchtbaren Nornenkönigin Utuk'ku. Amerasu will herausfinden, was Utuk'ku und der Sturmkönig im Schilde

führen, und sucht auf der *Straße der Träume* nach Erleuchtung und Verbündeten.

Josua und die Überlebenden seiner Schar haben endlich den Wald durchquert und das Grasland der Hoch-Thrithinge erreicht. Dort werden sie fast sofort Gefangene des von Mark-Than Fikolmij angeführten Nomadenstammes. Fikolmij ist der Vater von Josuas Geliebter, Vara, und über den Verlust seiner Tochter äußerst erbost. Er schlägt den Prinzen brutal zusammen und arrangiert danach ein Duell, in dem Josua umgebracht werden soll. Aber Fikolmijs Plan geht nicht auf; Josua bleibt am Leben. Dadurch verliert Fikolmij eine Wette und muß dafür bezahlen, indem er die Gesellschaft des Prinzen mit Pferden versorgt. Josua ist tief betroffen von der Beschämung Varas bei der Wiederbegegnung mit ihrem Volk. Darum schließt er vor den Augen Fikolmijs und des gesamten Stammes die Ehe mit ihr. Als ihr Vater daraufhin voller Freude verkündet, König Elias' Soldaten seien bereits auf dem Weg durch das Grasland, um sie zu ergreifen, reiten der Prinz und seine Anhänger davon, ostwärts zum *Stein des Abschieds*.

Im fernen Land Hernystir ist Maegwin jetzt die Letzte ihres Geschlechts. Ihr Vater, der König, und ihr Bruder sind beide im Kampf gegen Elias' Werkzeug Skali umgekommen, und Maegwin und ihr Volk haben sich in die Höhlen des Grianspog-Gebirges geflüchtet. Die Prinzessin wird von seltsamen Träumen gequält. Die alten Stollen und Höhlungen unter dem Grianspog ziehen sie magisch an. Graf Eolair, der vertrauteste Lehensmann ihres Vaters, folgt ihr dorthin. Zusammen gelangen sie in die riesige unterirdische Stadt Mezutu'a. Maegwin glaubt fest daran, daß hier noch Sithi leben und den Hernystiri wie in alten Zeiten zu Hilfe kommen werden. Aber die einzigen Bewohner der bröckelnden Stadt, die sie finden, sind die Unterirdischen, eine sonderbare, scheue Gruppe von Erdbewohnern, die mit den unsterblichen Sithi entfernt verwandt sind. Diese Unterirdischen, die sowohl Metallwerker als auch Steinmetze sind, verraten ihnen, daß das Schwert *Minneyar*, nach dem Josuas Männer suchen, in Wirklichkeit die unter dem Namen Hellnagel bekannte Klinge ist, die Priester Johan, dem Vater von Josua und Elias, mit ins Grab gegeben wurde. Auf Maegwin macht diese Neuigkeit wenig Eindruck. Sie ist am Boden zerstört, weil sie erkennen muß, daß ihre Träume ihrem Volk keine wirkliche Hilfe gebracht haben. Fast genauso peinigt sie, was sie ihre törichte Liebe zu Eolair nennt. Darum ersinnt sie einen Auftrag für ihn. Er soll Josua und seiner Schar von Überlebenden Nachricht von *Minneyar*

und Pläne der unterirdischen Anlagen der Erdbewohner bringen; zu diesen Grabungen gehören auch Tunnel unter Elias' Burg, dem Hochhorst. Eolair ist verwirrt und zornig, weil sie ihn fortschickt, aber er geht.

Simon, Binabik und Sludig trennen sich am Fuß des Gebirges von Sisqi und den anderen Trollen und setzen ihren Weg durch die eisige Weite der Weißen Öde fort. Unmittelbar am Nordrand des großen Waldes stoßen sie auf ein altes Kloster, in dem eine Gruppe von Kindern haust, behütet von einem etwas älteren Mädchen namens Skodi. Froh, der Kälte zu entkommen, bleiben sie über Nacht, aber Skodi ist mehr, als sie scheint. In der Dunkelheit bannt sie die drei mit ihren Hexenkünsten und leitet dann ein Ritual ein, mit dem sie den Sturmkönig anrufen und ihm zeigen will, daß sie das Schwert *Dorn* erobert hat. Als Folge ihres Zaubers erscheint einer der Untoten der *Roten Hand*. Aber eines der Kinder stört den Ablauf der Zeremonie und führt dadurch einen riesigen Schwarm von *Gräbern* an den Ort. Skodi und die Kinder werden getötet. Simon und seine beiden Freunde entkommen, vor allem dank Binabiks grimmiger Wölfin Qantaqa. Simon, dessen Geist die *Rote Hand* berührt hat, ist kaum noch bei Verstand. Er flieht vor seinen Gefährten. Schließlich prallt das Pferd gegen einen Baum. Simon verliert das Bewußtsein und stürzt in einen tiefen Graben, so daß Binabik und Sludig ihn nicht finden können. Endlich nehmen sie tiefbetrübt das Schwert *Dorn* und setzen den Weg zum *Stein des Abschieds* allein fort.

Nicht nur Miriamel und Cadrach, sondern noch andere Leute haben sich im Palast des Lektors in Nabban eingefunden. Einer von ihnen ist Josuas Bundesgenosse Herzog Isgrimnur, der auf der Suche nach Miriamel ist. Der zweite ist Pryrates, der Lektor Ranessin ein Ultimatum des Königs überbringt. Der erzürnte Lektor sagt sich öffentlich von Elias und Pryrates los und exkommuniziert sie. Unter Racheschwüren verläßt der Gesandte des Königs das Bankett.

In derselben Nacht verwandelt sich Pryrates mit Hilfe eines Zauberspruchs, den ihn die Diener des Sturmkönigs gelehrt haben, in ein Schattenwesen. Er tötet Dinivan und ermordet dann auf schreckliche Weise den Lektor. Anschließend steckt er die Gänge in Brand, um den Verdacht auf die Feuertänzer zu lenken. Cadrach, der große Angst vor Pryrates empfindet, hat Miriamel die ganze Nacht vergeblich angefleht, mit ihm aus dem Palast des Lektors zu fliehen. Endlich versetzt er ihr einen Schlag, der sie bewußtlos macht, und schleppt sie fort. Isgrimnur findet den sterbenden Dinivan, der ihm ein Zeichen des *Bundes der Schriftrolle* für den Wranna

Tiamak gibt und ihn bittet, zu einer Herberge namens *Pelippas Schüssel* zu reisen, die in Kwanitupul steht, einer Stadt am Rande der Marschen südlich von Nabban.

Tiamak, der schon vorher eine Nachricht von Dinivan erhalten hat, befindet sich bereits auf dem Weg nach Kwanitupul, obwohl seine Reise um ein Haar ein jähes Ende findet, als ein Krokodil ihn angreift. Schwerverletzt und im Wundfieber erreicht er endlich *Pelippas Schüssel*. Die Wirtin Xorastra ist jedoch inzwischen verstorben, und ihre Nachfolgerin empfängt ihn recht unfreundlich.

Als Miriamel aufwacht, stellt sie fest, daß Cadrach sie in den Laderaum eines Schiffs geschmuggelt hat. Während der Mönch dort seinen Rausch ausschlief, ist das Schiff abgesegelt. Die beiden werden nach kurzer Zeit von Gan Itai entdeckt, einer Niskie, deren Aufgabe es ist, das Schiff vor den bedrohlichen Wasserwesen zu beschützen, die man Kilpa nennt. Obwohl Gan Itai die blinden Passagiere sympathisch findet, bringt sie sie trotzdem vor den Schiffsherrn Aspitis Preves, einen jungen Adligen aus Nabban.

Fern im Norden hat Simon einen Traum, in dem er erneut die Sitha Amerasu sprechen hört und erfährt, daß Ineluki, der Sturmkönig, ihr Sohn ist. Simon hat sich vollständig verirrt und wandert ganz allein durch den pfadlosen, tiefverschneiten Wald von Aldheorte. Er versucht, mit Jirikis Spiegel Hilfe herbeizurufen, aber niemand antwortet auf sein Flehen. Schließlich marschiert er einfach los, wobei er hofft, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben; er weiß jedoch, daß seine Chancen, lebendig die vielen Dutzend Meilen winterlichen Waldes zu durchqueren, nur gering sind. Mit Käfern und Gras fristet er ein kümmerliches Dasein; die einzige Frage ist, ob er zuerst ganz und gar den Verstand verlieren oder vorher verhungern wird. Am Ende rettet ihn das Auftauchen von Jirikis Schwester Aditu, die den Ruf des Spiegels vernommen hat. Sie vollbringt eine Art Übergangs-Zauber, der den Winter zum Sommer zu machen scheint; als sie damit fertig ist, betritt sie mit Simon die verborgene Festung der Sithi, Jao é-Tinukai'i. Es ist ein Ort von zauberischer Schönheit, an dem es keine Zeit gibt. Als ihn Jiriki dort willkommen heißt, ist Simons Freude groß; wenig später aber, als man ihn vor Likimeya und Shima'onari, Jirikis und Aditus Eltern, bringt, verwandelt sich die Freude in Entsetzen. Die Herrscher der Sithi erklären ihm nämlich, daß es noch keinem Sterblichen gestattet worden sei, das geheime Jao é-Tinukai'i zu betreten, und daß Simon es darum nie mehr verlassen dürfe.

Josua und seine Begleiter werden bis hinauf ins nördliche Grasland verfolgt. Als sie aber endlich haltmachen, um verzweifelt Widerstand zu leisten, stellen sie fest, daß die neuen Verfolger nicht Elias' Soldaten, sondern Thrithing-Bewohner sind, die Fikolmijs Stamm verlassen haben, um sich dem Prinzen anzuschließen. Unter Geloës Führung erreichen sie gemeinsam Sesuad'ra, den *Stein des Abschieds*, einen gewaltigen Felsblock inmitten eines weiten Tals. Sesuad'ra ist der Ort, an dem Sithi und Nornen ihren Vertrag schlossen und die beiden Brudervölker sich voneinander trennten. Josuas erschöpfte Schar ist selig, endlich, und sei es auch nur für eine Weile, einen Zufluchtsort zu besitzen. Sie hoffen auch, jetzt herausfinden zu können, welche Eigenschaften der drei Großen Schwerter es ermöglichen, Elias und den Sturmkönig zu besiegen, so wie es in Nisses' uralten Versen steht.

Weiter südlich auf dem Hochhorst scheint König Elias' Wahnsinn immer mehr zuzunehmen. Graf Guthwulf, einst ein Günstling des Königs, zweifelt allmählich daran, daß Elias überhaupt noch regierungsfähig ist. Als Elias ihn zwingt, das graue Schwert *Leid* zu berühren, wird Guthwulf von der seltsamen Macht, die der Klinge innewohnt, fast verzehrt und im Innersten verwandelt. Auch Rachel der Drache, die Oberste der Kammerfrauen, gehört zu denjenigen Bewohnern des Hochhorstes, die mit Sorge sehen, was sich um sie herum abspielt. Als Rachel erfährt, daß der Priester Pryrates an Simons vermeintlichem Tod schuld ist, beschließt sie einzugreifen. Als Pryrates aus Nabban zurückkommt, versucht sie, ihn zu erstechen. Der Priester ist jedoch längst so mächtig geworden, daß sie ihn nur geringfügig verletzt. Als er sich umdreht, um Rachel mit seiner tödlichen Zauberkunst zu Asche zu verbrennen, wirft Guthwulf sich dazwischen und wird geblendet. In der Verwirrung kann Rachel entkommen.

Miriamel und Cadrach erzählen dem Schiffsherrn Aspitis, Miriamel sei die Tochter eines Adligen von niederem Rang. Sie werden gastfreundlich behandelt; vor allem Miriamel widmet man große Aufmerksamkeit. Cadrachs Stimmung wird immer düsterer. Als er versucht, vom Schiff zu fliehen, befiehlt Aspitis, ihn in Ketten zu legen. Miriamel hat das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Allein und hilflos, läßt sie zu, daß Aspitis sie verführt.

Mittlerweile ist Isgrimnur auf beschwerlichen Wegen im Süden angekommen und hat Kwanitupul erreicht. In der Herberge findet er Tiamak, aber keinerlei Hinweis auf Miriamel. Doch seine Enttäuschung

verwandelt sich schnell in Staunen, als er entdeckt, daß der einfältige Alte, der als Türhüter des Gasthofs arbeitet, kein anderer als Herr Camaris ist, zu König Johans Zeiten der größte seiner Ritter und der Mann, der einst das Schwert *Dorn* schwang. Allgemein hat man geglaubt, Camaris sei vor vierzig Jahren umgekommen, aber was damals wirklich geschah, bleibt auch jetzt ein Geheimnis, denn der alte Ritter ist ahnungslos wie ein Kleinkind.

Binabik und Sludig, noch immer im Besitz des Schwertes *Dorn*, entkommen den Schneeriesen, die sie verfolgen, indem sie ein Floß bauen und damit den gewaltigen, sturmgepeitschten See überqueren, der jetzt das ganze Tal um den *Stein des Abschieds* herum ausfüllt.

Simons Gefangenschaft in Jao é-Tinukai'i ist mehr langweilig als erschreckend, aber er hat große Angst um seine Freunde, die vom Kampf bedroht sind. Die Erste Großmutter der Sithi, Amerasu, ruft ihn zu sich, und Jiriki bringt ihn in ihr merkwürdiges Haus. Sie forscht in Simons Erinnerungen nach Hinweisen, die ihr helfen könnten, die Pläne des Sturmkönigs zu durchschauen, und schickt ihn dann wieder fort.

Ein paar Tage später wird Simon zu einer Versammlung aller Sithi geholt. Dort verkündet Amerasu, sie wolle nun berichten, was sie über Ineluki in Erfahrung gebracht habe. Zuvor jedoch schilt sie ihr Volk, weil es nicht kämpfen wolle und sich mit krankhafter Besessenheit an seine Erinnerungen und damit letzten Endes an den Tod klammere. Sie führt ihnen einen der *Zeugen* vor, einen Gegenstand, der – so wie Jirikis Spiegel – den Zugang zur *Straße der Träume* ermöglicht. Gerade will sie Simon und den versammelten Sithi zeigen, was der Sturmkönig und die Nornenkönigin planen, als plötzlich Utuk'ku selbst in dem *Zeugen* erscheint und Amerasu als Freundin der Menschen und Einmischerin anklagt. Nach ihr verkörpert sich ein Wesen der *Roten Hand*. Während Jiriki und die anderen Sithi gegen den Flammengeist kämpfen, erzwingt sich der sterbliche Jäger der Nornenkönigin, Ingen Jegger, den Eingang nach Jao é-Tinukai'i und ermordet, noch ehe sie mitteilen kann, was sie weiß, Amerasu.

Ingen wird getötet und die *Rote Hand* vertrieben, aber das Unglück ist geschehen. Unter den Sithi herrscht so tiefe Trauer, daß Jirikis Eltern ihr Urteil aufheben und Simon mit Aditu als Führerin aus Jao é-Tinukai'i fortschicken. Beim Abschied erkennt er, daß der ewige Sommer der Sithi-Zuflucht ein wenig kälter geworden ist.

Am Waldrand setzt Aditu ihn in ein Boot und übergibt ihm ein Paket,

das er Josua von Amerasu bringen soll. Dann rudert Simon über den Regenwassersee zum *Stein des Abschieds*, wo er seine Freunde wiedertrifft. Kurze Zeit werden Simon und die übrigen dort vor dem heraufziehenden Sturm in Sicherheit sein.

Vorwort

Guthwulf, Graf von Utanyeat, strich mit den Fingern über das zerkratzte Holz von Priester Johans großer Tafel. Die unnatürliche Stille beunruhigte ihn. Bis auf das geräuschvolle Atmen von König Elias' Mundschenk und das Klappern der Löffel in den Eßschalen herrschte Schweigen in der langgestreckten Halle. Wie konnte es so ruhig sein, wenn fast ein Dutzend Leute zu Abend aßen? Dem blinden Guthwulf schien die Stille doppelt bedrückend, auch wenn sie ihn nicht unbedingt überraschte. Neuerdings speisten nur noch wenige an der Tafel des Königs, und wer gezwungen war, sich in Elias' Umkreis aufzuhalten, schien es immer eiliger zu haben, daraus fortzukommen, ohne das Schicksal dadurch zu versuchen, daß er sich auf etwas so Gewagtes wie ein Tischgespräch einließ.

Vor ein paar Wochen hatte ein Söldnerhauptmann namens Ulgart aus dem Wiesen-Thrithing den Fehler begangen, über die Sittenlosigkeit der Frauen von Nabban zu scherzen. Die Thrithing-Männer waren fast alle davon überzeugt, denn sie hatten kein Verständnis für Frauen, die sich das Gesicht bemalten und Kleider trugen, die soviel nacktes Fleisch enthüllten, daß es die Wagenbewohner für schamlos hielten. Unter gewöhnlichen Umständen wäre Ulgarts roher Witz in einer Männergesellschaft gar nicht aufgefallen; und es saßen nur Männer an König Elias' Tafel, weil es kaum noch Frauen auf dem Hochhorst gab. Aber der Söldner hatte vergessen – wenn er es je gewußt hatte –, daß die Gemahlin des Hochkönigs, getötet von einem Thrithing-Pfeil, eine Edelfrau aus Nabban gewesen war. Als man den Pudding zum Nachtisch servierte, hing Ulgarts Kopf bereits am Sattelknauf eines Mannes der Erkynwache, unterwegs zu den spitzen Pfählen über dem Nerulagh-Tor, wo er die dort hausenden Raben ergötzen sollte.

Es lag lange zurück, daß die Tischgespräche auf dem Hochhorst geistvoll gefunkelt hatten, dachte Guthwulf, aber heutzutage nahm man die Mahlzeiten fast bei Grabesstille ein, nur unterbrochen vom Ächzen schwitzender Diener – die sich anstrengen mußten, die Arbeit mehrerer anderer mitzutun, die aus der Burg verschwunden waren – und den

gelegentlichen unsicheren Schmeicheleien der wenigen Edelleute und Schloßbeamten, die sich der Einladung des Königs nicht hatten entziehen können.

Jetzt hörte Guthwulf das Murmeln leiser Worte und erkannte Herrn Fluirens Stimme, die dem König etwas zuflüsterte. Der hochbetagte Ritter war erst kürzlich aus seiner Heimat Nabban zurückgekehrt, wo er als Elias' Gesandter bei Herzog Benigaris geweilt hatte. Heute nahm er zur Rechten des Königs den Ehrenplatz ein. Der alte Mann hatte Guthwulf erzählt, seine Unterredung mit dem König, ein paar Stunden früher am Tag, wäre ohne jede Besonderheit verlaufen; aber trotzdem hatte Elias während des ganzen Essens einen besorgten Eindruck gemacht. Guthwulf konnte ihn zwar nicht sehen, aber die Jahrzehnte, die er in nächster Nähe des Hochkönigs verbracht hatte, ermöglichten es ihm, jeder gedehnten Betonung, jeder ungewöhnlichen Bemerkung Elias' ein Bild zuzuordnen. Hinzu kam, daß Guthwulfs Gehör und sein Geruchs- und Tastsinn – weit empfindlicher, seit er sein Sehvermögen verloren hatte – in Gegenwart von Elias' furchtbarem Schwert *Leid* immer noch viel schärfer zu reagieren schienen.

Seit damals, als der König Guthwulf gezwungen hatte, sie zu berühren, war ihm die graue Klinge beinahe wie ein lebendes Wesen vorgekommen, etwas, das ihn kannte, das reglos, aber seiner Gegenwart schrecklich bewußt, auf ihn wartete wie ein Raubtier, das Witterung aufgenommen hat. Die bloße Anwesenheit des Schwertes führte dazu, daß sich Guthwulfs Nackenhaare sträubten und alle Nerven und Sehnen aufs äußerste gespannt schienen. Manchmal, mitten in der Nacht, wenn der Graf von Utanyeat finster wachlag, glaubte er durch die Hunderte von Ellen Stein, die seine Wohnung von den Gemächern des Königs trennten, die Klinge zu spüren; ein graues Herz, das nur er allein pochen hörte.

Elias schob jäh den Stuhl zurück. Das Kreischen von Holz auf Stein brachte alles ringsum zu erschrockenem Verstummen. Guthwulf malte sich aus, wie Löffel und Pokale mitten in der Luft tröpfelnd zum Stehen kamen.

»Verdammt, Alter!« fauchte der König. »Dient Ihr mir oder diesem Welpen Benigaris?«

»Ich berichte Euch nur, was der Herzog gesagt hat, Majestät«, stotterte Herr Fluiren. »Doch ich denke nicht, daß er es unehrerbietig meint. Er hat Schwierigkeiten mit den Thrithing-Stämmen an seiner Grenze, und das Wran-Volk ist aufsässig…«

»Und was geht mich das an?« Guthwulf konnte fast sehen, wie Elias'

Augen schmal wurden, so oft hatte er beobachtet, welche Veränderungen der Zorn in den Zügen des Königs hervorrief. Sein blasses Gesicht würde dunkel und ganz leicht feucht sein. Seit einiger Zeit hatte Guthwulf die Dienerschaft tuscheln hören, der König werde immer magerer.

»Ich war es, der Benigaris auf den Thron half, Ädon verfluche ihn! Und ich gab ihm einen Lektor, der sich nicht einmischt!«

Er sagte es und brach ab. Als einziger der Gesellschaft hörte Guthwulf, wie Pryrates, der dem blinden Grafen gegenübersaß, scharf den Atem einzog. Als merke er, daß er zu weit gegangen war, entschuldigte sich der König mit einem wenig überzeugenden Scherz und setzte dann die leise Unterredung mit Fluiren fort.

Einen Augenblick saß Guthwulf da wie vom Donner gerührt. Er griff hastig zum Löffel und fuhr fort zu essen, um seine plötzliche Furcht zu verbergen. Wie mochte er aussehen? Starrten sie ihn alle an – konnte jeder sein verräterisches Rotwerden bemerken? Die Worte des Königs über das Amt des Lektors und Pryrates' bestürztes Nachluftschnappen hallten in seinem Kopf wider wie ein Echo. Die anderen würden zweifellos annehmen, daß Elias meinte, er habe die Wahl des geschmeidigen Escritors Velligis zum Nachfolger Ranessins als Lektor unterstützt; aber Guthwulf wußte es besser. Pryrates' Unbehagen, als es den Anschein hatte, der König könne ein Wort zuviel sagen, bestätigte Guthwulfs längst gehegten, unbestimmten Verdacht: Pryrates hatte dafür gesorgt, daß Ranessin starb. Und jetzt war sich Guthwulf sicher, daß Elias davon wußte, den Mord vielleicht sogar angeordnet hatte. Der König und sein Ratgeber hatten sich in einen Handel mit Dämonen eingelassen und Gottes höchsten Priester umgebracht.

Guthwulf saß mit vielen anderen am Tisch, aber in dieser Sekunde fühlte er sich so einsam wie ein Mann auf windgepeitschtem Berggipfel. Er konnte die Last so vieler Täuschungen, so großer Furcht nicht länger ertragen. Es war Zeit zur Flucht. Lieber als blinder Bettler unter dem übelsten Abschaum von Nabban zu vegetieren, als eine einzige Stunde länger in dieser verfluchten, gespenstischen Burg auszuharren.

Guthwulf schob die Tür seines Zimmers auf und blieb im Türrahmen stehen, um sich von der eisigen Luft des Korridors umwehen zu lassen. Es war Mitternacht. Selbst wenn er die Folge klagender Töne, die vom Grünengelturm herunterklangen, nicht gehört hätte, wäre ihm doch die tiefere Kälte an Wangen und Augen aufgefallen, die scharfe Schneide der

Nacht, wenn sich die Sonne in ihren fernsten Schlupfwinkel zurückgezogen hatte.

Merkwürdig, die Augen zu benutzen, um mit ihnen zu fühlen. Aber seitdem Pryrates ihm den Blick versengt hatte, waren sie sein empfindlichster Körperteil geworden. Mit einer Feinheit der Wahrnehmung, die selbst die seiner Fingerspitzen übertraf, erfaßten sie jede Veränderung von Wind und Wetter. Und doch, so nützlich ihm seine blinden Augäpfel auch waren, es lag etwas Grausiges darin, sich ihrer so zu bedienen. Mehrere Nächte war er schwitzend und atemlos aus Träumen erwacht, in denen er ein formloses, kriechendes Ding gewesen war, mit fleischigen Fühlern, die aus seinem Gesicht herauswuchsen, blicklosen Knollen, die wie Schneckenhörner schwankten. In seinen Träumen konnte er sehen; das Wissen, daß er selbst es war, auf den er starrte, riß ihn immer wieder keuchend aus dem Schlaf, zurück in die echte Dunkelheit, die nun für immer seine Heimat war.

Guthwulf trat in den Gang der Burg hinaus, wie jedesmal überrascht, sich noch immer im Finstern zu bewegen, wenn er von einem Raum zum andern ging. Als er die Tür zu seinem Zimmer und dem Kohlenbecken darin, in dem die Glut schwelte, ins Schloß zog, wurde die Kälte beißender. Er vernahm das Klirren der gepanzerten Posten auf den Mauern vor dem offenen Fenster und lauschte dem Wind, der anschwoll und das Klappern der Rüstungen in seinem eigenen Klagegesang erstickte. Unten in der Stadt jappte ein Hund, und irgendwo, mehrere Biegungen weiter im Gang, öffnete sich leise eine Tür und schloß sich wieder.

Ein paar Sekunden wiegte sich Guthwulf unentschlossen hin und her und tat dann einige weitere Schritte von seiner Tür weg. Wenn er fort wollte, mußte er jetzt gehen; es hatte keinen Sinn, hier brütend im Korridor herumzustehen. Er sollte sich lieber beeilen und die Gunst der Stunde nutzen: die ganze Welt war blind im Dunkel der Nacht und ihm kaum überlegen. Und welche Wahl hatte er denn noch? Das, was aus seinem König geworden war, konnte er nicht ertragen. Aber er mußte ihn heimlich verlassen. Auch wenn Elias nur noch wenig Verwendung für Guthwulf hatte – eine *Hand* des Hochkönigs, die nicht mehr in die Schlacht reiten konnte –, zweifelte Guthwulf daran, daß sein einstiger Freund ihn so einfach gehen lassen würde. Wenn ein blinder Mann die Burg verließ, die ihm Nahrung und Wohnung bot, und dazu noch vor seinem alten Kameraden Elias floh, der ihn immerhin vor Pryrates' berechtigtem Zorn geschützt hatte, dann roch das allzusehr nach Verrat – zumindest für den

Mann auf dem Drachenbeinthron.

Guthwulf hatte schon eine ganze Weile über alles nachgedacht und sogar einen Weg für sich ausgearbeitet. Er wollte hinunter nach Erchester gehen und die Nacht in Sankt Sutrin verbringen. Der Dom war so gut wie verlassen, und die Mönche dort zeigten sich allen Bettlern barmherzig, die überhaupt noch den Mut besaßen, innerhalb der Stadtmauern zu übernachten. Am nächsten Morgen würde er sich dann unter die Nachzügler des ungeordnet hinausziehenden Volkes mischen und der Alten Waldstraße nach Osten ins Hasutal folgen. Von dort aus – wer konnte das sagen? Vielleicht weiter ins Grasland, wo Josua Gerüchten nach ein Heer von Aufständischen um sich sammelte. Vielleicht in ein Kloster in Stanshire, oder auch anderswo, irgendeinen Ort, der wenigstens so lange Zuflucht gewährte, bis Elias' unbegreifliches Spiel am Ende alles vernichtete.

Jetzt aber mußte er mit dem Grübeln aufhören. Es war Zeit. Die Nacht würde ihn vor neugierigen Augen schützen, das Tageslicht ihn in Sankt Sutrins Obhut finden. Er mußte fort.

Doch gerade, als er den Gang hinuntergehen wollte, spürte er etwas Federleichtes an seiner Seite – einen Atem, einen Seufzer, das unbestimmte Gefühl, daß jemand da war. Er fuhr herum, seine Hand stieß vor. Wollte man ihn doch aufhalten?

»Wer …?«

Niemand. Oder wenn doch jemand da stand, so rührte er sich nicht und verspottete Guthwulfs Blindheit. Der Graf empfand eine sonderbare, jähe Unsicherheit, als hebe sich der Boden unter seinen Füßen. Er machte einen weiteren Schritt und spürte plötzlich ganz deutlich die Anwesenheit des grauen Schwertes, als umgebe ihn auf allen Seiten seine eigenartige Macht. Sekundenlang kam es ihm vor, als seien die Mauern ringsum verschwunden. Ein rauher Wind fegte über ihn hinweg und durch ihn hindurch und war fort.

Was war das für ein Wahnsinn?

Blind und ohnmächtig. Fast hätte er geweint. *Verflucht.*

Guthwulf nahm sich zusammen und löste sich von der Sicherheit seiner Zimmertür. Aber das merkwürdige Gefühl einer räumlichen Verschiebung begleitete ihn auf dem Weg durch die meilenlangen Gänge des Hochhorstes. Seine Finger streiften ungewohnte Gegenstände, zierliche Möbelstücke und glattpolierte, dabei aber kompliziert verschlungene Geländer, die ganz anders waren als alles, woran er sich in diesen Gängen

erinnerte. Die Tür zu den einst von den Kammerfrauen bewohnten Räumen stand offen und schwang hin und her, und obwohl er wußte, daß die Unterkünfte leer standen – die Oberste der Kammerfrauen hatte vor ihrem Anschlag auf Pryrates alle ihre Schützlinge aus der Burg herausgeschmuggelt –, hörte er tief drinnen das Gewisper von Stimmen. Guthwulf schauderte, aber er ging weiter. Der Graf kannte die neuerdings so wechselhafte, unzuverlässige Beschaffenheit des Hochhorstes schon. Längst bevor er das Augenlicht verloren hatte, war die Burg zu einem unheimlichen Ort geworden, der sich ständig veränderte.

Guthwulf fuhr fort, seine Schritte zu zählen. Er hatte den Weg in den letzten Wochen mehrfach probeweise zurückgelegt: Fünfunddreißig Schritte, bis der Gang die Richtung änderte, zwei Dutzend weitere bis zum Haupttreppenabgang, dann hinaus in den schmalen, vom Wind eisigen Rebengarten. Noch einmal ein halbes Hundert Schritte, und er war wieder unter einem Dach und würde durch die Wandelhalle des Burgkaplans gehen.

Die Wand unter seinen Fingern wurde warm, dann jäh sengend heiß. Der Graf riß die Hand weg. Er keuchte vor Schreck und Schmerz. Ein dünner Schrei schwebte durch den Korridor.

»*… T'si e-isi'ha as-irigú …*!«

Wieder tastete er mit bebender Hand nach der Mauer und fühlte nur Stein, feucht und naßkalt. Der Wind brachte seine Kleider zum Flattern – der Wind oder eine murmelnde, körperlose Menge. Das Gefühl des grauen Schwertes war sehr stark.

Guthwulf eilte durch die Gänge der Burg und streifte dabei die erschreckend wandelbaren Wände nur ganz leicht mit den Fingern. Soweit er wußte, war er das einzige Wesen weit und breit, das wirklich lebte. Die merkwürdigen Laute und die Berührungen, so sacht wie Rauch und Schmetterlingsflügel, waren nur Trugbilder, versicherte er sich selbst, sie konnten ihn an nichts hindern. Sie waren die Schatten von Pryrates' Hexenkünsten, mit denen er sich in alles einmischte. Er würde sich von ihnen nicht an der Flucht hindern, sich nicht an diesem unheiligen Ort einsperren lassen.

Der Graf berührte das rauhe Holz einer Tür und fand zu seiner grimmigen Freude, daß er richtig gezählt hatte. Er unterdrückte mühsam einen Schrei des Triumphs und der überwältigenden Erleichterung. Er hatte die kleine Pforte neben dem großen Südtor erreicht. Dahinter mußte offenes Gelände mit dem zum Inneren Zwinger gehörenden Anger liegen.

Aber als er die Pforte aufgestoßen hatte und hindurchgeschritten war, fühlte er anstatt der erwarteten bitterkalten Nachtluft das Wehen eines heißen Windes und die Hitze vieler Feuer auf der Haut. Schmerzliche, angstvolle Stimmen murmelten.

Mutter Gottes! Brennt der Hochhorst?

Guthwulf trat zurück, konnte aber die Tür nicht mehr finden. Statt dessen kratzten seine Finger über Stein, der unter seiner Berührung immer heißer wurde. Das Gemurmel steigerte sich allmählich zum Dröhnen vieler erregter Stimmen, sanft und doch durchdringend wie das Summen eines Bienenstocks. Wahnsinn, sagte er sich selbst, *Illusion*. Er durfte nicht nachgeben. Noch immer seine Schritte zählend, stolperte er vorwärts. Bald rutschten seine Füße im Schlamm des Angers, und doch war es im selben Moment, als klapperten seine Absätze auf glatten Steinplatten. Die unsichtbare Burg befand sich in einem furchtbaren Zustand des Fließens, einmal brennend und bebend, dann wieder kalt und körperlos, und das alles in völliger Stille, während ihre Bewohner in ahnungslosem Schlummer lagen.

Traum und Wirklichkeit schienen undurchdringlich miteinander verwoben. Durch Guthwulfs eigene Schwärze wimmelten flüsternde Geister, die ihn beim Zählen verwirrten; aber er kämpfte sich weiter, getragen von der grimmigen Entschlossenheit, die ihm als Elias' Hauptmann durch so manche furchtbare Schlacht geholfen hatte. Er stapfte weiter, dem Mittleren Zwinger zu. Endlich blieb er stehen, um einen Augenblick auszuruhen – nach seinen unsicher gewordenen Berechnungen nahe der Stelle, wo einmal die Wohnung des Burgarztes gelegen hatte. Er roch den säuerlichen Geruch der verkohlten Balken, streckte die Hand aus und fühlte, wie sie unter seiner Berührung zu verfaultem Pulver zerfielen. Undeutlich entsann er sich des Brandes, der Morgenes und einige andere getötet hatte. Plötzlich, wie von seinen Gedanken herbeigerufen, züngelten überall knisternde Flammen empor und umschlossen ihn mit ihrem Feuer. Es konnte keine Einbildung sein – er fühlte die tödliche Hitze! Die Glut umschloß ihn wie eine zermalmende Faust und versperrte ihm den Weg, ganz gleich, in welche Richtung er lief. Guthwulf stieß einen erstickten Verzweiflungsschrei aus. Er war gefangen, gefangen! Er würde verbrennen!

»*Ruakha, ruakha Asu'a!*« schrien Geisterstimmen hinter den Flammen. Das graue Schwert war jetzt in ihm, in allem. Er glaubte seine unirdische Musik zu hören, die Lieder seiner unnatürlichen Schwestern. Drei

Schwerter. Drei unheilige Schwerter. Jetzt kannten sie ihn.

Ein Rauschen wie der Schlag vieler Schwingen, dann fühlte der Graf von Utanyeat plötzlich, wie sich vor ihm eine Öffnung auftat, eine Lücke in der sonst ununterbrochenen Flammenwand – eine Türöffnung, die kühle Luft atmete. Ihm blieb kein anderer Weg – er warf sich den Mantel über den Kopf und stolperte hinab in einen Gang voller Schatten, die stiller waren und kälter.

ERSTER TEIL

Der wartende Stein

I

Unter fremdem Himmel

Simon kniff die Augen zusammen und sah zu den Sternen auf, die in der schwarzen Nacht dahintrieben. Das Wachbleiben fiel ihm immer schwerer. Seine müden Augen richteten sich auf das hellste Sternbild, einen unregelmäßigen Kreis von Lichtern, die ungefähr eine Handbreit über dem gähnenden, an eine zerbrochene Eierschale erinnernden Rand der Kuppel zu schweben schienen.

Da. Das war doch wohl das Spinnrad? Es machte einen eigenartig länglichen Eindruck – als sei der Himmel selbst, an dem die Sterne standen, zu einer ungewohnten Form verzerrt. Doch wenn es nicht das Spinnrad war, was sonst konnte mitten im Herbst so hoch am Himmel scheinen? Der Hase? Aber zum Hasen gehörte ein kleiner Sternknopf dicht daneben, der Schwanz. Und der Hase war doch auch nie so groß?

Der Wind streckte eine Klaue in das halbverfallene Gebäude hinunter, das Geloë die »Sternwarte« nannte – vermutlich einer ihrer trockenen Witze, entschied Simon. Nur der Ablauf langer Jahrhunderte hatte die Kuppel aus weißem Stein dem Nachthimmel geöffnet, darum wußte Simon, daß hier nicht wirklich eine Sternwarte gewesen war. Gewiß konnten nicht einmal die geheimnisvollen Sithi durch eine Decke aus massivem Fels die Gestirne beobachten.

Wieder wehte der Wind, diesmal stärker. Er brachte Schneegestöber mit. Obwohl es ihn vor Kälte zittern ließ, war Simon dankbar, denn die eisige Kälte vertrieb einen Teil seiner Schläfrigkeit. Es ziemte sich nicht für ihn, jetzt einzuschlafen – nicht ausgerechnet in dieser Nacht aller Nächte.

Schließlich bin ich jetzt ein Mann, dachte er. *Oder doch beinahe. Fast ein Mann.*

Er streifte den Hemdsärmel hoch und betrachtete seinen Arm. Er versuchte, die Muskeln hervortreten zu lassen, und runzelte die Stirn über das wenig befriedigende Ergebnis. Mit den Fingern strich er über die Haare an seinem Unterarm und befühlte die Stellen, an denen Schnittwunden zu

wulstigen Narben geworden waren. Hier hatten die geschwärzten Nägel eines Hunen ihr Zeichen eingeprägt, dort war er am Hang des Sikkihoq ausgeglitten und auf einen Felsen geprallt. War es das, was Erwachsensein bedeutete? Eine Menge Narben zu haben? Er nahm an, daß es wohl auch hieß, aus seinen Wunden zu lernen – aber was konnte er aus seinen Erlebnissen im vergangenen Jahr für Lehren ziehen?

Laß nicht zu, daß man deine Freunde umbringt, dachte er mürrisch. *Das ist schon mal eine. Geh nicht hinaus in die Welt, damit du nicht von Ungeheuern und Verrückten gejagt wirst. Das ist eine andere. Mach dir keine Feinde.*

Soweit die weisen Ratschläge, die andere Leute ihm immer so eifrig zukommen lassen wollten. Aber die Entscheidung war nie so einfach, wie es in Vater Dreosans Predigten geklungen hatte, in denen die Menschen immer klar die Wahl zwischen dem Weg des Bösen und Ädons Weg gehabt hatten. So jedoch, wie Simon in letzter Zeit die Welt erfahren hatte, konnte man sich immer nur zwischen zwei gleichmäßig unerfreulichen Möglichkeiten entscheiden, bei denen Gut und Böse lediglich eine verschwindend geringe Rolle spielten. Der Wind, der durch die Kuppel der Sternwarte pfiff, wurde schriller. Er zerrte an Simons Nerven. Trotz der Schönheit der kunstvoll gemeißelten, perlweißen Mauern blieb der Ort abweisend. Die Winkel waren sonderbar, die Proportionen für einen fremdartigen Geschmack entworfen. Wie andere Werke ihrer unsterblichen Baumeister gehörte auch die Sternwarte ganz und gar den Sithi; Sterbliche konnten sich dort nie wirklich wohl fühlen.

Unruhig stand Simon auf und fing an, hin und her zu gehen. Das leise Echo seiner Schritte verlor sich im Summen des Windes. Was ihn an dieser großen, kreisrunden Halle besonders fesselte, war unter anderem die Tatsache, daß es hier Steinfußböden gab, etwas, das die Sithi heute nicht mehr zu bauen schienen. Erinnerung an die warmen, grasigen Wiesen von Jao é-Tinukai'i stieg in ihm auf, und er bewegte die Zehen in seinen Stiefeln. Er war dort barfuß gegangen, und jeder Tag war ein Sommertag gewesen. Als er daran dachte, verschränkte er die Arme über der Brust, als suche er Wärme und Trost.

Der Boden der Sternwarte bestand aus kunstvoll geschnittenen und aneinandergefügten Platten, während die kreisrunde Mauer aussah wie gewachsen, vielleicht aus dem Fels des Abschiedssteins selbst. Simon überlegte. Auch die anderen Bauwerke hier oben hatten keine sichtbaren Verbindungs- oder Nahtstellen. Wenn die Sithi alle Häuser auf dem Gipfel

unmittelbar aus dem felsigen Gebein des Hügels herausgehauen und sich außerdem noch tief in Sesuad'ras Inneres hineingearbeitet hatten – der Stein war anscheinend überall von Tunneln durchzogen –, woher hatten sie dann gewußt, wann sie aufhören mußten? Hatten sie keine Angst gehabt, der ganze Felsen würde einstürzen, wenn sie ein Loch zuviel gruben? Das schien ihm fast ebenso wundersam wie jeder andere Sithizauber, von dem er gehört oder den er gesehen hatte, und genauso unerreichbar für Sterbliche: zu wissen, wann man aufhören muß.

Simon gähnte. Usires Ädon, war diese Nacht lang! Er blickte hinauf zum Himmel, zu den Sternen, die glühend dahinrollten.

Ich will hinaufklettern. Ich will den Mond anschauen.

Er ging über den glatten Steinfußboden zu einer der langen Treppen, die sich auf der Innenseite der Kuppel allmählich nach oben wendelten. Im Steigen zählte er die Stufen. Das hatte er im Lauf dieser langen Nacht schon mehrmals getan. Auf der hundertsten Stufe setzte er sich hin. Der diamantene Strahl eines ganz bestimmten Sterns, der in der Mitte einer seichten Einkerbung der bröckelnden Kuppel gestanden hatte, als Simon zuletzt oben gewesen war, schien jetzt auf den Rand der Kerbe. Bald würde er hinter dem Überrest des Kuppeldachs verschwunden und außer Sicht sein.

Gut. Wenigstens etwas Zeit war vergangen. Die Nacht war lang, und die Sterne waren fremd, aber zumindest setzte die Zeit ihren Lauf fort.

Simon kam auf die Füße und stieg weiter, kletterte ohne Mühe die schmale Treppe hinauf, trotz eines gewissen Schwindelgefühls, das ein langer Schlaf unzweifelhaft vertreiben würde. Er kletterte, bis er den höchsten Treppenabsatz erreicht hatte, einen von Pfeilern gestützten Steinkragen, der einst das gesamte Gebäude umzogen hatte. Jetzt war er schon lange zerfallen und größtenteils eingestürzt, so daß er sich nur noch ein paar kurze Ellen über das Verbindungsstück zur Treppe hinaus erstreckte. Die Oberkante der hohen Außenmauer reichte gerade bis über Simons Kopf. Ein paar vorsichtige Schritte brachten ihn zu einer Stelle des Treppenabsatzes, an der die Bruchöffnung der Kuppel so tief lag, daß er fast heranreichte. Er griff nach oben, tastete sorgfältig nach festem Halt für seine Finger und zog sich hinauf. Er schwang ein Bein über die Mauer und ließ es ins Nichts baumeln.

Der Mond, von einem windzerfetzten Wolkenschleier verhüllt, schien dennoch so hell, daß die bleichen Ruinen unter ihm wie Elfenbein schimmerten. Simon hatte einen guten Aussichtsplatz. Die Sternwarte war

das einzige Gebäude innerhalb der Außenmauer von Sesuad'ra, das so hoch war wie die Mauer selbst, was der Siedlung den Anschein eines einzigen, riesigen, niedrigen Bauwerks gab. Im Gegensatz zu den anderen verlassenen Wohnstätten der Sithi, die Simon gesehen hatte, fehlten hier die Türme, die hohen, aufragenden Spitzen. Es war, als sei der Geist der Baumeister von Sesuad'ra unterdrückt worden oder als hätten sie nur für nützliche Zwecke gebaut, nicht aus purem Stolz auf ihre Kunst heraus. Nicht, daß die Ruinen keinen Reiz besessen hätten; der weiße Stein zeigte einen ganz besonderen, eigentümlichen Glanz, und die Häuser im Inneren der Vormauer waren nach dem Muster einer wilden, aber in sich vollendet logischen Geometrie angeordnet. Obwohl alles einen viel kleineren Maßstab aufwies, als Simon es aus Da'ai Chikiza und Enki-e-Shao'saye kannte, verliehen ihm gerade sein bescheidener Umfang und die Gleichförmigkeit des Entwurfs eine schlichte Schönheit, die es von jenen anderen, großartigeren Stätten abhob.

Überall im Umkreis der Sternwarte und auch um die anderen größeren Häuser wie das Abschiedshaus und das Haus der Wasser – wie Geloë sie nannte; Simon wußte nicht, ob diese Bezeichnungen wirklich dem ursprünglichen Zweck der Bauwerke entsprachen – schlängelte sich ein System von Pfaden und kleineren Gebäuden oder deren Überresten, dessen ineinander verschlungene Schnecken und Schleifen so kunstvoll entworfen und zugleich so natürlich schienen wie die Blütenblätter einer Blume. Der größte Teil des Geländes war mit Bäumen zugewachsen, aber sogar diese Bäume zeigten Spuren einstiger Ordnung, so wie der kleine grüne Fleck inmitten eines Feenrings darauf hinweist, wo die erste Pilzreihe zu wachsen begonnen hat.

In der Mitte dieser Ansiedlung, die vor Zeiten zweifellos von seltener und kultivierter Schönheit gewesen war, erstreckte sich eine merkwürdige, mit Steinplatten gepflasterte, erhöhte Fläche. Längst war sie fast überall von zudringlichem Gras bedeckt, verriet jedoch selbst im Mondlicht noch Andeutungen einer einstmals üppigen, komplizierten Gestaltung. Geloë nannte diesen zentralen Platz den Feuergarten. Simon, der sich nur mit dem Aufbau menschlicher Wohnorte richtig auskannte, hätte ihn für einen Marktplatz gehalten.

Jenseits des Feuergartens, auf der anderen Seite des Abschiedshauses, stieg ein erstarrter Wellenkamm aus bleichen Kegelformen empor – die Zelte von Josuas Anhängern, die durch die seit Wochen in kleinen Gruppen eintreffenden Neuankömmlinge erheblich angeschwollen waren.

Es gab kaum noch Platz, so breit der ebene Gipfel des Abschiedssteins sich auch dehnte. Viele der Zuletztgekommenen hatten sich im Kaninchenbau der Tunnel eingerichtet, die sich unter der steinernen Haut des Berges dahinzogen.

Simon saß da und starrte auf das Flackern der Lagerfeuer in der Ferne, bis er sich einsam fühlte. Der Mond schien unendlich weit weg, sein Antlitz kalt und teilnahmslos.

Er wußte nicht, wie lange er so in die leere Schwärze hinausgestarrt hatte. Sekundenlang fürchtete er, eingeschlafen zu sein und zu träumen, aber nein … dieses sonderbare Gefühl des Schwebens war etwas Wirkliches – wirklich und erschreckend. Simon wehrte sich, aber seine Glieder schienen weit von ihm entfernt und schwach. Nichts schien von Simons Körper übrig zu sein als die beiden Augen. Seine Gedanken schienen so hell zu brennen wie die Sterne, die er am Himmel gesehen hatte – als es noch einen Himmel und Sterne gab, noch etwas anderes als diese endlose Schwärze. Entsetzen durchfuhr ihn.

Usires steh mir bei, ist der Sturmkönig gekommen? Bleibt es jetzt für immer schwarz? Gott, bitte bring das Licht zurück!

Und wie als Antwort auf sein Gebet begannen sich in der gewaltigen Dunkelheit Lichter zu entzünden. Es waren nicht, wie er zuerst dachte, Sterne, sondern Fackeln; winzige Lichtpunkte, die nur ganz allmählich größer wurden, als näherten sie sich aus unendlicher Ferne. Die Wolke von Glühwürmchengeflimmer wurde zum Strom, der Strom zur Linie, die sich in langsamen Spiralen wand und drehte. Es war eine Prozession, Dutzende von Fackeln, die den Berg hinaufstiegen, so wie Simon selbst den Pfad hinaufgeklettert war, der in Windungen um Sesuad'ra herumführte, damals, als er aus Jao é-Tinukai'i gekommen war.

Jetzt konnte Simon die in Kapuzenmäntel gehüllten Gestalten sehen, aus denen der Zug bestand, ein schweigendes Heer, das sich mit zeremonieller Genauigkeit vorwärts bewegte.

Ich bin auf der Straße der Träume! begriff er plötzlich. *Amerasu hat gesagt, daß ich näher daran bin als andere Leute.*

Aber was war es, was er da sah?

Die Reihe der Fackelträger erreichte eine ebene Stelle und breitete sich zu einem funkelnden Fächer aus, so daß ihre Lichter weit auf beide Seiten des Gipfels getragen wurden. Ja, es war Sesuad'ra, zu dem sie hinaufgestiegen waren, aber ein Sesuad'ra, der selbst im Fackelschein

offensichtlich anders war als der Ort, den Simon kannte. Die Ruinen, die ihn umgeben hatten, waren keine Ruinen mehr. Jede Säule, jede Mauer ragte unversehrt. War das die Vergangenheit – der Stein des Abschieds, wie er einst gewesen war – oder eine seltsame Zukunft, in der man ihn wieder aufbauen würde, vielleicht wenn der Sturmkönig ganz Osten Ard unterworfen hätte?

Die Menge strömte dem flachen Platz zu, in dem Simon den Feuergarten wiedererkannte. Dort steckten die verhüllten Gestalten ihre Fackeln in Ritzen zwischen den Bodenplatten oder auf steinerne Sockel, so daß ein Garten aus Feuer aufblühte, ein Feld aus flackerndem, wogendem Licht. Die vom Wind angefachten Flammen tanzten; Funken sprühten zahlreicher als die Sterne selbst.

Plötzlich fand sich Simon von den vorwärtsdrängenden Massen mitgerissen, hinunter nach dem Abschiedshaus. Er stürzte durch die glitzernde Nacht, glitt geschwind durch steinerne Mauern und schwebte wie ein körperloses Wesen in die hell erleuchtete Halle hinein. Alles geschah lautlos bis auf ein stetiges Rauschen in seinen Ohren. Wenn er genauer hinsah, schienen sich die Bilder vor ihm zu verschieben und an den Rändern zu verwischen, als habe sich die Welt ein winziges Stück aus ihren natürlichen Angeln gedreht. Verstört wollte Simon die Augen schließen, stellte jedoch fest, daß sein Traum-Ich unfähig war, die Visionen auszusperren; er konnte nur zuschauen, ein hilfloses Gespenst.

An der großen Tafel stand eine Vielzahl von Gestalten. In Nischen an allen Wänden hatte man Kugeln mit kaltem Feuer gestellt. Ihr blaues, feuer-oranges und gelbes Glühen warf lange Schatten über die gemeißelten Mauern. Andere, tiefere Schatten warf das, was auf der Tafel stand, ein Gebilde aus konzentrischen Sphären, ähnlich dem großen Astrolabium, das Simon oft für Doktor Morgenes poliert hatte. Dieses hier jedoch bestand nicht aus Messing und Eichenholz, sondern nur aus glühenden Lichtlinien, als hätte jemand die phantastischen Umrisse mit flüssigem Feuer in die Luft gemalt. Die Wesen, die sich am Tisch bewegten, waren verschwommen, aber dennoch wußte Simon genau, daß es sich um Sithi handelte. Niemand konnte diese vogelähnliche Haltung, diese seidige Anmut verkennen.

Eine Sitha im himmelblauen Gewand lehnte sich über die Tafel und schrieb in Fingerflammenspuren geschickt ihre eigene Ergänzung des glühenden Gebildes. Ihr Haar war schwärzer als Schatten, schwärzer sogar als der Nachthimmel über Sesuad'ra, eine üppige Wolke aus Dunkelheit

um Kopf und Schultern. Einen Augenblick dachte Simon, sie könne eine jüngere Amerasu sein; aber obwohl vieles an ihr ihn an Erste Großmutter erinnerte, waren viele andere Züge ihm fremd.

Neben ihr stand ein weißbärtiger Mann in wallendem, scharlachrotem Gewand. Etwas, das an bleiche Geweihstangen erinnerte, sproß aus seiner Stirn. Simon überlief es kalt – er hatte in anderen, schlimmeren Träumen ähnliches gesehen. Der bärtige Mann beugte sich vor und sprach zu der Frau; sie drehte sich um und fügte dem Entwurf einen weiteren Feuerwirbel hinzu.

Während Simon das Gesicht der dunklen Frau nicht genau ausmachen konnte, war die andere, die ihr gegenüberstand, nur allzu deutlich zu erkennen. Ihre Züge waren hinter einer Maske aus Silber, der Rest ihres Körpers war unter eisweißen Gewändern verborgen. Wie um der Schwarzhaarigen zu antworten, hob die Nornenkönigin den Arm und hieb eine Linie aus stumpfem Feuer quer über das ganze Gebilde. Dann winkte sie ein zweites Mal mit der Hand und warf ein Netz aus sacht qualmendem Purpurlicht über den äußersten Globus.

Der Mann an ihrer Seite folgte gelassen jeder ihrer Bewegungen. Er war groß und schien kraftvoll gebaut. Eine stachlige, obsidian-schwarze Rüstung umhüllte seinen Leib von Kopf bis Fuß. Er trug keine silberne oder sonstige Maske, aber trotzdem konnte Simon wenig von seinem Gesicht erkennen.

Was taten sie? War das der Trennungsvertrag, von dem Simon gehört hatte? Denn sicherlich waren es Sithi und Nornen, die er hier zusammen auf dem Sesuad'ra sah.

Die undeutlichen Figuren begannen jetzt lebhafter zu sprechen. Schlingen und sich überkreuzende Flammenlinien wurden in die Luft über den Sphären geschleudert und blieben im Nichts hängen, leuchtend wie die Spur eines vorübersausenden Feuerpfeils. Das Gespräch schien in harte Worte überzugehen. Viele der schattenhaften Zuschauer, deren Gebärden mehr Zorn verrieten, als Simon es bei den Unsterblichen, die er kannte, je bemerkt hatte, näherten sich der Tafel und umringten die vier Hauptgestalten. Aber noch immer konnte Simon nur ein dumpfes Rauschen hören, wie Wind oder brausendes Wasser. Die Flammengloben im Mittelpunkt der Auseinandersetzung loderten auf und wogten wie ein Freudenfeuer im Wind.

Simon wäre gern etwas weiter nach vorn gegangen, um besser zu sehen. War es die Vergangenheit, der er hier zuschaute? War sie aus dem

gespenstischen Stein hervorgesickert? Oder war es nur ein Traum, eine Sinnestäuschung, Folge der langen Nacht und der Lieder, die er in Jao é-Tinukai'i gehört hatte? Irgendwie war er sicher, daß es sich anders verhielt. Alles kam ihm so wirklich vor, daß er fast das Gefühl hatte, er könne den Arm ausstrecken … den Arm ausstrecken … und sie berühren…

Das Geräusch in seinen Ohren verklang. Die Lichter der Fackeln und Sphären erloschen.

Erschauernd kam Simon zu sich. Er hockte hoch oben auf dem bröckelnden Stein der Sternwarte, dem Abgrund gefährlich nah. Die Sithi waren fort. Keine Fackeln brannten im Feuergarten, und die einzigen lebenden Wesen auf Sesuad'ras Gipfel waren zwei Posten, die unten vor der Zeltstadt an ihrem Wachtfeuer saßen. Verwirrt blieb Simon noch eine Weile sitzen. Er starrte auf die fernen Flammen und versuchte zu begreifen, was er erblickt hatte. Bedeutete es etwas? Oder war es nur ein unwichtiges Überbleibsel, ein Name, von einem Wanderer in die Mauer geritzt und dort noch lange sichtbar, nachdem der Mann selbst gestorben war?

Simon stieg langsam die Treppe vom Dach der Sternwarte wieder hinab und kehrte zu seiner Decke zurück. Vor lauter Anstrengung, seine Vision zu verstehen, bekam er Kopfschmerzen. Mit jeder Stunde, die verging, fiel ihm das Denken schwerer.

Nachdem er sich enger in seinen Mantel gewickelt hatte – das Gewand, das er darunter trug, war nicht sonderlich warm –, nahm er einen tiefen Zug aus seinem Trinkschlauch. Das Wasser stammte aus einer der Quellen des Sesuad'ra; es war süß und an seinen Zähnen kalt. Er trank noch einmal und genoß den Nachgeschmack von Gras und Schattenblumen. Mit den Fingern klopfte er auf die Steinplatten. Träume hin, Träume her; eigentlich sollte er über die Dinge nachdenken, die ihm Deornoth gesagt hatte. Zu Beginn der Nacht hatte er sie sich so viele Male im Kopf wiederholt, daß sie schließlich ganz unsinnig geklungen hatten. Jetzt, als er sich wieder konzentrieren wollte, merkte er, daß die Litanei, die Deornoth ihm so sorgsam eingetrichtert hatte, in seinem Verstand nicht haften wollte. Ihre Worte schossen hin und her wie Fische in einem seichten Teich. Simons Gedanken begannen zu wandern. Er sann über die vielen seltsamen Ereignisse nach, die ihm seit seiner Flucht aus dem Hochhorst zugestoßen waren.

Was für eine Zeit das gewesen war! Was er alles gesehen hatte!

Simon wußte nicht genau, ob man es Abenteuer nennen sollte – unter einem Abenteuer verstand man eher etwas, das glücklich und in Sicherheit endete. Er bezweifelte jedoch, daß es ein glückliches Ende geben würde, und es waren schon jetzt so viele Leute gestorben, daß das Wort »Sicherheit« wie ein grausamer Scherz wirkte. Aber trotzdem handelte es sich unzweifelhaft um Erlebnisse, die die kühnsten Träume eines Küchenjungen weit übertrafen. Simon Mondkalb war Geschöpfen begegnet, die dem Reich der Sage entstammten, er hatte an Schlachten teilgenommen und sogar selbst getötet. Natürlich hatte sich das als weit weniger leicht erwiesen, als er früher geglaubt hatte, damals, als er sich als zukünftigen Hauptmann im königlichen Heer gesehen hatte – in Wirklichkeit war es sehr, sehr unangenehm gewesen.

Darüber hinaus war Simon von Dämonen gejagt worden, hatte sich Zauberer zu Feinden und den höchsten Adel zu Freunden gemacht (wobei die Edelleute auch nicht viel besser oder schlechter zu sein schienen als die Leute aus Küche und Keller) und als unfreiwilliger Gast in der Stadt der unsterblichen Sithi gelebt. Außer Sicherheit und warmen Betten war das einzige, das seinem Abenteuer offenbar fehlte, die schönen Jungfrauen. Er hatte zwar eine Prinzessin kennengelernt und sie sogar schon gemocht, als er sie noch für ein ganz gewöhnliches Mädchen hielt, aber die war längst wieder verschwunden, und Ädon allein wußte, wo sie jetzt steckte. Seitdem war weibliche Gesellschaft ungemein knapp gewesen, wenn man von Jirikis Schwester Aditu absah; die aber hatte Simons unbeholfenes Verständnis allzu weit überstiegen. Wie eine Leopardin war sie – wunderschön, aber recht furchterregend. Er sehnte sich nach jemandem, der mehr wie er selbst war – nur natürlich hübscher. Er rieb sich den Flaumbart und betastete seine vorspringende Nase. *Viel* hübscher. Er hatte das Alleinsein satt. Er wollte einen Menschen, mit dem er reden konnte – jemanden, dem etwas an ihm liegen würde, der ihn verstand, wie nicht einmal sein Trollfreund Binabik ihn je verstehen konnte. Jemand, mit dem er seine Gedanken teilen konnte…

Jemand, der die Sache mit dem Drachen begreift, dachte er plötzlich.

Er fühlte eine Gänsehaut, die ihm den Rücken hochstieg, diesmal nicht vom Wind. Eine Erscheinung längst verschwundener Sithi, und sei sie noch so lebendig, war *eine* Sache. Es gab viele Leute mit Visionen – die Verrückten auf dem Platz der Schlachten in Erchester grölten sie einander dutzendweise zu, und Simon hatte den Verdacht, daß so etwas auf dem Sesuad'ra noch viel öfter vorkam. Aber Simon hatte einen wirklichen

Drachen gesehen, und das konnte kaum jemand von sich behaupten. Er hatte vor dem Eiswurm Igjarjuk gestanden und war nicht zurückgewichen. Er hatte sein Schwert geschwungen – besser gesagt, *ein* Schwert; es wäre anmaßend, *Dorn* als sein Eigentum zu bezeichnen –, und der Drache war zusammengebrochen. Das war nun wirklich etwas Wunderbares, etwas, das noch keiner außer Priester Johan vollbracht hatte, und der war von allen Menschen der größte gewesen, der Hochkönig.

Natürlich hat Johan damals seinen Drachen getötet, während ich nicht glaube, daß Igjarjuk umgekommen ist. Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich mir. Ich glaube nicht, daß sein Blut mir diese Gefühle vermittelt hätte, wenn der Drache tot gewesen wäre. Und ich glaube auch nicht, daß ich stark genug war, ihn zu erschlagen, nicht einmal mit einem Schwert wie Dorn.

Aber das Seltsame war, daß Simon zwar allen Leuten genau berichtet hatte, was auf dem Urmsheim vorgefallen war und was er jetzt darüber dachte, daß ihn aber trotzdem einige von denen, die jetzt auf dem Abschiedsstein zu Hause waren, »Drachentöter« nannten und lächelten und ihm zuwinkten, wenn er vorbeiging. Und obwohl er versucht hatte, diesen Namen abzuschütteln, schienen sie seine Zurückhaltung für Bescheidenheit zu halten. Er hatte sogar schon gehört, wie eine der Neusiedlerinnen aus Gadrinsett ihren Kindern die Geschichte erzählte, in einer Fassung, die lebhaft beschrieb, wie die Wucht von Simons Hieb den Kopf des Drachen vom Körper getrennt hatte. Bald schon würde es gar nicht mehr darauf ankommen, was wirklich geschehen war. Die Menschen, die Simon mochten oder besser, denen die Geschichte gefiel, würden sagen, er hätte ganz allein den gewaltigen Schneedrachen abgeschlachtet. Diejenigen, die nichts für ihn übrig hatten, würden erklären, es sei alles zusammen erlogen.

Die Vorstellung, daß andere Leute Lügengeschichten über sein Leben verbreiteten, erfüllte Simon mit einigem Zorn. Irgendwie war es entwürdigend. Es waren weniger die vermuteten Abstreiter, denen sein Groll galt – sie konnten ihm jenen Augenblick kristallreinen Schweigens und tiefster Stille auf dem Urmsheim nicht nehmen –, als vielmehr die anderen, die Übertreiber und Vereinfacher. Diejenigen, die eine Geschichte sorgloser Tapferkeit daraus machten, von einem frei erfundenen Simon, der mit dem Schwert auf Drachen losging, bloß weil er stark genug dazu war oder weil Drachen böse waren, beschmierten mit ihren schmutzigen Fingern ein unbeflecktes Stück seiner Seele. Es ging doch um viel mehr, so viel mehr, das hatten ihm die blassen, ausdruckslosen Augen des

Ungeheuers enthüllt, sein eigenes, verwirrtes Heldentum und der brennende Augenblick des schwarzen Blutes … jenes Blutes, das ihm die Welt gezeigt hatte … die Welt…

Simon richtete sich auf. Er war schon wieder eingenickt. Bei Gott, der Schlaf war ein heimtückischer Feind. Man konnte ihm nicht entgegentreten und kämpfen, er wartete, bis man den Blick abwendete, und schlich sich dann ganz leise an. Aber Simon hatte sein Wort gegeben, und jetzt, da er ein Mann sein würde, mußte sein Wort ein feierliches Gelöbnis sein. Also würde er wach bleiben. Diese Nacht war eine besondere Nacht.

Als die Dämmerung kam, hatten ihn die Heere des Schlafs zu drastischen Maßnahmen gezwungen, es aber nicht geschafft, ihn völlig zu besiegen. Als Jeremias mit einer Kerze in der Hand die Sternwarte betrat, am ganzen Leibe verkrampft von der Bedeutung seines Auftrags, fand er Simon im Schneidersitz in einer Pfütze rasch gefrierenden Wassers. Das nasse rote Haar hing ihm in die Augen, und die weiße Strähne darin war starr wie ein Eiszapfen. Simons längliches Gesicht strahlte triumphierend.

»Ich hab mir den ganzen Wasserschlauch über den Kopf gegossen«, verkündete er stolz. Seine Zähne klapperten so laut, daß Jeremias ihn bitten mußte, den Satz zu wiederholen. »Wasser über den Kopf gegossen. Zum Wachbleiben. Was willst du hier?«

»Es ist Zeit«, erwiderte der andere. »Der Morgen graut schon. Zeit zum Gehen für dich.«

»Ah.« Simon erhob sich unsicher. »Ich bin wach geblieben, Jeremias. Bin nicht *einmal* eingeschlafen.«

Jeremias nickte. Er lächelte vorsichtig. »Gut so, Simon. Komm jetzt. Strangyeard hat ein Feuer.«

Simon, der sich schwächer und kälter fühlte, als er gedacht hatte, legte den Arm um die magere Schulter des anderen Jungen, um sich zu stützen. Jeremias war so dünn geworden, daß es Simon schwerfiel, sich zu erinnern, wie er früher ausgesehen hatte: ein feister Wachszieherlehrling mit drei Kinnen, immer schnaufend und schwitzend. Bis auf den gehetzten Blick, der von Zeit zu Zeit in seine dunkel umschatteten Augen trat, sah Jeremias wie das aus, was er jetzt war – ein hübscher, junger Knappe.

»Ein Feuer?« Simon hatte endlich den Sinn der Worte seines Freundes in sich aufgenommen. Ihm war ganz schwindlig. »Ein schönes Feuer? Und etwas zu essen?«

»Es ist ein ausgezeichnetes Feuer«, antwortete Jeremias feierlich. »Eines

habe ich gelernt … dort unten in den Schmieden. Wie man ein richtiges Feuer macht.« Langsam und gedankenverloren schüttelte er den Kopf, sah auf und begegnete Simons Blick. Ein Schatten flackerte hinter seinen Augen wie ein durchs Gras gejagter Hase, dann kehrte das wachsame Lächeln zurück. »Was das Essen betrifft … nein, natürlich nicht. Noch eine ganze Weile nicht, und das weißt du auch. Aber mach dir keine Sorgen, Schwein, heute abend bekommst du wahrscheinlich einen Kanten Brot oder etwas in dieser Art.«

»Hund«, sagte Simon grinsend und lehnte sich absichtlich so schwer auf ihn, daß Jeremias unter dem zusätzlichen Gewicht stolperte. Nur unter vielen Flüchen und gegenseitigen Beleidigungen gelang es ihnen, sich über die eisigen Steinplatten zu bewegen, ohne auszurutschen. Gemeinsam torkelten sie durch das Tor der Sternwarte, hinaus in das blasse, grauviolette Glühen der Morgendämmerung. Über den ganzen Gipfel des Abschiedssteins ergoß sich das östliche Licht, aber es sang kein einziger Vogel.

Jeremias hatte nicht zuviel versprochen. Das Feuer, das in Vater Strangyeards mit einer Zeltplane überdachter Kammer loderte, war herrlich heiß – und das war gut, denn Simon hatte das Gewand abgelegt und war in einen hölzernen Zuber gestiegen. Während er die weißen Steinmauern ringsum mit ihren gemeißelten, verschlungenen Ranken und den winzigen Blumen betrachtete, malte der Flammenschein kleine Wellen auf das Mauerwerk, so daß es schien, als wogten die Wände unter seichtem, orangerotem Wasser.

Vater Strangyeard hob einen neuen Wasserkrug und goß ihn über Simons Kopf und Schultern aus. Anders als das Bad, das er sich gerade selber angetan hatte, war dieses Wasser zumindest angewärmt. Während es über sein eiskaltes Fleisch rann, erinnerte es Simon mehr an fließendes Blut als an Wasser.

»Möge dieses … möge dieses Wasser Sünde und Zweifel abwaschen.« Strangyeard stockte und spielte mit seiner Augenklappe. Sein einziges Auge war zugekniffen und von einem Netz aus Runzeln umgeben, während er sich an den nächsten Satz des Gebetes zu erinnern versuchte. Simon wußte, daß Strangyeard nervös war, nicht vergeßlich; der Priester hatte den größten Teil des gestrigen Tages damit zugebracht, die kurze Zeremonie immer wieder zu studieren. »Möge … möge dann der Mann, der also gewaschen und von seinen Sünden rein geworden ist, vor mich

treten ohne Furcht, auf daß ich hineinsehe in den Spiegel seiner Seele und darin erkenne die Tauglichkeit seines Herzens, die Gerechtigkeit seines Eides … die Gerechtigkeit seines … seines Eides…« Wieder kniff der Priester verzweifelt das Auge zusammen. »Ach…«

Simon ließ die Hitze des Feuers in sich eindringen. Er fühlte sich ganz knochenlos und töricht, aber das war durchaus kein unangenehmer Zustand. Er hatte fest geglaubt, daß er aufgeregt, sogar völlig verängstigt sein würde, aber die schlaflose Nacht hatte alle Furcht vertrieben.

Strangyeard fuhr sich mit der Hand krampfhaft durch seine wenigen verbliebenen Haarsträhnen. Endlich fiel ihm der Rest der Liturgie wieder ein, und er beeilte sich, zum Schluß zu kommen, als fürchte er, sein Gedächtnis könne ihn nochmals im Stich lassen. Anschließend half der Priester Jeremias, Simon mit weichen Tüchern abzutrocknen, und reichte ihm dann sein weißes Gewand zurück, zu dem jetzt ein breiter Ledergürtel gekommen war, den Simon umschnallen sollte. Simon trat gerade in seine leichten Schuhe, als eine kleine Gestalt in der Tür erschien.

»Ist er jetzt bereit?« fragte Binabik. Der Troll sprach sehr ruhig und gemessen, wie stets voller Respekt für die Rituale anderer. Simon starrte ihn an, und jäh erfüllte ihn heftige Liebe zu dem kleinen Mann. Hier war ein echter Freund, einer, der ihm in allen Gefahren treu zur Seite gestanden hatte.

»Ja, Binabik. Ich bin bereit.«

Der Troll führte ihn hinaus. Strangyeard und Jeremias folgten. Der Himmel war mehr grau als blau, wild von Wolkenfetzen. Der ganze Zug, der im Morgenlicht dahinschritt, paßte sich Simons träumerisch dahinschlenderndem Gang an.

Der Weg zu Josuas Zelt war von Zuschauern gesäumt, an die zweihundert Menschen, zumeist Hotvigs Thrithing-Volk und Neusiedler aus Gadrinsett. Simon erkannte einige Gesichter, wußte jedoch, daß die, die er am besten kannte, weiter vorn bei Josua auf ihn warteten. Ein paar Kinder winkten ihm. Ihre Eltern packten sie sofort und flüsterten ihnen Warnungen zu, besorgt, die Feierlichkeit des Vorgangs zu stören; aber Simon grinste und winkte zurück. Die kalte Morgenluft tat seinem Gesicht wohl. Von neuem erfaßte ihn ein leichter Schwindel, so daß er sich beherrschen mußte, um nicht herauszulachen. Wer hätte das je gedacht? Er drehte sich zu Jeremias um, doch das Gesicht des anderen war verschlossen, und er hielt den Blick, sei es, weil er meditierte, sei es aus Schüchternheit, gesenkt.

Als sie den freien Platz vor Josuas Quartier erreicht hatten, fielen Jeremias und Strangyeard zurück, um mit den anderen Anwesenden einen unregelmäßigen Halbkreis zu bilden. Sludig, mit frisch gestutztem und geflochtenem gelbem Bart, strahlte Simon an wie ein stolzer Vater. Neben ihm stand der dunkelhaarige Deornoth in ritterlichem Schmuck, daneben Sangfugol, der Harfner, der Herzogssohn Isorn und der alte Hofnarr Strupp. Der Narr, in einen dicken Mantel gehüllt, schien sich mit leiser Stimme bei dem jungen Rimmersmann zu beschweren. Näher an der Vorderseite des Zeltes warteten Herzogin Gutrun und die kleine Leleth, an ihrer Seite Geloë. Die Waldfrau hielt sich wie ein alter Soldat, dem man einen sinnlosen Appell aufgezwungen hat; aber als ihre gelben Augen Simons Blick begegneten, nickte sie ihm kurz zu, wie um zu bestätigen, daß eine Aufgabe erfüllt sei.

Auf der anderen Seite des Halbkreises konnte man Hotvig und die übrigen Randwächter sehen, ihre langen Speere ragten auf wie ein Dickicht schlanker Bäume. Durch die zusammengeballten Wolken rieselte weißes Morgenlicht und glänzte stumpf auf ihren Armreifen und Speerspitzen. Simon versuchte, nicht an die anderen zu denken, die heute hier sein sollten und nicht da waren – Haestan und Morgenes und noch andere mehr.

Eingerahmt von der Öffnung zwischen den beiden Gruppen erhob sich ein grau, weiß und rot gestreiftes Zelt. Davor stand Prinz Josua, das in der Scheide steckende Schwert Naidel an der Seite, einen schmalen Silberreif auf dem Haupt. Neben ihm erkannte Simon Vara. Ihre dunkle Wolke von Haaren war offen und fiel, vom Spiel des Windes bewegt, üppig auf ihre Schultern.

»Wer tritt vor mich?« fragte Josua mit langsamer, gemessener Stimme und zeigte, wie um den strengen Tonfall Lügen zu strafen, Simon die Andeutung eines Lächelns.

Binabik antwortete mit sorgfältiger Betonung: »Einer, der ein Ritter werden will, Prinz – Euer und Gottes Diener. Seoman ist es, Eahlferends und Susannas Sohn.«

»Wer spricht für ihn und beschwört die Wahrheit dieser Worte?«

»Binbiniqegabenik von Yiqanuc bin ich, und ich beschwöre die Wahrheit dieser Worte.« Binabik verneigte sich. Seine höfische Gebärde verursachte eine kleine Welle der Erheiterung in der Menge.

»Und hat er seine Nachtwache gehalten und ist er rein geworden von seinen Sünden?«

»Ja!« quiekte Strangyeard eifrig. »Er hat – ich meine, er ist!«

Wieder unterdrückte Josua ein Lächeln. »Dann soll Seoman vortreten.«

Binabiks kleine Hand berührte seinen Arm, und Simon näherte sich dem Prinzen einige Schritte, um dann im dichten, wehenden Gras auf ein Knie zu sinken. Es überlief ihn kalt.

Josua wartete einen Augenblick, bevor er sprach. »Du hast mir tapfer gedient, Seoman. In einer Zeit großer Gefahr hast du für meine Sache dein Leben gewagt und eine Beute von unendlicher Wichtigkeit zu uns gebracht. Hier stehe ich nun, vor dem Angesicht Gottes und den Augen deiner Kameraden, um dich zu erheben und dir Rang und Ehre vor anderen Menschen zu verleihen, doch auch, um dir Lasten aufzuerlegen, die diese anderen nicht tragen müssen. Willst du schwören, das alles auf dich zu nehmen?«

Simon holte tief Atem, damit seine Stimme nicht zitterte und die Worte, die Deornoth ihm so mühsam beigebracht hatte, richtig herauskamen. »Ich will Usires Ädon und meinem Herrn dienen. Ich will die Gefallenen aufheben und Gottes Unschuldige verteidigen. Ich will meine Augen nicht abwenden von dem, was meine Pflicht ist. Ich will das Reich meines Prinzen gegen alle Feinde im Geiste und im Leibe verteidigen. Das schwöre ich bei meinem Namen und meiner Ehre. Möge Elysia, Ädons heilige Mutter, meine Zeugin sein.«

Josua kam näher, streckte den Arm aus und legte Simon die Hand – seine einzige, gute Hand – auf den Scheitel. »So ernenne ich dich zu meinem Gefolgsmann, Seoman, und lege die Lasten der Ritterschaft auf dein Haupt.« Er sah auf. »Knappe!«

Jeremias trat vor. »Hier, Prinz Josua.« Seine Stimme schwankte leicht.

»Bring sein Schwert.«

Nach einem Augenblick der Verwirrung – der Griff hatte sich in Vater Strangyeards Ärmel verfangen – erschien Jeremias mit dem Schwert, das in einer geprägten Lederscheide steckte. Es war eine blankpolierte, im übrigen unauffällige Erkynländer-Klinge. Sekundenlang bedauerte Simon, daß man ihm nicht *Dorn* brachte, und schalt sich gleich darauf einen unverbesserlichen Dummkopf. War er denn nie zufrieden? Und wie peinlich, wenn *Dorn* sich dem Ritual nicht fügte und schwer wie ein Mühlstein wurde! Er würde dastehen wie ein Volltrottel. Josuas Hand lag plötzlich so schwer auf seinem Kopf wie das schwarze Schwert selbst. Simon schaute zu Boden, damit niemand bemerkte, wie rot er plötzlich wurde.

Als Jeremias ihm sorgsam die Scheide an den Gürtel geschnallt hatte,

zog Simon das Schwert, küßte seinen Griff und schlug das Zeichen des *Baumes*. Dann legte er die Klinge vor Josuas Füße.

»In Eurem Dienst, Herr.«

Der Prinz nahm die Hand zurück, zog die schlanke Klinge Naidel und berührte damit Simons Schultern, rechts, links, dann noch einmal rechts.

»Vor Gottes Angesicht und den Augen Eurer Kameraden – erhebt Euch, Herr Seoman.«

Unsicher kam Simon auf die Füße. Es war geschehen. Er war ein Ritter. Sein Kopf schien fast so wolkig wie der tiefhängende Himmel. Ein langer Augenblick des Schweigens, dann setzten die Hochrufe ein.

Stunden nach der Zeremonie erwachte Simon keuchend aus einem Traum voll erstickender Finsternis und merkte, daß er sich in einem Gewirr von Decken fast erwürgt hatte. Matter, winterlicher Sonnenschein fiel auf Josuas gestreiftes Zelt; Streifen aus rotem Licht bedeckten seinen Arm wie Farbe. Es war Tag, beruhigte er sich. Er hatte geschlafen und nur einen schrecklichen Traum gehabt…

Er richtete sich auf und befreite sich ächzend aus dem Dickicht seines Bettzeugs. Die Zeltwände summten im Wind. Hatte er aufgeschrien? Hoffentlich nicht. Es wäre doch recht beschämend, am Nachmittag des Tages, an dem man ihn seiner Tapferkeit wegen zum Ritter geschlagen hatte, mit einem Angstschrei aufzuwachen. »Simon?« An der Wand neben der Tür zeigte sich ein kleiner Schatten. »Bist du wach?«

»Ja, Binabik.« Er griff nach seinem Hemd. Der kleine Mann duckte sich durch die Zeltklappe.

»War deine Ruhe gut? Es ist kein Ding von Leichtigkeit, die ganze Nacht wach zu bleiben, und manchmal macht es den Schlaf hinterher voll Mühsamkeit.«

»Ich schlief.« Simon zuckte die Achseln. »Ich hatte einen merkwürdigen Traum.«

Der Troll hob eine Augenbraue. »Erinnerst du dich daran?«

Simon überlegte kurz. »Nicht so recht. Irgendwie ist es mir entfallen. Etwas über einen König und alte Blumen, den Geruch von Erde…« Er schüttelte den Kopf. Es war weg.

»Das, so denke ich, ist nur gut.« Binabik durchforstete eifrig Josuas Zelt. Er suchte Simons Mantel. Endlich hatte er ihn gefunden, drehte sich um und warf ihn dem frischgebackenen Ritter zu, der sich gerade die Hose

anzog. »Deine Träume sind oft verstörend für dich, aber selten von großer Hilfe beim Gewinnen von mehr Weisheit. Wahrscheinlich ist es darum am besten, wenn dich nicht jeder einzelne Traum mit seiner Erinnerung belastet.«

Simon fühlte sich unbestimmt gekränkt. »Weisheit? Was meinst du? Amerasu hat gesagt, meine Träume bedeuteten etwas. Und du und Geloë fandet das auch!«

Binabik seufzte. »Ich meinte nur, daß wir nicht sehr glücklich darin sind, ihre Bedeutung zu entdecken. Darum scheint es mir eher von Vorteil, wenn sie dich nicht beunruhigen, wenigstens nicht jetzt, wenn du dich deines großen Tages erfreuen solltest.«

Das ernste Gesicht des Trolls genügte Simon. Er schämte sich von Herzen über seine plötzliche Mißstimmung. »Du hast recht, Binabik.« Er schnallte den Schwertgurt um. Das ungewohnte Gewicht war eine weitere neue Erfahrung an diesem Tage voller Wunder. »Ich will heute nicht an … an etwas Böses denken.«

Binabik gab ihm einen herzhaften Klaps. »Das ist mein Gefährte vieler Reisen, der spricht! Komm, wir gehen. Neben der Freundlichkeit seines Zeltes für dein Schlafbehagen hat Josua nämlich auch dafür gesorgt, daß ein köstliches Mahl auf uns alle wartet und andere Vergnüglichkeiten außerdem.«

Draußen hatte man das im Schutz von Sesuad'ras langgestreckter Nordostmauer errichtete Zeltlager mit bunten Bändern geschmückt, die im starken Wind knatterten und flatterten. Bei diesem Anblick mußte Simon unwillkürlich an seine Zeit in Jao é-Tinukai'i denken, Erinnerungen, die er gewöhnlich zu unterdrücken versuchte, weil sie von komplizierten und beunruhigenden Gefühlen begleitet waren. Alle die schönen Worte von heute konnten weder etwas an der Wahrheit ändern noch den Sturmkönig verscheuchen. Simon hatte es satt, immer in Angst zu leben. Der Stein des Abschieds würde ihnen nur kurze Zeit Schutz bieten. Wie sehr er sich doch nach einem Zuhause sehnte, einem sicheren Hafen, nach Freiheit von allem Schrecken! Amerasu die Schiffgeborene hatte seine Träume gesehen. Und hatte sie nicht erklärt, er brauche keine weiteren Lasten mehr zu tragen? Aber Amerasu, die so vieles gesehen hatte, war anderem gegenüber manchmal blind gewesen. Vielleicht hatte sie sich auch in Simons Schicksal geirrt.

Mit den letzten Nachzüglern traten Simon und sein Begleiter durch den geborstenen Türrahmen in die von Fackeln erhellte Wärme des

Abschiedshauses. Der riesige Raum war voller Menschen. Sie saßen auf ausgebreiteten Mänteln und Decken. Man hatte die Steinplatten des Fußbodens vom jahrhundertealten Moos und Gras befreit; überall brannten kleine Kochfeuer. Es gab selten genug einen Anlaß, in diesen harten Zeiten fröhlich zu sein; die Verbannten aus vielen Orten und Völkern, die sich hier zusammengefunden hatten, schienen entschlossen, die Gelegenheit zum Feiern zu nutzen. An mehreren Feuern rief man Simon zu, doch stehenzubleiben und einen Glückwunschschluck zu trinken, und so dauerte es eine ganze Weile, bis er endlich zur Hohen Tafel vordrang, einem massiven, geschmückten Steinblock, der Bestandteil der ursprünglichen Sithihalle war. Dort warteten der Prinz und seine anderen Gefährten.

»Willkommen, Herr Seoman.« Josua winkte Simon auf den Platz zu seiner Linken. »Unsere Siedler von Neu-Gadrinsett haben keine Mühe gescheut, dieses Fest zu einem großartigen Ereignis zu machen. Es gibt Kaninchen und Rebhuhn, Hühner, glaube ich, und gute Silberforelle aus dem Stefflod.« Er beugte sich zu Simon und sprach etwas leiser. Trotz der friedlichen letzten Wochen kam Simon das Gesicht des Prinzen allzu hager vor. »Iß ordentlich, Junge. Das Wetter wird schon bald schlechter werden. Vielleicht müssen wir dann von unserem Fett zehren wie die Bären.«

»Neu-Gadrinsett?« fragte Simon.

»Wir sind nur Besucher auf dem Sesuad'ra«, erklärte Geloë. »Der Prinz findet mit Recht, daß es anmaßend von uns wäre, unserer Siedlung den Namen dieses geheiligten Ortes zu geben.«

»Und da so viele von denen, die hier wohnen, aus Gadrinsett kommen und der Name paßt – ›Versammlungsort‹ in der alten Sprache von Erkynland –, habe ich unsere Zeltstadt danach benannt.« Josua hob den Becher aus gehämmertem Metall. »Neu-Gadrinsett!«

Und brausend klang es zurück: »Neu-Gadrinsett!«

Tatsächlich hatte man aus dem wenigen, das Tal und Wald hergaben, das Bestmögliche gemacht. Simon aß mit einer Begeisterung, die an Gier grenzte. Er hatte seit der Mittagsmahlzeit des Vortags nichts mehr zu sich nehmen dürfen und einen Großteil seiner Nachtwache mit zerstreuten Gedanken an Essen zugebracht. Am Ende hatte ihm zwar die schiere Erschöpfung den Hunger vertrieben, aber der hatte sich jetzt wieder mit voller Stärke eingestellt.

Hinter ihm stand Jeremias und füllte Simons Becher jedesmal, wenn er ihn geleert hatte, mit gewässertem Wein nach. Simon war nicht recht wohl bei der Vorstellung, daß sein alter Freund aus dem Hochhorst ihn jetzt

bediente, aber Jeremias hatte darauf bestanden.

Als der einstige Wachszieherlehrling auf dem Sesuad'ra eingetroffen war – nach Osten gelockt von den Gerüchten über Josuas wachsendes Heer Unzufriedener –, war Simon völlig überrascht gewesen, nicht nur über das veränderte Aussehen des anderen, sondern vor allem darüber, daß er ihn überhaupt wiedersah, noch dazu an einem so unwahrscheinlichen Ort. Aber wenn Simon überrascht gewesen war, so war Jeremias noch viel verblüffter, daß sein Freund noch am Leben war, und staunend vernahm er die Geschichte von Simons Abenteuern. Er schien das Überleben des einstigen Küchenjungen für nichts Geringeres als ein Wunder zu halten und hatte sich in Simons Dienste gestellt wie jemand, der in einen frommen Orden eintritt. Angesichts Jeremias' unerschütterlicher Entschlossenheit fügte sich Simon endlich, wenn auch sehr verlegen. Die selbstlose Ergebenheit seines neuen Knappen verursachte ihm Unbehagen; viel glücklicher war er, wenn sich, was manchmal geschah, Spuren ihrer alten spöttischen Freundschaft zeigten.

Obwohl sich Jeremias von Simon alles, was diesem begegnet war, wieder und wieder berichten ließ, zeigte der Wachszieherlehrling wenig Lust, von seinen Erlebnissen zu erzählen. Er sagte nur, daß man ihn gezwungen hätte, in den Schmieden unter dem Hochhorst zu arbeiten, und daß Inch, Morgenes' einstiger Helfer, ein grausamer Meister gewesen wäre. Simon konnte sich aus dem, was Jeremias verschwieg, manches zusammenreimen und fügte der Rechnung, die für den schwerfälligen Riesen bei ihm offenstand, im Stillen noch ein paar Posten hinzu. Denn war nicht Simon jetzt ein Ritter, und gehörte es nicht zu den ritterlichen Taten – Gerechtigkeit zu üben?

»Ihr starrt ins Leere, Simon«, meinte die Herrin Vara und weckte ihn damit aus seinem Grübeln. Man sah ihr allmählich an, daß ein Kind in ihrem Leib heranwuchs, aber sie hatte noch immer den ein wenig wilden Blick eines Pferdes oder Vogels, die zwar die menschliche Berührung dulden, aber nie gänzlich zahm werden. Er erinnerte sich daran, wie er sie zum ersten Mal erblickt hatte auf der anderen Seite des Hofes in Naglimund, und wie er sich gefragt hatte, was eine so schöne Frau veranlassen könnte, so verbissen und unglücklich auszusehen. Sie wirkte jetzt zufriedener, aber etwas Scharfes war ihr geblieben.

»Verzeiht mir, Herrin, ich dachte an … an die Vergangenheit, glaube ich.« Er errötete. Worüber unterhielt man sich bei Tisch mit der Gemahlin des Prinzen? »Es ist eine sonderbare Welt.«

Vara lächelte belustigt. »O ja. Sonderbar und schrecklich.«

Josua erhob sich und donnerte mit dem Becher auf die steinerne Tischplatte, bis der überfüllte Saal endlich still wurde. Als das Heer ungewaschener Gesichter zu dem Gefolge des Prinzen aufsah, kam Simon eine jähe, erschreckende Einsicht.

Alle diese Leute aus Gadrinsett, die Josua mit offenem Mund anstarrten – das war er! Sie waren so, wie er gewesen war. Stets hatte er außerhalb gestanden und die wichtigen Persönlichkeiten von ferne betrachtet. Und jetzt, wundersamer-, unglaublicherweise, saß er bei ihnen, gehörte zum höchsten Kreis, ein Ritter der langen Tafel des Prinzen, den andere neidisch anglotzten – und doch war er immer noch derselbe Simon. Was bedeutete das?

»Wir haben uns aus vielerlei Gründen hier versammelt«, begann der Prinz. »Erstens, und das ist das Wichtigste, um unserem Gott zu danken, daß wir uns lebendig und in Sicherheit an diesem Ort der Zuflucht befinden, umgeben von Wasser, geschützt vor unseren Feinden. Zweitens sind wir hier, um den Vorabend des Sankt-Granis-Tages zu feiern, eines heiligen Tages, den man fastend und in stillem Gebet verbringt – den Vorabend aber feiert man mit gutem Essen und Wein!« Er hob unter den begeisterten Zurufen der Menge den Becher. »Außerdem ehren wir den Ritterschlag unseres jungen Simon, der jetzt Herr Seoman heißt.«

Wieder ein Chor von Hochrufen. Simon errötete und nickte. »Ihr alle habt gesehen, wie er ein Ritter wurde, sein Schwert empfing und den Eid schwor. Aber was ihr noch nicht gesehen habt, ist – sein Banner!«

Unter heftigem Getuschel bückten sich Gutrun und Vara und zogen ein zusammengerolltes Stück Stoff unter dem Tisch hervor; es hatte direkt vor Simons Füßen gelegen. Isorn trat zu ihnen und half. Gemeinsam hoben sie den Stoff hoch und entrollten ihn.

»Das Wappen Herrn Seomans von Neu-Gadrinsett«, verkündete der Prinz.

Das Feld aus grauen und roten, schrägen Streifen – Josuas Farben – zeigte den Umriß eines schwarzen Schwertes. Um es herum wand sich wie ein Schlinggewächs ein geschmeidiger, weißer Drache, dessen Augen, Zähne und Schuppen mit purpurrotem Faden auf das feinste ausgestickt waren. Die Menge johlte und jubelte.

»Hurra für den Drachentöter!« rief ein Mann, und mehrere andere fielen ein. Simon senkte den Kopf und bekam erneut ein rotes Gesicht. Schnell leerte er seinen Weinbecher. Der stolz lächelnde Jeremias füllte ihn sofort,

und Simon trank ihn aus. Es war natürlich alles wunderbar, aber trotzdem … irgendwo tief im Herzen konnte er das Gefühl nicht loswerden, daß irgend etwas Wichtiges nicht stimmte. Nicht nur mit dem Drachen, obwohl er ihn ja gar nicht getötet hatte. Auch nicht mit *Dorn*, obwohl es gewiß nicht Simons Schwert war und vielleicht nicht einmal Josua etwas nützen würde. Nein, irgend etwas war nicht so, wie es sein sollte…

Bei Gottes Baum, dachte er angewidert, *hast du denn an allem etwas auszusetzen, Mondkalb?*

Wieder ließ Josua den Becher auf die Tischplatte krachen. »Das ist noch nicht alles! Nicht alles!« Der Prinz schien sich gut zu unterhalten.

Es muß schön für ihn sein, einmal einer fröhlichen Runde vorzusitzen.

»Noch etwas!« rief Josua. »Noch ein Geschenk für dich, Simon!« Er winkte, und Deornoth verließ die Tafel und ging in den Hintergrund der Halle. Das Summen der Gespräche nahm wieder zu. Simon trank noch mehr von dem gewässerten Wein. Er dankte Vara und Gutrun für ihre Mühe mit seinem Banner und lobte die Vorzüglichkeit der Stickerei, bis die beiden Frauen lachen mußten. Erst als ein paar Leute weiter hinten anfingen, laut zu rufen und zu klatschen, blickte Simon auf und sah Deornoth zurückkommen. Der Ritter führte ein braunes Pferd am Zügel.

Simons Augen wurden groß. »Ist das …?« Er sprang auf, stieß sich das Knie an der Tafel und hinkte hastig durch den dichtgefüllten Saal. »Heimfinderin!« schrie er und warf der Stute die Arme um den Hals; sie, weniger überwältigt als er, stupste ihn sanft mit der Nase an der Schulter. »Aber Binabik hat doch gesagt, er hätte sie verloren!«

»Das stimmte auch«, erwiderte Deornoth lächelnd. »Als Binabik und Sludig in der Falle der Riesen saßen, mußten sie die Pferde laufen lassen. Einer unserer Spähtrupps fand sie später bei den Ruinen der Sithistadt auf der anderen Talseite. Vielleicht hat sie gespürt, daß dort einmal Sithi waren, und fühlte sich in Sicherheit; du hast ja erzählt, daß sie eine Zeit lang mit Sithi zusammen war.«

Zu seinem Kummer merkte Simon, daß er weinte. Er war fest überzeugt gewesen, daß aus der Stute ein weiterer Name auf der Liste der Freunde und Bekannten geworden war, die er in diesem furchtbaren Jahr verloren hatte. Deornoth wartete, bis er sich die Augen getrocknet hatte, und sagte dann: »Ich bringe sie wieder zu den anderen Pferden, Simon. Ich habe sie vom Fressen weggeholt. Du kannst sie morgen früh besuchen.«

»Danke, Deornoth. Danke.« Simon stolperte zur Hohen Tafel zurück.

Während er sich wieder hinsetzte und Binabiks Glückwünsche zu dem

freudigen Wiedersehen entgegennahm, bat der Prinz Sangfugol vorzutreten.

»Wir feiern Simons Ritterschlag, wie Prinz Josua gesagt hat.« Der Harfner verbeugte sich nach der Hohen Tafel. »Aber er war nicht allein auf seiner Reise, nicht allein in Tapferkeit und Opferbereitschaft. Ihr wißt, daß der Prinz Binabik von Yiqanuc und Sludig von Elvritshalla zu Schutzherren des Reiches Erkynland ernannt hat. Doch auch damit ist noch nicht alles erzählt. Von den sechs Tapferen, die auszogen, sind nur drei zurückgekehrt. Ich habe darum dieses Lied gemacht, in der Hoffnung, daß man auch in zukünftigen Tagen keinen von ihnen vergißt.«

Auf Josuas Nicken hin zupfte er eine zarte Folge von Tönen auf der Harfe, die ihm einer der Neusiedler gebaut hatte, und sang.

»*Im fernsten Nordland sturmverweht*
der Winter Eiseszähne bleckt.
Wo ewig weiß das Schneefeld steht,
der Urmsheim sich zum Himmel reckt.

Sechs Männer ritten ohne Groll
für Erkynland in bittre Not:
Sludig mit Binabik, dem Troll,
Ethelbearn, Grimmric todbedroht.

Haestan und Simon, reich an Mut.
Sie folgten eines Prinzen Ruf,
ein Schwert zu suchen, alt von Blut,
das machtvoll Herr Camaris schuf.

Die Klinge Dorn, *so schwarz und kühl,*
in Nabban einst ihr Ruhm erscholl;
ein Sternpfeil, der vom Himmel fiel
und Erkynland jetzt retten soll…«

Während Sangfugol spielte und sang, verstummte das Flüstern, und Schweigen legte sich über die Versammlung. Selbst Josua lauschte, als könne das Lied den Triumph, von dem es erzählte, zur Wirklichkeit machen. Die Fackeln flackerten. Simon trank noch mehr Wein.

Es war schon sehr spät. Nur ein paar Musikanten spielten noch. Sangfugol hatte seine Harfe mit der Laute vertauscht und Binabik irgendwann seine Flöte hervorgeholt. Aus dem Tanzen war Herumgestolper und Gelächter geworden. Simon hatte viel zu viel Wein getrunken und mit zwei Mädchen aus Gadrinsett getanzt, einer hübschen Rundlichen und ihrer dünnen Freundin. Die Mädchen hatten fast ununterbrochen miteinander getuschelt, denn Simon, sein jugendlicher Bart und die große Ehre, die man ihm erwiesen hatte, machten ihnen Eindruck. Außerdem hatten sie jedesmal, wenn er ein Gespräch mit ihnen anfangen wollte, haltlos gekichert. Endlich hatte er ihnen verwirrt und recht ärgerlich gute Nacht gewünscht und die Hand geküßt, wie es einem Ritter anstand, was weitere Ausbrüche aufgeregten Lachens hervorgerufen hatte. Eigentlich waren sie noch richtige Kinder, fand Simon.

Josua hatte die Herrin Vara zu Bett begleitet und war dann zurückgekehrt, um über die letzte Stunde des Festes zu wachen. Er saß in leiser Unterhaltung mit Deornoth. Die beiden wirkten müde.

Jeremias schlummerte in einer Ecke, fest entschlossen, sein Lager nicht aufzusuchen, solange Simon es nicht tat, trotz der Tatsache, daß sein Freund ihm gegenüber im Vorteil war, weil er bis in den Mittag hinein geschlafen hatte. Aber auch Simon erwog ernsthaft, ob er nicht in sein Bett schwanken sollte. Da erschien in der Tür des Abschiedshauses Binabik. Neben ihm stand Qantaqa, die halb neugierig, halb mißtrauisch in die Luft der großen Halle schnüffelte. Binabik ließ die Wölfin stehen und trat ein. Er winkte Simon und ging zu Josuas Sitz hinüber.

»… Sie haben ihm ein Bett gegeben? Gut.« Als Simon sich näherte, drehte der Prinz sich um. »Binabik bringt Neuigkeiten. Willkommene Neuigkeiten.«

Der Troll nickte. »Ich kenne diesen Mann nicht, aber Isorn schien zu denken, daß sein Kommen wichtig sei. Graf Eolair, ein Hernystiri«, erklärte er Simon, »ist soeben von einem der Fischer über das Wasser gebracht worden, hierher nach Neu-Gadrinsett.« Er lächelte über den Namen, der noch ein wenig ungeschliffen und allzu frisch geprägt wirkte. »Er ist sehr müde, aber er verkündet uns wichtige Nachrichten, wenn der Prinz sie morgen früh hören will.«

»Natürlich.« Josua strich sich nachdenklich das Kinn. »Jede Nachricht aus Hernystir ist wertvoll, obwohl ich ahne, daß Eolair nicht viel Erfreuliches berichten wird.«

»Das mag sein. Jedoch bemerkte Isorn auch«, Binabik senkte die

Stimme und beugte sich näher, »daß Eolair behauptete, etwas Bedeutungsvolles erfahren zu haben«, er wurde noch leiser, »und zwar über die Großen Schwerter.«

»Ach!« murmelte Deornoth erstaunt.

Josua schwieg einen Augenblick. »So«, meinte er dann, »vielleicht erfahren wir ja morgen, am Sankt-Granis-Tag, ob es in unserem Exil noch Hoffnung für uns gibt oder nicht.« Er stand auf, drehte seinen Becher um und gab ihm einen Stoß, so daß er zu kreiseln anfing. »Zu Bett dann also. Ich lasse morgen nach euch schicken, sobald Eolair ausgeruht ist.«

Der Prinz schritt über die Steinplatten davon. Die Fackeln ließen seinen Schatten über die Wände springen.

»Bett, wie der Prinz sagt«, lächelte Binabik. Qantaqa kam zu ihm und schob ihren Kopf in seine Hand. »Dies wird ein Tag für langes Erinnern sein, nicht wahr, Simon?«

Simon konnte nur nicken.

II

So viele Ketten

Prinzessin Miriamel betrachtete das Meer.

Als sie noch klein gewesen war, hatte ihr eine ihrer Kinderfrauen erzählt, die See sei die Mutter der Berge und alles Land sei aus ihr entstanden und werde eines Tages zu ihr zurückkehren, so wie das versunkene Khandia der Überlieferung nach in der alles erstickenden Tiefe verschwunden war. Und ganz sicher hatte es so ausgesehen, als sei der Ozean, der unter der Heimat ihrer Kindertage, Meremund, gegen die Klippen brandete, begierig gewesen, den felsigen Uferrand von neuem in Besitz zu nehmen.

Andere hatten das Meer die Mutter der Ungeheuer genannt, der Kilpa und Kraken, Oruks und Wasserwichte. Miriamel wußte, daß es in den schwarzen Tiefen von unheimlichen Wesen wimmelte. Mehr als einmal waren riesige, formlose Rümpfe an die Felsstrände von Meremund gespült worden und lagen dann unter den furchtsamen, gebannten Blicken der Einwohner faulend in der Sonne, bis die Flut sie wieder in die geheimnisvollen Abgründe zurücktrug. Daran, daß die See Ungeheuer gebar, bestand kein Zweifel.

Und als Miriamels eigene Mutter sie eines Tages verließ und nicht wiederkam und ihr Vater Elias in dumpfem Zorn über den Tod seiner Gemahlin dahinbrütete, da wurde ihr das Meer eine Art Ersatz für Vater und Mutter. Trotz seiner Stimmungen, so wechselnd wie die Stunden von Sonnenschein und Mondlicht, so launenhaft wie die Stürme, die seine Oberfläche zum Brodeln brachten, hatte der Ozean ihrer Kinderzeit Stetigkeit verliehen. Nachts hatten die Brecher sie in den Schlaf gewiegt, und jeden Morgen war sie mit dem Geschrei der Möwen und dem Blick auf hohe Segel im Hafen unter dem väterlichen Schloß aufgewacht, Segel, die auf und ab wogten wie Blumen mit riesigen Blütenblättern, wenn sie vom Fenster zu ihnen hinabschaute.

Das Meer hatte ihr vieles gegeben und viel bedeutet. Aber bis zu diesem

Augenblick, als sie an der Achterdeckreling der *Eadne-Wolke* stand und sich die weißen Schaumkronen des Großen Grüns nach allen Seiten dehnten, hatte sie nie gemerkt, daß es auch ein Gefängnis sein konnte, ein Kerker, ausbruchssicherer als jedes Bauwerk aus Stein und Eisen.

Jetzt, während Graf Aspitis' Schiff südöstlich von Vinitta kreuzte, mit Kurs auf die Bucht von Firannos und die verstreut darin liegenden Inseln, hatte Miriamel zum ersten Mal das Gefühl, daß das Meer sich gegen sie stellte, sie fester hielt, als es der Hof ihres Vaters mit all seinen Zeremonien oder die Soldaten des Hochkönigs mit ihrem scharfen Stahl getan hatten. Ja, sie war diesen Bewachern entkommen. Wie aber sollte sie vor hundert Meilen leerer See fliehen? Nein, es war besser, sich nicht mehr zu wehren. Miriamel hatte das Kämpfen satt, war es müde, die Starke zu spielen. Auch steinerne Klippen ragten viele Menschenalter lang stolz empor und versanken am Ende doch im Ozean. Statt sich aufzulehnen, würde sie besser daran tun, mit den Gezeiten dahinzuschwimmen wie Treibholz, abgeschliffen von vielen Strömungen, aber in Bewegung, rastlos in Bewegung. Graf Aspitis war kein schlechter Mensch. Gewiß, er behandelte sie nicht mehr ganz so zuvorkommend wie noch vor zwei Wochen, aber seine Worte waren nach wie vor freundlich – das heißt, wenn sie tat, was er wollte. Also würde sie genau das tun. Sie würde dahintreiben wie eine verlassene Schiffsplanke, widerstandslos, bis Zeit und Ereignisse sie an Land zurückspülten…

Eine Hand berührte den Ärmel ihres Kleids. Miriamel zuckte überrascht zusammen und fuhr herum. Neben ihr stand Gan Itai. Das faltenreiche Gesicht der Niskie war ausdruckslos, aber ihre goldgefleckten Augen, obwohl sie im Schatten lagen, schienen zu glitzern. »Ich wollte dich nicht erschrecken, Mädchen.« Sie trat neben Miriamel an die Reling, und beide schauten hinaus auf das ruhelose Wasser.

»Wenn man kein Land mehr sieht«, sagte Miriamel nach einer Weile, »könnte man genausogut über den Rand der Welt segeln. Ich meine, es kommt einem vor, als gäbe es überhaupt nirgends mehr Land.«

Die Niskie nickte. Das feine weiße Haar umflatterte ihr Gesicht. »Manchmal, wenn ich nachts allein an Deck sitze und singe, ist mir zumute, als überquerte ich den Unendlichen und Ewigen Ozean, über den mein Volk segelte, um dieses Land zu erreichen. Es heißt, dieser Ozean sei schwarz gewesen wie Teer, aber seine Wogenkämme schimmerten wie Perlen.«

Während sie das sagte, streckte Gan Itai den Arm aus und ergriff

Miriamels Hand. Verblüfft und verunsichert sträubte die Prinzessin sich nicht, sondern starrte nur weiter hinaus aufs Meer. Gleich darauf schoben die langen, ledrigen Finger der Niskie etwas in ihre Handfläche.

»Die See kann ein einsamer Ort sein«, fuhr Gan Itai fort, als sei ihr nicht bewußt, was ihre eigene Hand tat. »Sehr einsam. Oft findet man schwer Freunde. Man weiß nicht, wem man trauen kann.« Die Hand der Niskie sank herab und verschwand wieder im weiten Ärmel ihres Gewandes. »Ich hoffe, Ihr findet jemanden, dem Ihr Euer Vertrauen schenken könnt … Herrin Marya.« Die Pause vor Miriamels falschem Namen war nicht zu überhören.

»Das hoffe ich auch«, erwiderte Miriamel beunruhigt.

»Ah.« Gan Itai nickte. Der schmale Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Ihr seht ein wenig blaß aus. Vielleicht ist der Wind zu stark für Euch. Ihr solltet Euch in Eure Kabine zurückziehen.« Die Niskie neigte kurz den Kopf und entfernte sich. Ihre nackten braunen Füße trugen sie geschickt über das schwankende Deck.

Miriamel schaute ihr nach und warf dann einen Blick zum Steuerruder hinauf, wo Graf Aspitis stand und mit dem Steuermann sprach. Der Graf hob den Arm, um sich aus seinem goldenen Mantel zu befreien, den ihm der Wind um den Körper gewickelt hatte. Er bemerkte Miriamel und lächelte kurz, um dann seine Unterhaltung wieder aufzunehmen. Nichts an seinem Lächeln war anders als sonst, außer vielleicht seine Beiläufigkeit, aber Miriamel wurde es plötzlich kalt ums Herz. Sie schloß die Faust enger um den zusammengerollten Pergamentstreifen, voller Angst, der Wind könnte ihn ihr aus der Hand reißen und Aspitis genau vor die Füße wehen. Sie hatte zwar keine Ahnung, was darauf stehen konnte, aber irgendwie wußte sie mit völliger Sicherheit, daß der Graf es nicht zu sehen bekommen sollte.

Sie zwang sich, gemächlich über das Deck zu schreiten, wobei sie sich mit der freien Hand am Geländer festhielt. Ihr Gang war bei weitem nicht so stetig wie Gan Itais.

In der dämmrigen Kabine rollte Miriamel das Pergament sorgfältig auseinander. Sie mußte es dicht an die Kerzenflamme halten, um die winzigen, gekritzelten Buchstaben entziffern zu können.

»*Ich habe im Leben viel Unrecht getan*«, las sie, »*und weiß sehr wohl, daß Ihr mir nicht mehr vertraut. Trotzdem bitte ich Euch,*

glaubt mir, daß diese Worte ehrlich gemeint sind. Ich bin viele Menschen gewesen; keiner davon taugte etwas. Padreic war ein Narr. Cadrach ein Gauner. Vielleicht kann noch etwas Besseres aus mir werden, bevor ich sterbe.«

Sie fragte sich, wie er Pergament und Tinte aufgetrieben hatte, und kam zu dem Ergebnis, daß die Niskie es ihm gebracht haben mußte. Sie starrte auf die mühsame Schrift und dachte an die schwachen, mit Ketten beladenen Arme des Mönchs. Jähes Mitleid überkam sie. Wie qualvoll mußte es für ihn gewesen sein, diese Sätze niederzuschreiben! Aber warum konnte er sie auch nicht in Ruhe lassen? Warum ließ kein Mensch sie einfach nur zufrieden?

»*Wenn Ihr dies lest, hat Gan Itai ihr Versprechen gehalten. Sie ist die einzige auf dem Schiff, der Ihr vertrauen könnt … außer vielleicht mir. Ich weiß, daß ich Euch betrogen und im Stich gelassen habe. Ich bin ein schwacher Mensch, Herrin, doch zumindest mit meinen Warnungen habe ich Euch treu gedient und versuche es noch immer. Ihr seid an Bord dieses Schiffs nicht sicher. Graf Aspitis ist noch viel schlimmer, als ich befürchtet hatte. Er ist mehr als nur ein alberner Laffe vom Hof Herzog Benigaris'. Er gehört zu den Dienern von Pryrates.*

Ich habe Euch vieles vorgelogen, Herrin, und andererseits viele Wahrheiten verborgen. Nicht alles kann ich an dieser Stelle ins Lot bringen. Schon jetzt sind meine Finger müde, und meine Arme schmerzen. Doch eines will ich Euch sagen: niemand lebt auf dieser Welt, der besser als ich weiß, wie abgrundböse Pryrates der Priester ist. Und es gibt auch keinen, der größere Schuld an dieser Bosheit trägt, als mich, denn ich war es, der ihm half, zu werden, was er ist.

Es ist eine lange und verwickelte Geschichte. Ich will nur soviel sagen, daß ich, zu meiner ewigen und furchtbaren Schande, Pryrates den Schlüssel zu einer Tür verschaffte, die er niemals hätte öffnen dürfen. Schlimmer noch, ich tat es, als ich schon wußte, was für ein reißendes Tier er ist. Ich fügte mich seinem Wunsch, weil ich schwach war und Angst hatte. In einem Leben voller bitterer Fehler war das der ärgste.

Glaubt mir meine Worte, Herrin. Zu meinem Leidwesen kenne ich unseren Feind nur zu gut. Ich hoffe, Ihr werdet mir auch glauben, wenn ich Euch versichere, daß Aspitis nicht nur die Befehle seines Herrn

Benigaris ausführt, sondern auch dem roten Priester gehorcht. Jedermann auf Vinitta wußte das.

Ihr müßt fliehen. Vielleicht kann Gan Itai Euch helfen. Traurig ist, daß Ihr wohl nie wieder so leicht bewacht sein werdet wie auf Vinitta; dafür hat mein feiger Fluchtversuch gesorgt. Ich weiß nicht, wie oder wann Ihr eine Möglichkeit findet, aber ich flehe Euch an, sucht das Weite, so schnell Ihr könnt. Flieht nach der Herberge in Kwanitupul, die man Pelippas Schüssel *nennt. Soweit ich weiß, hat Dinivan auch andere dorthin geschickt, die Euch vielleicht helfen können, zu Eurem Onkel Josua zurückzugelangen.*

Ich muß aufhören, weil die Schmerzen so groß sind. Ich bitte Euch nicht, mir zu verzeihen. Ich habe keine Verzeihung verdient.«

Ein Blutfleck rötete den Rand des Pergaments. Miriamel starrte tränenblind darauf, bis es scharf an der Tür klopfte und ihr Herz wie rasend zu hämmern anfing. Sie zerknüllte das Schreiben in der Hand; im selben Moment ging die Tür auf.

»Meine süße Herrin«, begrüßte Aspitis sie grinsend, »warum versteckt Ihr Euch hier unten im Dunkeln? Kommt, wir wollen an Deck lustwandeln.«

Das Pergament schien sie zu versengen, als halte sie eine glühende Kohle in den Fingern.

»Ich … ich fühle mich nicht wohl, edler Herr.« Sie schüttelte den Kopf, um ihre Atemlosigkeit zu verbergen. »Ich werde ein anderes Mal mit Euch gehen.«

»Marya«, schalt der Graf. »Sagte ich Euch nicht, daß es Euer ländlicher Freimut war, der mich bezauberte? Wie, wollt Ihr ein launenhaftes Hoffräulein werden?« Mit einem langen Schritt war er an ihrer Seite. Seine Hand glitt über ihren Hals.

»Kommt! Es ist kein Wunder, wenn Ihr Euch schlecht fühlt, hier in dieser finsteren Kammer. Ihr braucht frische Luft.« Er beugte sich vor und streifte mit den Lippen die Stelle unter ihrem Ohr. »Oder vielleicht gefällt es Euch hier in der Dunkelheit wirklich besser? Vielleicht seid Ihr nur einsam?« Seine Finger strichen ihr zart über die Kehle, spinnwebsacht auf ihrer Haut.

Miriamel blickte in die Kerze. Vor ihr tanzte die Flamme; der Rest des Raums lag in tiefe Schatten versunken.

Die farbigen Glasfenster des Thronsaals auf dem Hochhorst waren zerbrochen. Die zerfetzten Vorhänge hielten den hereinwehenden Schnee ab, nicht aber die eisige Luft. Selbst Pryrates schien die Kälte zu spüren. Zwar ging der Ratgeber des Königs noch immer barhaupt, aber die roten Gewänder, in die er sich hüllte, waren pelzgefüttert.

Als einzigen von allen, die den Thronsaal betraten, schien dem König und seinem Mundschenk die eisige Luft nichts auszumachen. Elias saß mit bloßen Armen und Füßen auf dem Drachenbeinthron. Bis auf das große Schwert, das ihm in seiner Scheide am Gürtel hing, war er so nachlässig gekleidet, als raste er müßig in seinen Privatgemächern. Der Mönch Hengfisk, des Königs schweigender Page, trug eine fadenscheinige Kutte und schien sich in der frostigen Halle nicht weniger wohl zu fühlen als sein Herr.

Der Hochkönig duckte sich tief in den Brustkorb des Drachengebeins, das Kinn auf der Brust, und spähte unter den Augenbrauen hervor nach Pryrates. Im Gegensatz zu den Standbildern aus schwarzem Malachit, die zu beiden Seiten den Thron säumten, erschien Elias' Haut weiß wie Milch. An den Schläfen und den drahtigen Armen traten blaue Adern hervor, so straff, als wollten sie aus dem Fleisch springen.

Pryrates öffnete den Mund, wie um etwas zu sagen, und schloß ihn wieder. Er seufzte wie ein ädonitischer Märtyrer, überwältigt von der törichten Bosheit derer, die ihn verfolgen.

»Verdammt, Priester«, knurrte Elias, »mein Entschluß steht fest.« Der königliche Ratgeber schwieg und nickte nur. Im Fackelschein glänzte sein kahler Schädel wie nasser Stein. Trotz des Windes, der die Vorhänge flattern ließ, schien der Raum von seltsamer Stille erfüllt.

»Nun?« Die grünen Augen des Königs funkelten gefährlich.

Wieder seufzte der Priester, diesmal leiser. Als er sprach, klang seine Stimme versöhnlich. »Ich bin Euer Ratgeber, Elias. Ich tue nur, was Ihr von mir erwartet – Euch entscheiden zu helfen, was das Beste ist.«

»Und ich halte es für das Beste, wenn Fengbald Soldaten nimmt und nach Osten reitet. Ich will, daß er Josua und seine Verräterbande aus ihren Löchern jagt und vernichtet. Die Sache mit Guthwulf und Benigaris' Tölpeleien in Nabban haben mich schon zu viel Zeit gekostet. Wenn Fengbald jetzt aufbricht, können er und seine Truppen das Räubernest meines Bruders in einem Monat erreicht haben. Ihr wißt, was für ein Winter kommen wird, Alchimist – Ihr am besten von allen. Wenn ich noch

länger warte, ist die Gelegenheit verpaßt.« Der König zupfte ärgerlich an seinem Gesicht.

»Hinsichtlich des Wetters besteht kaum ein Zweifel«, versetzte Pyrates gleichmütig. »Ich kann jedoch nur nochmals die Frage wiederholen, ob es nötig ist, Euren Bruder zu verfolgen. Er stellt keine Bedrohung mehr dar. Selbst mit einem Heer von Tausenden könnte er uns nicht mehr aufhalten, bevor Euer ruhmreicher, umfassender und dauerhafter Sieg feststeht. Es dauert nur noch eine kleine Weile.«

Der Wind änderte die Richtung. Die Banner, die von der Decke herabhingen, schlugen Wellen wie Teichwasser. Elias schnalzte mit den Fingern, und Hengfisk kam mit dem Becher des Königs herbeigeeilt. Elias trank, hustete und trank weiter, bis der Pokal leer war. An seinem Kinn hing eine Perle dampfender, schwarzer Flüssigkeit.

»Ihr könnt das leicht sagen«, fauchte der König, als er hinuntergeschluckt hatte. »Bei Ädons Blut, Ihr habt es schon viel zu oft gesagt! Aber ich warte bereits zu lange und habe es verflucht satt.«

»Aber dieses Warten lohnt sich, Majestät, Ihr wißt es.«

Das Gesicht des Königs wurde für einen Moment nachdenklich. »Und meine Träume werden immer seltsamer, Pyrates. Immer … wirklicher.«

»Das ist verständlich.« Pyrates hob beschwichtigend die langen Finger. »Ihr tragt eine große Last. Aber das alles wird bald in Ordnung kommen. Ihr werdet ein Reich begründen, glanzvoller als alles, das die Welt je gesehen hat – wenn Ihr nur geduldig seid. Solche Dinge folgen eigenen Gesetzen – wie Krieg und Liebe.«

»Ha.« Elias rülpste säuerlich, von neuem gereizt. »Verdammt wenig, was Ihr von Liebe wißt, Eunuchenbastard.« Pyrates zuckte bei dem Schimpfwort zusammen und verengte für eine Sekunde die kohlschwarzen Augen zu Schlitzen, aber der König blickte finster hinab auf *Leid* und bemerkte es nicht. Als er wieder aufsah, war das Gesicht des Priesters so ausdruckslos wie zuvor. »Was aber ist dann Euer Lohn für das alles, Alchimist? Das habe ich nie begriffen.«

»Neben dem Vergnügen, Euch dienen zu dürfen, Majestät?«

Elias' Lachen klang scharf und kurz wie Hundegebell.

»Ja, daneben.«

Pyrates musterte ihn einen Augenblick abschätzend. Ein sonderbares Lächeln verzerrte seine dünnen Lippen. »Macht, natürlich. Die Macht, zu tun, was ich will … was ich muß.«

Der König hatte den Blick zum Fenster gerichtet. Ein Rabe war aufs Fensterbrett geflogen, stand jetzt dort und putzte sich das öligschwarze Gefieder. »Und was wollt Ihr tun, Pryrates?«

»Lernen.« Sekundenlang schien die sorgfältige Maske der Staatskunst vom Gesicht des Priesters abzugleiten, und die Züge eines Kindes wurden sichtbar – eines entsetzlichen, gierigen Kindes. »Ich möchte *alles* wissen. Dazu brauche ich Macht, die eine Art Erlaubnis dazu ist. Es gibt Geheimnisse, die so dunkel sind, so tief, daß man sie nur auf eine einzige Art ergründen kann – man muß das Weltall selbst aufreißen und in den innersten Eingeweiden von Tod und Nichtsein wühlen.«

Elias hob die Hand und winkte nach einem neuen Becher. Er fuhr fort, den Raben zu beobachten, der auf dem Fensterbrett vorwärtshüpfte und den Blick des Königs mit schiefem Kopf erwiderte. »Ihr führt merkwürdige Reden, Priester. Tod? Nichtsein? Ist das nicht dasselbe?«

Pryrates grinste bösartig, man wußte nicht, worüber. »O nein, Majestät. Ganz und gar nicht.«

Plötzlich fuhr Elias auf seinem Thron herum und streckte den Kopf unter dem vergilbten, dolchzahnigen Schädel des Drachen Shurakai hervor. »Verfluchter Hengfisk, hast du nicht gesehen, daß ich meinen Becher will? Mir brennt die Kehle!«

Der glotzäugige Mönch eilte an die Seite des Königs. Elias nahm ihm sorgsam den Becher ab und stellte ihn neben sich. Dann versetzte er Hengfisk einen so geschwinden und kräftigen Hieb auf den Kopf, daß der Mundschenk wie vom Blitz getroffen zu Boden sank. Gelassen leerte Elias den Kelch mit dem dampfenden Trank. Hengfisk blieb ein paar lange Augenblicke am Boden liegen, knochenlos wie eine Qualle, stand dann auf und nahm vorsichtig den leeren Becher wieder an sich. Sein idiotisches Grinsen war nicht verschwunden; wenn möglich, war es noch breiter und noch irrer geworden, als hätte der König ihm eine große Freundlichkeit erwiesen. Der Mönch neigte kurz den Kopf und entfernte sich wieder rückwärts in die Schatten.

Elias achtete nicht auf ihn. »Dann ist es also entschieden. Fengbald nimmt die Erkynwache und eine Abteilung Soldaten und Söldner und reitet ostwärts. Er soll mir den grinsenden Kopf meines Bruders, der immer so gute Lehren erteilt, auf einer Lanze nach Hause bringen.« Er hielt inne und meinte dann überlegend: »Glaubt Ihr, die Nornen würden sich Fengbald anschließen? Es sind grimmige Krieger, denen kaltes Wetter und Dunkelheit nicht das geringste ausmachen.«

Pryrates hob die Brauen. »Ich halte es für unwahrscheinlich, mein König. Anscheinend lieben sie das Reisen bei Tage nicht und die Gesellschaft von Sterblichen ebensowenig.«

»Keine sehr brauchbaren Verbündeten, wie?« Stirnrunzelnd strich Elias über den Griff von *Leid*.

»Oh, wertvoll genug, Majestät«, nickte Pryrates lächelnd. »Sie stehen uns dann bei, wenn wir sie wirklich brauchen. Ihr Gebieter – Euer wichtigster Verbündeter – sorgt dafür.«

Der Rabe blinzelte mit dem goldenen Auge, stieß ein rauhes Krächzen aus und flog davon. Dort, wo er zum Fenster hinaus und in den beißenden Wind schwebte, flatterte der zerfetzte Vorhang.

»Bitte, darf ich ihn halten?« Maegwin streckte die Arme aus. Mit besorgtem Ausdruck auf dem staubverschmierten Gesicht reichte ihr die junge Mutter den Säugling. Maegwin konnte nicht umhin, sich zu fragen, ob die Frau sich vor ihr fürchtete – vor der Tochter des Königs mit ihren dunklen Trauerkleidern und dem seltsamen Benehmen.

»Ich habe nur Angst, daß er nicht brav ist, Herrin«, erklärte die junge Frau. »Er hat den ganzen Tag geweint; ich bin fast wahnsinnig geworden. Er hat Hunger, der arme kleine Bursche, aber ich möchte nicht, daß er Euch die Ohren vollschreit, Herrin. Ihr habt Wichtigeres zu bedenken.«

Maegwin spürte, wie die Kälte, die sich auf ihr Herz gelegt hatte, ein wenig auftaute. »Mach dir deshalb keine Sorgen.« Sie hob das rosige Kleinkind, das kurz vor einem neuen Ausbruch zu stehen schien, hoch und schaukelte es. »Sag mir seinen Namen, Caihwye.«

Die junge Frau schaute erstaunt auf. »Ihr kennt mich, Herrin?«

Maegwin lächelte traurig. »Wir sind nicht mehr so viele. Insgesamt weniger als tausend in diesen Höhlen. Nein, es gibt nicht mehr so viele Menschen im freien Hernystir, daß ich mich nicht an sie erinnern könnte.«

Caihwye nickte mit großen Augen. »Es ist schrecklich.« Vor dem Krieg war sie vermutlich hübsch gewesen, aber jetzt hatte sie einen Teil ihrer Zähne verloren und war beängstigend mager. Maegwin war sicher, daß sie von ihrem wenigen Essen das meiste dem Kind gegeben hatte.

»Und wie heißt er nun?« erinnerte Maegwin.

»Oh! Siadreth, Herrin. Sein Vater hieß so.« Caihwye schüttelte betrübt den Kopf, Maegwin fragte nicht nach dem Namensgeber des Kleinen. Bei den meisten Überlebenden führten Gespräche über Väter, Männer und

Söhne zum gleichen, absehbaren Ergebnis. Fast alle Geschichten endeten mit der Schlacht am Inniscrich.

»Prinzessin Maegwin.« Der alte Craobhan hatte bislang schweigend zugeschaut. »Wir müssen gehen. Es warten noch andere Leute auf Euch.«

Sie nickte. »Ihr habt recht.« Sanft gab sie der Mutter das Kind zurück. Das kleine rosige Gesicht verzog sich zum Weinen. »Er ist wunderschön, Caihwye. Mögen alle Götter ihn segnen und Mircha selbst ihm Gesundheit verleihen. Er wird ein prächtiger Mann werden.«

Caihwye lächelte und schaukelte den kleinen Siadreth auf dem Schoß, bis er vergessen hatte, daß er schreien wollte. »Seid bedankt, Herrin. Ich bin froh, daß Ihr heil zurückgekehrt seid.«

Maegwin, die sich bereits abgewendet hatte, stutzte. »Zurückgekehrt?«

Die junge Frau sah erschrocken auf, als fürchtete sie, etwas Falsches gesagt zu haben. »Von unter der Erde, Herrin.« Mit der freien Hand deutete sie abwärts. »Aus den tieferen Höhlen. Die Götter müssen Euch günstig gesonnen sein, daß sie Euch von einem so dunklen Ort zurückgeführt haben.«

Maegwin starrte sie einen Augenblick an und zwang sich dann zu einem Lächeln. »Ja, wahrscheinlich. Ich bin auch froh, wieder hier oben zu sein.« Sie strich dem Säugling noch einmal über den Kopf und folgte Craobhan.

»Ich weiß, daß es für eine Frau weniger erfreulich ist, Händel zu schlichten, als mit kleinen Kindern zu spielen«, sagte der alte Craobhan über die Schulter. »Trotzdem ist es Eure Pflicht. Ihr seid Lluths Tochter.«

Maegwin verzog das Gesicht, ließ sich jedoch nicht ablenken. »Woher wußte diese Frau, daß ich in den unteren Höhlen war?«

Der alte Mann zuckte die Achseln. »Ihr habt Euch nicht sonderlich bemüht, ein Geheimnis daraus zu machen; und Ihr könnt nicht erwarten, daß die Leute keinen Anteil an dem nehmen, was die königliche Familie tut. Gerede gibt es immer.«

Maegwin runzelte die Stirn. Natürlich hatte Craobhan recht. Mit ihrer Erforschung der unteren Höhlen hatte sie sich unbesonnen und eigenmächtig benommen. Hätte sie die Angelegenheit geheimhalten wollen, hätte sie früher darauf achten müssen.

»Und was halten sie davon?« fragte sie endlich. »Die Leute, meine ich.«

»Von Euren Abenteuern?« Craobhan lachte mürrisch. »Ich nehme an, da gibt es so viele Meinungen wie Kochfeuer. Manche sagen, Ihr hättet die Götter gesucht. Andere denken, Ihr suchtet ein Schlupfloch, um dem

ganzen Elend zu entkommen.« Er drehte sich um und spähte über seine knochige Schulter zu ihr hin. Sein Blick war so selbstgefällig und besserwisserisch, daß Maegwin ihm am liebsten eine Maulschelle verpaßt hätte. »Bis Mittwinter werden sie erzählen, Ihr hättet eine Stadt aus Gold gefunden oder mit einem Drachen oder einem zweiköpfigen Riesen gekämpft. Am besten Vergeßt Ihr das Ganze. Geschichten sind wie Hasen – nur ein Narr rennt hinter ihnen her und versucht sie einzufangen.«

Maegwin betrachtete finster seinen kahlen alten Hinterkopf. Sie war nicht sicher, was ihr unangenehmer war – wenn man Lügen über sie verbreitete oder wenn man die Wahrheit wußte. Einen Augenblick wünschte sie sich, Eolair wäre wieder da. *Wankelmütiges Weib,* spottete sie über sich selbst.

Aber es stimmte. Sie sehnte sich danach, mit ihm zu reden, ihm alle ihre Gedanken, selbst die wahnwitzigsten, anvertrauen zu können. Bestimmt würde er sie verstehen. Oder würde es ihn nur noch stärker von ihrer Nichtswürdigkeit überzeugen? Letzten Endes war das auch gleichgültig. Eolair war schon über einen Monat fort, und Maegwin wußte nicht einmal, ob er noch lebte. Sie selbst hatte ihn weggeschickt. Jetzt wünschte sie von Herzen, sie hätte es nicht getan.

Furchtsam, aber entschlossen hatte Maegwin die kalten Worte, die sie in der versunkenen Stadt Mezutu'a zu Graf Eolair gesprochen hatte, auch später nicht gemildert. In den wenigen Tagen zwischen ihrer Rückkehr von dort und Eolairs Aufbruch zu Josuas Lager von Aufständischen, von dem die Gerüchte kündeten, hatten die beiden kaum ein Wort miteinander gewechselt.

Eolair hatte den größten Teil dieser Zeit unten in der alten Stadt verbracht und ein paar mutige Hernystir-Schreiber dabei angeleitet, die steinernen Pläne der Unterirdischen auf leichter zu befördernde Rollen Schafshaut zu kopieren. Maegwin hatte ihn nicht begleitet.

Obwohl die Unterirdischen sich freundlich verhalten hatten, erfüllte der Gedanke an die leere, hallende große Stadt die Prinzessin mit Ärger und Enttäuschung. Sie hatte sich geirrt. Sie war zwar nicht verrückt, wie viele glaubten, aber jedenfalls hatte sie sich geirrt. Sie hatte gedacht, es sei der Wille der Götter, daß sie die Sithi dort unten fand; aber jetzt schien klar zu sein, daß die Sithi verschwunden und überdies selbst voller Angst waren und ihrem Volk nicht helfen konnten. Und was die Unterirdischen betraf, die einstigen Diener der Sithi, so waren sie kraftlos wie Schatten und kaum

fähig, für sich selbst zu sorgen.

Beim Abschied von Eolair tobten so widersprüchliche Gefühle in Maegwin, daß sie nur wenig mehr als ein kurzes Lebewohl über die Lippen brachte. Der Graf hatte ihr ein Geschenk in die Hand gedrückt, das die Unterirdischen ihr schickten – einen glänzenden, grauweißen Kristallblock, in den Yis-fidri, der Chronist, in seinem eigenen Runenalphabet ihren Namen eingeschnitten hatte. Er sah fast aus, als sei er ein Teil des *Scherbens*, aber ihm fehlte das flackernde Licht in dessen Innerem. Danach hatte Eolair sich umgedreht und sein Pferd bestiegen, wobei er mühsam den Zorn verbarg. Als der Graf von Nad Mullach den Abhang hinunterritt und im Schneegestöber verschwand, hatte Maegwin gespürt, wie etwas in ihr zerriß. Gewiß, so hatte sie gebetet, mußten die Götter ihr in diesen schlimmen Zeiten Halt geben. Aber die Götter, so hatte es den Anschein, ließen sich heutzutage Zeit mit ihrer Hilfe.

Maegwin hatte zuerst angenommen, ihre Träume von einer Stadt unter der Erde seien ein Zeichen für den guten Willen der Götter, ihren so hart getroffenen Anhängern in Hernystir Beistand leisten zu wollen. Jetzt wußte sie, daß sie sich geirrt haben mußte. Sie hatte geglaubt, sie würde die Sithi finden, sich ihren Weg durch die sagenhaften Tore erzwingen, um Hernystir Hilfe zu bringen – aber das war hochmütige Torheit gewesen. Die Götter luden ein, man konnte sich ihnen nicht aufdrängen.

In dieser Nebensache hatte Maegwin sich getäuscht, aber trotzdem wußte sie, daß sie nicht völlig unrecht gehabt hatte. Welche Missetaten ihr Volk auch begangen haben mochte, so leicht ließen die Götter es nicht im Stich. Brynioch, Rhynn, Murhagh Einarm – sie würden ihre Kinder retten, davon war Maegwin überzeugt. Auf irgendeine Weise würden sie Skali und Hochkönig Elias vernichten, das schurkische Paar, das ein stolzes, freies Volk so gedemütigt hatte. Wenn sie es nicht taten, war die Welt nur leerer Wahn. Darum würde Maegwin auf ein besseres, deutlicheres Zeichen warten und inzwischen gelassen ihre Pflicht tun … sich um ihr Volk kümmern und ihre Toten betrauern.

»Was für Rechtsfälle werde ich heute hören?« fragte sie den alten Craobhan.

»Ein paar kleine, dazu den Wunsch nach einem Urteil, das Euch keine Freude bringen wird«, erwiderte Craobhan. »Dieser letztere kommt von den Häusern Earb und Lacha, die Gutsnachbarn am Rande des Circoillewaldes waren.« Der alte Mann war schon zur Zeit von Maegwins

Großvater königlicher Ratgeber gewesen und kannte die phantastischen Haken und Ösen des politischen Lebens von Hernystir wie ein Schmied die wechselnden Launen von Hitze und Metall. »Die beiden Familien teilten sich einen Abschnitt des Waldes als gemeinsamen Besitz«, erläuterte er. »Es war das einzige Mal, daß Euer Vater getrennte Rechte auf Waldland bestätigen und für jede Familie eine Karte ihres Besitzes zeichnen lassen mußte, wie es die ädonitischen Könige tun, nur damit Earb-Männer und Lacha-Männer sich nicht gegenseitig die Schädel einschlugen. Sie verabscheuen einander, die beiden Häuser haben sich stets bekämpft. Sie nahmen sich kaum die Zeit, in den Krieg gegen Skali zu ziehen, und haben vielleicht noch gar nicht bemerkt, daß wir ihn verloren haben.« Er hustete und spuckte aus.

»Und was wollen sie nun von mir?«

Craobhan zog die Stirn in Falten. »Könnt Ihr Euch das nicht denken, Herrin? Jetzt zanken sie sich um den Platz in den Höhlen.« Seine Stimme hob sich spöttisch. »Diese Stelle gehört mir und diese dir. Nein, nein, mir gehört sie! Nein, mir.« Er schnaubte: »Sie raufen wie Ferkel um die letzte Zitze, selbst hier, wo wir alle Zuflucht vor Gefahr und Elend suchen.«

»Das hört sich ja widerlich an.« Maegwin hatte für solche kleinlichen Gehässigkeiten wenig übrig.

»Ich hätte es nicht besser ausdrücken können«, antwortete der Alte.

Weder Haus Lacha noch Haus Earb sollten aus Maegwins Anwesenheit großen Vorteil ziehen. Ihr Streit erwies sich als genauso kleinlich, wie Craobhan vorausgesagt hatte. Männer beider Häuser hatten, unter zusätzlicher Hilfe von Hernystiri aus anderen, weniger vornehmen Familien, mit denen sie die gemeinsame Höhle teilten, einen Tunnel an die Oberfläche gegraben und zu nützlicher Größe erweitert. Jetzt bestanden beide sich befehdenden Häuser darauf, alleinige Eigentümer des Tunnels zu sein, und verlangten, daß das jeweils andere Haus sowie alle übrigen Höhlenbewohner dafür, daß sie jeden Tag ihre Herden durch den Tunnel nach oben und wieder nach unten trieben, eine Abgabe an Ziegenmilch entrichten sollten.

Maegwin fand diese Forderung mehr als abstoßend und sagte das auch. Außerdem verkündete sie, falls ein derartiger Unsinn, wie das Eigentum bestimmter Leute an Tunneln, ihr je wieder zu Ohren käme, würde sie die Übeltäter von den noch verbleibenden Kriegern von Hernystir ergreifen und an die Oberfläche befördern lassen, um sie dort von den höchsten

Klippen zu stoßen, die der zerklüftete Grianspog zu bieten hätte.

Die Häuser Lacha und Earb waren über dieses Urteil wenig erfreut. Sie schafften es sogar, ihre Streitigkeiten lange genug hintanzustellen, um zu verlangen, daß Maegwin als Richterin durch ihre Stiefmutter Inahwen ersetzt würde – die schließlich, so sagten sie, die Witwe des verstorbenen Königs Lluth sei und nicht lediglich seine Tochter. Maegwin lachte und nannte sie hinterlistige Narren. Die Zuschauer, die sich eingefunden hatten und bei den anderen Familien saßen, die mit den feindlichen Häusern die Höhle teilten, jubelten Maegwins gesundem Verstand zu und lobten den Dämpfer, den sie den hochmütigen Leuten von Earb und Lacha erteilt hatte.

Die übrigen Fälle waren schnell erledigt. Maegwin stellte fest, daß ihr die Arbeit gefiel, auch wenn einige der Auseinandersetzungen einen traurigen Hintergrund hatten. Es war etwas, das ihr lag, etwas, bei dem es nicht darauf ankam, daß man klein und zierlich war oder hübsch aussah. Im Kreise schönerer, anmutigerer Frauen hatte sie immer das Gefühl gehabt, ihren Vater in Verlegenheit zu bringen, selbst an einem ländlichen Hof wie dem Taig. Hier aber kam es nur auf einen klugen Kopf an. In den letzten Wochen hatte sie – zu ihrer Überraschung – herausgefunden, daß die Untertanen ihres Vaters sie schätzten und dankbar dafür waren, daß sie ihnen bereitwillig zuhörte und sich um Gerechtigkeit bemühte. Während sie ihr zerlumptes, rußiges Volk anschaute, krampfte sich ihr Herz zusammen. Die Hernystiri verdienten etwas Besseres als diese elende Lage. Und sie würden es bekommen, irgendwie, wenn es in Maegwins Macht lag.

Für eine Weile gelang es ihr, fast völlig zu vergessen, wie grausam sie den Grafen von Nad Mullach behandelt hatte.

Am selben Abend, kurz vor dem Einschlafen, fühlte Maegwin, wie sie jäh vornüberkippte, hinab in eine Finsternis, die weit größer und tiefer war als die von Kohlenglut erhellte Höhle, in der sie ihr Lager aufgeschlagen hatte. Sekundenlang dachte sie, ein Erdbeben hätte den Boden unter ihr zerrissen; gleich darauf war sie überzeugt zu träumen. Aber als sie spürte, wie sie langsam in eine Leere wirbelte, schien ihr das Gefühl viel zu unmittelbar für einen Traum und doch zu seltsam verschoben für etwas so Wirkliches wie ein Erdbeben. Sie hatte ähnliches schon früher empfunden, in jenen Nächten, wenn sie von der wunderschönen Stadt unter der Erde geträumt hatte…

Noch während ihre verstörten Gedanken wie erschrockene Fledermäuse durch das Dunkel flatterten, tauchte langsam eine Wolke trüber Lichter auf. Es waren Glühwürmchen oder Funken, vielleicht ferne Fackeln. Sie stiegen spiralförmig nach oben wie der Rauch eines großen Feuers, weit hinauf in unvorstellbare Höhen.

Steig hinauf, sagte eine Stimme in ihrem Kopf. *Hinauf zum Gipfel. Es ist Zeit.*

Maegwin schwamm im Nichts, mühsam der fernen Höhe zu, auf der die flackernden Lichter sich sammelten.

Steig hinauf zum Gipfel, forderte die Stimme. *Es ist Zeit.*

Und plötzlich schwebte Maegwin inmitten vieler glänzender Lichter, die klein und stark leuchteten wie ferne Sterne. Eine nebelhafte Menge umgab sie, schön, aber unmenschlich, in alle Farben des Regenbogens gehüllt. Mit strahlenden Augen blickten die Wesen einander an. Ihre anmutigen Gestalten blieben verschwommen; obwohl sie wie Menschen aussahen, wußte Maegwin genau, daß sie nicht menschlicher waren als Regenwolken oder gefleckte Hirsche. *Es ist Zeit*, wiederholte die Stimme, jetzt viele Stimmen. In ihrer Mitte glühte ein Streifen aus springendem, schillerndem Licht wie ein Stern, der vom Himmelsgewölbe gefallen war. *Steig hinauf zum Gipfel…*

Und dann versickerte die phantastische Vision und verlor sich im Dunkel.

Maegwin wachte auf und merkte, daß sie aufrecht auf ihrem Strohsack saß. Das Feuer war bis zur Glut heruntergebrannt. In der dunklen Höhle war nichts zu erkennen, und man hörte nur das Atmen anderer, schlafender Menschen. Sie umklammerte Yis-fidris Unterirdischen-Stein so fest, daß ihre Knöchel schmerzhaft pochten. Sekundenlang glaubte sie ein schwaches Licht in seiner Tiefe glänzen zu sehen, aber als sie erneut hinsah, kam sie zu dem Ergebnis, daß sie sich geirrt hatte; er war nur ein durchscheinendes Stück Gestein. Langsam schüttelte sie den Kopf. Der Stein war ohnehin unwichtig, verglichen mit dem, was sie gerade erlebt hatte.

Die Götter. Die Götter hatten wieder zu ihr gesprochen, diesmal sogar noch deutlicher. *Zum Gipfel*, hatten sie gesagt. *Es ist Zeit.* Das mußte bedeuten, daß die Gebieter ihres Volkes endlich bereit waren, einzugreifen und Hernystir zu helfen; und sie wollten, daß Maegwin etwas tat. Es mußte so sein, sonst hätten sie sie nicht berührt, ihr nicht dieses klare Zeichen geschickt.

Die kleinen Sorgen des jüngstvergangenen Tages verschwanden aus ihrem Sinn. *Zum Gipfel*, wiederholte sie und blieb lange grübelnd im Dunkel sitzen.

Nachdem sie sich vorsorglich davon überzeugt hatte, daß sich Graf Aspitis noch oben an Deck befand, eilte Miriamel den schmalen Gang hinunter und klopfte an die niedrige Tür. Bei dem Geräusch verstummte innen eine murmelnde Stimme.

Die Antwort folgte ein paar Augenblicke später. »Ja? Wer ist dort?«

»Die Herrin Marya. Darf ich eintreten?«

»Bitte.«

Miriamel stieß die verquollene Tür auf, die widerwillig nachgab. Dahinter lag eine winzige, karg möblierte Kammer. Gan Itai saß auf einem Strohsack unter dem offenen Fenster, das kaum mehr war als ein schmaler Schlitz ganz oben in der Wand. Etwas bewegte sich dort. Miriamel sah ein glattes Stück weißen Hals und das Blitzen eines gelben Auges, dann ließ die Möwe sich fallen und war verschwunden.

»Die Möwen sind wie Kinder.« Gan Itai schenkte ihrem Gast ein runzliges Lächeln. »Streitsüchtig, vergeßlich, aber liebevoll.«

Miriamel schüttelte verwirrt den Kopf. »Es tut mir leid, wenn ich Euch störe.«

»Stören? Mein Kind, was für ein törichter Einfall. Es ist heller Tag, ich brauche jetzt nicht zu singen. Warum solltest du mich stören?«

»Ich weiß nicht, es ist nur…« Miriamel hielt inne und versuchte sich zu konzentrieren. Sie wußte selbst nicht genau, warum sie gekommen war. »Ich … ich muß mit jemandem reden, Gan Itai. Ich habe Angst.«

Die Niskie griff nach einem dreibeinigen Hocker, der ihr als Tisch zu dienen schien. Die geschickten braunen Finger fegten ein paar vom Meer glattpolierte Steine von der Platte in die Tasche ihres Gewandes, dann schob Gan Itai Miriamel den Hocker hin.

»Setz dich, Kind. Übereile dich nicht.«

Miriamel zog ihren Rock zurecht und fragte sich, wieviel sie der Niskie anvertrauen durfte. Aber wenn Gan Itai geheime Botschaften von Cadrach überbrachte, wußte sie doch wahrscheinlich schon alles? Auf jeden Fall war ihr offenbar klar gewesen, daß der Name Marya nicht stimmte. Miriamel blieb nichts übrig, als den Einsatz zu wagen.

»Wißt Ihr, wer ich bin?«

Wieder lächelte die Seewächterin. »Du bist die Herrin Marya, eine Edelfrau aus Erkynland.«

Miriamel war verblüfft. »Tatsächlich?«

Das Lachen der Niskie klang wie Wind im dürren Gras. »Oder etwa nicht? Gewiß hast du genug Leuten diesen Namen gesagt. Aber wenn du Gan Itai fragst, wer du *wirklich* bist, dann will ich es dir sagen, oder zumindest damit anfangen: Miriamel ist dein Name, Tochter des Hochkönigs.«

Miriamel fühlte sich eigenartig erleichtert. »Also wißt Ihr es doch.«

»Dein Gefährte Cadrach hat es mir bestätigt. Ich hatte bereits Verdacht geschöpft. Einst begegnete ich deinem Vater. Du riechst wie er, und du klingst wie er.«

»Wie? Was?« Miriamel wurde fast schwindlig. »Was meint Ihr?«

»Vor zwei Jahren traf dein Vater auf diesem Schiff mit Benigaris zusammen, damals, als Benigaris noch nicht selbst Herzog war. Aspitis, der Schiffsherr der *Eadne-Wolke*, war ihr Gastgeber. Auch dieses seltsame Geschöpf, der Zauberer, war dabei – der Mann ohne Haar.« Gan Itai strich sich wie glättend über den Kopf.

»Pryrates.« Der üble Geschmack des Namens blieb ihr im Mund.

»Ja, der.« Gan Itai richtete sich gerader auf und spitzte die Ohren nach einem fernen Ton. Wenig später wandte sie ihre Aufmerksamkeit erneut dem Gast zu. »Ich präge mir nicht die Namen von allen ein, die auf diesem Schiff mitfahren. Natürlich achte ich sehr genau auf jeden, der die Laufplanke heraufkommt – das gehört zu der Aufgabe des Seefahrers, die mir anvertraut wurde –, aber Namen sind für Seewächter in der Regel unwichtig. Diesmal jedoch nannte mir Aspitis alle ihre Namen, so wie meine Kinder mir früher vorgesungen haben, was sie über Gezeiten und Strömungen lernten. Er war sehr stolz auf seine bedeutenden Gäste.«

Miriamel fand sich für einen Moment abgelenkt. »Eure Kinder?«

»Allerdings, beim Unerforschten, ja, gewiß!« Gan Itai nickte. »Ich bin zwanzigfache Urgroßmutter.«

»Ich habe noch nie Niskiekinder gesehen.«

Die alte Frau warf ihr einen unfreundlichen Blick zu. »Ich weiß, daß du nur der Geburt nach Südländerin bist, Kind, aber selbst in Meremund, wo du aufgewachsen bist, liegt neben den Docks eine kleine Niskiestadt. Warst du nie dort?«

Miriamel schüttelte den Kopf. »Ich durfte nicht.«

Gan Itai schürzte die Lippen. »Das ist bedauerlich. Du hättest sie dir ansehen sollen. Es gibt nicht mehr so viele von uns wie früher, und wer weiß, was die Flut uns morgen bringt? Meine Sippe gehört zu den größten, aber es gibt von Abaingeat an der Nordküste bis ganz unten in Naraxi und Harcha keine zweihundert Familien mehr. So wenige für alle Hochseeschiffe!« Sie schüttelte traurig den Kopf.

»Aber als mein Vater und die anderen damals hier waren«, fing Miriamel wieder an, »was sagten sie? Was taten sie?«

»Sie redeten, junges Mädchen, aber ich weiß nicht, worüber. Sie sprachen die ganze Nacht, aber ich saß an Deck, allein mit der See und meinen Liedern. Außerdem ist es nicht meine Aufgabe, den Schiffsherrn zu bespitzeln. Solange er das Schiff nicht rechtswidrig in Gefahr bringt, steht es mir nicht zu, irgend etwas anderes zu tun als das, wozu ich geboren bin: die Kilpa in die Tiefe zu singen.«

»Aber Ihr brachtet mir Cadrachs Brief.« Miriamel blickte sich um und vergewisserte sich, daß die Tür zum Gang geschlossen war. »Das wäre Aspitis auch nicht recht gewesen.«

Zum ersten Mal zeigte sich eine Spur von Unzufriedenheit in Gan Itais goldenen Augen. »Das stimmt, aber ich schadete damit dem Schiff nicht.« Ein trotziger Ausdruck trat auf das gefurchte Gesicht. »Wir sind Niskies und keine Sklaven. Wir sind ein freies Volk.«

Sie und Miriamel musterten einander einen Augenblick. Die Prinzessin war die erste, die den Blick abwendete. »Ich will eigentlich auch gar nicht wissen, wovon sie geredet haben. Ich habe Männer und ihre Kriege und ihr Gezänk gründlich satt. Ich möchte nur weg von hier und in Frieden gelassen werden – irgendwo in ein Loch kriechen und nie wieder herauskommen.«

Die Niskie antwortete nicht und schaute sie nur an.

»Trotzdem werde ich nie über fünfzig Meilen offenes Wasser entkommen.« Die Sinnlosigkeit dieses Gedankens lastete auf ihr, machte sie schwer von Verzweiflung. »Werden wir bald wieder einmal landen?«

»Wir werden auf einigen der Inseln in der Bucht von Firannos anlegen. Spenit, vielleicht Risa – ich weiß nicht genau, welche Aspitis ausgesucht hat.«

»Vielleicht finde ich dort einen Weg zur Flucht. Aber bestimmt wird man mich streng bewachen.« Das bleierne Gefühl schien noch stärker zu werden. Plötzlich flackerte eine Idee auf. »Verlaßt Ihr nie das Schiff, Gan Itai?«

Die Seewächterin betrachtete sie prüfend. »Selten. Aber auf Risa wohnt eine Familie von Tinukeda'ya – von Niskies, der Clan *Injar*. Ich habe sie ein paarmal besucht. Warum fragst du?«

»Wenn Ihr das Schiff verlassen dürft, könntet Ihr vielleicht eine Botschaft von mir mitnehmen. Gebt sie jemandem, der sie meinem Onkel Josua weiterleiten kann.«

Gan Itai runzelte die Stirn. »Gern will ich das tun, aber ich bin nicht sicher, ob er sie jemals erhält. Es wäre ein großer Zufall.«

»Aber was bleibt mir sonst übrig?« seufzte Miriamel. »Natürlich ist es töricht. Aber vielleicht nützt es doch etwas, und welche anderen Möglichkeiten habe ich schon?« Plötzlich schossen ihr Tränen in die Augen. Zornig wischte sie sie ab. »Niemand kann etwas tun, auch wenn alle wollen. Aber ich muß es trotzdem versuchen.«

Gan Itai starrte sie erschrocken an. »Weine nicht, Kind. Ich komme mir dann so grausam vor, weil ich dich aus deinem Versteck im Laderaum hervorgezerrt habe.«

Miriamel winkte mit tränenfeuchter Hand ab. »Man hätte uns auch so gefunden.«

Die Niskie beugte sich vor. »Vielleicht hat dein Begleiter einen Einfall, wem man deine Nachricht übergeben kann, oder ob es etwas ganz Bestimmtes gibt, das man hineinschreiben sollte. Er scheint mir ein weiser Mann.«

»Cadrach?«

»Ja. Schließlich kannte er den wahren Namen der Kinder des Seefahrers.« Ihre Stimme klang ernst, aber stolz, als zeuge es von göttlicher Weisheit, wenn man den Namen ihres Volkes kannte.

»Aber wie…« Miriamel verschluckte den Rest ihrer Frage. Selbstverständlich wußte Gan Itai, wie man an Cadrach herankam. Sie hatte ja bereits eine Nachricht von ihm überbracht. Aber Miriamel wußte nicht recht, ob sie den Mönch überhaupt sehen wollte. Er hatte ihr so viel Schmerz verursacht, solchen Zorn in ihr entfesselt.

»Komm.« Gan Itai erhob sich von ihrem Strohsack. Sie kam so leicht auf die Füße wie ein junges Mädchen. »Ich werde dich zu ihm führen.« Sie spähte durch das schmale Fenster. »Es wird noch fast eine Stunde dauern, bevor sie ihm Essen bringen. Das läßt uns viel Zeit für eine freundschaftliche Unterhaltung.« Sie grinste und durchquerte dann behende den kleinen Raum. »Kannst du in diesem Kleid klettern?«

Die Niskie ließ ihre Finger unter ein Brett der kahlen Wand gleiten und zog. Ein Stück Täfelung, so genau eingepaßt, daß es fast unsichtbar gewesen war, sprang heraus. Gan Itai legte es auf den Boden. Dahinter zeigte sich ein dunkles Loch, ausgekleidet mit verpichten Balken.

»Wohin führt das?« fragte Miriamel überrascht.

»Nirgendwo im besonderen«, antwortete Gan Itai. Sie kroch hinein und stand dann auf, so daß nur die dünnen braunen Beine und der Saum ihres Gewandes noch in der Öffnung sichtbar waren. »Es ist nur eine schnelle Verbindung in den Laderaum oder an Deck. Ein Niskieloch nennt man so etwas.« Ihrer gedämpften Stimme folgte ein leises Echo.

Miriamel bückte sich zu ihr hinein. An der gegenüberliegenden Wand des winzigen Kämmerchens stand eine Leiter. Oben darüber, wo die Wände aneinanderstießen, erstreckte sich ein enger Kriechgang nach beiden Richtungen. Die Prinzessin zuckte die Achseln und stieg hinter der Niskie die Leiter hinauf.

Der Gang oben war so niedrig, daß man sich nur auf Händen und Knien darin fortbewegen konnte. Miriamel knotete sich den Rocksaum hoch, damit er sie nicht behinderte, und krabbelte hinter Gan Itai her. Als das Licht aus der Kammer der Niskie hinter ihnen verschwand, umschloß die Dunkelheit sie enger. Miriamel konnte nur ihrer Nase und dem leisen Geräusch der kriechenden Gan Itai folgen. Die Balken knarrten, wenn das Schiff sich bog. Miriamel kam es vor, als kröche sie den Schlund eines gewaltigen Seeungeheuers hinunter.

Etwa zwanzig Ellen von der Leiter entfernt hielt Gan Itai an. Miriamel stieß von hinten gegen sie.

»Vorsichtig, Kind.« Ein wachsender Lichtkeil enthüllte das Gesicht der Niskie, die ein anderes Stück Täfelung aufstemmte. Nachdem sie hindurchgespäht hatte, winkte sie Miriamel näher. Nach der Finsternis des Kriechgangs kam der Prinzessin der düstere Laderaum heiter und sonnig vor, obwohl sein einziges Licht von einem aufgestellten Lukendeckel am anderen Ende stammte.

»Wir müssen leise sprechen«, warnte die Seewächterin.

Der Laderaum war fast bis an die Deckenbalken mit Säcken und Fässern vollgestapelt, alle festgezurrt, damit sie bei hohem Seegang nicht umherrollten. An einer Wand kauerte, als sei auch er gegen die Launen der Gezeiten durch Fesseln gesichert, die geduckte Gestalt des Mönchs. Eine schwere Kette verband seine Fußknöchel, eine zweite baumelte zwischen seinen Handgelenken.

»Gelehrter!« zischte Gan Itai. Cadrachs runder Kopf hob sich so langsam wie der eines verprügelten Hundes. Er blickte hinauf in den Schatten der Deckenbalken.

»Gan Itai?« Seine Stimme klang heiser und müde. »Seid Ihr es?«

Miriamel fühlte, wie ihr jäh das Herz in der Brust sank. Barmherziger Ädon, was für ein Anblick! In Ketten wie ein stummes Tier!

»Ich möchte mit dir reden«, flüsterte die Niskie. »Kommen die Wächter bald?«

Cadrach schüttelte den Kopf. Leise klirrten die Ketten. »Ich glaube nicht. Sie haben es nie eilig, mich zu füttern. Habt Ihr meine Nachricht weitergegeben … an … an die Herrin?«

»Ja. Sie ist hier, um mit Euch zu sprechen.«

Der Mönch fuhr wie erschrocken zusammen. »Was? Ihr habt sie hierher gebracht?« Er hielt die rasselnden Ketten vor sein Gesicht. »Nein! Nein! Führt sie fort!«

Gan Itai zog Miriamel vorwärts. »Er ist sehr unglücklich. Sprich mit ihm.«

Miriamel schluckte. »Cadrach?« fragte sie endlich. »Hat man Euch weh getan?«

Der Mönch rutschte an der Wand hinunter, bis er kaum mehr war als eine Anhäufung von Schatten. »Geht, Herrin. Ich ertrage es nicht, Euch zu sehen, und will auch nicht, daß Ihr mich seht. Geht.«

Einen langen Augenblick herrschte Schweigen.

»Sprecht zu ihm!« zischte Gan Itai.

»Es tut mir leid, daß man Euch das angetan hat.« Miriamel merkte, daß ihr die Tränen kamen. »Was immer auch zwischen uns beiden vorgefallen ist, ich hätte mir nie gewünscht, Euch so gefoltert zu sehen.«

»Ach, Herrin, in was für einer furchtbaren Welt wir leben.« In der Stimme des Mönchs lag ein Unterton von Schluchzen. »Wollt Ihr nicht meinem Rat folgen und fliehen? Ich bitte Euch.«

Miriamel schüttelte in ohnmächtigem Zorn den Kopf, bis sie begriff, daß er sie oben im Dunkel der Luke nicht sehen konnte. »Wie denn, Cadrach? Aspitis läßt mich nicht aus den Augen. Gan Itai hat versprochen, einen Brief von mir mitzunehmen und ihn jemandem zu geben, der versuchen wird, ihn weiterzuleiten – aber an wen? Wer würde mir helfen? Ich weiß nicht, wo Josua sich aufhält. Die Angehörigen meiner Mutter in Nabban sind Verräter. Was soll ich tun?«

Die dunkle Gestalt, die Cadrach war, stand langsam auf. »*Pelippas Schüssel*, Miriamel. Wie ich es Euch schrieb. Dort könnte es jemanden geben, der Euch hilft.« Es klang nicht besonders überzeugt.

»Wer? Wem könnte ich den Brief schicken?«

»Schickt ihn an die Herberge. Zeichnet eine Schreibfeder auf den Umschlag, einen Federkiel in einem Kreis. Dann bekommt jemand den Brief, der Euch helfen kann, wenn sich ein Geeigneter dort aufhält.« Er hob einen schwer beladenen Arm.

»Bitte geht jetzt, Prinzessin. Nach allem, was geschehen ist, möchte ich nur noch allein sein. Ich will nicht, daß Ihr meine Schande noch länger anseht.«

Miriamel fühlte, wie ihre Tränen zu fließen begannen. Es dauerte ein Weilchen, bevor sie antworten konnte. »Habt Ihr noch einen Wunsch?«

»Einen Krug Wein. Nein, einen Weinschlauch; den kann man besser verstecken. Das ist alles, was ich brauche. Etwas, um in mir eine Dunkelheit zu schaffen, die dem Dunkel um mich her entspricht.« Sein Lachen tat weh. »Und daß Ihr heil entkommt. Das auch.«

Miriamel wandte sich ab. Sie konnte den Anblick der geduckten Gestalt des Mönchs nicht länger ertragen. »Es tut mir so leid«, sagte sie, drängte sich hastig an Gan Itai vorbei und schob sich ein paar Ellen den Kriechgang hinauf. Von dem Gespräch war ihr übel.

Die Niskie sagte noch ein paar Worte zu Cadrach, klappte die Täfelung herunter und versenkte den engen Gang von neuem in Finsternis. Ihr dünner Körper streifte an Miriamel vorbei; dann führte sie die Prinzessin wieder zu der Leiter zurück.

Kaum hatte Miriamel das Licht des Tages erreicht, als sie ein neuer Weinkrampf schüttelte. Eine Weile sah Gan Itai ihr unbehaglich zu, aber als Miriamel nicht aufhören wollte, legte die Niskie einen spinnwebdünnen Arm um sie und tröstete: »Hör auf, hör doch auf. Es kommen auch wieder glückliche Tage.«

Miriamel knotete ihren Rock auf, hob einen Zipfel und wischte sich Augen und Nase. »Nein, niemals. Und für Cadrach auch nicht. Ach, Gott im Himmel, ich bin so einsam!« Wieder fing sie heftig zu schluchzen an.

Gan Itai hielt sie, bis sie aufhörte.

»Es ist grausam, ein lebendiges Wesen so anzubinden.« Die Stimme der Niskie klang angespannt, als sei sie zornig. Miriamel, den Kopf auf Gan Itais Schoß, war zu erschöpft, um zu antworten. »Sie fesselten Ruyan Vé,

wußtest du das? Den Vater unseres Volkes, den großen Seefahrer. Als er die Schiffe nehmen und von neuem in See stechen wollte, ergriffen sie ihn in ihrem Grimm und legten ihn in Ketten.« Die Niskie wiegte sich hin und her. »Und dann verbrannten sie die Schiffe.«

Miriamel schniefte. Sie wußte nicht, von wem Gan Itai sprach, und es war ihr im Moment auch ganz gleichgültig.

»Sie wollten uns zu Sklaven machen, aber wir Tinukeda'ya sind ein freies Volk.« Aus Gan Itais Stimme wurde ein beschwörender Singsang, ein trauriges Lied. »Sie verbrannten unsere Schiffe – verbrannten die großen Schiffe, die wir in diesem neuen Land nie wieder bauen konnten, und ließen uns als Gestrandete hier zurück. Sie sagten, es geschehe, um uns vor dem Nichtsein zu retten, aber das war eine Lüge. Sie wollten nur, daß wir ihre Verbannung teilten – wir, die wir sie nicht brauchten! Der Unendliche und Ewige Ozean hätte unsere Heimat sein können, aber sie nahmen unsere Schiffe und fesselten den mächtigen Ruyan. Sie wollten uns zu ihren Dienern machen. Es ist unrecht, jemanden in Ketten zu legen, der einem nichts Böses getan hat. Unrecht!«

Noch immer hielt Gan Itai Miriamel in den Armen. Sie wiegte sich hin und her und murmelte von schrecklichem Unrecht. Am Himmel sank die Sonne. Schatten begannen die Kammer zu füllen.

Später lag Miriamel in ihrer dunklen Kabine und lauschte dem leisen Lied der Niskie. Gan Itai war sehr erregt gewesen. Miriamel hatte nicht geglaubt, daß die Seewächterin so tiefe Gefühle hegte, aber irgend etwas an Cadrachs Gefangenschaft und die Tränen der Prinzessin hatten bei Gan Itai eine heftige Aufwallung von Kummer und Zorn hervorgerufen.

Wer waren überhaupt die Niskies? Cadrach nannte sie Tinukeda'ya – Meerkinder, hatte Gan Itai gesagt. Woher kamen sie? Vielleicht von einer fernen Insel. Schiffe auf dunkler See, hatte die Niskie gesagt, von irgendwo aus weiter Ferne. War das so in der Welt, daß alle sich nach einem Ort oder einer Zeit sehnten, die längst verloren war?

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihr Grübeln.

»Herrin Marya? Seid Ihr wach?«

Sie antwortete nicht. Langsam schwang die Tür auf. Miriamel verfluchte sich innerlich, daß sie den Riegel nicht vorgeschoben hatte.

»Herrin Marya?« Die Stimme des Grafen war sanft. »Seid Ihr krank? Ich habe Euch beim Abendessen vermißt.«

Sie bewegte sich und rieb ihre Augen wie jemand, der vom Schlaf erwacht. »Graf Aspitis? Zu meinem Bedauern fühle ich mich unwohl. Wir

können morgen weitersprechen, wenn es mir bessergeht.«

Auf Katzenpfoten näherte er sich und setzte sich auf den Bettrand. Die langen Finger strichen über ihre Wange. »Aber das ist ja schrecklich. Was fehlt Euch? Ich werde Gan Itai nach Euch sehen lassen. Sie ist wohlerfahren in der Heilkunst. Ich vertraue ihr mehr als allen Wundärzten und Apothekern.«

»Habt Dank, Aspitis. Das wäre sehr freundlich. Ich sollte jetzt wohl besser weiterschlafen. Es tut mir leid, Euch so schlechte Gesellschaft zu bieten.«

Der Graf schien es mit dem Gehen nicht eilig zu haben. Er streichelte ihr Haar. »Wißt Ihr, Herrin … meine rauhen Worte und Manieren von neulich abend bedaure ich aufrichtig. Ihr seid mir sehr ans Herz gewachsen, und die Vorstellung, Ihr könntet mich so schnell verlassen, bestürzte mich. Schließlich bindet uns das enge Band der Liebenden, ist es nicht so?« Seine Fingerspitzen glitten hinab zu ihrem Hals. Unter der Berührung spannte sich Miriamels Haut, und es überlief sie eisig.

»Ich fürchte, mein augenblicklicher Zustand erlaubt mir kein Gespräch über solche Dinge, edler Herr. Doch vergebe ich Euch Eure Worte, denn ich weiß, daß Ihr hastig geredet und es nicht wirklich so gemeint habt.« Sie warf ihm einen schnellen Blick zu, um in seinem Gesicht zu lesen, was er dachte. Seine Augen schienen ohne Arg, aber die Prinzessin erinnerte sich an Cadrachs Worte und an Gan Itais Beschreibung der Versammlung, deren Gastgeber Aspitis gewesen war. Wieder wurde ihr kalt ums Herz, und sie bezwang nur mit Mühe ein Zittern.

»Gut«, meinte er. »Sehr gut. Ich bin froh, daß Ihr mich versteht. Hastige Worte. Genau das.«

Miriamel beschloß, die scheinbare Aufrichtigkeit dieses Höflings auf die Probe zu stellen. »Allerdings müßt Ihr auch begreifen, Aspitis, wie unglücklich ich bin. Mein Vater, seht Ihr, hat keine Ahnung, wo ich mich aufhalte. Vielleicht hat ihm das Kloster bereits Nachricht geschickt, daß ich nicht angekommen bin. Er wird ganz krank vor Sorge sein. Er ist alt, Aspitis, und ich fürchte um seine Gesundheit. Ihr werdet gewiß einsehen, daß ich auf Eure weitere Gastfreundschaft verzichten muß, auch wenn es ungern geschieht.«

»Natürlich«, erwiderte der Graf. Einen Augenblick lang empfand Miriamel Hoffnung. Hatte sie sich doch in ihm geirrt? »Es wäre grausam, Euren Vater im ungewissen zu lassen. Sobald wir das nächste Mal landen, werden wir ihm eine Botschaft senden – ich denke, von der Insel Spenit

aus. Und dann verkünden wir ihm auch gleich die frohe Nachricht.«

Sie lächelte. »Er wird überglücklich sein, daß es mir gutgeht.«

»Ah.« Aspitis erwiderte ihr Lächeln. Sein langes, feingeschnittenes Kinn und die klaren Augen hätten einem Bildhauer als Modell für einen der großen Helden der Vergangenheit dienen können. »Aber es gibt noch mehr gute Neuigkeiten. Wir werden ihm schreiben, daß seine Tochter in eine von Nabbans *Fünfzig Familien* einheiratet!«

Miriamels Lächeln erstarb. »Wie bitte?«

»Nun, wir müssen ihm doch unsere bevorstehende Hochzeit mitteilen!« lachte Aspitis begeistert. »Ja, Herrin, ich habe lange nachgedacht, und obwohl Eure Familie nicht ganz so hochgestellt ist wie die meine – und außerdem erkynländisch –, habe ich mich entschlossen, um der Liebe willen mit aller Tradition zu brechen. Wir werden heiraten, sobald wir wieder in Nabban sind.« Er nahm ihre kalte Hand zwischen seine warmen Finger. »Aber Ihr seht nicht so glücklich aus, wie ich es erhofft hätte, schöne Marya.«

In Miriamels Kopf wirbelten die Gedanken, aber wie in einem Alptraum, in dem einen etwas Grausiges verfolgt, konnte sie an nichts anderes als an Flucht denken. »Ich … ich bin überwältigt, Aspitis.«

»Ah – nun ja – ich denke, das ist verständlich.« Er stand auf und beugte sich dann über sie, um sie zu küssen. Sein Atem roch nach Wein, seine Wange nach Duftwasser. Sekundenlang lag sein Mund hart auf ihren Lippen. Dann löste er sich von ihr. »Schließlich kommt es recht plötzlich, ich weiß. Aber es wäre mehr als unedel von mir, Euch im Stich zu lassen … nach allem, was wir miteinander geteilt haben. Und ich habe Euch liebgewonnen, Marya. Die Blumen des Nordens sind anders als die meiner südlichen Heimat, aber ihr Duft ist genauso süß, ihre Blüte ebenso lieblich.«

In der Tür blieb er noch einmal stehen. »Ruht Euch aus und schlaft wohl, Herrin. Wir müssen noch viele Dinge besprechen. Gute Nacht.« Hinter ihm fiel die Tür ins Schloß. Sofort sprang Miriamel aus dem Bett und schob den Riegel vor. Dann kroch sie wieder unter ihre Decke und bebte in einem jähen Anfall von Schüttelfrost.

III

Osten der Welt

»Ich bin doch jetzt ein Ritter, oder?« Simon fuhr mit der Hand durch Qantaqas dickes Nackenfell. Die Wölfin beäugte ihn gleichmütig.

Binabik sah von seinem Stoß Pergamentblätter auf und nickte. »Durch einen Eid vor deinem Gott und deinem Prinzen.« Der Troll wandte sich wieder Morgenes' Buch zu. »Dieses beides dünkt mich die Besonderheiten des Rittertums zu erfüllen.«

Simon blickte hinaus in die steinplattengepflasterte Weite des Feuergartens und versuchte, seine Gedanken in Worte zu fassen. »Nur … nur ich fühle mich kein bißchen anders als vorher. Ich bin ein Ritter – ein Mann! Warum merke ich dann gar keinen Unterschied?«

Binabik, der sich an irgendeiner Stelle festgelesen hatte, antwortete nicht sofort. »Es tut mir leid, Simon«, meinte er nach einer Weile. »Ich bin gerade kein guter Zuhörfreund. Bitte sag noch einmal, was du erwähnt hattest.«

Simon bückte sich, hob einen lockeren Stein auf und ließ ihn über die Platten ins angrenzende Unterholz hüpfen. Qantaqa sprang hinterher. »Wenn ich ein Ritter und erwachsener Mann bin, warum fühle ich mich trotzdem wie derselbe dumme Küchenjunge?«

Binabik lächelte. »Es bist nicht nur du, der diese Dinge schon empfunden hat, Simon-Freund. Daß eine neue Jahreszeit vergangen oder eine Anerkennung zuteil geworden ist, verändert einen Menschen in seinem Innern nicht viel. Weil du dich auf dem Urmsheim tapfer gezeigt hast, wurdest du zu Josuas Ritter geschlagen. Wenn du dich also verändert hast, dann nicht bei der Zeremonie von gestern, sondern damals auf dem Berg.« Er klopfte auf Simons Stiefel. »Sagtest du nicht, du hättest dort etwas gelernt – und auch aus dem vergossenen Blut des Drachen?«

»Ja.« Simon spähte zu Qantaqas Schwanz hinüber, der über dem Heidekraut wehte wie eine Rauchfahne.

»Trolle und Tiefländer, alle wachsen sie, wie es ihnen angemessen ist«,

erläuterte der kleine Mann, »nicht so, wie andere es ihnen sagen. Sei zufrieden. Du wirst immer ungemein Simon-artig sein, aber doch habe ich in den Monaten, die wir Freunde sind, viel Wandlung an dir gesehen.«

»Wirklich?« Simon unterbrach sich mitten im Wurf.

»Wahrheit. Du stehst im Begriff, ein Mann zu werden. Laß es mit der Schnelligkeit geschehen, die dazu benötigt wird, und zerbrich dir nicht den Kopf.« Er raschelte mit den Pergamenten. »Lausche nun, ich möchte dir etwas vorlesen.« Er zog mit kurzem Finger die Linien von Morgenes' krakeliger Handschrift nach. »Dankbar bin ich Strangyeard mehr, als man sagen kann, weil er aus der Zerstörung von Naglimund dieses Buch gerettet hat. Es ist unsere letzte Verbindung zu jenem großen Mann, der dein Lehrer war.« Der Finger hielt inne. »Aha. Hier. Morgenes schreibt über König Johan den Priester:

›Wenn ihn wirklich ein göttlicher Funke berührt hatte, so zeigte sich das am deutlichsten in seinem Kommen und Gehen, nämlich daran, daß er zur besten Stunde am rechten Platz war und daraus seinen Vorteil zog …‹«

»Das Stück habe ich schon gelesen«, erklärte Simon ohne sonderliches Interesse.

»Dann wirst du bemerkt haben, wie voll von Bedeutung es für unser Werk ist«, versetzte der Troll.

»Denn Johan Presbyter wußte, daß im Krieg und in der Diplomatie – und ebenso in der Liebe und im Handel, zwei anderen diesen nicht unähnlichen Beschäftigungen – in der Regel nicht der Starke oder gar der Gerechte den Sieg davonträgt, sondern der, dem das Glück hold ist. Und Johan wußte auch, daß derjenige, der schnell und ohne überflüssige Vorsicht handelt, sich dieses Glück selber schafft.«

Simon runzelte die Stirn über Binabiks erfreute Miene. »Na und?«

»Ah.« Der Troll ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Höre weiter.

›Deshalb führte Johan in dem Krieg, der Nabban in seine kaiserliche Hand fallen ließ, seine an Zahl weit unterlegenen

Truppen durch den onestrinischen Paß und mitten hinein in die Speerspitzen von Ardrivis' Legionen, obgleich jedermann wußte, daß nur ein Narr so vorgehen würde. Gerade diese Tollkühnheit, dieser scheinbare Wahnwitz jedoch waren es, die Johans kleinerem Heer einen großen Überraschungserfolg brachten und ihm sogar in den Augen der erschrockenen Krieger der Nabbanai den Anflug einer fast göttlichen Unüberwindlichkeit verliehen.‹«

Simon fand den triumphierenden Unterton in der Stimme des kleinen Mannes ein wenig beunruhigend. Binabik schien zu denken, der springende Punkt der Sache sei jetzt völlig klar. Simon überlegte.

»Willst du sagen, daß wir uns verhalten sollten wie König Johan? Daß wir versuchen sollten, Elias zu überraschen?« Der Gedanke war erstaunlich. »Daß wir ihn … angreifen sollten?«

Binabik nickte und entblößte die Zähne zu einem gelben Grinsen. »Schlauer Simon! Warum nicht? Bisher haben wir nur reagiert und nicht agiert. Vielleicht ist ein Wechsel von Nutzen.«

»Aber was ist mit dem Sturmkönig?« Von dem Gedanken erschüttert, sah Simon auf den bewölkten Horizont. Unter dem weiten schiefergrauen Himmel dieses fremdartigen Ortes hätte er am liebsten nicht einmal den Namen ausgesprochen. »Und außerdem, Binabik, sind wir nur ein paar Hundert. König Elias gebietet über Tausende von Soldaten, das weiß jeder.«

Der Troll zuckte die Achseln. »Wer sagt denn, daß wir Heer gegen Heer kämpfen müssen? Im übrigen nimmt unsere kleine Truppe hier täglich zu, denn es kommen immer mehr Leute über die Wiesen nach … wie nannte es Josua? Ach ja … nach Neu-Gadrinsett.«

Simon schüttelte den Kopf und warf einen weiteren, windglatten Steinscherben in die Luft. »Mir kommt es töricht vor – nein, nicht töricht. Aber zu gefährlich.«

Binabik behielt die Ruhe. Er pfiff Qantaqa, die über die Steinplatten herbeigetrottet kam. »Vielleicht ist es genau das, Simon. Gehen wir ein Stückchen spazieren.«

Prinz Josua sah mit sorgenvollem Gesicht auf das Schwert nieder. Die gute Laune, die er bei Simons Fest zur Schau getragen hatte, schien ihn gänzlich verlassen zu haben.

Es war ja auch nicht so, daß der Prinz in letzter Zeit wirklich glücklicher gewesen wäre, fand Herr Deornoth; er hatte lediglich eingesehen, daß seine Selbstzweifel auch seine Umgebung verunsicherten. In Zeiten wie diesen wollten die Menschen lieber einen furchtlosen Fürsten als einen aufrichtigen, darum bemühte sich Josua, seinen Untertanen die Maske ruhiger Zuversicht zu zeigen. Deornoth freilich, der ihn gut kannte, wußte sehr wohl, daß die Last der Verantwortung so schwer auf Josua lag wie nur je zuvor.

Er ist wie meine Mutter, dachte Deornoth. *Merkwürdiger Vergleich für einen Prinzen. Aber genau wie sie glaubt er, er müßte auch noch die Sorgen und Ängste von allen anderen auf sich nehmen, weil sonst keiner diese Bürde tragen kann.*

Und wie Deornoth es bei seiner Mutter erlebt hatte, schien auch Josua schneller zu altern als seine Umgebung. Der Prinz, immer schon schlank, war während der Flucht der Gefolgschaft aus Naglimund sehr dünn geworden. Inzwischen hatte er zwar wieder etwas zugenommen, aber jetzt umgab ihn ein eigenartiger Hauch von Zerbrechlichkeit, der nicht weichen wollte; Deornoth schien es, als habe er sich ein wenig von den weltlichen Dingen entfernt, wie ein Mensch, der zum ersten Mal von langer Krankheit aufsteht. Die grauen Strähnen in seinem Haar hatten sich auffällig vermehrt, und in seinen Augen, noch immer scharf und wissend wie früher, lag jetzt ein Glanz, der etwas Fiebriges hatte.

Er braucht Frieden. Er braucht Ruhe. Ich wünschte, ich könnte am Fuß seines Bettes stehen und ihn beschützen, während er schläft – ein ganzes Jahr lang schläft.

»Gott gebe ihm Kraft«, murmelte er.

Josua drehte sich um. »Entschuldige, ich war in Gedanken. Was hast du gesagt?«

Deornoth schüttelte den Kopf. Er wollte nicht lügen, seine Gedanken aber lieber für sich behalten. Die beiden Männer wandten ihre Aufmerksamkeit wieder dem Schwert zu.

Prinz und Lehensmann standen vor dem langen Steintisch in dem Gebäude, das Geloë das Abschiedshaus nannte. Alle Spuren des gestrigen Festes waren fortgeräumt, und nur dieser eine, glänzende Gegenstand lag auf dem glatten Stein.

»Wenn man bedenkt, wie viele durch diese Klinge gestorben sind…«, meinte Deornoth endlich. Er berührte den schnurumwickelten Griff; *Dorn* war so kalt und leblos wie der Fels, auf dem es ruhte.

»Und vergiß nicht«, brummte der Prinz, »wie viele gerade in jüngster Zeit erst gestorben sind, um es uns zu bringen.«

»Aber wenn es uns so viel gekostet hat, sollten wir es doch bestimmt nicht einfach hier liegen lassen – in einer offenen Halle, die jeder betreten kann.« Deornoth schüttelte den Kopf. »Dieses Schwert könnte unsere größte Hoffnung sein, Hoheit – unsere einzige Hoffnung! Sollten wir es nicht in ein sicheres Versteck bringen oder eine Wache davorstellen?«

Josua lächelte beinahe. »Wozu, Deornoth? Man kann jeden Schatz stehlen, jede Burg bezwingen, jedes Versteck ausspähen. Es ist besser, wenn es hier liegt, wo es jeder sehen und fühlen kann, welche Hoffnung es birgt.« Mit schmalen Augen schaute er auf die Klinge. »Nicht, daß mir der Anblick große Erwartungen einflößte. Ich hoffe, du wirst mich nicht für weniger prinzlich halten, wenn ich dir gestehe, daß es mir bei seinem Anblick eher kalt über den Rücken läuft.« Langsam strich er mit der Hand über die Klinge. »Jedenfalls wird, geht man von dem aus, was Binabik und der junge Simon gesagt haben, niemand dieses Schwert an einen Ort bringen, an den es nicht selbst hinmöchte. Und schließlich, wenn es hier vor aller Augen liegt wie Weiland Tethtains Axt im Herzen der sagenhaften Buche, wird vielleicht jemand erscheinen, der uns erklärt, auf welche Weise es uns von Nutzen sein kann.«

Deornoth begriff nicht. »Ihr meint, jemand vom gewöhnlichen Volk, Herr?«

»Es gibt alle möglichen Arten von Weisheit, Deornoth«, knurrte der Prinz. »Hätten wir damals auf das einfache Volk in der Frostmark gehört, als es uns sagte, im Land gehe Böses um, wer weiß, wieviel Qualen uns erspart geblieben wären. Nein, Deornoth, jedes weise Wort über dieses Schwert ist jetzt wertvoll für uns, jedes alte Lied, jede halb vergessene Geschichte.« Er konnte eine Miene der Unzufriedenheit nicht verbergen. »Schließlich haben wir keine Ahnung, was für einen Vorteil es uns bringen kann – genauer gesagt, keine Ahnung, ob es überhaupt jemandem etwas nützt, abgesehen von einem alten, wirren Vers…«

Eine laute, rauhe Stimme unterbrach ihn:

»*Wenn Rauhreif Claves' Glocke deckt*
und Schatten auf der Straße geht,
das Brunnenwasser schwarz sich fleckt:
drei Schwerter müssen dann zurück.«

Überrascht drehten die beiden Männer sich um. Geloë stand in der Türöffnung. Sie kam auf sie zu und fuhr dabei fort, die Verse zu sprechen.

»*Wenn Bukken kriechen aus der Gruft,*
der Hune steigt vom Berg herab,
wenn Alptraum raubt dem Schlaf die Luft:
drei Schwerter müssen dann zurück.

Der Zeiten Nebel zu verwehn,
zu wenden harten Schicksals Schritt –
soll Frühes Spätem widerstehn:
drei Schwerter müssen dann zurück.«

»Ich konnte es nicht vermeiden, Euch zu hören, Prinz Josua – ich habe scharfe Ohren. Eure Worte sind sehr weise. Doch was Eure Zweifel angeht, ob das Schwert helfen wird…« Sie zog eine Grimasse. »Verzeiht einer alten Frau ihre Unverblümtheit, aber wenn wir nicht an die Macht von Nisses' Prophezeiung glauben, was bleibt uns dann überhaupt noch?«

Josua versuchte ein Lächeln. »Ich habe nicht bestritten, daß sie einen für uns wichtigen Sinn hat, Valada Geloë. Ich wünschte nur, ich wüßte genauer, was für eine Waffe diese Schwerter wirklich sind.«

»So geht es uns allen.« Die Zauberfrau nickte Deornoth zu und warf einen schnellen Blick auf das schwarze Schwert. »Immerhin, eines der drei Großen Schwerter befindet sich in unserem Besitz, und das ist mehr als letztes Jahr.«

»Wahr. Sehr wahr.« Josua lehnte sich an den Steintisch. »Und dank Euch leben wir an einem sicheren Ort. Ich bin nicht blind gegenüber dem Glück, Geloë.«

»Aber Ihr macht Euch Sorgen.« Es war keine Frage. »Es wird immer schwieriger, unsere wachsende Ansiedlung zu ernähren und ihre Bewohner zu regieren.«

Der Prinz nickte. »Und viele davon wissen im Grunde nicht, weshalb sie hier sind, außer daß sie anderen Siedlern gefolgt sind. Nach einem so eiskalten Sommer weiß ich nicht, wie wir den Winter überleben wollen.«

»Das Volk wird auf Euch hören, Hoheit«, erklärte Deornoth. In Gegenwart der Zauberfrau kam ihm Josua immer eher wie ein eifriger Schüler und nicht wie ein Prinz vor. Er hatte sich nie daran gewöhnen können und nur unvollkommen gelernt, seinen Ärger zu verbergen. »Sie

werden tun, was Ihr sagt. Gemeinsam werden wir auch über diesen Winter kommen.«

»Natürlich, Deornoth.« Josua legte dem Freund die Hand auf die Schulter. »Wir haben zuviel durchgestanden, als daß uns die Kleinlichkeiten des Alltags noch erschüttern könnten.«

Er sah aus, als wollte er noch mehr sagen, aber in diesem Augenblick hörten sie draußen auf den breiten Stufen das Geräusch von Schritten. In der Tür tauchten der junge Simon und der Troll auf, dicht gefolgt von Binabiks zahmer Wölfin. Das große Tier sog die Luft ein, beschnüffelte dann den Stein auf allen Seiten der Tür und trottete schließlich davon, um sich in einer entfernten Ecke der Halle niederzulegen. Deornoth sah Qantaqas Abgang nicht ohne Erleichterung.

Er hatte zahlreiche Beweise ihrer Harmlosigkeit bekommen, aber er war ein Kind des ländlichen Erkynlandes, wo Wölfe in den Kamingeschichten die Stelle der Dämonen einnahmen.

»Aha«, sagte Josua fröhlich, »mein neuester Ritter mit dem ehrenwerten Gesandten des fernen Yiqanuc. Kommt, setzt Euch.« Er wies auf eine Reihe von den Festlichkeiten des Vorabends übriggebliebener Hocker. »Wir warten nur noch auf ein paar andere Teilnehmer, unter ihnen Graf Eolair.« Er fragte Geloë: »Ihr habt doch nach ihm gesehen? Geht es ihm besser?«

»Ein paar Schnittwunden und Prellungen. Er ist sehr abgemagert – weit geritten, wenig gegessen. Aber seine Gesundheit ist gut.«

Deornoth dachte, daß sie auch nicht viel mehr sagen würde, wenn man den Grafen von Nad Mullach gevierteilt hätte – daß sie ihn aber trotzdem bald wieder auf die Füße brächte. Die Zauberfrau bezeugte seinem Prinzen nicht den gebührenden Respekt und hatte wenig Eigenschaften, die für Deornoth zu einer Frau gehörten; aber er mußte zugeben, daß sie alles, was sie anpackte, hervorragend erledigte.

»Das höre ich sehr gern.« Josua steckte die Hand unter den Mantel. »Es ist kalt hier. Wir wollen ein Feuer anzünden, damit wir ohne Zähneklappern sprechen können.«

Während Josua und die anderen redeten, holte Simon Holzscheite vom Stapel in der Ecke und schichtete sie in der Feuerstelle auf. Er war zufrieden, daß er eine Aufgabe hatte. Zu dieser hohen Gesellschaft zu zählen, erfüllte ihn mit Stolz, aber es gelang ihm noch nicht recht, dies als selbstverständlich zu empfinden.

»Stell das Holz so hin, daß es sich oben berührt und unten auseinandergeht«, riet Geloë.

Er folgte diesem Vorschlag und errichtete in der Feuerstelle ein kegelförmiges Zelt aus Brennholz. Als er damit fertig war, schaute er sich im Raum um. Die rohe Feuerstelle auf dem kunstvoll verlegten Steinboden störte ihn; es war, als hätten sich in einem herrschaftlichen Haus der Menschen wilde Tiere eingenistet. Nirgends in der langen Halle gab es etwas, das an eine Feuerstelle der Sithi erinnerte. Wie hatten sie den Raum beheizt? Simon fiel ein, daß Aditu barfuß durch den Schnee gelaufen war. Er kam zu dem Ergebnis, daß ihnen solche Dinge vermutlich unwichtig gewesen waren.

»Heißt dieses Gebäude wirklich Abschiedshaus?« fragte er Geloë, als sie mit Feuerstein und Stahl zu ihm kam. Sie beachtete ihn zunächst nicht, sondern hockte sich vor die Feuerstelle und schlug einen Funken auf die gekräuselten Rindenspäne, die zwischen den Scheiten lagen.

»So gut wie. Ich hätte es ›Halle des Lebewohls‹ genannt, aber der Troll hat meine Sithi-Grammatik berichtigt.« Sie zeigte ein knappes Lächeln. Unter ihren Händen stieg ein Rauchfaden auf.

Simon dachte, es könnte ein Scherz gewesen sein, aber er war sich nicht ganz sicher. »Und ›Abschied‹ deshalb, weil sich die beiden Familien hier getrennt haben?«

»Ja – ich glaube, hier war der Ort, an dem sie das Abkommen schlossen. Ich nehme aber an, daß die Sithi noch einen anderen Namen dafür haben oder hatten, denn die Halle wurde schon lange vor dem Auseinandergehen der beiden Stämme benutzt.«

Also hatte er recht gehabt: Seine Vision hatte ihm die Vergangenheit gezeigt. Grübelnd starrte er auf die Säulenhalle mit ihren Pfeilern aus behauenem Stein, nach unzähligen Jahren noch immer klar und scharfkantig. Jirikis Volk hatte einst mächtige Baumeister gehabt; jetzt aber waren ihre Waldwohnungen so wandelbar und unbeständig wie Vogelnester. Vielleicht war es weise von den Sithi, keine tiefen Wurzeln mehr zu schlagen. Trotzdem kam es Simon vor, als sei ein Ort, der immer da war, eine Heimat, die sich nicht veränderte, gerade jetzt der kostbarste Schatz auf der Welt.

»Warum haben die beiden Familien sich getrennt?«

Geloë zuckte die Achseln. »Für so große Umstellungen gibt es immer mehr als einen Grund; aber ich habe gehört, daß die Sterblichen etwas damit zu tun hatten.«

Simon erinnerte sich an die letzte, furchtbare Stunde im Yásira. »Die Nornenkönigin – Utuk'ku. Sie war wütend, daß die Sithi … ›die Sterblichen nicht aus dem Land gepeitscht hätten‹, sagte sie. Und auch, daß Amerasu die Menschen nicht in Ruhe gelassen hätte. Uns Menschen. Wie mich.« Es war schwer, ohne Scham an Amerasu die Schiffgeborene zu denken, denn ihr Mörder hatte behauptet, auf Simons Spur nach Jao é-Tinukai'i gelangt zu sein.

Die Zauberfrau warf ihm einen kurzen, scharfen Blick zu. »Ich vergesse manchmal, was du alles erlebt hast, Junge. Ich hoffe, daß du es nicht vergißt, wenn deine Zeit gekommen ist.«

»Was für eine Zeit?«

»Was nun die Trennung von Sithi und Nornen angeht«, fuhr sie fort, ohne seine Frage zu beachten, »so haben die Menschen zwar etwas damit zu tun, aber es heißt auch, daß die beiden Häuser schon in ihrem Herkunftsland ein gespanntes Verhältnis hatten.«

»Im Garten?«

»Wie sie es nennen. Ich kenne diese Geschichten nicht so gut – für solche alten Legenden habe ich nie viel übrig gehabt. Ich habe mich immer mit den Dingen beschäftigt, die unmittelbar vor mir lagen, Dingen, die man anfassen, sehen und zu denen man reden kann. Eine Frau war damals beteiligt, eine Sitha, und ein Mann von den Hikeda'ya. Sie starb. Er starb. Beide Familien waren verbittert. Es ist lange her, Junge. Wenn du deinen Freund Jiriki wiedersiehst, frag ihn. Schließlich ist es seine eigene Familiengeschichte.«

Geloë stand auf und ging. Simon blieb zurück und wärmte sich die Hände an den Flammen.

Diese alten Geschichten sind wie Blut. Sie fließen in den Menschen, auch wenn die es nicht wissen oder nicht darüber nachdenken. Er erwog die Idee ein Weilchen. *Aber selbst wenn man nicht daran denkt, kommen in schlechten Zeiten die alten Geschichten überall wieder zum Vorschein. Und auch das ist genau wie bei Blut.*

Während Simon dasaß und grübelte, erschien Hotvig mit Osbern, seiner rechten Hand. Ihnen folgten gleich darauf Isorn und seine Mutter, Herzogin Gutrun.

»Wie geht es meiner Gemahlin, Herzogin?« fragte Josua.

»Sie fühlt sich nicht wohl, Hoheit«, erwiderte sie, »sonst wäre sie hier. Aber damit muß man schließlich rechnen. Kinder sind nicht erst schwierig, wenn sie auf der Welt sind, wißt Ihr.«

»Ich weiß sehr wenig, liebe Dame«, lachte Josua. »Und von solchen Dingen schon gar nichts. Ich werde zum ersten Mal Vater.«

Bald tauchte auch Vater Strangyeard auf, begleitet von Graf Eolair von Nad Mullach. Der Graf hatte seine Reisekleidung mit der Tracht der Thrithinge vertauscht, Hose und Hemd aus dicker, brauner Wolle. Er trug einen goldenen Halsring. Das schwarze Haar war auf dem Rücken zum langen Schweif gebunden. Simon erinnerte sich, ihn vor langer Zeit auf dem Hochhorst gesehen zu haben, und staunte wieder einmal über die Wunderlichkeit des Schicksals, das Menschen über die Welt schob wie Figuren in einem riesigen *Shent*-Spiel.

»Willkommen, Eolair, willkommen«, begann Josua. »Ädon sei Dank! Es tut meinem Herzen wohl, Euch wiederzusehen.«

»Auch meinem, Hoheit.« Der Graf warf die Satteltaschen, die er mit sich schleppte, neben der Tür an die Wand und berührte mit dem Knie kurz den Boden. Josua hob ihn auf und umarmte ihn.

»Das Volk von Hernystir sendet aus der Verbannung seine Grüße«, sagte Eolair.

Josua machte den Grafen rasch mit den anderen bekannt, soweit er sie noch nicht gesehen hatte. Zu Simon sagte Eolair: »Ich habe, seitdem ich hier bin, von Euren Abenteuern gehört.« Das Lächeln auf seinem schmalen Gesicht war warm. »Ich hoffe, Ihr könnt ein wenig Zeit erübrigen, um mir davon zu erzählen.«

Simon nickte geschmeichelt. »Gewiß, Graf.«

Josua führte Eolair zu der langen Tafel, wo *Dorn* wartete, so feierlich und schaurig wie ein toter König auf seiner Bahre.

»Camaris' berühmte Klinge«, sagte der Hernystiri. »Ich habe so oft davon gehört, daß es mir seltsam vorkommt, sie endlich zu sehen und zu erkennen, daß sie ein wirklicher Gegenstand ist, aus Metall geschmiedet wie jede andere Waffe.«

Josua schüttelte den Kopf. »Nicht wie *jede*.«

»Darf ich sie anfassen?«

»Natürlich.«

Eolair schaffte es nur ganz knapp, den Griff von der steinernen Tafel hochzuheben. Die Sehnen an seinem Hals traten dick hervor, so strengte er sich an. Endlich gab er auf und rieb sich die verkrampften Finger. »Es ist schwer wie ein Mühlstein.«

»Nur manchmal.« Josua klopfte ihm auf die Schulter. »Zu anderen

Zeiten ist es leicht wie Gänsedaunen. Wir wissen nicht, warum und wissen auch nicht, was es uns Gutes bringen soll; aber es ist alles, was wir haben.«

»Vater Strangyeard hat mir von dem Reim erzählt«, erklärte der Graf. »Ich glaube, ich kann Euch etwas mehr von den Großen Schwertern berichten.« Er sah sich im Raum um. »Wenn es die richtige Zeit dazu ist.«

»Das hier ist unser Kriegsrat«, versetzte Josua schlicht. »Allen hier Versammelten könnt Ihr alles sagen, und wir sind begierig nach Neuigkeiten über die Schwerter. Außerdem möchten wir natürlich hören, wie es Eurem Volk ergangen ist. Wenn ich nicht irre, ist Lluth nicht mehr am Leben. Ihr habt unser tiefes Mitgefühl. Er war ein hervorragender Mann und ein ausgezeichneter König.«

Eolair nickte. »Auch Gwythinn, sein Sohn, ist tot.«

Deornoth, der auf einem Hocker in der Nähe saß, stöhnte. »Oh, üble Nachricht! Er verließ Naglimund kurz vor der Belagerung. Was geschah dann?«

»Skalis Kaldskrykemänner haben ihn gefangen und abgeschlachtet.« Eolair starrte zu Boden. »Sie warfen seinen Leichnam am Fuß des Berges hin wie Abfall und ritten davon.«

»Verflucht sollen sie sein!« knurrte Deornoth grimmig.

»Ich schäme mich, sie Landsleute zu nennen«, sagte der junge Isorn. Seine Mutter nickte zustimmend. »Wenn mein Gatte zurückkehrt, wird er sich um Scharfnase kümmern.« Es klang so zuversichtlich, als spräche sie vom nächsten Sonnenuntergang.

»Und dennoch sind wir hier *alle* Landsleute«, meinte Josua. »Wir alle sind *ein* Volk. Von diesem Tage an wollen wir uns gemeinsam gegen gemeinsame Feinde wehren.« Er deutete auf die Hocker an der Wand. »Kommt, nehmt Platz. Wir müssen uns selbst bedienen. Ich fand, je kleiner dieser Kreis bleibt, desto offener können wir miteinander sprechen.«

Als alle saßen, berichtete Eolair vom Untergang Hernystirs. Er begann mit dem Gemetzel am Inniscrich und Lluths tödlicher Verwundung. Kaum hatte er jedoch angefangen, als es vor der Halle einen Tumult gab. Gleich darauf torkelte der alte Narr Strupp durch die Tür, hinter ihm Sangfugol, der ihn am Hemd festhielt und am Eindringen hindern wollte.

»Aha!« Der Alte heftete die geröteten Augen auf Josua. »Ihr seid nicht treuer als Euer Mordbube von Bruder!« Er schwankte, als Sangfugol verzweifelt an ihm zog. Die Wangen rosig, das Haar, soweit noch vorhanden, zerzaust – Strupp war unverkennbar betrunken.

»Komm mit, verflixter Kerl!« zischte der Harfner. »Es tut mir leid, Prinz. Er ist plötzlich aufgesprungen und…«

»Der Gedanke, daß ich nach soviel Jahren im Dienst«, stieß Strupp erbost hervor, »daß ich … daß … *ausgeschlossen* werde…« Er betonte das Wort mit stolzer Sorgfalt und bemerkte den Speichelfaden nicht, der ihm vom Kinn hing. »Daß ich gemieden werde … ausgesperrt von Eurem Rat … ich, der ich dem Herzen Eures Vaters am nächsten stand…«

Josua stand auf und betrachtete den Narren traurig. »Ich kann jetzt nicht mit dir reden, mein Alter. Nicht, wenn du in diesem Zustand bist.« Mit gerunzelter Stirn sah er zu, wie Sangfugol mit Strupp rang.

»Ich werde ihm helfen, Prinz Josua«, erklärte Simon. Er konnte es nicht länger ertragen, keinen Augenblick länger, wie der alte Mann sich zum Gespött machte. Zusammen mit dem Harfner gelang es ihm, Strupp zum Umkehren zu bewegen. Sobald er dem Prinzen den Rücken gedreht hatte, schien sein Kampfgeist gebrochen, und der Narr ließ zu, daß sie ihn zur Tür schoben.

Draußen pfiff ein bitterkalter Wind über den Gipfel. Simon zog den Mantel aus und legte ihn um Strupps Schultern. Der Narr ließ sich auf die oberste Stufe nieder, ein Bündel aus spitzen Knochen und dünner Haut, und sagte: »Ich glaube, mir wird schlecht.« Simon klopfte ihm auf die Schulter und blickte ratlos auf Sangfugol, in dessen Augen ganz und gar nichts Mitfühlendes lag.

»Es ist, als versorgte man ein kleines Kind«, knurrte der Harfner. »Nein, Kinder benehmen sich besser. Leleth zum Beispiel spricht überhaupt nicht.«

»Ich habe ihnen gesagt, wo sie das verfluchte schwarze Schwert finden würden«, murmelte Strupp. »Sagte ihnen, wo es steckte. Erzählte ihnen auch von dem andern, und wie 'Lias es nicht anfassen wollte. ›Dein Vater will, daß du es nimmst‹, hab ich ihm gesagt, aber er wollte nicht auf mich hören. Ließ es fallen wie eine Schlange. Und jetzt auch das schwarze Schwert!« Eine Träne rann ihm in den weißen Backenbart. »Wirft mich weg wie eine Orangenschale.«

»Wovon redet er?« fragte Simon.

Sangfugol kräuselte die Lippen. »Er hat dem Prinzen ein paar Dinge über *Dorn* erzählt, bevor ihr damals auf die Suche gegangen seid. Ich weiß nicht, was das andere bedeuten soll.« Er bückte sich und nahm Strupp am Arm. »Ach was. Er hat gut jammern – schließlich muß er nicht bei sich selbst Kindermädchen spielen.« Sangfugol lächelte Simon mürrisch zu.

»Nun ja – im Leben eines Ritters gibt es bestimmt auch schlechte Tage, wie? Wenn zum Beispiel jemand mit dem Schwert auf einen losgeht?« Er zog den Narren hoch und wartete, bis der Alte sein Gleichgewicht fand. »Weder Strupp noch ich sind heute besonders guter Stimmung, Simon. Nicht Eure Schuld. Besucht mich nachher, dann trinken wir einen Schluck Wein zusammen.«

Sangfugol drehte sich um und schritt durch das wehende Gras davon. Dabei gab er sich alle Mühe, Strupp zu stützen und ihn gleichzeitig so weit wie möglich von seinen sauberen Kleidern fernzuhalten.

Als Simon in das Abschiedshaus zurückkam, nickte Prinz Josua ihm dankend zu. Es kam dem Jungen sonderbar vor, für eine so traurige Pflicht gelobt zu werden. Eolair war gerade dabei, seine Schilderung vom Fall Hernysadharcs und der Flucht seines Volks ins Grianspog-Gebirge zu beenden. Als er erzählte, wie die überlebenden Hernystiri sich in den Höhlen versteckt hatten, die den Berg durchzogen, und daß die Tochter des Königs sie dorthin geführt hatte, lächelte Herzogin Gutrun.

»Diese Maegwin ist ein kluges Mädchen. Ihr habt Glück, daß sie sich bei Euch befindet, wenn die Gemahlin des Königs so hilflos ist, wie Ihr sagt.«

Eolair lächelte schmerzlich. »Ihr habt recht, Herrin. Sie ist in der Tat ihres Vaters Tochter. Ich habe immer gedacht, daß sie einen besseren Herrscher abgeben würde als Gwythinn, der manchmal recht eigensinnig war. Aber inzwischen bin ich mir nicht mehr so sicher.«

Er erzählte von Maegwins zunehmender Seltsamkeit, ihren Visionen und Träumen und davon, wie diese Träume Lluths Tochter und den Grafen ins Herz des Berges, hinab in die uralte steinerne Stadt Mezutu'a geführt hatten.

Als er die Stadt und ihre wunderlichen Bewohner, die Unterirdischen, beschrieb, lauschte die Gesellschaft ihm staunend. Nur Geloë und Binabik schienen von Eolairs Geschichte nicht weiter verblüfft.

»Wundervoll«, flüsterte Strangyeard und blickte zu den Resten der gewölbten Decke im Abschiedshaus auf, als säße er gerade tief unten im Innern des Grianspog. »Die Halle der Muster! Was für unglaubliche Geschichten müssen dort aufgezeichnet sein!«

»Ein paar davon könnt Ihr nachher lesen«, antwortete Eolair mit einiger Erheiterung. »Ich freue mich, daß der Geist der Gelehrsamkeit diesen schlimmen Winter überlebt hat.« Zu den anderen gewandt, fuhr er fort: »Aber von allem vielleicht das Wichtigste ist, was die Unterirdischen über die Großen Schwerter sagten. Sie behaupten nämlich, sie hätten Minneyar

geschmiedet.«

»Wir haben etwas Wissen über Minneyars Geschichte«, warf Binabik ein, »und die Unterirdischen – oder *Dverninge*, wie die Nordmänner sie rufen – kommen in dieser Geschichte vor.«

»Aber für uns kommt es hauptsächlich darauf an, wo Minneyar geblieben ist«, fügte Josua hinzu. »Wir haben ein Schwert. Elias hat das andere. Das dritte…«

»Das dritte haben fast alle in dieser Halle schon gesehen«, erwiderte Eolair, »und ebenso den Ort, an dem es sich jetzt befindet – wenn die Unterirdischen recht haben. Denn sie sagen, daß Minneyar in Fingils Hand auf den Hochhorst kam und daß Johan der Priester es fand … und es Hellnagel nannte. Wenn das stimmt, Josua, wurde es mit Eurem Vater begraben.«

»Meiner Seel!« flüsterte Strangyeard. Ein Augenblick betäubten Schweigens folgte dieser Äußerung.

»Aber ich hielt es in der Hand«, begann Josua schließlich staunend von neuem. »Ich selbst legte es meinem Vater auf die Brust. Wie kann Hellnagel Minneyar sein? Mein Vater hat nie ein Wort davon gesagt.«

»Nein, das hat er nicht.« Gutrun sprach überraschend knapp. »Er wollte es nicht einmal meinem Gatten erzählen. Sagte Isgrimnur, es wäre eine alte, unwichtige Geschichte.« Sie schüttelte den Kopf. »Geheimnisse.«

Simon, der bisher schweigend gelauscht hatte, sagte endlich auch etwas. »Aber hat er Hellnagel nicht aus Warinsten mitgebracht, wo er geboren war?« Er sah Josua an und hatte plötzlich Angst, vorlaut zu erscheinen. »Euer Vater, meine ich. Das ist die Geschichte, wie ich sie kannte.«

Josua runzelte nachsinnend die Stirn. »So haben es viele erzählt, aber wenn ich es mir recht überlege, hat mein Vater es selbst nie gesagt.«

»Natürlich! Oh, natürlich!« Strangyeard fuhr in die Höhe und klatschte in die langen Hände. Seine Augenklappe rutschte etwas zur Seite, so daß ihr Rand sich auf seinen Nasenrücken schob. »Die Stelle, die Jarnauga solche Rätsel aufgab – die Stelle aus Morgenes' Buch! Sie erzählt davon, wie Johan hinabstieg, um sich dem Drachen zu stellen – aber er trug einen Speer! Einen Speer! Meine Güte, wie blind wir waren!« Der Priester kicherte wie ein kleiner Junge. »Und als er wieder nach oben kam, hatte er Hellnagel! Ach, Jarnauga, wärst du doch hier!«

Der Prinz hob die Hand. »Das ist viel Stoff zum Nachdenken, und viele alte Geschichten müssen wohl neu erzählt werden. Aber im Augenblick haben wir eine wichtigere Frage zu beantworten. Wenn die Unterirdischen

recht haben, und ich habe das unbestimmte Gefühl, daß es so ist – wer könnte in dieser Zeit des Wahnsinns an einer so verrückten Geschichte zweifeln? –, dann müssen wir das Schwert in unsere Hand bekommen, ob es nun Hellnagel oder Minneyar heißt. Es liegt im Grab meines Vaters auf dem Swertclif, vor den Wällen des Hochhorsts. Mein Bruder kann auf seinen Zinnen stehen und die Grabhügel betrachten. Zur Morgen- und zur Abenddämmerung paradiert die Erkynwache am Klippenrand.«

Der schwindlige Augenblick war vorüber. In dem lastenden Schweigen, das folgte, merkte Simon, wie sich ganz schwach eine Idee in ihm regte. Sie war verschwommen und gestaltlos, darum behielt er sie für sich. Außerdem jagte sie ihm Angst ein.

Eolair nahm das Wort. »Das ist noch nicht alles, Hoheit. Ich habe Euch von der Halle der Muster und den Plänen erzählt, die die Unterirdischen dort hüten. Es sind Pläne von allen Grabungen, die sie jemals unternommen haben.« Er stand auf und ging zu den Satteltaschen, die er an der Tür zurückgelassen hatte. Als er wiederkam, schüttete er ihren Inhalt auf den Boden. Mehrere Rollen geölter Schafshaut fielen heraus. »Das sind die Pläne der Grabungen unter dem Hochhorst; ein Werk, von dem die Unterirdischen sagen, sie hätten es ausgeführt, als die Burg noch Asu'a hieß und den Sithi gehörte.«

Strangyeard lag als erster auf den Knien. Mit der zärtlichen Umsicht eines Liebenden entrollte er eine der Schafshäute. »Ah!« hauchte er. »Ah!« Sein entzücktes Lächeln wich einem Ausdruck der Verwirrung. »Ich muß gestehen«, meinte er endlich, »daß ich … hm … äh … etwas enttäuscht bin. Ich hätte nicht geglaubt, daß die Karten der Unterirdischen so … nun ja … äh … so roh aussehen würden.«

»Das sind nicht die Karten der Unterirdischen«, wandte Eolair ein wenig grimmig ein. »Das ist das mühsame Werk zweier Hernystiri-Schreiber, die sich auf engstem Raum in fast völliger Finsternis abgeplagt haben, an einem Ort, der ihnen angst machte, die steinernen Pläne der Unterirdischen auf etwas zu übertragen, das ich nach oben ans Tageslicht tragen könnte.«

»Oh!« Der Priester war tief zerknirscht. »Oh! Vergebt mir, Graf! Es tut mir außerordentlich leid…«

»Laßt gut sein, Strangyeard.« Josua wandte sich an den Grafen von Nad Mullach. »Das ist ein unerwartetes Geschenk, Eolair. An dem Tag, an dem wir endlich vor den Mauern des Hochhorsts stehen, werden wir dem Himmel Euren Namen preisen.«

»Wir geben es Euch gern, Josua. Um die Wahrheit zu sagen, war es

Maegwins Idee. Ich weiß nicht genau, was es Euch für einen Nutzen bringen kann, aber Wissen schadet nie – wie Euer Archivar gewiß bestätigen wird.« Er deutete auf Strangyeard, der in den Schafshäuten wühlte wie ein Dachs, der ein Trüffelnest entdeckt hat. »Allerdings muß ich gestehen, daß ich mit der Hoffnung auf etwas mehr als Dank zu Euch kam. Als ich Hernystir verließ, stellte ich mir vor, ich würde ein Heer von Aufständischen bei Euch finden und wir könnten gemeinsam Skali von Kaldskryke aus meinem Land jagen. Doch wie ich sehe, seid Ihr kaum in der Lage, überhaupt irgendein Heer zu entsenden, ganz gleich, wohin.«

»Nein.« Josuas Miene war grimmig. »Wir sind immer noch sehr wenige. Zwar kommen jeden Tag ein paar mehr, aber Ihr würdet sehr lange warten müssen, bis wir auch nur eine sehr kleine Schar zur Hilfe nach Hernystir schicken könnten.« Er erhob sich und ging ein Stück in die Halle hinaus, wobei er den Armstumpf rieb, als habe er Schmerzen. »Alle bisherigen Kämpfe waren so, als führe man mit verbundenen Augen Krieg: Die Kräfte, die uns entgegenstehen, haben wir nie wirklich kennen- oder verstehen gelernt. Jetzt aber, da wir allmählich begreifen, wie unsere Feinde aussehen, sind wir zu wenige, um etwas anderes zu tun, als uns hier im fernsten Winkel von Osten Ard zu verstecken.«

Deornoth beugte sich vor. »Wenn wir nur *an einer Stelle* zurückschlagen könnten, Prinz, würde sich das Volk für uns erheben. Jenseits der Thrithinge weiß ja kaum jemand, daß Ihr überhaupt noch am Leben seid.«

»Es ist wahr, was er sagt, Prinz Josua«, stimmte Isorn zu. »Ich weiß, daß viele in Rimmersgard Skali hassen. Ein paar von ihnen halfen mir, mich zu verbergen, als ich aus Scharfnases Kriegslager floh.«

»Im übrigen, Josua, ist auch in Hernystir Euer Überleben nichts weiter als ein unbestimmtes Gerücht«, ergänzte Eolair. »Schon, daß ich diese Nachricht zu meinem Volk zurückbringen kann, macht meine Reise zu einem großen Erfolg.«

Josua, der auf und ab gegangen war, blieb stehen. »Ihr werdet mehr als das nach Hause bringen, Graf Eolair. Ich schwöre Euch, Ihr sollt Ihnen größere Hoffnung mitnehmen.« Er strich sich mit der Hand über die Augen wie jemand, den man zu früh aus dem Schlaf geweckt hat. »Beim *Baum*, was für ein Tag! Wir wollen jetzt schließen und ein Mittagbrot zu uns nehmen. Ich möchte über das nachdenken, was ich heute gehört habe.« Er lächelte erschöpft. »Außerdem sollte ich nach meiner Gemahlin sehen.« Er hob den Arm. »Steht auf, steht alle auf! Außer Euch, Strangyeard – Ihr werdet ja wohl hierbleiben wollen.«

Der Archivar, vergraben inmitten seiner Schafshäute, hörte ihn gar nicht.

In dunkle und labyrinthische Gedanken vertieft, bemerkte Pryrates die Töne zuerst überhaupt nicht. Als sie endlich den Nebel seiner Zerstreutheit durchdrangen, blieb er so unvermittelt stehen, daß er am Rand der Treppenstufe schwankte.

»*Azha she'she t'chakó, urun she'she bhabekró…*«

Die Töne, die aus dem dunklen Treppenschacht nach oben stiegen, klangen zart, aber unangenehm; eine getragene Melodie, immer hart am Rand schmerzhafter Mißtöne. Es hätte der bedächtige Gesang einer Spinne sein können, die ihre Beute mit klebriger Seide umwickelt. Gehaucht und langsam glitt das Lied unfroh zwischen den Noten dahin, freilich mit einer Gewandtheit, die ahnen ließ, daß die scheinbare Schieflage beabsichtigt war und daß ihr eine ganz andere Vorstellung von Melodien zugrunde lag.

»*Mudhul samat'ai. Jabbak s'era memekeza sanayha-z'á*
Ninyek she'she, hamut 'tke agrazh'a s'era yé…«

Vielleicht wäre ein Geringerer zurückgefahren und in die oberen Bereiche der taghellen Burg geflohen, um dem Sänger einer so beunruhigenden Weise nicht begegnen zu müssen. Pryrates zögerte nicht, sondern stieg weiter hinab. Seine Stiefel hallten auf der Steintreppe. Ein zweiter Melodienstrang vereinte sich mit dem ersten, genauso fremdartig, genauso entsetzlich geduldig; zusammen klagten sie wie Wind über einer Schornsteinöffnung.

Pryrates erreichte den Treppenabsatz und trat in den Gang. Die beiden Nornen, die vor der schweren Eichentür standen, verstummten jäh. Als er näherkam, musterten sie ihn mit dem gleichgültigen und ein wenig verächtlichen Ausdruck von Katzen, die man beim Sonnenbaden stört.

Pryrates stellte fest, daß sie für Hikeda'ya groß waren, beide so hochgewachsen wie ein sehr großer Mann, wenn auch dünn wie verhungernde Bettler. In den Händen hielten sie locker die silberweißen Lanzen. Die gelassenen, totenblassen Gesichter schimmerten in den dunklen Kapuzen.

Pryrates starrte die Nornen an. Die Nornen erwiderten den Blick.

»Nun? Wollt ihr mich anglotzen oder mir die Tür öffnen?«

Der eine Norne neigte langsam den Kopf. »Ja, edler Pryrates.« In seiner eisigen, stark akzentuierten Sprechweise lag nicht der geringste Hauch von Ehrerbietung. Er drehte sich um und zog die gewaltige Tür auf. Dahinter wurden ein Gang, rot vom Fackelschein, und weitere Stufen sichtbar. Pryrates trat zwischen die beiden Wächter und setzte seinen Weg in die Tiefe fort. Hinter ihm schloß sich die Tür. Er hatte noch keine zehn Schritte zurückgelegt, als die unheimliche Spinnenmelodie auch schon wieder einsetzte.

Hämmer hoben und senkten sich, klirrten und dröhnten, klopften das abkühlende Metall zu Formen, wie sie der König brauchte, der hoch über seiner Gießerei im verdunkelten Thronsaal saß. Der Lärm war entsetzlich, der Gestank – Schwefel, weißglühendes Eisen, zu trockenem Salz versengte Erde, selbst der süßlich-pikante Geruch verbrannten Menschenfleischs – sogar noch schlimmer.

Die Menschen, die da kreuz und quer durch die große Schmiedehalle eilten, waren furchtbar mißgestaltet, als hätte die schreckliche Backofenhitze dieser unterirdischen Höhle sie schmelzen lassen wie minderwertiges Metall. Selbst ihre schwere, gepolsterte Kleidung konnte es nicht verbergen. In der Tat waren es, wie Pryrates sehr wohl wußte, nur die an Geist oder Körper oder beidem rettungslos Verkrüppelten, die hier unten blieben, um in Elias' Waffenschmiede zu arbeiten. Von den anderen waren einige so glücklich gewesen, gleich zu Anfang fliehen zu können; doch die meisten Gesunden hatte Inch, der riesenhafte Aufseher, sich zu Tode schinden lassen. Ein paar kleinere Gruppen waren von Pryrates für den eigenen Bedarf ausgesucht worden; sie sollten ihn bei bestimmten Experimenten unterstützen. Was danach noch von ihnen übrig war, kam irgendwann wieder hier hinunter, um im Tod dieselben Hochöfen zu füttern, denen sie schon im Leben gedient hatten.

Der königliche Ratgeber spähte durch den lastenden Qualm und beobachtete die Schmiedegehilfen, die mühsam unter schweren Lasten vorwärtsstampften oder wie verbrühte Frösche zurückhüpften, wenn ihnen eine Flammenzunge zu nahe kam. Auf die eine oder andere Weise, dachte Pryrates, schien Inch alle beseitigt zu haben, die ansehnlicher oder klüger waren als er.

Freilich, dachte Pryrates und grinste über seine grausame Leichtfertigkeit, wenn Inch das Muster war, mußte es ein Wunder sein,

wenn überhaupt noch Männer übrigblieben, die die Feuer schürten oder das flüssige Metall in den Schmelztiegeln bearbeiteten.

Im Dröhnen der Hämmer trat eine Pause ein, und in dieser Sekunde, in der es beinahe still war, vernahm Pryrates hinter sich ein quietschendes Geräusch. Er drehte sich um und achtete dabei sorgsam darauf, jeden Eindruck von Hast zu vermeiden, falls ihm jemand zusah. Nichts konnte den roten Priester erschüttern; es war wichtig, daß alle das wußten. Als er sah, woher das Geräusch kam, spuckte er grinsend auf den Stein.

Das gewaltige Wasserrad nahm den größten Teil der hinter ihm liegenden Höhlenwand ein. Das riesige Holzrad war mit Stahl beschlagen. Es saß auf einer Nabe, die aus einem in Kreuzform behauenen, ungeheuren Baumstamm gefertigt war. So schöpfte es Wasser aus einem reißenden Bach, der mitten durch die Schmiede floß, hob es empor und verteilte es in ein sinnreiches Labyrinth von Trögen. Diese leiteten das Wasser zu verschiedenen Stellen überall in der Schmiede, um dort Metall zu kühlen, Feuer zu löschen oder sogar – wenn Inch die seltene Anwandlung dazu überkam – von den ausgedörrten, elenden Schmiedearbeitern aufgeleckt zu werden. Das sich drehende Rad trieb außerdem eine Reihe schwarzverschmutzter Eisenketten an, deren größte senkrecht hinauf in die Dunkelheit führte und die Bewegungsenergie für gewisse Vorrichtungen lieferte, die Pryrates besonders am Herzen lagen. Doch jetzt war es das Graben und Heben der Radpaddel, das die Aufmerksamkeit des Alchimisten erregte. Müßig sann er darüber nach, ob eine Maschine wie diese, so groß gebaut wie ein Berg und angetrieben von den gespannten Sehnen mehrerer Tausend wimmernder Sklaven, nicht den Meeresboden trockenlegen und die dort seit Äonen in Finsternis verborgenen Geheimnisse aufdecken könnte.

Während er noch überlegte, was für faszinierende Dinge der Schleim der Jahrtausende preisgeben mochte, fiel eine breite Hand mit schwarzen Fingernägeln auf seinen Ärmel. Pryrates fuhr herum und schlug sie fort.

»Wie kannst du es wagen, mich zu berühren?« zischte er, und seine dunklen Augen wurden ganz schmal. Er fletschte die Zähne, als wollte er der großen, gebeugten Gestalt, die vor ihm aufragte, die Kehle zerreißen.

Inch starrte einen Augenblick zurück, bevor er antwortete. Sein rundes Gesicht war ein pelziges Flickwerk aus Bart und versengtem Fleisch. Wie immer wirkte er undurchdringlich und erbarmungslos wie Stein. »Ihr wollt mich sprechen?«

»Faß mich nie wieder an.« Pryrates sprach wieder mit beherrschter

Stimme, aber noch immer bebte sie in tödlicher Spannung. »Nie wieder.«

Inch runzelte die Stirn. Die schiefen Brauen zogen sich zusammen. Abstoßend gähnte das Loch, in dem einmal ein Auge gesessen hatte. »Was braucht Ihr von mir?«

Der Alchimist machte eine Pause und holte tief Atem, um die schwarze Wut niederzuzwingen, die ihm in den Kopf gestiegen war. Pryrates war über seine eigene heftige Reaktion erstaunt. Es war töricht, seinen Zorn an den viehischen Gießereimeister zu verschwenden. Wenn Inch seinen Zweck erfüllt hatte, konnte man ihn abschlachten lassen wie das dumpfe Tier, das er war. Bis dahin jedoch nützte er den Plänen des Königs und, was noch wichtiger war, Pryrates' Absichten.

»Der König möchte die Zwischenmauer neu befestigt haben. Neue Querbalken, neue Kreuzstützen – die dicksten Stämme, die wir vom Kynswald hochschaffen können.«

Inch senkte den Kopf und dachte nach. Die Anstrengung war fast greifbar. »Wie schnell?« fragte er endlich.

»Bis Lichtmansa. Eine Woche später, und du hängst mit allen deinen Erdwürmern über dem Nerulagh-Tor und leistest den Raben Gesellschaft.« Pryrates mußte das Lachen unterdrücken, wenn er sich Inchs mißgestalteten Kopf über dem Tor aufgespießt vorstellte – ein Leckerbissen, um den sich nicht einmal die Krähen streiten würden. »Ich will keine Ausreden hören – du hast den dritten Teil eines Jahres. Und wenn wir schon vom Nerulagh-Tor sprechen: Da gibt es noch ein paar andere Dinge für dich zu tun. Ein paar äußerst wichtige Dinge – Verbesserungen in der Verteidigung des Tors.« Er griff in sein Gewand und zog eine Schriftrolle hervor. Inch öffnete sie und hielt sie in die Höhe, damit das flackernde Licht der Schmiedefeuer besser darauf fallen konnte. »Auch das muß bis Lichtmansa fertig sein.«

»Wo ist das Siegel des Königs?« Inchs verzogenes Gesicht zeigte einen überraschend schlauen Ausdruck.

Pryrates' Hand flog nach oben. Ein Blitz aus fettiggelbem Licht umzuckte seine Fingerspitzen. Gleich darauf erlosch das Glühen. Pryrates ließ die Hand wieder sinken und verbarg sie im bauschigen, scharlachroten Ärmel. »Wenn du mir noch einmal eine Frage stellst«, knirschte er, »verbrenne ich dich zu Aschestäubchen.«

Das Gesicht des Schmiedemeisters war ernst. »Dann bleiben Mauern und Tor unvollendet. Keiner läßt die Männer so schnell arbeiten wie Doktor Inch.«

»Doktor Inch.« Pryrates' Lippen kräuselten sich. »Usires steh mir bei, ich habe dein Geschwätz satt. Mach deine Arbeit, wie König Elias es wünscht. Du hast mehr Glück, als du ahnst, Tölpel. Du wirst den Beginn einer großen Epoche, eines Goldenen Zeitalters erleben.« *Aber nur den Anfang, und auch davon nicht viel*, versprach der Priester sich selbst. »Ich komme in zwei Tagen wieder. Dann höre ich von dir, wieviel Männer und was für sonstige Dinge du brauchst.«

Im Davonschreiten kam es ihm vor, als riefe ihm Inch etwas nach; aber als Pryrates sich umdrehte, starrte der Schmiedemeister nur auf die dicken Speichen des Wasserrades, die sich in ihrem unendlichen Kreis bewegten. Das Klirren der Hämmer hatte einen scharfen Klang, aber trotzdem konnte Pryrates das schwerfällige, klagende Knarren des sich drehenden Rades hören.

Herzog Isgrimnur lehnte am Fensterbrett, strich sich den frisch gewachsenen Bart und schaute hinunter auf die schmutzigen Wasserwege von Kwanitupul. Der Sturm war vorübergezogen, die bizarren, zur Jahreszeit nicht passenden Schneeflecken waren geschmolzen, und die Marschluft, wenn auch noch immer merkwürdig kühl, hatte ihre gewöhnliche Klebrigkeit wieder angenommen. Isgrimnur spürte den heftigen Drang, sich zu bewegen, etwas zu unternehmen.

In der Falle, dachte er. *Festgenagelt, so sicher wie von Bogenschützen. Genau wie damals in der verfluchten Schlacht am Clodu-See.*

Aber natürlich gab es hier keine Bogenschützen oder sonstige feindliche Streitkräfte. Kwanitupul, zumindest vorübergehend aus der Umklammerung der Kälte befreit und zu seinem normalen Zustand der Käuflichkeit zurückgekehrt, widmete Isgrimnur nicht mehr Aufmerksamkeit als jedem beliebigen der Tausende anderer Leute, die sich auf seinem klapprigen Körper eingenistet hatten wie geschäftige Flöhe. Nein, es waren die Umstände, die den einstigen Gebieter von Elvritshalla hier gefangenhielten, und diese Umstände waren im Augenblick ein unversöhnlicherer Feind als alle menschlichen Gegner, so zahlreich und wohlbewaffnet sie auch sein mochten.

Seufzend richtete Isgrimnur sich auf und drehte sich zu Camaris um, der auf der anderen Seite des Zimmers an die Wand gelehnt dasaß und Knoten in ein Stück Seil knüpfte, die er dann wieder auflöste. Der alte Mann, einst der gewaltigste Ritter von Osten Ard, sah auf und lächelte sein sanftes, schwachsinniges Kinderlächeln. Trotz seines weißhaarigen Alters hatte er

noch gute Zähne. Außerdem war er stark, mit festen Händen, um die ihn die meisten jungen Raufbolde in den Schenken beneidet hätten.

Auch wochenlange Bemühungen Isgrimnurs hatten dieses Lächeln, das ihn verrückt machte, nicht verändern können. Ob nun Camaris verhext, am Kopf verletzt oder einfach altersverwirrt war – das Ergebnis blieb dasselbe: Es war dem Herzog nicht gelungen, auch nur den Schimmer einer Erinnerung in ihm wachzurufen. Der alte Mann erkannte ihn weder, noch erinnerte er sich an seine Vergangenheit oder auch nur an seinen richtigen Namen. Hätte der Herzog den Camaris von einst nicht so gut gekannt, hätte er beinahe selbst an seinen Sinnen und seinem Gedächtnis zweifeln können; aber Isgrimnur hatte Johans hervorragendsten Ritter zu jeder Jahreszeit und in jedem Licht gesehen, in guten und schlechten Zeiten. Vielleicht kannte der alte Mann sich selbst nicht mehr, aber Isgrimnur irrte sich nicht.

Dennoch – was sollte weiter mit ihm geschehen? Ganz gleich, ob er hoffnungslos verrückt war oder nicht, er brauchte Hilfe. Die offensichtliche Hauptaufgabe bestand darin, ihn zu Menschen zu bringen, die sich an ihn erinnerten und Ehrfurcht vor ihm hatten. Selbst wenn die Welt, die aufzubauen Camaris geholfen hatte, jetzt zerfiel, selbst wenn König Elias zerstörte, wovon Camaris' Freund und Lehensherr Johan geträumt hatte, verdiente es der alte Mann, seine letzten Jahre an einem besseren Ort als in diesem hinterwäldlerischen Pestloch zuzubringen. Außerdem konnte der alte Ritter ein starkes Symbol der Hoffnung auf eine bessere Zukunft bedeuten, und Isgrimnur, der, so rauh er das auch immer abstritt, ein kluger Staatsmann war, kannte den Wert solcher Symbole.

Doch selbst wenn Josua oder ein paar seiner Hauptleute überlebt und sich irgendwo im Norden wieder zusammengefunden hatten, wie es die Marktgerüchte in Kwanitupul wissen wollten, wie sollten Isgrimnur und Camaris sich durch ein von Feinden wimmelndes Nabban zu ihm durchschlagen? Wie konnte er auch nur diese Herberge verlassen? Mit seinem letzten Atemzug hatte Vater Dinivan ihm aufgetragen, Miriamel hierherzubringen. Der Herzog hatte sie nicht finden können, bevor er gezwungen war, aus der Sancellanischen Ädonitis zu fliehen; aber vielleicht wußte Miriamel ja schon von diesem Ort. Vielleicht hatte Dinivan selbst ihr davon erzählt. Vielleicht tauchte sie hier auf, allein und freundlos, nur um zu erfahren, daß Isgrimnur schon fort war! Konnte der Herzog das in Kauf nehmen? Er war es Josua schuldig – ob der Prinz noch am Leben war oder nicht –, dem Mädchen nach besten Kräften zu helfen.

Isgrimnur hatte gehofft, daß Tiamak, der auf irgendeine ungeklärte Weise zu Dinivans Vertrauten gehörte, etwas über Miriamels Verbleib wüßte, aber diese Hoffnung hatte sich sogleich zerschlagen. Nach vielen bohrenden Fragen hatte der kleine braune Mann zwar zugegeben, daß Dinivan auch ihn hierher beordert hatte, aber keine weiteren Erklärungen gegeben. Die Nachricht von Dinivans und Morgenes' Tod hatte Tiamak in tiefes Grübeln versetzt, und auch später hatte er Isgrimnur keinerlei nützliche Mitteilung gemacht.

Tatsächlich fand ihn der Herzog ziemlich mürrisch. Obwohl dem Marschmann sein Bein erkennbar große Schmerzen bereitete – ein *Cockindrill* hatte ihn gebissen, sagte er –, war Isgrimnur doch der Ansicht, Tiamak könnte sich mehr anstrengen, die vielen Rätsel zu lösen, die ihnen beiden Sorgen machten, vor allem die Frage, was Dinivan eigentlich bezweckt hatte. Statt dessen schien Tiamak sich damit zu begnügen, mißmutig im Zimmer zu hocken – einem Zimmer, das Isgrimnur immerhin bezahlte! – oder lange Stunden mit Schreiben zuzubringen. Oft hinkte er auch stundenlang über die hölzernen Gehstege von Kwanitupul, wie zweifellos gerade jetzt.

Isgrimnur wollte soeben dem schweigenden Camaris etwas sagen, als es an die Tür klopfte. Sie knarrte auf und enthüllte die Wirtin Charystra.

»Ich habe Euch das Essen gebracht, das Ihr haben wolltet.« Ihrem Ton war zu entnehmen, daß sie damit ein großes persönliches Opfer brachte, anstatt nur für ihre unverschämt überteuerten Preise für Kost und Logis von Isgrimnur gutes Geld zu kassieren. »Schönes Brot und Suppe. Vom besten. Mit Bohnen.« Sie stellte die Suppenschüssel auf den niedrigen Tisch und knallte drei Schalen daneben. »Ich begreife nicht, warum Ihr nicht mit allen anderen unten essen könnt.« Alle anderen – das waren zwei Federhändler aus dem Wran und ein wandernder Steinschneider aus Naraxi, der Arbeit suchte.

»Weil ich dafür bezahle«, grollte Isgrimnur.

»Wo ist der Marschmann?« Sie teilte die Suppe aus, die nicht einmal mehr dampfte.

»Ich weiß nicht, und ich bezweifle auch, daß es Euch etwas angeht.« Er warf ihr einen finsteren Blick zu. »Ich habe Euch heute morgen fortgehen sehen – mit Eurer Freundin.«

»Zum Markt«, schniefte Charystra. »Ich kann ja nicht mein Boot nehmen, weil *er*« – weil ihre Hände voll waren, wackelte sie mit dem Kopf nach Camaris – »es nie repariert hat.«

»Und das werde ich auch nicht dulden, um seiner Würde willen – und ich bezahle Euch auch dafür.« Isgrimnurs schlechte Laune gewann langsam die Oberhand. Charystra strapazierte seine Ritterlichkeit jedesmal fast bis zum äußersten. »Ihr seid sehr schnell mit der Zunge, Frau. Ich frage mich, was Ihr Euren Gevatterinnen auf dem Markt über mich und Eure anderen fremden Gäste erzählt.«

Charystra warf ihm einen hastigen, unsicheren Blick zu.

»Nichts, gar nichts.«

»Ich will hoffen, daß das stimmt. Ich gab Euch Geld, damit Ihr verschwiegen seid … über meinen Freund hier.« Er sah auf Camaris, der zufrieden die ölige Suppe löffelte. »Aber falls Ihr glaubt, Ihr könntet mein Geld nehmen und trotzdem Gerüchte verbreiten, dann merkt Euch: Wenn ich herausfinde, daß Ihr über mich und meine Angelegenheiten geschwatzt habt … *dann werde ich dafür sorgen, daß Ihr wünscht, es nie getan zu haben.*« Er ließ seine tiefe Stimme die Worte hervorgrollen wie Donner.

Erschrocken wich Charystra einen Schritt zurück. »Gewiß habe ich kein Wort gesagt! Ihr habt keinen Grund, mich zu bedrohen, Herr! Nicht den geringsten! Ihr tut mir unrecht!« Sie begann sich zur Tür zurückzuziehen und schwenkte dabei die Suppenkelle, als wollte sie damit Schläge abwehren. »Ich hab gesagt, ich sag nichts, und dann sag ich auch nichts. Das wird Euch jeder bestätigen – Charystra hält ihr Wort!« Hastig schlug sie das Zeichen des *Baums* und schlüpfte hinaus in den Gang, wobei sie eine Wolke von kleinen Suppenflecken auf dem Dielenboden zurückließ.

»Ha«, schnaubte Isgrimnur. Er betrachtete die gräuliche Flüssigkeit, die noch in der Schüssel schwappte. Für ihr Schweigen bezahlen! Was denn noch alles! Genausogut konnte man die Sonne bezahlen, damit sie nicht schien. Er hatte mit Geld um sich geworfen wie mit Wranwasser – bald würde die Quelle versiegt sein. Und was dann? Der bloße Gedanke versetzte ihn in Wut. »Ha!« sagte er wieder. »Verdammt!«

Camaris wischte sich das Kinn und starrte lächelnd ins Leere.

Simon schaute um den hohen Steinblock herum nach unten. Die blasse Sonne stand fast senkrecht über ihm; sie fiel tief ins Unterholz und ließ etwas am Berghang kurz aufblitzen.

»Da ist sie!« rief Simon nach hinten und lehnte sich an den vom Wind geglätteten Steinpfeiler, um zu warten. Der weiße Felsen hatte die Morgenkälte noch nicht abgeschüttelt und war noch eisiger als die Luft ringsum. Fast sofort merkte Simon, wie seine Knochen zu erstarren

begannen. Er trat zurück und drehte sich um. Sein Blick folgte dem Umriß des Bergkamms. Die steinernen Pfeiler umkränzten den Gipfel des Sesuad'ra wie die Zacken einer Königskrone. Mehrere der uralten Säulen waren umgestürzt, so daß die Krone einen etwas unordentlichen Eindruck machte, aber die meisten standen noch aufrecht und gerade und erfüllten nach Jahrhunderten, deren Zahl sich nicht mehr schätzen ließ, getreulich ihre Pflicht.

Sie sehen genauso aus wie die Zornsteine auf dem Thisterborg, stellte Simon fest.

Konnte dort auch ein Ort der Sithi sein? Genügend seltsame Geschichten darüber waren jedenfalls im Umlauf.

Wo steckten die beiden anderen? »Kommt ihr?« rief er.

Als er keine Antwort bekam, stieg er um den Stein herum und kletterte ein Stückchen hangabwärts, wobei er sorgfältig darauf achtete, sich immer am kräftigen Heidekraut festzuhalten, auch wenn es scharfkantig war, denn der Untergrund war schlammig und konnte trügerisch sein. Das Tal unter ihm war mit grauem Wasser bedeckt, in dem sich kaum eine Welle regte, so daß der neue See rings um den Berg so fest wirkte wie ein steinerner Fußboden. Simon mußte unwillkürlich an den Tag denken, als er in die Glockenstube des Grünengelturms hinaufgestiegen und sich vorgekommen war, als säße er wolkenhoch über der Welt. Hier auf dem Sesuad'ra war es, als sei der ganze Felshügel gerade erst geboren, emporgewachsen aus dem Urschlamm. Man konnte sich leicht einbilden, daß es ringsum nichts anderes gab, ein Gefühl, das Gott gehabt haben mußte, als er auf dem Berg Den Haloi stand und die Welt erschuf, wie es im Buch Ädon heißt.

Jiriki hatte Simon von der Ankunft der Gartengeborenen in Osten Ard erzählt. Damals, so hatte der Sitha gesagt, war der größte Teil der Welt vom Meer bedeckt, so wie heute noch der Westen. Jirikis Volk war vom Aufgang der Sonne hierher gesegelt, aus unvorstellbarer Ferne, und an der grünschimmernden Küstenlinie eines Erdteils gelandet, der noch keine Menschen kannte, einer riesigen Insel, rings umgeben von einem ungeheuren Ozean. Eine spätere Naturkatastrophe, hatte Jiriki angedeutet, veränderte das Gesicht der Welt: Das Land hatte sich gehoben, und die Meere waren nach Osten und Süden abgeflossen und hatten neue Berge und Wiesen zurückgelassen. Darum hatten die Gartengeborenen auch niemals in ihre verlorene Heimat zurückkehren können.

Simon spähte nach Osten und dachte über diese Dinge nach. Vom Gipfel des Sesuad'ra aus konnte man nicht viel mehr sehen als düstere Steppen,

leblose Ebenen von endlosem Grau und stumpfem Grün, die sich ausdehnten, soweit das Auge reichte. Nach allem, was Simon gehört hatte, waren die Steppen des Ostens auch schon vor diesem Winter des Schreckens ein unwirtliches Gebiet gewesen; je weiter östlich des Waldes von Aldheorte man kam, desto öder und schutzloser wurden sie. Über einen gewissen Punkt hinaus, so behaupteten Reisende, streiften nicht einmal Hyrkas oder das Volk der Thrithinge. Die Sonne schien dort nie hell, und das Land lag in ewigem Dämmerlicht. Die wenigen kühnen Männer, die auf der Suche nach dem, was dahinter lag, diese Länder durchstreift hatten, waren nie zurückgekehrt.

Simon merkte plötzlich, daß er eine ganze Weile so vor sich hin gestarrt hatte und immer noch allein war. Gerade wollte er wieder rufen, als Jeremias erschien, der sich vorsichtig einen Weg durch die Dornen und das gürtelhohe Gras suchte, dem Gipfelrand zu. Leleth, im wogenden Unterholz kaum zu sehen, hielt die Hand des jungen Knappen. Sie schien eine Neigung zu Jeremias gefaßt zu haben, die sich allerdings nur darin zeigte, daß sie ständig in seiner Nähe blieb. Noch immer sprach sie kein Wort, und ihr Gesichtsausdruck blieb stets feierlich und fern, aber wenn sie nicht bei Geloë sein konnte, war sie fast immer bei Jeremias. Simon dachte, daß sie in dem jungen Knappen vielleicht etwas von ihrem eigenen Schmerz wiederfand, eine gemeinsame Qual des Herzens.

»Verschwindet sie hier im Boden«, rief Jeremias, »oder läuft sie über den Rand?«

»Sowohl als auch«, erwiderte Simon und deutete mit dem Finger.

Sie waren dem Weg der Quelle von dort aus gefolgt, wo sie in dem Gebäude zutage trat, das Geloë das Haus der Wasser genannt hatte. Geheimnisvoll den Felsen entspringend, bildete sie darunter einen Teich, der Neu-Gadrinsett mit frischem Trinkwasser versorgte und so einer der Mittelpunkte für Klatsch und Handel in der jungen Siedlung geworden war. Danach versickerte sie jedoch nicht im Boden, sondern plätscherte als schmales Bächlein aus dem kleinen Teich heraus. Sie verließ das Haus der Wasser, das auf einem der höchsten Punkte des Sesuad'ra lag, und lief als winziges Rinnsal quer über den Gipfel, ober- und unterirdisch, wie die wechselnde Bodenbeschaffenheit es zuließ. Simon hatte noch nie eine Quelle gesehen oder von einer gehört, die so etwas tat – überhaupt, seit wann entsprangen Quellen oben auf einem Berggipfel? –, und er war fest entschlossen, ihren Lauf und vielleicht sogar ihren Ursprung zu finden, bevor die Stürme wiederkehrten und die Suche verhinderten.

Jeremias kam ein Stück den Berg hinunter. Simon und er standen vor dem munter dahinsprudelnden Bächlein.

»Glaubst du, daß es ganz bis nach unten fließt«, Jeremias wies auf den breiten grauen Burggraben rings um den Fuß des Abschiedssteins, »oder daß es wieder in den Berg zurückläuft?«

Simon zuckte die Achseln. Wasser, das dem Herzen eines heiligen Bergs der Sithi entsprang, kehrte vielleicht wirklich in den Fels zurück, wie ein unbegreifliches Rad aus Schöpfung und Zerstörung – als trete die Zukunft hervor, um die Gegenwart zu verschlingen, und verschwinde dann schnell wieder, um zur Vergangenheit zu werden. Gerade wollte er vorschlagen, die Erkundung fortzusetzen, als Leleth zu ihnen kam. Simon sah ihr besorgt zu, während sie selbst dem gefährlichen Pfad wenig Beachtung zu schenken schien. Nur allzu leicht konnte sie ausrutschen, und der Hang war steil und gefährlich.

Jeremias ging ihr ein paar Schritte entgegen und griff nach ihr. Er packte sie unter den dünnen Armen und hob sie zu ihnen herunter. Dabei verschob sich ihr weites Kleid, und einen kurzen Augenblick sah Simon die Narben, lange, entzündete Striemen, die ihre Schenkel überzogen. Auf dem Bauch mußten sie noch viel schlimmer aussehen, dachte er.

Den ganzen Morgen hatte er über das nachgegrübelt, was er im Haus des Abschieds über die Großen Schwerter und andere Dinge gehört hatte. Es war ihm alles so unwirklich vorgekommen – als seien Simon, seine Freunde und Verbündeten, Elias und sogar der furchtbare Sturmkönig selbst nicht mehr als Figuren auf einem *Shent*-Brett, winzige Spielsteinchen, die man zu hundert verschiedenen Gruppierungen verschieben konnte. Jetzt wurde er plötzlich an greifbare Schrecken der jüngsten Vergangenheit erinnert. Es waren die Hunde von Sturmspitze, die Leleth, ein unschuldiges Kind, fast zu Tode gehetzt und dann zerfleischt hatten; tausend andere ebenso Unschuldige hatten ihre Heimat verloren, waren zu Waisen geworden, gefoltert, getötet. In jähem Zorn fing Simon an zu schwanken, als wollte der Ansturm seiner eigenen Wut ihn umwerfen. Wenn es überhaupt eine Gerechtigkeit gab, dann würde jemand für alle diese Vorfälle bezahlen – für Morgenes, Haestan, Leleth, für Jeremias mit dem jetzt so schmalen Gesicht und dem Kummer, über den er nicht sprach, und für Simon selbst, traurig und heimatlos.

Usires sei mir gnädig, denn ich würde sie alle umbringen, wenn ich könnte. Elias und Pryrates und ihre weißgesichtigen Nornen – wenn ich nur könnte, mit eigenen Händen würde ich sie töten.

»Ich habe sie auf der Burg gesehen«, bemerkte Jeremias. Erschrocken blickte Simon auf. Er hatte die Fäuste so fest geballt, daß ihm die Knöchel weh taten. »Was?«

»Leleth.« Jeremias nickte dem Kind zu, das über das überflutete Tal hinausschaute und sich dabei mit der Hand im schmutzigen Gesichtchen herumschmierte. »Als sie Prinzessin Miriamels kleine Dienerin war. Ich weiß noch, daß ich dachte: ›Was für ein niedliches kleines Mädchen.‹ Sie war ganz weiß angezogen und trug Blumen in der Hand. Ich fand, sie sah so sauber aus.« Er lachte leise. »Und schau sie dir jetzt an.«

Simon hatte auf einmal keine Lust mehr, von traurigen Dingen zu reden. »Sieh dich doch selber an«, erwiderte er. »Du hast es nötig, von Sauberkeit zu sprechen.«

Jeremias ließ sich nicht ablenken. »Hast du sie wirklich gekannt, Simon, die Prinzessin, meine ich?«

»Ja.« Simon war nicht bereit, Jeremias die Geschichte noch einmal zu erzählen. Er war bitter enttäuscht gewesen, Miriamel nicht bei Josua zu finden, und entsetzt, daß niemand wußte, was aus ihr geworden war. Er hatte davon geträumt, ihr seine Abenteuer zu erzählen, davon, wie ihre strahlenden Augen groß werden würden, wenn er ihr vom Drachen berichtete. »Ja«, wiederholte er, »ich habe sie gekannt.«

»Und war sie auch so schön, wie eine Prinzessin sein soll?« fragte Jeremias plötzlich gespannt.

»Ich glaube schon.« Simon wollte nicht darüber sprechen. »Doch, das war sie – ich meine, das ist sie.«

Jeremias wollte gerade weiterfragen, als er unterbrochen wurde.

»Ho!« rief eine Stimme von oben. »Da steckt ihr!«

Eine merkwürdige, zweiköpfige Gestalt sah von dem Steinpfeiler zu ihnen hinunter. Einer der beiden Köpfe hatte spitze Ohren.

»Wir wollen herausfinden, woher die Quelle kommt und wohin sie geht, Binabik«, erklärte Simon.

Die Wölfin legte den Kopf schräg und bellte.

»Qantaqa denkt, daß ihr euer Folgt-dem-Wasser für jetzt beenden sollt, Simon. Außerdem hat Prinz Josua alle gebeten, in das Haus des Abschieds zurückzukehren. Es gibt viel zu besprechen.«

»Wir kommen.«

Simon und Jeremias ergriffen jeder eine von Leleths kleinen, kalten Händen, und alle drei kletterten wieder hinauf zum Bergkamm. Die Sonne

starrte auf sie herab wie ein milchiges Auge.

Alle an der morgendlichen Versammlung Beteiligten waren wieder im Haus des Abschieds zusammengekommen. Sie unterhielten sich leise, vielleicht eingeschüchtert von der Größe und den eigenartigen Dimensionen der Halle, die weit beunruhigender wirkte, wenn sie nicht wie am Abend zuvor von einer Menge erfüllt war, die von ihr ablenkte. Das matte Nachmittagslicht sickerte durch die Fenster, war jedoch so schwach, daß es aus keiner bestimmten Richtung zu kommen schien und dem Raum eine gleichmäßig trübe Helligkeit verlieh. Die kunstvollen Wandreliefs glänzten, als beleuchte sie ein eigenes, mildes, von innen kommendes Licht; sie erinnerten Simon an das schimmernde Moos in den Tunneln unter dem Hochhorst. Dort hatte er sich in erstickender, würgender Schwärze verirrt. Er war an einem Ort gewesen, schlimmer als alle Verzweiflung. Es mußte eine Bedeutung haben, daß er das überlebt hatte. Sicher war er aus einem ganz bestimmten Grund verschont worden.

Bitte, Herr Ädon, betete er, *laß mich nicht so weit gekommen sein, damit ich jetzt sterbe!*

Aber er hatte Gott bereits verflucht, weil er Haestan hatte umkommen lassen. Bestimmt war es zu spät, das jetzt noch wieder gutzumachen.

Simon öffnete die Augen und stellte fest, daß Josua gekommen war. Der Prinz war bei Vara gewesen und versicherte allen, es gehe ihr besser.

In seiner Begleitung befanden sich zwei Männer, die morgens nicht dabeigewesen waren: Sludig, der den Außenrand des Tals erkundet hatte, und ein vierschrötiger junger Falshiremann namens Freosel, den die Siedler zum Hauptmann von Neu-Gadrinsett gewählt hatten. Obwohl er noch verhältnismäßig jugendlich wirkte, hatte Freosel den wachsamen, schwerlidrigen Blick des erfahrenen Straßenkämpfers. Er war mit Narben bedeckt; zwei Finger fehlten.

Nachdem Strangyeard einen kurzen Segen gesprochen und der neue Hauptmann ermahnt worden war, alles, was er hören würde, für sich zu behalten, erhob sich Prinz Josua.

»Wir müssen über viele Dinge entscheiden«, erklärte er, »aber bevor wir damit beginnen, erlaubt mir, von Glück und hoffnungsvolleren Tagen zu Euch zu sprechen.

Als es so aussah, als hätten wir nichts mehr zu erwarten als Verzweiflung und Niederlagen, erwies Gott uns seine Gnade. Heute befinden wir uns an einem sicheren Ort, während wir noch vor einem Jahr

über die ganze Welt verstreut waren, Ausgestoßene des Krieges. Wir wagten die Suche nach einem der Großen Schwerter, in denen vielleicht unsere Hoffnung auf Sieg liegt, und wir hatten Erfolg. Jeden Tag strömen mehr Menschen zu unseren Fahnen, und wenn wir nur lange genug ausharren können, werden wir bald über ein Heer verfügen, das selbst meinem Bruder, dem Hochkönig, zu denken geben wird.

Freilich, noch immer ist unsere Not groß. Zwar können wir aus den Männern, die überall in Erkynland aus ihrer Heimat vertrieben wurden, ein Heer aufstellen; aber für einen Sieg über den Hochkönig brauchen wir ein Vielfaches an Kämpfern. Fest steht auch, daß es uns schon jetzt schwerfällt, alle hier Lebenden zu ernähren und ihnen ein Dach über dem Kopf zu geben. Und es ist sogar möglich, daß überhaupt kein Heer, so groß und gut gerüstet es auch sein mag, mächtig genug ist, um Elias' Verbündeten, den Sturmkönig, zu überwinden.«

Er hielt inne und fuhr dann fort: »Darum gibt es meiner Meinung nach drei wichtige Fragen, die wir heute beantworten müssen: Was plant mein Bruder? Wie können wir eine Streitmacht aufstellen, die ihn daran hindert? Und wie können wir die beiden anderen Schwerter, Hellnagel und *Leid*, in unsere Gewalt bringen, damit wir wenigstens eine Hoffnung haben, die Nornen, ihren dunklen Herrn und ihre Königin zu besiegen?«

Geloë hob die Hand. »Verzeiht, Josua, aber ich meine, da ist noch eine andere Frage: Wieviel Zeit haben wir für alle diese Dinge?«

»Ihr habt recht, Valada Geloë. Wenn es uns gelingt, diesen Ort hier noch ein Jahr zu halten, sind wir vielleicht in der Lage, ein Heer zu sammeln, das stark genug ist, auf seinem eigenen Grund und Boden gegen Elias zu kämpfen oder ihm zumindest seine Grenzen streitig zu machen – aber wie Ihr glaube auch ich nicht, daß man uns so lange in Ruhe lassen wird.«

Nun wurden auch andere Stimmen laut und fragten, welche weiteren Kräfte man aus dem Osten und Norden von Erkynland erwarten dürfte, Gebieten, die unter König Elias' schwerer Hand ächzten, und wo man vielleicht andere Verbündete finden könnte. Nach einer Weile rief Josua den Saal wieder zur Ruhe.

»Bevor wir diese Rätsel lösen können«, begann er, »meine ich, daß wir zuerst die wichtigste dieser Fragen klären müssen, nämlich: *Was will mein Bruder?*«

»Macht!« rief Isorn. »Die Macht, mit dem Leben von Menschen zu spielen wie mit Würfeln.«

»Diese Macht hatte er schon«, erwiderte Josua. »Aber auch ich habe

lange darüber nachgedacht und finde keine andere Antwort. Gewiß hat es auf der Welt andere Könige gegeben, die nicht mit dem, was sie besaßen, zufrieden waren. Vielleicht bleibt die Antwort auf diese alles entscheidende Frage bis zum letzten Augenblick vor uns verborgen. Wüßten wir, wie Elias' Handel mit dem Sturmkönig aussieht, würden wir vielleicht die geheime Absicht meines Bruders verstehen.«

»Prinz Josua«, warf Binabik ein, »ich meinerseits habe mir das Haupt über etwas anderes zerbrochen. Was immer Euer Bruder sich wünschen mag, des Sturmkönigs Macht und dunkler Zauber werden ihm dazu verhelfen. Was aber wünscht der Sturmkönig als Gegengabe?«

Die große steinerne Halle wurde für einen Augenblick totenstill. Dann erhoben die Versammelten von neuem ihre Stimmen. Sie stritten so heftig, daß Josua endlich mit dem Fuß aufstampfen mußte, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Ihr stellt eine furchtbare Frage, Binabik«, sagte der Prinz. »Aber Ihr habt recht – was kann der Dunkle wollen?«

Simon dachte an die Schatten unter dem Hochhorst, dort in den Gängen, wo er in einem entsetzlichen, von Gespenstern gehetzten Traum umhergestolpert war.

»Vielleicht will er seine Burg wiederhaben«, meinte er.

Er hatte leise gesprochen und andere im Saal, die ihn nicht gehört hatten, fuhren, wenn auch gedämpft, in ihren Gesprächen fort. Josua und Binabik starrten ihn an.

»Barmherziger Ädon«, flüsterte Josua, »wäre das möglich?«

Binabik überlegte eine Weile und schüttelte dann langsam den Kopf. »Es liegt etwas Unrichtiges in diesem Gedanken – obwohl du schlau gedacht hast, Simon. Sagt mir, Geloë, was ist es, an das ich mich undeutlich erinnere?«

Die Zauberfrau nickte. »Ineluki kann die Burg nie wieder betreten. Als Asu'a fiel, wurden die Ruinen von so vielen Priestern gesegnet und mit einem so lückenlosen Zauberbann belegt, daß er vor dem Ende aller Zeiten nicht dorthin zurückkehren kann. Nein, ich glaube nicht, daß er imstande ist, es noch einmal zu erobern, so sehr er auch darauf brennen mag, es wieder in Besitz zu nehmen. Vielleicht aber will er durch Elias beherrschen, was er nicht selbst regieren kann? So mächtig die Nornen auch sein mögen, ihre Zahl ist gering – aber als Schatten hinter dem Drachenbeinthron könnte der Sturmkönig ganz Osten Ard in seine Gewalt bekommen.«

Josuas Gesicht war ernst. »Sich vorzustellen, daß mein Bruder so wenig Wert auf sein Volk und seinen Thron legt, daß er sie für einen geringen Preis an den Erzfeind des Menschengeschlechts verkauft!«

Er wandte sich an die Versammelten, kaum verhohlenen Zorn im schmalen Gesicht. »Wir wollen vorläufig davon ausgehen, daß diese Vermutung stimmt: Der Sturmkönig will durch meinen Bruder über die Menschheit herrschen. Ineluki, heißt es, ist ein Wesen, das vor allem vom Haß lebt, darum brauche ich Euch nicht zu erläutern, was für eine Art Herrschaft das wäre. Simon hat uns berichtet, daß die Sitha Amerasu vorhersah, was der Sturmkönig den Menschen zugedacht hatte, und sie nannte es ›grausig‹. Wir müssen alles Erdenkliche versuchen und notfalls unser eigenes Leben opfern, um diesen beiden, Elias und Ineluki, Einhalt zu gebieten. Doch nun zu den beiden anderen Fragen. Wie bekämpfen wir unsere Gegner?«

In den folgenden Stunden wurden viele Pläne geschmiedet. Freosel schlug vorsichtig vor, daß sie lediglich hier an ihrem Zufluchtsort abwarten sollten, bis die Unzufriedenheit mit Elias in ganz Osten Ard ihren Höhepunkt erreichte. Hotvig, der für einen Mann aus den Ebenen erstaunliches Verständnis für Steinhäusler-Intrigen an den Tag legte, entwickelte einen kühnen Plan: Er wollte Männer aussenden, die sich mit Hilfe von Eolairs Karten heimlich in den Hochhorst schleichen und Elias und Pryrates ermorden sollten. Vater Strangyeard schien der Gedanke Kummer zu machen, daß man die kostbaren Karten einer Schar roher Mörder anvertrauen sollte. Bei der Debatte über die Vorzüge dieser und weiterer Vorschläge kam es zu hitzigen Auseinandersetzungen. Als schließlich Isorn und Hotvig, sonst fröhliche Gefährten, über einem Punkt fast handgreiflich wurden, beendete Josua die Aussprache.

»Vergeßt nicht, daß wir alle hier Freunde und Verbündete sind«, sagte er. »Unser gemeinsamer Wunsch ist es, unseren Ländern die Freiheit zurückzugeben.« Der Prinz sah sich im Raum um und zähmte mit strengem Blick seine erregten Ratgeber, so wie Hyrka-Bereiter angeblich Pferde beruhigen, ohne sie auch nur zu berühren. »Ich habe alles gehört und bin dankbar für Eure Hilfe, aber jetzt muß entschieden werden.« Er legte die Hand auf die Steintafel neben *Dorns* silberumhüllten Griff. »Ich stimme zu, daß wir noch eine Zeit lang warten müssen, bevor wir imstande sind, einen Schlag gegen Elias zu führen«, erklärte er und nickte Freosel zu, »aber wir dürfen auch nicht tatenlos bleiben. Außerdem sind unsere

Verbündeten in Hernystir eingeschlossen. Sie könnten einen wertvollen Unruheherd an Elias' Westflanke bilden, wenn sie sich wieder frei bewegen könnten, ja, sogar noch mehr, wenn es ihnen gelänge, einen Teil ihrer verstreuten Landsleute wieder zusammenzuführen. Darum habe ich beschlossen, beide Zwecke zu vereinen und herauszufinden, ob nicht der eine dem anderen dienen kann.«

Josua winkte den Herrn von Nad Mullach zu sich heran. »Graf Eolair, ich möchte Euch, wie ich versprochen habe, mit mehr als nur meinem Dank zu Eurem Volk zurücksenden. Isorn, Herzog Isgrimnurs Sohn, soll Euch begleiten.«

Gutrun konnte einen erstickten Ausruf der Trauer nicht unterdrücken. Aber als ihr Sohn sie trösten wollte, lächelte sie tapfer und klopfte ihm auf die Schulter. Josua neigte das Haupt vor ihr, um zu zeigen, daß er ihren Kummer achtete.

»Wenn Ihr meinen Plan hört, Herzogin, werdet Ihr verstehen, daß ich nicht ohne Grund so handle. Isorn, nehmt ein halbes Dutzend Männer mit. Vielleicht finden sich ein paar von Hotvigs Randwächtern bereit, Euch zu begleiten; sie sind mutige Kämpfer und unermüdliche Reiter. Auf Eurem Weg nach Hernystir sollt Ihr so viele Eurer umherstreifenden Landsleute um Euch scharen, wie Ihr nur könnt. Ich weiß, daß die meisten Skali Scharfnase nicht lieben, und wie ich höre, gibt es jetzt viele Heimatlose in der Frostmark. Ich überlasse es Eurem eigenen Urteil, wie Ihr die Menschen, die Ihr findet, einsetzt – entweder zu Eurer Hilfe, um Skalis Belagerung von Eolairs Volk zu brechen, oder, wenn das nicht möglich ist, indem sie mit Euch hierher zurückkommen, um uns dann im Kampf gegen meinen Bruder zu unterstützen.« Josua warf einen liebevollen Blick auf Isorn, der ihm mit niedergeschlagenen Augen zuhörte, so aufmerksam, als wolle er jedes Wort auswendig lernen. »Ihr seid der Sohn des Herzogs. Sie achten Euch und werden Euch glauben, wenn Ihr ihnen sagt, dies sei der erste Schritt, um ihr Land zurückzuerlangen.«

Der Prinz wandte sich wieder an die Versammlung. »Während Isorn und seine Begleiter in diesem Auftrag unterwegs sind, werden wir hier an anderen Dingen arbeiten; es gibt viel zu tun. Der Norden ist vom Winter, von Skali, Elias und seinem Bundesgenossen, dem Sturmkönig, so vollständig verwüstet worden, daß ich fürchte, so erfolgreich Isorn auch sein mag, die Länder nördlich von Erkynland werden nicht ausreichen, uns soviele Truppen zu liefern, wie wir brauchen. Nabban und der Süden sind fest in der Hand von Elias' Freunden, vor allem Benigaris, aber der Süden

ist es, den ich für mich selbst haben muß. Nur dann werden wir über genügend Krieger verfügen, um gegen Elias antreten zu können. Darum müssen wir arbeiten, uns beraten und nachdenken. Es muß eine Möglichkeit geben, wie man Benigaris von Elias' Hilfe abschneiden kann, auch wenn ich sie im Augenblick nicht sehe.«

Simon hatte die ganze Zeit ungeduldig gelauscht, aber nichts gesagt. Jetzt, da es schien, als habe Josua seine Rede beendet, konnte Simon nicht länger schweigen. Während die anderen laut gerufen hatten, war er – mit wachsender Erregung – innerlich mit den Dingen beschäftigt gewesen, die er am Morgen mit Binabik beredet hatte.

»Aber, Prinz Josua«, rief er jetzt, »was wird aus den Schwertern?«

Der Prinz nickte. »Auch darüber werden wir nachdenken müssen. Macht Euch keine Sorgen, Simon, ich habe sie nicht vergessen.«

Simon holte tief Luft und fuhr dann entschlossen fort: »Am besten wäre es, Elias zu überraschen. Schickt Binabik, Sludig und mich aus, Hellnagel zu holen. Es befindet sich außerhalb der Mauern des Hochhorsts. Wir drei allein könnten das Grab Eures Vaters aufsuchen, das Schwert finden und wieder fort sein, ehe der König auch nur von unserer Anwesenheit erführe. Er würde etwas derartiges nie vermuten.« Simon malte sich für einen Augenblick aus, wie es sein würde – er und seine Gefährten brächten Hellnagel im Triumph zum Sesuad'ra, und über ihnen flatterte Simons neues Drachenbanner.

Josua lächelte, schüttelte jedoch den Kopf. »Niemand bezweifelt Eure Tapferkeit, Herr Seoman, aber wir können es nicht wagen.«

»Wir fanden auch *Dorn*, woran niemand geglaubt hätte.«

»Aber an *Dorns* Ruhestätte marschierte auch nicht die Erkynwache jeden Tag vorbei.«

»Der Drache tat es.«

»Genug.« Josua hob die Hand. »Nein, Simon, die Zeit ist noch nicht reif. Wenn wir Elias von Westen oder Süden angreifen und vom Swertclif und den Grabhügeln ablenken können, dann ist der Augenblick gekommen. Ihr habt große Ehre erworben und werdet bestimmt noch größere gewinnen, aber jetzt seid Ihr ein Reichsritter mit allen Pflichten, die dieser Titel mit sich bringt. Ich habe es sehr bedauert, Euch damals auf die Suche nach *Dorn* geschickt zu haben, und hatte die Hoffnung schon aufgegeben, Euch je wiederzusehen. Jetzt, da Ihr so erfolgreich wart, wie keiner zu hoffen gewagt hätte, möchte ich Euch eine Weile hierbehalten … ebenso Binabik und Sludig, die Ihr bestimmt gar nicht gefragt habt, bevor Ihr sie als

Freiwillige für diese lebensgefährliche Fahrt nanntet.« Er lächelte, um den Schlag zu mildern. »Friede, Junge, Friede.«

Simon überkam das gleiche erstickende Gefühl des Eingesperrtseins, das ihn in Jao é-Tinukai'i gequält hatte. Begriffen sie denn nicht, daß sie ihre Chance verspielten, wenn sie mit dem Losschlagen zu lange warteten? Daß Böses unbestraft bleiben würde? »Darf ich dann mit Isorn gehen?« bettelte er. »Ich möchte helfen, Prinz Josua.«

»Lernt ein Ritter zu werden, Simon, und genießt diese Zeit einer gewissen Freiheit. Es wird später noch genug Gefahr geben.« Der Prinz stand auf. Die Müdigkeit in seinem Gesicht war nicht zu übersehen. »Schluß damit. Eolair, Isorn und alle, die Isorn auswählt, sollen in zwei Tagen bereit zum Aufbruch sein. Gehen wir jetzt. Ein Essen erwartet uns – nicht so üppig wie das Festmahl zu Ehren von Simons Ritterschlag, aber doch etwas, das uns allen guttun wird.« Er winkte mit der Hand und schloß so die Versammlung.

Binabik kam auf Simon zu und wollte mit ihm sprechen, aber der erzürnte Simon war zunächst nicht zum Antworten bereit. *Wieder alles wie früher, wie? ›Warte, Simon, warte. Laß andere die Entscheidungen treffen. Du erfährst schon rechtzeitig, was du zu tun hast.‹*

»Und es war doch eine gute Idee«, brummte er schließlich.

»Das wird sie auch später noch sein«, tröstete Binabik, »wenn wir dann Elias ablenken, so wie Josua mitgeteilt hat.«

Simon warf ihm einen wütenden Blick zu, aber etwas im runden Gesicht des Trolls ließ seinen Grimm töricht erscheinen.

»Ich will mich doch nur nützlich machen.«

»Du bist weit mehr denn nützlich, Simon-Freund. Aber alles hat seine Zeit. *›Iq ta randayhet suk biqahuc‹*, wie wir in meiner Heimat sagen: ›Winter ist nicht die Zeit zum Nacktschwimmen‹!«

Simon dachte einen Augenblick über diesen Spruch nach.

»Das ist ja Unsinn«, bemerkte er dann.

»So?« versetzte Binabik ärgerlich. »Du kannst sagen, was dir beliebt – aber finde dich nicht weinend an meinem Feuer ein, wenn du dir zum Schwimmen die falsche Jahreszeit auserkoren hast.«

Stumm wanderten sie über den grasbewachsenen Gipfel, verfolgt von der kalten Sonne.

IV

Das schweigende Kind

Obwohl die Luft warm und still war, machten die dunklen Wolken einen unnatürlich dichten Eindruck. Das Schiff hatte sich den ganzen Tag kaum vorwärts bewegt. Schlaff hingen die Segel an den Masten.

»Ich möchte nur wissen, wann der Sturm kommt«, murmelte Miriamel vor sich hin.

Ein junger Matrose, der in der Nähe stand, blickte überrascht auf. »Herrin? Sprechen zu mir?«

»Ich habe gesagt, ich möchte wissen, wann der Sturm kommt.« Sie deutete auf die tiefhängende Wolkenbank.

»Ja, Herrin.« Er schien sich unbehaglich zu fühlen. Sein Westerling-Wortschatz war gering; vermutlich stammte er von einer der kleineren südlichen Inseln, deren Bewohner zum Teil nicht einmal des Nabbanai mächtig waren. »Sturm kommt.«

»Ich weiß, daß er kommt. Ich frage mich nur, *wann*.«

»Ah.« Er nickte und sah sich dann so verstohlen um, als könne das wertvolle Wissen, das er ihr jetzt vermitteln wollte, Diebe anlocken. »Sturm kommt *sehr schnell.*« Er schenkte ihr ein breites, zahnfleischiges Lächeln. Sein Blick wanderte von ihren Schuhen hinauf zum Gesicht. Das Grinsen wurde noch breiter. »Sehr hübsch.«

Miriamels kurze Freude über eine Unterhaltung, und sei sie noch so kurz, war zerstört. Sie erkannte den Ausdruck in den Augen des Matrosen, den unverschämten Blick. Zwar würde er, so freimütig er sie auch von oben bis unten musterte, niemals eine Berührung wagen; aber das lag nur daran, daß er sie als Spielzeug ansah, das im rechtmäßigen Eigentum des Schiffsherrn Aspitis stand. In ihre aufflammende Empörung mischte sich jähe Unsicherheit. Hatte er recht? Trotz aller Zweifel, die sie inzwischen hinsichtlich des Grafen hegte – der, wenn Gan Itai recht hatte, hier mit Pryrates zusammengetroffen war und, wenn Cadrach recht hatte, sogar in den Diensten des roten Priesters stand –, war sie doch wenigstens davon

überzeugt, daß er wirklich vorhatte, sie zu heiraten. Freilich fragte sie sich jetzt, ob das vielleicht doch nur eine List war, um sie fügsam und dankbar zu halten, bis er sie dann in Nabban hinauswerfen und sich nach frischem Fleisch umschauen konnte. Sicher dachte er, sie würde sich zu sehr schämen, um jemandem zu erzählen, was ihr geschehen war.

Miriamel wußte nicht genau, was sie dabei mehr aufbrachte: die Aussicht, Aspitis heiraten zu müssen, oder die entgegengesetzte Möglichkeit, daß er sie mit derselben leichtherzigen Herablassung anlügen könnte wie eine hübsche Schenkenhure.

Sie starrte den Matrosen eisig an, bis er sich schließlich verwirrt abwandte und zum Bug des Schiffs zurückging. Miriamel folgte ihm mit den Augen und wünschte sich aus tiefstem Herzen, daß er stolperte und sich auf dem Deck die selbstgefällige Fratze aufschlug; aber ihr Wunsch wurde nicht erfüllt. So wandte sie ihren Blick wieder den rußgrauen Wolken und dem stumpfen, metallischen Meer zu.

Einen guten Steinwurf vom Schiff entfernt tanzten drei kleine Gegenstände im Kielwasser. Als Miriamel genauer hinsah, schwamm einer der Gegenstände näher heran, öffnete ein rotes Mundloch und heulte. Die gurgelnde Kilpastimme klang weit über das ruhige Wasser. Miriamel machte vor Schreck einen Satz. Bei ihrer Bewegung drehten sich alle drei Köpfe ihr zu. Nasse schwarze Augen glotzten, Mäuler standen töricht offen. Miriamel wich einen Schritt von der Reling zurück, schlug das Zeichen des *Baumes* und drehte sich dann um, den leeren Augen zu entfliehen. Dabei hätte sie um ein Haar Thures umgerannt, den jungen Pagen, der Graf Aspitis bediente.

»Herrin Marya«, grüßte er und wollte sich verbeugen, stand jedoch zu dicht vor ihr. Er stieß mit dem Kopf gegen ihren Ellenbogen und gab einen kleinen, quietschenden Schmerzenslaut von sich. Als sie die Hand ausstreckte, um ihn zu beruhigen, entzog er sich ihr verlegen. »Seine gräfliche Gnaden möchten Euch sprechen.«

»Wo, Thures?«

»Kabine.« Er nahm sich zusammen. »In seiner Kabine, Herrin.«

»Danke.«

Der Junge machte kehrt, wie um voranzugehen, aber von neuem hatte eine Bewegung unten im Wasser Miriamels Blicke auf sich gezogen. Einer der Kilpa hatte sich von den anderen gelöst und schwamm jetzt langsam neben dem Schiff her. Die leeren Augen auf sie gerichtet, hob das Meerwesen eine glatte, graue Hand aus den Wellen und strich mit den

langen Fingern über den Schiffsrumpf, als suche es unauffällig nach einem Halt zum Klettern. Miriamel sah mit gebanntem Grauen zu. Sie war unfähig, sich zu rühren. Nach einer kleinen Weile ließ das unangenehm menschenähnliche Geschöpf sich wieder zurücksinken und verschwand geschmeidig im Meer, um wenige Augenblicke später ein Stück entfernt vom Schiff wieder aufzutauchen. Dort trieb es ruhig dahin. Sein Maul glitzerte, die Kiemen am Hals dehnten und schlossen sich. Miriamel stand da und starrte, festgewurzelt wie in einem Alptraum. Endlich riß sie den Blick los und zwang sich, von der Reling zurückzutreten. Der junge Thures betrachtete sie neugierig.

»Herrin?«

»Ich komme.« Sie folgte ihm und warf nur noch einen letzten Blick zurück. Im Kielwasser des Schiffs tanzten die drei Köpfe wie die Flotts von Fischernetzen.

In dem engen Gang vor Aspitis' Kabine ließ Thures sie stehen und huschte wieder die Leiter hinauf, vermutlich um andere Aufträge auszuführen. Miriamel nutzte den Augenblick des Alleinseins, um ihre Fassung zurückzugewinnen. Sie konnte den Gedanken an die boshaften Augen des Kilpa und seine gelassene und absichtsvolle Annäherung an das Schiff nicht abschütteln. Und wie er sie angestarrt hatte – fast unverschämt, als wollte er sie herausfordern: Versuch doch, mich aufzuhalten! Miriamel schauderte.

Leise, klimpernde Geräusche aus der gräflichen Kabine unterbrachen ihr Grübeln. Die Tür war nicht ganz geschlossen. Miriamel trat näher und lugte durch den Spalt.

Aspitis saß an seinem kleinen Schreibtisch, vor sich ein aufgeschlagenes Buch, dessen Pergamentblätter im sahnigen Lampenlicht glänzten. Der Graf schob zwei weitere Häufchen Silbermünzen vom Tisch in einen Beutel und ließ dann den klirrenden Beutel in eine offene Truhe zu seinen Füßen fallen, die mit ähnlichen Säckchen fast bis an den Rand gefüllt zu sein schien. Anschließend vermerkte er etwas in seinem Buch.

Ein Brett knarrte, Miriamel wußte nicht, ob unter ihrem Gewicht oder durch die Bewegung des Schiffs. Eilig zog sie sich zurück, bevor Aspitis aufblicken und sie im schmalen Spalt der offenen Tür erkennen konnte. Gleich darauf machte sie wieder einen Schritt vorwärts und klopfte kräftig an.

»Aspitis?«

Sie hörte ihn mit gedämpftem Knall das Buch zuschlagen, danach ein anderes Geräusch, vermutlich das Scharren der über den Boden geschleiften Truhe.

»Ja, Herrin. Tretet ein.«

Sie stieß die Tür auf, ging hindurch und schloß sie dann sacht, ohne den Riegel herunterfallen zu lassen. »Ihr fragtet nach mir?«

»Setzt Euch, schöne Marya.« Aspitis zeigte auf sein Bett, aber Miriamel tat, als hätte sie seine Geste nicht bemerkt, und ließ sich statt dessen auf einem Hocker an der gegenüberliegenden Wand nieder. Einer von Aspitis' Jagdhunden rückte beiseite, um ihren Füßen Platz zu machen, klopfte mit dem dicken Schwanz und schlief wieder ein. Der Graf trug das Gewand mit dem Fischadlerwappen, das sie bei ihrem ersten gemeinsamen Abendessen so bewundert hatte. Jetzt schaute sie auf die goldgestickten Klauen, so hervorragend geeignet zum Packen und Umklammern, und machte sich ihrer eigenen Dummheit wegen Vorwürfe.

Wie konnte ich mich nur in dieses törichte Lügennetz verstricken! Sie hätte es ihm gegenüber nie zugegeben, aber Cadrach hatte recht gehabt. Wenn sie sich als Mädchen aus dem Volk ausgegeben hätte, würde Aspitis sie vielleicht in Ruhe gelassen haben; aber selbst wenn er sie mit Gewalt ins Bett geholt hätte, bestand zumindest keine Gefahr, daß er sie heiraten wollte.

»Ich habe drei Kilpa neben dem Schiff herschwimmen sehen.«

Sie starrte ihn so trotzig an, als könnte er die Wahrheit dieser Worte bestreiten. »Der eine kam ganz nah und sah aus, als wollte er an Bord klettern.«

Der Graf schüttelte den Kopf, lächelte aber dabei. »Sie werden nichts dergleichen tun, Herrin. Nicht auf der *Eadne-Wolke*.«

»Er hat das Schiff angefaßt!« Sie hob die zur tastenden Klaue gekrümmte Hand. »So. Er suchte nach Stellen zum Festhalten.«

Aspitis' Lächeln verschwand. Sein Gesicht wurde grimmig. »Wenn unser Gespräch beendet ist, werde ich an Deck gehen und ein paar Pfeile nach ihnen schießen, diesen fischigen Teufeln. Sie sollen mein Schiff nicht berühren.«

»Aber was wollen die Kilpa?« Die grauen Wesen gingen Miriamel nicht aus dem Sinn. Außerdem hatte sie es nicht eilig, mit Aspitis zu sprechen, ganz gleich, worüber er reden wollte. Sie war inzwischen ganz sicher, daß die Pläne des Grafen, was immer sie auch bezwecken mochten, für sie nichts Gutes bedeuteten.

»Ich weiß nicht, was sie wollen, Herrin.« Er wiegte ungeduldig den Kopf. »Oder doch – Nahrung. Aber es gibt sehr viel leichtere Wege für die Kilpa, ihr Essen zu erbeuten, als ein Schiff voller bewaffneter Männer zu überfallen.« Er sah sie an. »Oh. Ich hätte es nicht sagen sollen. Nun habt Ihr Angst.«

»Sie fressen … Menschen?«

Aspitis schüttelte den Kopf, diesmal heftiger. »Sie fressen Fische und manchmal Vögel, die nicht schnell genug von der Wasseroberfläche aufsteigen.« Er bemerkte ihren zweifelnden Blick. »Ja, und auch andere Lebewesen, wenn sie sie erwischen können. Sie sind auch schon über kleinere Fischerboote hergefallen, aber niemand weiß genau, warum. Es ist auch nicht wichtig. Ich habe Euch gesagt, sie werden der *Eadne-Wolke* nichts anhaben können. Es gibt keine bessere Seewächterin als Gan Itai.«

Miriamel saß einen Augenblick schweigend da. »Gewiß habt Ihr recht«, meinte sie dann.

»Gut.« Er stand auf, wobei er sich unter dem Balken der niedrigen Kabinendecke ducken mußte. »Ich freue mich, daß Thures Euch gefunden hat – obwohl Ihr Euch auf einem Schiff auf hoher See kaum weit entfernen konntet, nicht wahr?« Sein Lächeln schien ein wenig hart. »Wir haben viel zu besprechen.«

»Edler Herr.« Miriamel fühlte, wie eine sonderbare Müdigkeit sie überkam. Vielleicht würde, wenn sie sich nicht wehrte, keine Widerworte äußerte, vor allem aber ganz gleichgültig blieb, alles in dieser unbefriedigenden, aber auch unverbindlichen Art weitergehen. Sie hatte sich selbst versprochen, sie würde sich einfach treiben lassen … treiben lassen…

»Wir stecken in einer Flaute«, erklärte Aspitis, »aber ich denke, es wird bald Wind aufkommen, und zwar noch vor dem Sturm. Mit etwas Glück können wir morgen abend auf der Insel Spenit sein. Stellt Euch vor, Marya! Wir werden dort heiraten, in der Sankt Lavennin geweihten Kirche.«

Es war doch so leicht, keinen Widerstand zu leisten, nur so dahinzuschwimmen, ganz wie die *Eadne-Wolke*, langsam vorwärts bewegt vom lässigen Atem des Windes … Bestimmt würde es eine Fluchtmöglichkeit geben, wenn sie erst einmal auf Spenit gelandet waren? Oder etwa nicht?

»Edler Herr«, hörte sie sich selbst sagen, »ich … es gibt da … gewisse Schwierigkeiten.«

»Ja?« Der Graf legte den goldenen Kopf zur Seite. Miriamel fand, er sähe aus wie ein abgerichteter Jagdhund, der sich wohlerzogen gibt, heimlich aber nach Beute schnüffelt. »Schwierigkeiten?«

Sie raffte mit feuchter Hand den Stoff ihres Kleides und holte tief Luft. »Ich kann Euch nicht heiraten.«

Zu ihrer Überraschung brach Aspitis in Gelächter aus. »Ach, Unsinn! Natürlich könnt Ihr. Macht Ihr Euch Sorgen wegen meiner Familie? Sie wird Euch so liebgewinnen wie ich. Mein Bruder hat eine Perdruinesin geheiratet, und jetzt ist sie meiner Mutter die liebste Tochter. Habt keine Furcht.«

»Das ist es nicht.« Sie klammerte sich noch fester an ihr Kleid. »Es ist nur … es ist … da gibt es einen anderen.«

Der Graf zog die Stirn in Falten. »Was meint Ihr?«

»Ich bin bereits einem anderen Mann versprochen. In meiner Heimat. Und ich liebe ihn.«

»Aber ich habe Euch gefragt! Ihr sagtet mir, es gebe niemanden. Und Ihr habt Euch mir geschenkt.«

Er war zornig, hatte aber noch nicht die Beherrschung verloren. Miriamel merkte, daß ihre Furcht ein wenig nachließ. »Ich hatte Streit mit ihm und weigerte mich, ihn zu heiraten; deshalb schickte mein Vater mich ins Kloster. Aber ich habe eingesehen, daß ich unrecht hatte. Ich habe ihn schlecht behandelt … und Euch ebenfalls.« Sie verabscheute sich selbst für diese Worte. Die Möglichkeit, daß sie Aspitis tatsächlich unrecht getan hatte, schien ihr äußerst gering; er jedenfalls hatte sich ganz bestimmt nicht allzu ritterlich verhalten. Trotzdem, sie mußte jetzt großmütig sein. »Aber von Euch beiden liebte ich ihn zuerst.«

Aspitis machte einen Schritt auf sie zu. Sein Mund verzog sich. In seiner Stimme lag eine merkwürdige, bebende Spannung. »Aber mir habt Ihr Euch geschenkt.«

Sie senkte den Blick, um jede Kränkung zu vermeiden. »Das war falsch von mir. Ich hoffe, Ihr könnt mir vergeben. Ich hoffe, daß auch er mir verzeihen wird, auch wenn ich es nicht verdiene.«

Der Graf drehte ihr abrupt den Rücken. Seine Worte kamen noch immer gepreßt, nur knapp beherrscht. »Und das soll dann alles sein, meint Ihr? Ganz einfach ›Lebt wohl, Graf Aspitis‹? Glaubt Ihr das wirklich?«

»Ich kann nur auf Eure Ritterehre vertrauen, edler Herr.«

Der kleine Raum schien noch enger geworden zu sein. Ihr war, als spüre

sie, wie die Luft dicker wurde, als griffe der drohende Sturm selbst nach ihr. »Ich kann nur Eure Güte und Euer Mitleid erflehen.«

Aspitis' Schultern begannen zu zucken. Ein tiefes, stöhnendes Geräusch entrang sich seinem Mund. Miriamel wich entsetzt an die Wand zurück, halb überzeugt, er würde sich vor ihren Augen in einen reißenden Wolf verwandeln wie in einem alten Ammenmärchen.

Der Graf von Eadne und Drina wirbelte herum. Seine Zähne waren tatsächlich in einer wölfischen Grimasse gefletscht, aber er lachte.

Miriamel saß wie betäubt. *Warum lacht er?*

»Ach, Herrin!« Aspitis konnte seine Heiterkeit kaum bändigen. »Was seid Ihr doch für ein schlaues Kind!«

»Ich verstehe Euch nicht«, erwiderte Miriamel frostig. »Haltet Ihr meine Worte für komisch?«

Aspitis klatschte in die Hände. Bei dem plötzlichen Donnerknall fuhr Miriamel zusammen. »Ihr seid so schlau.« Er schüttelte den Kopf. »Wenn auch nicht ganz so schlau, wie Ihr meint … *Prinzessin.*«

»W – wie?«

Aspitis lächelte. Es sah auch nicht im entferntesten mehr bezaubernd aus. »Ihr denkt schnell und seid eine Meisterin im Erfinden hübscher kleiner Lügen – aber ich habe am Begräbnis Eures Großvaters und an der Krönung Eures Vaters teilgenommen. Ihr seid Miriamel. Ich wußte es vom ersten Abend an, als Ihr an meiner Tafel saßt.«

»Ihr … Ihr…« In Miriamels Kopf drängten sich die Worte, ohne einen Sinn zu ergeben. »Was …?«

»Ich schöpfte gleich Verdacht, als man Euch zu mir brachte.« Er streckte die Hand aus und ließ sie über Miriamels Gesicht in ihr Haar gleiten. Die kräftigen Finger hielten sie hinter dem Ohr. Sie saß regungslos da und hielt den Atem an. »Seht«, fuhr Aspitis fort, »Euer Haar ist kurz und dunkel, aber unmittelbar am Kopf ist es ganz golden … wie meines.« Er lachte leise. »Nun mag es zwar sein, daß eine junge Frau, die in ein Kloster eintreten will, sich schon vorher die Haare abschneidet. Aber sie auch noch zu färben, noch dazu, wenn sie eine so hübsche Farbe haben? Ihr dürft überzeugt sein, daß ich mir bei diesem Abendessen Euer Gesicht sehr genau ansah. Danach war die Sache nicht mehr allzu schwierig. Ich hatte Euch ja vorher schon gesehen, wenn auch nicht aus der Nähe. Es war allgemein bekannt, daß Elias' Tochter sich in Naglimund aufgehalten hatte und nach dem Fall der Burg verschwunden war.« Grinsend schnippte er mit den Fingern. »So. Jetzt gehört Ihr *mir*, und wir werden auf Spenit

heiraten, denn in Nabban könntet Ihr vielleicht doch eine Möglichkeit zum Ausreißen finden. Immerhin habt Ihr dort Familie.« Wieder lachte er vergnügt. »Die jetzt bald auch meine Familie sein wird.«

Miriamel fiel das Sprechen schwer. »Ihr wollt mich wirklich heiraten?«

»Nicht Eurer Schönheit wegen, Herrin, obwohl Ihr ein hübsches Kind seid. Und auch nicht, weil ich Euer Bett geteilt habe. Wollte ich alle Frauen heiraten, mit denen ich im Leben geschäkert habe, müßte ich dem Heer meiner Gattinnen ein eigenes Schloß einrichten wie die Wüstenkönige von Nascadu.« Er setzte sich auf die Bettdecke und lehnte sich nach hinten, bis er den Kopf an die Kabinenwand stützen konnte.

»Nein, Ihr sollt meine Gemahlin werden. Und dann, wenn die Eroberungen Eures Vaters beendet sind und er Benigaris endlich satt hat, wie ich schon seit langem – wußtet Ihr, daß er nach der Ermordung seines Vaters Wein trank und die ganze Nacht lang flennte? Wie ein Kind! –, dann also, wenn Euer Vater Benigaris satt hat, wer könnte wohl besser in Nabban regieren als der Mann, der seine Tochter fand, sich in sie verliebte und sie ihm zurückbrachte?« Sein Lächeln blitzte so scharf wie ein Messer. »Ich.«

Miriamel starrte ihn an. Ihre Haut wurde kalt, und sie hatte das Gefühl, sie könnte Gift auf ihn spritzen wie eine Schlange. »Und wenn ich ihm sage, Ihr hättet mich entführt und entehrt?«

Aspitis schüttelte erheitert den Kopf. »Ihr seid doch keine so gute Intrigantin, wie ich dachte. Viele Leute können bezeugen, daß Ihr unter falschem Namen auf mein Schiff kamt und daß ich Euch den Hof machte, obwohl Ihr Euch als Tochter eines einfachen Barons ausgegeben habt. Glaubt Ihr, Euer Vater würde – wenn erst bekannt ist, daß Ihr … entehrt seid, habt Ihr gesagt? – einen legitimen und hochgeborenen Ehegatten beleidigen wollen? Einen Gatten, der schon jetzt sein Verbündeter ist und ihm viele« – er streckte die Hand aus und klopfte auf etwas, das Miriamel nicht sehen konnte – »wichtige Dienste geleistet hat!«

Seine leuchtenden Augen bohrten sich in die ihren, spöttisch und überaus befriedigt. Er hatte recht. Es gab nichts, womit sie ihn hindern konnte. Sie gehörte ihm. *Gehörte ihm.*

»Ich gehe.« Sie erhob sich unsicher.

»Werft Euch nicht ins Meer, schöne Miriamel. Meine Männer werden Euch bewachen, damit Ihr mir keinen solchen Streich spielt. Lebendig seid Ihr viel zu wertvoll.«

Sie versuchte die Tür aufzustoßen, aber die wollte nicht aufgehen.

Miriamel fühlte sich so hohl, leer und wund, als habe man alle Luft aus ihr herausgepreßt.

»Einfach daran ziehen«, empfahl Aspitis.

Miriamel stolperte in den Gang hinaus. Der dunkle Schlauch schien zu schwanken wie betrunken.

»Ich komme nachher in Eure Kabine, Geliebte!« rief der Graf ihr nach. »Macht Euch schön für mich.«

Sie war kaum von der Leiter und oben an Deck, bevor sie zusammenbrach. Sie wünschte sich, in tiefe Finsternis zu fallen und zu verschwinden.

Tiamak war zornig.

Er hatte um seiner Trockenländer-Korrespondenten willen vieles erduldet – der Leute vom *Bund der Schriftrolle*, wie sie sich nannten, obwohl Tiamak hin und wieder dachte, eine Gruppe von ungefähr sechs Personen sei ein wenig zu klein, um als *Bund* bezeichnet zu werden. Immerhin hatte Doktor Morgenes zu ihnen gehört, und Tiamak verehrte den Doktor. Darum hatte er stets sein Bestes getan, wenn ein Mitglied des Bundes Auskünfte erbat, die nur der kleine Wranna beschaffen konnte. Tiamak hatte festgestellt, daß die Trockenländer nicht oft auf die Weisheit der Marsch zurückgreifen mußten, aber wenn es der Fall war – wenn einer von ihnen eine Probe Drehgras oder Gelbstrolch brauchte, Kräuter, die man auf keinem Trockenländermarkt fand –, dann hatten sie keine Hemmungen, eine Botschaft an Tiamak zu kritzeln. Gelegentlich, wie etwa damals, als er für Dinivan mit vieler Mühe ein Bestiarium der Marschtiere erstellt hatte, komplett mit eigenen, sorgfältigen Illustrationen, oder für den alten Jarnauga herausgefunden und berichtet hatte, welche Flüsse in das Wran mündeten und was geschah, wenn ihr Frischwasser sich in der Bucht von Firannos mit dem Salz vermischte, erhielt er vom Empfänger seiner Arbeit einen langen Dankesbrief. Jarnaugas Brief war für die Überbringerin sogar so schwer gewesen, daß die Taube die doppelte Flugzeit benötigt hatte. In diesen dankbaren Briefen deuteten die Mitglieder des Bundes manchmal an, daß Tiamak eines Tages – bald – offiziell zu ihnen gehören könnte.

Tiamak, von den Mitbewohnern seines eigenen Dorfes wenig geachtet, hungerte gierig nach solcher Anerkennung. Er erinnerte sich an seine Zeit in Perdruin, an die Feindseligkeit und das Mißtrauen, das ihn die anderen Scholaren spüren ließen, die erstaunt waren, einen Marschjungen in ihrer

Mitte zu finden. Wäre nicht Morgenes' Güte gewesen, Tiamak wäre zurück in die Sümpfe geflohen. Trotzdem verbarg sich unter Tiamaks Schüchternheit ein gewisser Stolz. War er nicht immerhin der erste Wranna, der das Sumpfland verlassen und bei den ädonitischen Brüdern studiert hatte? Selbst seine Dorfgenossen wußten, daß es keinen zweiten Marschbewohner wie ihn gab. Deshalb hatte er auch, als ihm die Träger der Schriftrolle ermutigende Briefe schickten, gespürt, daß seine Zeit nahe bevorstand. Eines Tages würde auch er Mitglied des Bundes sein, dieser allervornehmsten gelehrten Gesellschaft, und alle drei Jahre in die Heimat eines anderen Mitglieds reisen, um an einer Versammlung teilzunehmen – einem Treffen von Gleichgestellten. Er würde die Welt sehen und ein berühmter Gelehrter werden … so hatte er es sich jedenfalls oft ausgemalt.

Als der riesenhafte Rimmersmann Isgrimnur in *Pelippas Schüssel* auftauchte und ihm den heißbegehrten Anhänger der Schriftrollenträger brachte – die goldene Schriftrolle mit dem Federkiel –, hatte Tiamaks Herz einen Luftsprung gemacht. Diese Belohnung war alle seine Opfer wert. Aber gleich darauf hatte Herzog Isgrimnur ihm erklärt, daß der Anhänger aus der Hand des sterbenden Dinivan stammte, und als der erschütterte Tiamak nach Morgenes gefragt hatte, erfuhr er von Isgrimnur die niederschmetternde Neuigkeit, daß auch der Doktor tot sei, gestorben vor fast einem halben Jahr.

Vierzehn Tage später verstand Isgrimnur Tiamaks Verzweiflung immer noch nicht recht. Offenbar fand er, der Tod der beiden Männer sei zwar traurig, Tiamaks dumpfe Melancholie jedoch übertrieben. Aber der Rimmersmann hatte keine neuen Pläne, keinen nützlichen Rat mitgebracht; er gab sogar zu, nicht einmal Mitglied des Bundes zu sein. Isgrimnur schien nicht zu begreifen, daß dies Tiamak, der so viele schmerzliche Wochen auf eine Nachricht über Morgenes' Absichten gewartet hatte, ganz und gar verwirrte, ihn ziellos umherwirbelte wie ein Flachboot im Strudel. Tiamak hatte die Pflicht gegenüber seinem Volk einem Auftrag von Trockenländern geopfert; zumindest kam es ihm manchmal so vor, wenn er zornig genug war, zu vergessen, daß es der Überfall des Krokodils gewesen war, der ihn zwang, seinen Auftrag als Gesandter nach Nabban aufzugeben.

Tiamak mußte zugeben, daß Isgrimnur wenigstens Kost und Logis für ihn bezahlte, nachdem der Wranna mittellos dastand. Das war immerhin etwas – aber andererseits auch wieder nur gerecht, schließlich hatten sich die Trockenländer seit unvordenklichen Zeiten am Schweiß des

Marschvolks bereichert. Tiamak selbst war auf den Märkten von Ansis Pelippé bedroht, fortgejagt und mißhandelt worden.

Damals hatte ihn Morgenes gerettet, aber Morgenes war tot. Tiamaks eigenes Volk würde ihm nie verzeihen, daß er es im Stich gelassen hatte. Und Isgrimnur hatte nur einen im Kopf, den alten Ceallio, den Türhüter, von dem er behauptete, er sei der große Ritter Camaris. Übrigens schien es dem Herzog längst gleichgültig zu sein, ob der kleine Marschmann lebte oder tot war. Alles in allem war Tiamak klar, daß er unnütz war wie ein Krebs ohne Beine.

Erschrocken blickte er auf. Er hatte sich weit von *Pelippas Schüssel* entfernt und war in eine Gegend von Kwanitupul geraten, in der er sich nicht auskannte. Das Wasser war hier womöglich noch grauer und schmieriger als sonst und übersät mit den Kadavern von Fischen und Seevögeln. Die verfallenen Gebäude am Rand der Kanäle schienen sich unter der Last jahrhundertealten Schmutzes und Salzes zu biegen.

Ein schwindelerregender Anfall von Trostlosigkeit und Verlust überkam Tiamak.

Du-der-stets-auf-Sand-tritt, laß mich heil nach Hause kommen. Gib, daß meine Vögel leben. Laß mich…

»Marschmann!« Die blökende Stimme unterbrach sein Gebet. »Er kommt!«

Überrascht sah Tiamak sich um. Drei junge Trockenländer in den weißen Gewändern der Feuertänzer standen auf der anderen Seite des schmalen Kanals. Einer von ihnen schob die Kapuze zurück und enthüllte einen teils kahlgeschorenen Kopf, von dem ein paar stehengebliebene Haarbüschel emporstachen wie Unkraut. Selbst aus der Entfernung schien etwas Falsches in seinen Augen zu liegen.

»Er kommt!« rief der Mann wieder. Seine Stimme klang so fröhlich, als begrüße er in Tiamak einen alten Freund.

Tiamak wußte, wer und was diese Männer waren. Er wollte mit ihrem Wahnsinn nichts zu tun haben, darum machte er kehrt und hinkte über den unebenen Steg zurück. Die Häuser, an denen er vorbeikam, waren vernagelt und ohne eine Spur von Leben.

»Sturmkönig kommt! Er heilt dein Bein!« Auf dem anderen Kanalufer hatten auch die drei Feuertänzer ihre Richtung geändert. Sie marschierten auf gleicher Höhe wie Tiamak, paßten ihre Schritte seinem humpelnden Gang an und schrien dabei laut auf ihn ein. »Hast du es noch nicht gehört?

Kranke und Lahme werden ausgemerzt! Feuer, brenn sie! Eis, begrab sie!«

In der langen Mauer zu seiner Rechten erspähte Tiamak eine Lücke. In der Hoffnung, daß keine Sackgasse dahinter lag, schlüpfte er hinein. Die Hohnrufe der Feuertänzer folgten ihm.

»Wohin gehst du, kleiner brauner Mann? Wenn der Sturmkönig kommt, findet er dich doch, und wenn du dich in der tiefsten Höhle oder auf dem höchsten Gipfel versteckst! Komm zurück und sprich mit uns, sonst holen wir dich!«

Die Öffnung führte auf einen großen offenen Hof, der vielleicht einmal zu einer Schiffswerft gehört hatte. Jetzt lag dort nur noch Gerümpel, das die früheren Besitzer weggeworfen hatten, ein unordentlicher Haufen verwitterter grauer Spanten, geborstene Werkzeuggriffe und Geschirrscherben. Die Bodenplanken waren so verzogen, daß Tiamak durch die Lücken breite Streifen des darunter fließenden, schlammigen Kanals sehen konnte.

Vorsichtig bewegte er sich über den unsicheren Boden auf eine Tür an der anderen Hofseite zu, ging hindurch und stand wieder auf einem Steg. Die Rufe der Feuertänzer waren leiser geworden, hörten sich aber immer wütender an. Eilig entfernte sich Tiamak.

Für einen Wranna kannte Tiamak sich in Städten gut aus, aber in Kwanitupul verliefen sich sogar die Einwohner leicht. Nur wenige Gebäude wurden über einen längeren Zeitraum bewohnt, wenn sie nicht sogar bald wieder abgerissen wurden. Die kleine, ausgesuchte Gruppe von Unternehmen, die schon ein oder zwei Jahrhunderte existierten, hatte ein dutzendmal den Standort gewechselt – Seeluft und Schmutzwasser griffen sowohl Farbe als auch Pfähle an. Nichts in Kwanitupul war von Dauer.

Nachdem Tiamak einige Zeit umhergewandert war, erkannte er allmählich ein paar vertraute Punkte – den windschiefen Spitzturm der bröckelnden Sankt-Rhiappa-Kirche, den grellen, aber bereits wieder abblätternden Anstrich der Markthallenkuppel. Während das beängstigende Gefühl, verirrt und bedroht zu sein, nachließ, begann er von neuem über seine Zwangslage nachzugrübeln. Er saß in einer feindseligen Stadt fest. Wollte er seinen Lebensunterhalt verdienen, mußte er seine Dienste als Schreiber und Übersetzer anbieten. Das bedeutete, daß er in der Nähe des Marktplatzes wohnen mußte, denn das Abendgeschäft, vor allem die kleinen Handelsabschlüsse, von denen Tiamak leben würde, hatte nie Zeit bis zum Morgen. Arbeitete er aber nicht, blieb er weiterhin von Herzog Isgrimnurs Wohltätigkeit abhängig. Tiamak hatte nicht den

geringsten Wunsch, die Gastfreundlichkeit der gräßlichen Charystra auch nur eine Sekunde länger zu erdulden, und hatte versucht, dieses Problem dadurch zu lösen, daß er Isgrimnur vorschlug, sie sollten alle näher zum Markt ziehen, damit Tiamak Geld verdienen konnte, während der Herzog den einfältigen Türhüter pflegte. Aber der Rimmersmann hatte sich unerbittlich gezeigt. Isgrimnur war sicher, daß Dinivan gute Gründe gehabt hatte, sie in *Pelippas Schüssel* warten zu lassen, auch wenn der Herzog diese Gründe nicht kannte. Darum war er, obwohl ihm die Wirtin genauso zuwider war wie dem Wranna, nicht bereit, die Herberge zu verlassen.

Tiamak machte sich auch Sorgen, ob er nun wirklich Mitglied des *Bundes der Schriftrolle* geworden war. Es sah so aus, als hätte man ihn dazu gewählt; aber die Mitglieder, die er persönlich kannte, waren tot, und von den anderen hatte er seit Monaten keine Nachricht. Was sollte er jetzt tun?

Und schließlich, und das war bei weitem nicht seine geringste Sorge, litt er unter schlechten Träumen. Oder vielmehr, berichtigte er sich selbst, weniger unter schlechten, als vielmehr unter seltsamen Träumen. Seit mehreren Wochen suchte ihn im Schlaf eine Erscheinung heim. Ganz gleich, was er träumte – ob ihn ein Krokodil jagte, das in jedem seiner tausend Zähne ein Auge hatte, oder ob er mit seiner wieder auferstandenen Familie in Haindorf gerade ein köstliches Mahl aus Krebsen und Gründlingen zu sich nahm –, immer tauchte ein kleines, dunkelhaariges Trockenländermädchen auf, das in vollständigem Stillschweigen alles beobachtete. Das Kind mischte sich niemals ein, ganz gleich, ob der Traum furchterregend oder angenehm war, und es schien sogar noch unwirklicher zu sein als die eigentlichen Träume. Wäre nicht seine ständige Anwesenheit in jedem Traum gewesen, hätte Tiamak es längst vergessen. In letzter Zeit war das Bild des Mädchens immer blasser geworden, als löse es sich im trüben Licht der Traumwelt auf, ohne seine Botschaft verkündet zu haben…

Tiamak erkannte das Dock, in dem die Schleppkähne beladen wurden. Er erinnerte sich zweifelsfrei, daß er auf dem Hinweg daran vorbeigekommen war. Gut. Er befand sich wieder in vertrauter Umgebung.

Ja, das war ein weiteres Rätsel – wer oder was war dieses schweigende Kind? Er versuchte sich zu erinnern, was Morgenes ihm über Träume und die Straße der Träume erzählt hatte, und was eine solche Erscheinung bedeuten konnte, aber ihm fiel nichts Brauchbares ein. Vielleicht war es eine Botin aus dem Totenreich, ein von seiner verstorbenen Mutter

gesandter Geist, der ihm wortlos sein Versagen vorwarf…

»Der kleine Marschmann!«

Tiamak schoß herum. Wenige Schritte hinter ihm auf dem Steg standen die drei Feuertänzer. Diesmal lag kein Kanal dazwischen.

Der Anführer trat vor. Sein weißes Gewand machte keinen besonders sauberen Eindruck, es war mit schmutzigen Handabdrücken und Teerflecken beschmiert. Seine Augen waren noch viel furchterregender als aus der Entfernung. Sie leuchteten, als glühte in ihnen ein innerer Brand. Sein starrer Blick schien ihm fast aus dem Gesicht zu springen.

»Du läufst nicht besonders schnell, brauner Mann.« Er grinste und zeigte schiefe Zähne. »Hat dir jemand das Bein verdreht? Schlimm verdreht?«

Tiamak wich ein Stückchen zurück. Die drei jungen Männer warteten, bis er anhielt, und schlenderten dann ebenfalls weiter, bis sie ohne ersichtliche Anstrengung wieder bei ihm angelangt waren. Es war klar, daß sie ihn nicht gehen lassen wollten. Tiamak senkte die Hand auf den Messergriff. Die strahlenden Augen wurden groß, als verspreche der schmale Marschmann ein neues und interessantes Spiel.

»Ich habe euch nichts getan«, erklärte Tiamak.

Der Anführer lachte lautlos. Er zog die Lippen zurück und zeigte seine rote Zunge wie ein Hund. »Er kommt, verstehst du. Du kannst nicht fliehen vor ihm.«

»Schickt euer Sturmkönig euch aus, um harmlose Spaziergänger zu quälen?« Tiamak bemühte sich, energisch zu klingen. »Ich kann nicht glauben, daß ein solches Wesen so tief sinken kann.« Vorsichtig lockerte er das Messer in der Scheide.

Der Anführer schnitt ein vergnügtes Gesicht und sah seine Begleiter an. »Schaut, wie schön er für einen kleinen braunen Mann redet!« Wieder heftete er die glänzenden Augen auf Tiamak. »Der Meister will wissen, wer leistungsfähig und stark ist. Die Schwachen werden es schwer haben, wenn er kommt.«

Tiamak fing an rückwärts zu gehen. Er hoffte, entweder an eine Stelle zu kommen, wo andere Leute waren, die ihm helfen konnten – in dieser abgelegenen Gegend von Kwanitupul nicht sehr wahrscheinlich –, oder wenigstens eine Wand zu finden, die ihm den Rücken deckte und wo die drei rechts und links weniger Bewegungsfreiheit haben würden. Er betete zu *Ihnen-die-wachen-und-gestalten*, daß er nicht stolperte.

Gern hätte er mit der freien Hand nach hinten getastet, aber er wußte,

daß er den Arm brauchen würde, um den ersten Schlag abzuwehren, damit ihm die Chance blieb, mit der anderen Hand das Messer zu ziehen.

Die drei Feuertänzer folgten ihm, die Gesichter so bar jeder menschlichen Regung wie Krokodilfratzen. Aber schließlich, dachte Tiamak, um sich Mut zu machen, hatte er mit einem Krokodil gekämpft und überlebt. Die Bestien hier waren nicht viel anders, nur daß das Krokodil ihn wenigstens gefressen haben würde, während diese Jünglinge ihn aus reinem Vergnügen oder aufgrund einer wirren Vorstellung von den Wünschen ihres Sturmkönigs töten wollten.

Noch während er so rückwärts schlich, als führe er mit seinen Verfolgern einen seltsamen Totentanz auf, und eine Stelle suchte, an der er Widerstand leisten könnte, konnte Tiamak nicht umhin, sich zu wundern, wie dieser Name aus einer wenig bekannten Dämonenlegende des Nordens neuerdings auf die Lippen von Straßenschlägern in Kwanitupul kam. Die Verhältnisse hatten sich tatsächlich geändert, seit er zum letzten Mal die Sümpfe verlassen hatte.

»Paß auf, Kleiner.« Der Anführer blickte an Tiamak vorbei.

»Du wirst ins Wasser fallen und ersaufen.«

Erschrocken schaute Tiamak nach hinten, wo er den geländerlosen Kanal zu sehen erwartete. Als er begriff, daß er vor der Einmündung eines kleinen Gäßchens stand und man ihn hereingelegt hatte, wirbelte er zu seinen Verfolgern herum, gerade noch rechtzeitig, um dem sausenden Hieb einer eisenbeschlagenen Keule auszuweichen, die neben ihm an die Holzwand krachte. Splitter flogen.

Tiamak riß das Messer aus der Scheide und stach nach der keulenschwingenden Hand. Er verfehlte sie, zerfetzte jedoch den Ärmel eines weißen Gewandes. Zwei Feuertänzer, von denen der eine höhnisch mit dem kaputten Ärmel wedelte, sprangen an seine beiden Seiten, während der Anführer sich vor ihm aufbaute. Tiamak wich nach hinten in die Gasse zurück und schwang sein Messer, um alle drei gleichzeitig abzuwehren. Der Anführer lachte und zog jetzt auch die Keule aus dem Gewand. In seinen Augen stand eine entsetzliche, von keinem Schuldbewußtsein getrübte Fröhlichkeit.

Der Jüngling auf Tiamaks linker Seite stieß plötzlich einen leisen Ruf aus, verließ die Gasse und verschwand um die Ecke des Stegs, den sie gerade verlassen hatten. Tiamak nahm an, daß er dort Wache stehen wollte, während seine Freunde ihr Opfer erledigten. Gleich darauf jedoch erschien die Keule des Fortgegangenen ohne ihren Besitzer, flog in das Gäßchen

hinein und traf den Feuertänzer auf Tiamaks rechter Seite mit solcher Wucht, daß er gegen die Hauswand geschleudert wurde. Sein Schädel hinterließ eine rote Spur auf den Planken, als der Mann zu einem weißgekleideten Bündel zusammensackte. Der Anführer mit dem geschorenen Kopf war mit erstaunt aufgerissenen Augen stehengeblieben. Hinter ihm betrat eine hohe Gestalt das Gäßchen, packte ihn fest im Nacken und warf ihn durch die Luft gegen das Steggeländer, das in tausend Splitter zersprang, als hätte es ein Schleuderstein getroffen. Der schlaffe Körper rutschte zwischen den Resten des Stegs hervor und rollte in den Kanal. Dort – es dauerte einen langen, stummen Augenblick – versank er im öligen Wasser und war nicht mehr zu sehen.

Tiamak merkte, daß er vor Erregung und Entsetzen hilflos zitterte. Als er endlich aufschaute, begegnete ihm das freundliche, ein wenig verwirrte Gesicht des Türhüters Ceallio.

Camaris. Der Herzog sagt, er ist Camaris, dachte Tiamak benommen. *Ein Ritter, der geschworen hat … geschworen hat … die Unschuldigen zu schützen.*

Der alte Mann legte Tiamak die Hand auf die Schulter und führte ihn aus der Gasse.

In der Nacht träumte der Wranna von Gestalten in weißen Leichentüchern, mit Augen wie Feuerrädern. Sie kamen über das Wasser auf ihn zu wie geblähte Segel. Er planschte in einem der Nebenflüsse des Wran und versuchte verzweifelt zu entkommen, aber etwas hielt ihn am Bein fest. Je mehr er sich anstrengte, desto schwerer fiel es ihm, sich über Wasser zu halten.

Vom Ufer sah das kleine schwarzhaarige Mädchen ihm zu, stumm und ernst. Sie schien diesmal so undeutlich, daß er sie kaum erkennen konnte; es war, als bestehe sie aus Nebel. Schließlich, noch bevor der Traum endete und er keuchend erwachte, verblaßte sie ganz.

Diawen die Seherin hatte ihre Höhle tief im Berg in einen Ort verwandelt, der dem Häuschen, das sie früher am Stadtrand von Hernysadharc, nahe dem Saum des Circoille, bewohnt hatte, sehr nahe kam. Die kleine Höhle war durch Streifen aus Wollstoff, die sie vor die Türöffnung gehängt hatte, von den Nachbarn abgeschlossen. Als Maegwin einen der Vorhangstreifen vorsichtig beiseite zog, quoll eine Wolke süßlichen Rauchs heraus.

Ihr Traum von den flackernden Lichtern war so lebendig und unverkennbar wichtig gewesen, daß Maegwin nur unter großen Schwierigkeiten ihren Morgenpflichten nachgegangen war. Obwohl die Bedürfnisse ihres Volkes zahlreich waren und Maegwin sich stets Mühe gab, alle zufriedenzustellen, war sie den ganzen Tag über wie durch einen Nebel gelaufen, Herz und Kopf weit weg, wenn sie die zitternden Hände eines Alten hielt oder ein Kind umarmte.

Diawen war einst eine Priesterin der Mircha gewesen, hatte jedoch ihre Gelübde gebrochen. Niemand wußte, warum, zumindest nicht genau, obwohl es immer Gerüchte gegeben hatte. Später hatte Diawen den Orden verlassen, um allein zu leben. Viele hielten sie für verrückt, aber sie konnte wahrsagen, Träume deuten und Krankheiten heilen. So mancher besorgte Einwohner von Hernysadharc, der schon eine Schale mit Obst und einer Münze für Brynioch oder Rhynn hingestellt hatte, wartete, bis es dunkel war, und suchte dann Diawen auf, damit sie schneller half. Maegwin erinnerte sich, sie einmal in der Nähe des Taig beim Markt gesehen zu haben. Ihr langes, hellbraunes Haar hatte im Winde geflattert wie ein Wimpel. Maegwins Kinderfrau hatte sie hastig weggezerrt, als sei schon ein Blick auf Diawen gefährlich.

Maegwin, konfrontiert mit einem eindringlichen, aber rätselhaften Traum, wußte, daß sie bei ihrer letzten Traumdeutung einen schweren Fehler gemacht hatte, und war darum entschlossen, sich diesmal um Hilfe zu bemühen. Sie war überzeugt, wenn jemand verstehen konnte, was mit ihr geschah, wäre es Diawen.

Trotz des dichten, qualmigen Dunstes, schwer wie der Nebel über dem Inniscrich, machte das Innere der Seherinnenhöhle einen erstaunlich ordentlichen Eindruck. Die wenigen aus ihrem Haus in Hernysadharc geretteten Besitztümer hatte sie sorgfältig aufgebaut, ein Sammelsurium glänzender Dinge, das den Neid einer nistenden Elster erregt hätte. An den rohen Höhlenwänden hingen Dutzende glänzender Perlenketten, in denen sich der Feuerschein fing wie in taugefleckten Spinnennetzen. Kleine Häufchen aus glitzerndem Tand, zumeist Perlen aus Metall und poliertem Stein, schmückten den flachen Felsblock, der Diawens Tisch bildete. In verschiedenen Nischen der Höhle standen die ebenso glänzenden Werkzeuge ihrer Seherinnenkunst, Spiegel vom Umfang eines Serviertabletts bis hinab zur Daumennagelgröße, aus blankem Metall oder kostbarem Glas hergestellt, manche viereckig, andere oval wie Katzenaugen. Maegwin war fasziniert, so viele auf einmal zu sehen. Als

Kind eines ländlichen Hofs, an dem der Handspiegel einer Dame – vielleicht neben ihrem guten Ruf – ihr kostbarster Besitz war, hatte sie noch nie etwas Ähnliches erblickt.

Diawen war einmal wunderschön gewesen, zumindest sagten das alle. Jetzt ließ sich das schwer beurteilen. Die schrägen braunen Augen und der breite Mund der Seherin saßen in einem hageren, wettergegerbten Gesicht. Ihr Haar, noch immer überaus lang und voll, hatte eine ganz gewöhnliche eisengraue Farbe angenommen. Maegwin fand, sie sehe wie jede dünne Frau aus, die anfängt, schnell zu altern.

Die Seherin lächelte sie spöttisch an. »Schau an, die kleine Maegwin. Ihr braucht einen Liebestrank, nicht wahr? Wenn es der Graf ist, hinter dem Ihr her seid, müßt Ihr ihm erst das Blut erhitzen, sonst wirkt der Zauber nicht. Ein vorsichtiger Mann, der Graf.«

Maegwins anfängliche Verblüffung verwandelte sich sofort in Schreck und Zorn. Wie konnte diese Frau etwas von ihren Gefühlen für Eolair wissen? Wußten es denn alle? War sie ein Gegenstand der Erheiterung an jedem Kochfeuer? Einen Moment lang war ihr tiefes Verantwortungsgefühl für die Untertanen ihres Vaters wie weggeblasen. Warum strengte sie sich an, um dieses kichernde, undankbare Pack zu retten?

»Was soll das?« fauchte sie die andere an. »Wie kommst du darauf, daß ich jemanden liebe?«

Diawen lachte, von Maegwins Zorn unbeeindruckt. »Ich bin die Frau, die weiß. Das ist meine Gabe, Königstochter.«

Maegwins Augen schmerzten von dem alles durchdringenden Rauch. Diawens kühne Behauptung verletzte ihren Stolz. Am liebsten hätte sie sich umgedreht und wäre gegangen. Aber dann siegte doch die Vernunft. Vielleicht führten die Leute wirklich lose Reden über Lluths Tochter – wie der alte Craobhan gesagt hatte: Geschwätz gab es immer. Und Diawen gehörte genau zur Sorte derer, die sich überall herumdrücken und auf beiläufige Bemerkungen warten, die sich später als wertvoll erweisen könnten, nützliche Kleinigkeiten, die man aufbauschen und bei Gelegenheit listig einfließen lassen konnte, damit die eigene Prophezeiung noch unheimlicher wirkte. Aber wenn Diawen solche Taschenspielereien zu Hilfe nahm, konnte sie dann Maegwin in ihrer jetzigen Notlage überhaupt von Nutzen sein?

Als lese sie ihre Gedanken, lud Diawen sie ein, sich auf einem glatten, mit einer Stoffbahn bedeckten Steinblock niederzulassen, und erklärte:

»Ich habe den Klatsch gehört, das ist wahr. Man braucht keine Zauberkünste, um zu merken, was Ihr für Graf Eolair empfindet – ich habe Euch einmal mit ihm gesehen, das war genug. Aber Diawen hat mehr als nur scharfe Ohren und Luchsaugen.« Sie schürte das Feuer, daß die Funken stoben und eine neue gelbliche Qualmwolke aufstieg. Dann musterte sie Maegwin mit berechnendem Blick. »Also, was wünscht Ihr?«

Sobald Maegwin ihr erklärt hatte, sie brauche die Hilfe der Seherin, um einen Traum zu deuten, wurde Diawen zur kühlen Geschäftsfrau. Sie lehnte die von Maegwin angebotenen Nahrungsmittel und Kleider ab. »Nein, Königstochter«, antwortete sie mit hartem Lächeln, »ich werde Euch helfen, und Ihr bleibt mir eine Gunst schuldig. Das paßt mir besser. Einverstanden?«

Nachdem sie Maegwin versichert hatte, daß die Prinzessin den Gefallen nicht mit ihrem erstgeborenen Sohn, ihrem Schatten, ihrer Seele, Stimme oder ähnlichen Dingen bezahlen sollte, willigte Maegwin ein.

»Habt keine Furcht«, meinte Diawen und lachte. »Wir sind nicht in einem Märchen am Kamin. Nein, eines Tages werde ich vielleicht Hilfe brauchen, die Ihr mir geben könnt. Ihr seid ein Kind aus Herns Haus, und ich bin nur eine arme Seherin, nicht wahr? Das ist mein Grund.«

Maegwin erzählte Diawen den Inhalt des Traums und auch die anderen merkwürdigen Dinge, die sie in den zurückliegenden Monaten geträumt hatte, und sie berichtete ihr auch, was sie erlebt hatte, als sie sich von ihren Visionen ins Innere der Erde führen ließ, zusammen mit Eolair.

Der Rauch in der kleinen Kammer war so dicht, daß sie, nachdem sie ihre Beschreibung Mezutu'as und seiner Bewohner beendet hatte, erst einmal eine Weile hinaus vor den Vorhang treten mußte, um Atem zu schöpfen. Es war ihr allmählich wunderlich zumute geworden, als schwebe ihr Kopf lose über dem Körper. Ein paar Augenblicke draußen in der Haupthöhle verhalfen ihr jedoch wieder zu klaren Gedanken.

»Diese Geschichte ist beinahe Lohn genug, Königstochter«, bemerkte die Seherin, als Maegwin zurückkam. »Ich hatte Gerüchte darüber gehört, aber ich war nicht sicher, ob ich ihnen Glauben schenken sollte. Die Unterirdischen am Leben, tief unten in der Erde!« Sie machte eine sonderbare, hakenförmige Bewegung mit den Fingern. »Natürlich habe ich immer vermutet, daß etwas mehr in den Grianspogtunneln steckte als tote Vergangenheit.«

Maegwin zog die Stirn kraus. »Aber was ist mit meinem Traum – was bedeutet dieser ›Gipfel‹ und diese ›Zeit, die gekommen ist‹?«

Diawen nickte. Sie kroch auf Händen und Knien zur Wand und ließ ihre Finger über verschiedene Spiegel gleiten, bis sie sich endlich für einen davon entschied und ihn zum Feuer trug. Es war ein kleiner Spiegel in einem Holzrahmen, der in unzähligen Jahren des Gebrauchs fast schwarz geworden war.

»Meine Großmutter nannte ihn immer das ›Wurmglas‹«, sagte Diawen und hielt ihn Maegwin zur Begutachtung hin. Er machte einen ganz gewöhnlichen Eindruck. Die Schnitzereien waren so abgewetzt, daß er sich fast glatt anfühlte.

»Das Wurmglas? Warum?«

Die Seherin hob die knochigen Schultern. »Vielleicht benutzte man ihn in den Tagen von Drochnathair und den anderen großen Lindwürmern, um darin nach ihnen Ausschau zu halten. Oder er ist aus den Klauen oder Zähnen eines solchen Wurms gefertigt.« Sie grinste, wie um zu zeigen, daß sie selbst, trotz ihres Berufs, von solchem Aberglauben nichts hielt. »Am wahrscheinlichsten ist, daß der Rahmen so geschnitzt war, daß er aussah wie ein Drache. Auf alle Fälle ist der Spiegel ein gutes Werkzeug.«

Sie hielt den Spiegel über die Flammen und schwenkte ihn in langsamen Kreisen hin und her. Als sie ihn schließlich wieder nach oben drehte, war die Oberfläche mit einer dünnen Rußschicht bedeckt. Diawen hielt den Spiegel vor Maegwins Gesicht; das Spiegelbild war wie durch einen Nebel verdunkelt. »Denkt an Euren Traum, dann blast.«

Maegwin strengte sich an, sich die geheimnisvolle Prozession noch einmal zu vergegenwärtigen, die schönen, aber fremdartigen Gestalten. Eine winzige Rußwolke stieg von der Spiegelfläche auf.

Diawen drehte den Spiegel um und studierte ihn, biß sich auf die Unterlippe und konzentrierte sich. Im Feuerschein, der von unten zu ihr hinaufleuchtete, wirkte ihr Gesicht noch magerer, fast wie ein Totenschädel.

»Sonderbar«, meinte sie nach einer Weile. »Ich erkenne Muster, aber keines davon ist mir vertraut. Es ist, als spreche jemand im Nachbarhaus ganz laut, aber in einer Sprache, die ich noch nie gehört habe.« Ihre Augen wurden schmal. »Etwas stimmt hier nicht, Königstochter. Seid Ihr sicher, daß es Euer eigener Traum war und nicht der eines anderen, den man Euch nur erzählt hat?« Als Maegwin empört versicherte, der Traum gehöre nur ihr allein, machte Diawen ein bedenkliches Gesicht. »Ich kann Euch nur wenig sagen, und nichts davon kommt aus dem Spiegel.«

»Was soll das heißen?«

»Der Spiegel ist so gut wie stumm. Er redet zwar, aber ich kann ihn nicht verstehen. Darum will ich Euch von Eurem Versprechen entbinden, Euch aber doch etwas mitgeben – meinen eigenen Rat.«

Ihrer Stimme war zu entnehmen, daß dieser Rat mindestens ebenso wertvoll war wie das, was der Spiegel hätte verkünden können. »Wenn die Götter wirklich wollen, daß Ihr ihre Botschaft begreift, nun, dann folgt ihrem Geheiß.« Sie wischte den Spiegel rasch mit einem weißen Tuch ab und legte ihn wieder in seine Nische an der Höhlenwand.

»Und was wäre das?«

Diawen zeigte nach oben, als meinte sie die Decke der Höhle.

»Steigt hinauf zum Gipfel.«

Maegwin merkte, daß ihre Stiefel auf dem schneeglatten Fels ins Rutschen gerieten. Schnell streckte sie die in dicken Fäustlingen steckende Hand aus, um sich an einem Felsvorsprung neben dem steilen Pfad festzukrallen. Sie knickte in den Knien ein und schob ganz langsam die Füße unter den Körper, bis sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden hatte. Dann richtete sie sich auf und spähte den weißen Abhang hinunter, zurück auf die gefährliche Strecke, die sie bereits geklettert war. Ein Ausgleiten konnte leicht dazu führen, daß sie vom schmalen Steg abstürzte; danach würde nichts mehr ihren Fall bremsen als die Baumstämme, an denen sie sich den Schädel zerschmettern würde, lange, bevor sie unten ankam.

Sie stand keuchend da und stellte leicht erstaunt fest, daß sie eigentlich keine Angst hatte. Gewiß bedeutete ein solcher Sturz den Tod, so oder so – entweder sofort oder mit gebrochenen Gliedern auf einem verschneiten Berg des Grianspog; aber Maegwin war im Begriff, ihr Leben in die Hände der Götter zurückzugeben, und was bedeutete es da schon für einen Unterschied, ob sie es jetzt nahmen oder später? Außerdem war es wundervoll, wieder unter freiem Himmel zu atmen, so kalt und grimmig dieser Himmel auch sein mochte. Sie schob sich ein Stückchen näher an die Außenkante des Pfads und schaute nach oben. Zwischen ihr und ihrem Ziel lag noch fast die Hälfte des Bergs. Bradach Tor ragte aus der Bergzinne hervor wie ein steinerner Schiffsbug mit schwarzer, nackter, vom Schnee der Hänge nicht bedeckter Unterseite. Wenn sie kräftig ausschritt, konnte sie den Gipfel erreichen, bevor die matte Morgensonne, die ihr jetzt voll ins Gesicht schien, weit über den Mittag hinausgewandert war.

Maegwin schulterte ihren Rucksack und wandte ihre Aufmerksamkeit

wieder dem Pfad zu. Befriedigt stellte sie fest, daß das Schneegestöber die frischen Spuren ihrer Schritte schon fast verweht hatte. Unten am Fuß, wo sie den Aufstieg begonnen hatte, waren ihre Stapfen sicher längst verschwunden. Falls Skalis Rimmersmänner in diesem Gebiet des Grianspog herumspionierten, würde nichts darauf hindeuten, daß dort jemand vorbeigekommen war. Die Götter leisteten ihren Beitrag. Das war ein gutes Zeichen.

Der steile Pfad zwang sie, die meiste Zeit vornübergebeugt zu gehen und sich überall festzuklammern, wo sie Halt fand. Sie empfand einen kleinen, bitteren Stolz auf ihre körperliche Stärke, auf die Art, wie ihre Muskeln sich streckten und wieder zusammenzogen und sie so schnell wie die meisten Männer den Hang hinaufbeförderten. Maegwin hatte ihre Größe und Kraft stets mehr als Fluch statt als Segen betrachtet. Sie wußte, daß die meisten Menschen sie für unweiblich hielten, und hatte sich den größten Teil ihres Lebens darum bemüht, zu tun, als kümmere sie das nicht. Aber trotzdem war es ungemein befriedigend, zu spüren, wie ihre tüchtigen Glieder für sie arbeiteten. Betrüblicherweise war es allerdings gerade ihr Körper, der sie bei ihrer Aufgabe am meisten hinderte. Maegwin war überzeugt, daß sie sich, wenn es sein mußte, von ihm trennen könnte, auch wenn es ihr schwerfallen würde; weit schwerer war es gewesen, sich gegen Eolair zu stellen und zu tun, als verachte sie ihn, obwohl ihre wirklichen Gefühle das genaue Gegenteil besagten. Aber sie hatte es geschafft, auch wenn ihr beim Gedanken daran übel wurde. Manchmal mußte man sein Herz verhärten, wollte man die Gebote der Götter erfüllen.

Der Aufstieg wurde nicht leichter. Der verschneite Pfad, dem sie folgte, war kaum mehr als eine Tierspur. An vielen Stellen verschwand er ganz und zwang sie, mühsam über vorstehende Felsblöcke zu klettern und darauf zu vertrauen, daß blattloses Heidegestrüpp oder die Äste windzerzauster Bäume ihr Gewicht lange genug aushielten, bis sie sich an eine andere, einigermaßen sichere Stelle hinaufziehen konnte.

Mehrmals hielt sie an, um wieder zu Atem zu kommen, die durchnäßten Handschuhe auszuwringen und sich wieder Gefühl in die Finger zu reiben. Die wolkige Sonne stand tief am westlichen Himmel, als sie den letzten Hang erklomm und den höchsten Punkt des Bradach Tor erreichte. Sie scharrte den Schnee beiseite und sank auf dem schwarzen, vom Wind glattgeschliffenen Fels zusammen.

Unter ihr breiteten sich die bewaldeten Ausläufer des Grianspog aus.

Jenseits des Gebirgssockels, durch wirbelnden Schnee vor ihrem Blick verborgen, lag Hernysadharc, die uralte Heimat von Maegwins Familie. Dort wandelte Skali der Thronräuber durch die Eichenhallen des Taig, und seine Räuber stolzierten durch die in Weiß gehüllten Straßen der Stadt. Etwas mußte geschehen, und anscheinend war es etwas, das nur die Tochter des Königs tun konnte.

Sie ruhte sich nicht lange aus. Die von ihrer Anstrengung erzeugte Körperwärme wehte der Wind rasch davon. Maegwin fing an zu frieren. Sie leerte ihren Rucksack aus und kippte alles an Besitz, das sie in dieser Welt für nötig hielt, auf den schwarzen Fels. Sie wickelte sich in ihre dicke Decke und versuchte sich keine kindischen Sorgen darüber zu machen, wie der Einbruch der Nacht die jetzt schon unangenehme Kälte verstärken würde. Ihren Lederbeutel mit den Feuersteinen und dem Schlagstein legte sie beiseite; sie würde vom Berg hinunterklettern müssen, um Brennholz zu finden.

Maegwin hatte nichts zu essen mitgenommen, nicht nur, um den Göttern ihr Vertrauen zu beweisen, sondern auch, weil sie es satt hatte, den Forderungen ihres Körpers nachzugeben. Das Fleisch, in dem sie wohnte, konnte nicht ohne Speise leben, nicht ohne Liebe – es mußte der schlechte Ton sein, aus dem sie geformt war, der sie verwirrt hatte mit seinem beständigen Verlangen nach Nahrung, Wärme und dem Wohlwollen anderer. Die Zeit war gekommen, solche irdischen Dinge abzulegen, damit die Götter ihr wahres Ich sehen konnten.

Zwei Gegenstände schmiegten sich in die tiefsten Falten ihres Rucksacks. Der erste war ein Geschenk ihres Vaters, eine aus Holz geschnitzte Nachtigall, das Symbol der Göttin Mircha. Eines Tages, als die kleine Maegwin über irgendeinen kindlichen Kummer geweint hatte und sich nicht trösten lassen wollte, war König Lluth aufgestanden und hatte den anmutigen Vogel von den Deckenbalken des Taig genommen, wo er unter unzähligen anderen Götterschnitzereien hing. Er hatte ihn in ihre Händchen gelegt. Es war die einzige Erinnerung an die Vergangenheit, an all das Verlorene, die ihr geblieben war. Einen Augenblick preßte sie das Vögelchen an ihre kalten Wangen und setzte es dann auf einen runden Felsvorsprung, wo es im frischen Wind zu schaukeln anfing.

Der letzte Schatz in ihrem Rucksack war der Kristall, den ihr Eolair mitgebracht hatte, das Geschenk der Unterirdischen. Mit gerunzelter Stirn rollte Maegwin das Wunderding in den Händen hin und her. Sie hatte sich eingeredet, sie packe es deshalb ein, weil sie es in der Hand gehalten hatte,

als ihr die Götter den Traum sandten, aber im Innersten wußte sie es besser. Der Graf hatte ihn ihr gegeben und war dann fortgeritten.

Müde und abgestumpft vom Klettern starrte Maegwin auf den Kristall und ihre Namensrune darin, bis ihr der Kopf weh tat. Der Stein war völlig nutzlos – er verlieh ihrem Namen eine gewisse falsche Unsterblichkeit, so verlogen wie die ganze steinerne, unterirdische Stadt. Alles, was der schweren Erde gehörte, war nicht vertrauenswürdig, das begriff sie jetzt.

Dem unmißverständlichen Wunsch der Götter folgend, war sie auf diesen Gipfel gestiegen. Diesmal, so hatte sie sich vorgenommen, würde sie die Götter handeln lassen und nicht versuchen, ihre Entscheidung vorwegzunehmen. Wenn sie wollten, daß sie hierherkam, um vor ihr Angesicht zu treten, dann würde sie um Rettung für ihr Volk und Vernichtung von Skali und Hochkönig Elias flehen, jenen beiden Elenden, die ein schuldloses Volk so furchtbar gedemütigt hatten; verweigerten die Götter ihre Hilfe, würde sie sterben. Doch ganz gleich, wie alles ausging, sie würde hier oben auf dem Gipfel ausharren, bis die Götter ihr ihren Willen kundtaten.

»Brynioch Himmelsherr!« rief sie laut in den Wind. »Mircha im Regenkleid! Murhagh Ohnearm und kühner Rhynn! Ich habe euren Ruf gehört! Ich warte auf Euer Urteil!«

Grau und wirbelndes Weiß verschlangen ihre Worte.

Miriamel wartete und kämpfte gegen den Schlaf. Neben ihr lag Aspitis lange zwischen Wachen und Schlummer und wälzte sich murmelnd und rastlos im Bett hin und her. Sie hatte große Schwierigkeiten, ihre eigenen Gedanken auf einen Punkt zu richten. Als es an der Kabinentür klopfte, schwebte sie in einer Art Halbschlaf und begriff zuerst nicht, woher das Geräusch kam.

Wieder klopfte es, diesmal etwas lauter. Miriamel rollte sich erschrocken auf die Seite. »Wer ist da?« zischte sie. Es mußte Gan Itai sein, dachte sie, aber was würde der Graf davon halten, daß die Niskie sie in ihrer Kammer besuchte?

Sofort fiel ihr noch etwas anderes ein: sie wollte nicht, daß Gan Itai Aspitis in ihrem Bett fand. Miriamel machte sich keine Illusionen über das, was die Niskie wußte, aber sie wollte sich selbst unter diesen unglücklichen Umständen ein paar winzige Bruchstücke ihrer Selbstachtung bewahren.

»Ist der Gebieter hier?« Die Stimme – sie vernahm es zugleich beschämt

und erleichtert – gehörte einem Mann, einem der Seeleute. Neben ihr richtete sich Aspitis im Bett auf. Sein schlanker Körper lag unangenehm warm an ihrer Haut. »Was ist los?« erkundigte er sich gähnend.

»Verzeiht mir, Herr. Der Steuermann braucht Euch – ich meine, er bittet um Vergebung und möchte Euch gern sprechen. Er glaubt, daß er Sturmzeichen sieht. Ungewöhnliche Zeichen.«

Der Graf ließ sich zurücksinken. »Bei der gesegneten Mutter! Wie spät ist es, Mann?«

»Der Hummer ist gerade am Horizont verschwunden, Graf Aspitis. Wir sind in der Mittelwache, vier Stunden vor Tagesanbruch. Tut mir sehr leid, Herr.«

Aspitis fluchte vor sich hin und griff nach seinen Stiefeln. Obwohl er gemerkt haben mußte, daß Miriamel wach war, sprach er kein Wort mit ihr. Die Prinzessin sah im Lampenschein das bärtige Gesicht des Matrosen, als die Tür geöffnet wurde.

Dann hörte sie die Schritte der beiden über den Korridor auf die Deckleiter zustampfen.

Minuten, die nicht vergehen wollten, lag sie im Dunkeln und lauschte dem eigenen Herzschlag, der lauter klang als das noch immer regungslose Meer. Offensichtlich wußte die gesamte Besatzung, wo Aspitis sich aufhielt, und rechnete damit, den Grafen im Bett seiner Dirne zu finden. Scham würgte Miriamel. Einen Augenblick dachte sie an den unglücklichen Cadrach unten im finsteren Laderaum. Er war mit Eisenketten gefesselt, aber drückten ihre eigenen Fesseln weniger, nur weil sie unsichtbar waren?

Miriamel konnte sich einfach nicht vorstellen, wie sie je wieder unter den Blicken der grinsenden Seeleute über Deck gehen sollte – so wenig, wie sie sich vorstellen konnte, nackt vor sie zu treten. In einem gewissen Verdacht zu stehen, war eine Sache, Gegenstand einer auf dem ganzen Schiff als selbstverständlich bekannten Tatsache zu sein, etwas ganz anderes: wurde er während der Nachtwachen gebraucht, konnte man Aspitis bei ihr im Bett finden. Diese letzte Erniedrigung wollte sich über sie legen wie schwere, lähmende Kälte. Wie konnte sie diese Kabine je wieder verlassen? Und selbst wenn sie es über sich brachte, was hatte sie zu erwarten als die erzwungene Eheschließung mit einem goldhaarigen Ungeheuer? Lieber starb sie.

Im Dunkeln gab Miriamel einen kleinen Laut von sich. Ganz langsam, als nähere sie sich einem gefährlichen Tier, erwog sie diesen letzten

Gedanken – er betäubte sie mit der Macht, die in ihm lag, die schon Teil der unausgesprochenen Möglichkeit war. Sie hatte sich selbst versprochen, alles zu überstehen, hatte sich versichert, daß sie mit jeder Strömung treiben und an jedem Strand, der sie aufnahm, zufrieden in der Sonne liegen könnte – aber stimmte das wirklich? War sie tatsächlich imstande, Aspitis zu heiraten, der sie zur Hure gemacht und Beihilfe zur Ermordung ihres Onkels geleistet hatte, einen willigen Helfershelfer von Pryrates? Wie konnte ein Mädchen – oder richtiger, eine Frau, dachte sie traurig –, wie konnte eine Frau mit Priester Johans Blut in den Adern dulden, daß ihr so mitgespielt wurde?

Aber wenn das Leben, das vor ihr lag, so unerträglich schien, daß selbst der Tod ihm vorzuziehen war, dann brauchte sie auch keine Furcht mehr zu haben. Sie konnte alles tun.

Miriamel stieg aus dem Bett. Schnell zog sie sich an und schlüpfte dann vorsichtig in den schmalen Gang hinaus.

So geräuschlos sie konnte, kletterte sie die Leiter hinauf und hob den Kopf gerade so weit aus der Luke, daß sie sehen konnte, ob Aspitis noch mit dem Steuermann sprach. Ja – die beiden schienen eine sehr lebhafte Unterhaltung zu führen und fuchtelten dabei so heftig mit ihren Lampen herum, daß die brennenden Dochte Streifen über den schwarzen Himmel zogen. Sofort glitt Miriamel wieder hinunter in den Korridor. Mit ihrem gerade gefaßten Entschluß schien sich eine gewisse kalte Klugheit eingestellt zu haben. Leise und mit sicheren Schritten lief sie den Gang hinunter bis zu Aspitis' Kabinentür. Erst als sie eingetreten war und die Tür geschlossen hatte, entfernte sie den Abblenddeckel von ihrer Lampe.

Eine schnelle Durchsuchung der Kabine ergab nichts Brauchbares. Quer über dem Bett lag wie ein heidnisches Hochzeitssymbol das Schwert des Grafen, eine schlanke, wundervoll geschmiedete Klinge, deren Griff als Fischadler mit ausgebreiteten Schwingen gestaltet war. Es war – außer vielleicht ihrer eigenen Person, dachte Miriamel grimmig – der kostbarste Besitz des Grafen, aber nicht das, was sie suchte. Sie fing an, gründlicher nachzusehen, schüttelte alle Kleiderfalten aus und durchstöberte die Schatullen, in denen Aspitis Schmuck und Würfel aufbewahrte. Obwohl ihr klar war, daß ihr kaum Zeit blieb, zwang sie sich, jedes Kleidungsstück wieder zusammenzufalten und ordentlich an seinen Platz zu legen. Es konnte ihrer Absicht wenig nützen, wenn Aspitis Verdacht schöpfte.

Als sie fertig war, blickte sich Miriamel in ohnmächtigem Zorn in der Kabine um. Sie wollte einfach nicht glauben, daß sie erfolglos bleiben

sollte. Plötzlich fiel ihr die Truhe ein, in der sie Aspitis die Beutel mit Geld hatte verstauen sehen. Wo war die Truhe geblieben? Miriamel kniete nieder und schob die herabhängende Bettdecke zur Seite. Dort stand die Truhe, eingewickelt in Aspitis' zweitbesten Mantel. Überzeugt, daß der Graf von Eadne und Drina jeden Augenblick zur Tür hereinkommen könnte, kroch Miriamel unter das Bett und zerrte die Truhe hervor. Sie zuckte zusammen, als die Metallecken laut über die Dielen kratzten.

Die Truhe war, wie sie damals schon gesehen hatte, voller Geldsäckchen. Meist handelte es sich um Silbermünzen, aber in jedem Beutel steckten auch einige Gold-Imperatoren. Es war ein kleines Vermögen, doch Miriamel wußte, daß Aspitis und seine Familie über Reichtümer verfügten, mit denen verglichen dies hier eine Winzigkeit schien. Vorsichtig nahm sie ein paar von den Beuteln heraus. Sie bemühte sich, das Klirren zu verhindern, und stellte dabei nicht ohne Verwunderung fest, daß ihre Hände, die eigentlich zittern sollten, fest wie Stein waren. Versteckt unter der obersten Lage Säckchen fand sich ein in Leder gebundenes Kontobuch. In Aspitis' überraschend pedantischer Handschrift verzeichnete es Orte, an denen die *Eadne-Wolke* angelegt hatte – Vinitta und Grenamman und andere Namen, die wohl für Häfen standen, in denen auf anderen Reisen geankert worden war; neben jedem Eintrag befand sich eine Reihe rätselhafter Zeichen. Miriamel konnte sie nicht entziffern und legte das Buch, nachdem sie es kurze Zeit ungeduldig studiert hatte, beiseite. Unter dem Kontobuch entdeckte sie ein zu einem Bündel zusammengerolltes Kapuzengewand aus grobem weißem Stoff. Aber auch das war nicht das, was sie suchte. Die Truhe enthielt keine weiteren Geheimnisse. Miriamel packte alles, so gut sie konnte, wieder zusammen und schob den Kasten zurück unter das Bett.

Ihre Zeit war fast um. Miriamel saß auf dem Fußboden und empfand schrecklichen, kalten Haß. Vielleicht war es am einfachsten, sich gleich an Deck zu schleichen und ins Meer zu werfen. Es war noch Stunden vor Tagesanbruch; niemand würde merken, wo sie geblieben war, bis es zu spät war, sie noch aufzuhalten. Aber sie dachte an die geduldig wartenden Kilpa und konnte sich nicht vorstellen, daß sie zu ihnen in die schwarze See hinausschwamm.

Als sie aufstand, fand sie endlich, was sie gesucht hatte. Es hatte die ganze Zeit an einem Haken hinter der Tür gehangen. Sie nahm es herunter und schob es unter dem Mantel in ihren Gürtel. Dann trat sie in den Gang hinaus. Sie überzeugte sich, daß niemand kam, deckte ihre Lampe ab und

schlich zurück in ihre Kabine.

Erst als sie wieder unter der Decke lag, begriff sie plötzlich die Bedeutung des weißen Gewandes. In ihrem eigentümlich losgelösten Zustand war die Erkenntnis nur ein weiterer Ritz auf dem längst übervollen Kerbholz des Grafen, aber er half, ihren Entschluß noch fester zu machen. Regungslos lag sie da, ruhig atmend, und wartete auf Aspitis' Rückkehr. Sie war so voll auf ihren Plan konzentriert, daß nichts sie ablenken konnte, nicht die Erinnerung an Kindheit, an Freunde noch die Trauer über Orte, die sie nun niemals sehen würde. Jedes Knarren der Schiffsbalken und jedes Aufklatschen der Wellen am Rumpf drangen in ihr Ohr, aber die endlosen Stunden vergingen, ohne daß die Stiefel des Grafen über den Gang hallten. Ihre Tür knarrte nicht auf. Aspitis kam nicht.

Erst spät, als oben auf Deck schon die Dämmerung am Himmel glomm, sank sie in einen schweren, trüben Schlaf, den Dolch des Grafen noch immer fest umklammernd.

Sie spürte die Hände, die sie schüttelten, und hörte die sanfte Stimme, aber ihr Geist wollte nicht zurückkehren in die wachende Welt.

»Wach auf, Mädchen!«

Endlich rollte sich Miriamel stöhnend auf die Seite und öffnete die Augen. Gan Itai schaute auf sie herunter. Ein Ausdruck von Besorgnis furchte ihre ohnehin faltige Stirn noch tiefer. Vom Gang her sickerte durch die Luke Morgenlicht zur offenen Tür herein. Die schmerzhaft quälende Erinnerung an den Vortag, im ersten Augenblick weit entfernt, schlug von neuem über ihr zusammen.

»Geht weg«, forderte sie die Niskie auf. Sie versuchte, sich die Decke wieder über den Kopf zu ziehen, aber Gan Itais kräftige Hände hielten sie fest und zogen sie hoch.

»Was höre ich da an Deck? Die Matrosen sagen, Graf Aspitis heiratet auf Spenit – heiratet dich! Ist das wahr?«

Miriamel bedeckte die Augen mit der Hand, damit sie das Licht nicht blendete. »Weht der Wind wieder?«

Ratlosigkeit lag in Gan Itais Stimme. »Nein, wir stecken noch immer in der Flaute. Was soll diese merkwürdige Frage?«

»Weil er mich nicht heiraten kann, wenn wir nicht dorthin kommen«, flüsterte Miriamel.

Die Niskie schüttelte den Kopf. »Beim Unerforschten! Dann stimmt es

also! Ach, Mädchen, es ist nicht das, was du dir wünschst, nicht wahr?«

Miriamel schlug die Augen auf. »Ich wäre lieber tot.«

Gan Itai gab ein leises, betrübtes Summen von sich. Sie half Miriamel, die Füße aus dem Bett und auf den Boden zu setzen, und brachte ihr den kleinen Spiegel, den Aspitis ihr geschenkt hatte, als er ihr noch Güte vorspielte.

»Möchtest du dir nicht das Haar bürsten?« fragte die Niskie. »Es sieht unordentlich und zerzaust aus, und ich glaube, so hast du es nicht gern.«

»Es ist mir gleich«, brummte Miriamel, aber Gan Itais Miene rührte sie; die Seewächterin wußte keinen anderen Weg, ihr zu helfen. Miriamel streckte die Hand nach dem Spiegel aus. Der Griff von Aspitis' Dolch, den die Falten der Decke verborgen hatten, verfing sich in ihrem Ärmel, und die Waffe fiel klirrend zu Boden. Miriamel und die alte Niskie starrten sie sekundenlang an. Jäh erkannte Miriamel mit eisiger Kälte, wie sich die Tür zu ihrem einzigen Fluchtweg vor ihr schloß. Sie sprang aus dem Bett, um nach dem Dolch zu greifen. Aber Gan Itai hatte sich schon vor ihr gebückt. Mit einem erstaunten Ausdruck in den goldgefleckten Augen hielt sie die Waffe hoch.

»Gebt her«, sagte Miriamel.

Gan Itai betrachtete den silbernen Fischadler, so geschmiedet, daß er auf dem Knauf des Dolchs zu landen schien. »Das ist das Messer des Grafen.«

»Er hat es hiergelassen«, log Miriamel. »Gebt es mir.«

Die Niskie wandte ihr das ernste Gesicht zu. »Das hat er nicht. Er trägt es nur mit seinen besten Kleidern, und ich sah, was er anhatte, als er heute nacht an Deck kam. Außerdem steckte sein anderer Dolch in seinem Gürtel.«

»Er hat ihn mir gegeben … ein Geschenk…« Unvermittelt brach die Prinzessin in Tränen aus, ein heftiges, krampfhaftes Schluchzen, das den ganzen Körper erschütterte. Gan Itai sprang erschrocken auf und schloß die Kabinentür.

»Ich hasse ihn!« ächzte Miriamel und wiegte sich hin und her. Gan Itai legte ihr einen dünnen, trockenen Arm um die Schultern. »Ich hasse ihn!«

»Was willst du mit seinem Messer?« Und als sie keine Antwort bekam, wiederholte Gan Itai: »Sag es mir, Mädchen.«

»Ich werde ihn töten.« Es auszusprechen, gab Miriamel Kraft; für kurze Zeit versiegten ihre Tränen. »Ich werde dieses Vieh, diesen Hurenbock erdolchen, und was danach geschieht, ist mir gleichgültig.«

»Nein, nein. Das ist Wahnsinn«, erwiderte die Niskie stirnrunzelnd.

»Er weiß, wer ich bin, Gan Itai.« Miriamel rang nach Atem. Das Sprechen fiel ihr schwer. »Er weiß, daß ich die Prinzessin bin, und er sagt, er will mich heiraten … um Herr von Nabban zu werden, wenn mein Vater die ganze Welt erobert hat.« Der Gedanke schien phantastisch, aber was konnte seine Ausführung verhindern? »Aspitis hat auch geholfen, meinen Onkel Leobardis zu ermorden. Und er bringt Geld zu den Feuertänzern.«

»Was meinst du?« Gan Itai sah sie gespannt an. »Diese Feuertänzer sind Verrückte.«

»Mag sein, aber Aspitis hat eine Truhe voller Beutel mit Silber und Gold und ein Buch, in das er die Zahlungen einträgt. Außerdem hat er dort das zusammengerollte Gewand eines Feuertänzers versteckt. Aspitis würde nie so rauhen Stoff tragen.« Es war plötzlich so klar, so lächerlich eindeutig gewesen: Aspitis würde lieber sterben, als etwas so Grobes anzuziehen … wenn er nicht einen besonderen Grund dafür hatte. Und sie hatte sich von seinen schönen Kleidern beeindrucken lassen! »Ich bin sicher, daß er zu ihnen geht. Cadrach hat mir gesagt, daß er auf Pryrates' Geheiß handelt.«

Gan Itai nahm den Arm von Miriamels Schultern und lehnte sich an die Wand zurück. In der Stille drang der Lärm der Männer, die oben an Deck arbeiteten, durch die Kabinendecke zu ihnen herunter.

»Die Feuertänzer haben einen Teil der Niskiestadt in Nabban niedergebrannt«, sagte die alte Frau langsam. »Sie haben die Türen verkeilt, und innen waren Kinder und alte Leute. Auch an anderen Wohnorten meines Volkes haben sie Brände gelegt und Gemetzel angerichtet. Und der Herzog von Nabban und die anderen Menschen unternehmen nichts. Nichts.« Sie fuhr sich mit der Hand durch das Haar. »Die Feuertänzer behaupten immer, sie hätten einen Grund, so zu handeln; aber in Wirklichkeit gibt es keinen Grund, außer daß es ihnen Freude macht, andere leiden zu sehen. Und nun sagst du, daß der Herr meines Schiffes ihnen Gold bringt.«

»Es kommt nicht mehr darauf an. Er stirbt, bevor wir landen.«

Gan Itai schüttelte wie staunend den Kopf. »Unsere einstigen Herren legten Ruyan den Seefahrer in Ketten. Unsere neuen Gebieter verbrennen unsere Kinder und schänden und töten sogar ihre eigene Nachkommenschaft.« Sie legte Miriamel die kühle Hand auf den Arm und ließ sie lange liegen. Ihre zur Decke gewandten Augen wurden schmal. Sie überlegte. »Versteck das Messer«, sagte sie endlich. »Benutze es nicht, bevor ich wieder mit dir gesprochen habe.«

»Aber…« begann Miriamel. Gan Itais Hand preßte hart ihren Arm.

»Nein«, befahl die Niskie rauh. »Warte. Du mußt warten.« Sie erhob sich und verließ den Raum. Als sich die Tür hinter ihr schloß, blieb Miriamel allein. Auf ihren Wangen trockneten die Tränen.

V

Ödland der Träume

Der Himmel war voll wirbelnder grauer Streifen. Fern am nördlichen Horizont drohte ein dickerer Wolkenknoten wie eine erhobene Faust, zornig, purpurrot und schwarz.

Das Wetter war wieder bitterkalt geworden. Simon war sehr dankbar für sein neues Hemd aus dicker Wolle. Es war das Geschenk eines dünnen Mädchens aus Neu-Gadrinsett, einer der beiden jungen Frauen, die sich bei seinem Ritterschlagsfest mit ihm angefreundet hatten. Als das Mädchen mit seiner Mutter erschienen war, um ihm das Geschenk zu überreichen, hatte sich Simon so höflich und dankbar benommen, wie es seiner Meinung nach einem Ritter geziemte. Er hoffte nur, daß sie nun nicht glaubten, er wollte das Mädchen heiraten oder etwas in dieser Richtung. Seither war er ihr ein halbes dutzendmal begegnet, aber noch immer hatte sie kaum ein Wort zu ihm gesagt, nur ständig gekichert. Es war nett, bewundert zu werden, fand Simon, aber er konnte den Wunsch nicht unterdrücken, diese Bewunderung möchte von jemand anderem kommen als diesem törichten Mädchen und ihrer ebenso albernen Freundin. Immerhin, das Hemd war gut genäht und warm.

»Komm, edler Ritter«, bemerkte Sludig, »geruhst du, deinen Stock noch einmal zu heben, oder wollen wir für heute Schluß machen? Ich bin genauso müde und verfroren wie du.«

Simon sah auf. »Entschuldigung. Ich war in Gedanken. Wirklich sehr kalt, wie?«

»Es hat das Anscheinen, daß unser kurzer Geschmack von Sommer sein Ende erlangt«, rief Binabik, der auf einer umgestürzten Säule in der Nähe saß, zu ihnen hinüber. Sie befanden sich in der Mitte des Feuergartens, wo es keinerlei Schutz vor dem frischen, eiskalten Wind gab.

»Sommer?« schnaubte Sludig. »Weil es einmal zwei Wochen nicht geschneit hat? Ich habe immer noch jeden Morgen Eis im Bart.«

»Jedenfalls war es eine Verbesserung des Wetters, unter welchem wir

zuvor gelitten hatten«, meinte Binabik gelassen. Erneut warf er einen kleinen Kiesel nach Qantaqa, die ein paar Schritte weiter, zu einem Pelzknäuel zusammengeringelt, am Boden lag. Sie schenkte ihm einen schrägen Blick, kam dann aber offenbar zu dem Schluß, daß ein gelegentlicher Kiesel nicht den Aufwand lohnte, sich zu erheben und ihren Herrn zu beißen, worauf sie die gelben Augen wieder schloß. Jeremias, der neben dem Troll saß, betrachtete die Wölfin unruhig.

Simon nahm sein hölzernes Übungsschwert wieder auf und rückte über die Steinplatten vor. Obwohl Sludig es immer noch ablehnte, mit echten Klingen zu kämpfen, hatte er Simon geholfen, an den Holzschwertern Steine zu befestigen, damit das Gewicht stimmte. Vorsichtig wog Simon seine Waffe in der Hand und versuchte ihren Schwerpunkt zu finden. »Also los«, forderte er seinen Freund auf.

Der Rimmersmann stemmte sich gegen den anschwellenden Wind, der sein schweres Wams flattern ließ. Mit einem überraschend schnellen, beidhändigen Schwung hob er das Schwert. Simon machte einen Schritt zur Seite, lenkte Sludigs Schlag nach oben ab und erwiderte mit einem Gegenschlag. Sludig blockte ab. Das Klappern von Holz auf Holz hallte über den Steinboden.

Fast eine ganze Stunde übten sie so weiter, während über ihnen die verhüllte Sonne ihre Bahn zog. Nach und nach bekam Simon ein Gefühl für die Waffe in seiner Hand; immer öfter erschien sie ihm als Teil seines Arms, wie Sludig es immer gewünscht hatte. Er verstand jetzt auch, daß das Ganze vor allem eine Frage des Gleichgewichts war – es genügte nicht, einen schweren Gegenstand zu schwingen, sondern man mußte selbst der Bewegung folgen; Beine und Rücken sorgten für die nötige Kraft, und der eigene Schwung trug in die nächste Verteidigungsstellung. Das war besser, als auf den Gegner einzuhauen und nach jedem Hieb wieder zurückzuspringen.

Während sie so kämpften, dachte er an *Shent*, das komplizierte Spiel der Sithi mit seinen Finten und verwirrenden Ausfällen. Er fragte sich, ob man diese Taktik nicht auch im Schwertkampf einsetzen könnte. Er ließ zu, daß ihn seine nächsten Hiebe immer mehr aus dem Gleichgewicht brachten, bis es Sludig auffallen mußte. Dann, als der Rimmersmann nach einem von Simons weit ausholenden Fehlschwüngen vorstieß, um den zu weit vorgebeugt stehenden Gegner quer über die Rippen zu treffen, ließ sich Simon von seinem Schwung einfach vorwärts tragen und drehte im Fallen eine Rolle. Das Holzschwert des Rimmersmanns sauste über ihn weg.

Sofort richtete Simon sich auf und versetzte Sludig seitlich einen kräftigen Hieb gegen das Knie. Der Nordmann ließ seine Waffe fallen und hüpfte fluchend auf einem Bein umher.

»*Ummu bok!* Sehr gut, Simon!« rief Binabik. »Eine überraschende Bewegung!« Jeremias neben ihm griente.

»Das hat weh getan.« Sludig rieb sich das Bein. »Aber ein schlauer Einfall. Hören wir jetzt besser auf, bevor unsere Finger zu taub sind, um den Griff zu halten.«

Simon war sehr mit sich zufrieden. »Ginge das auch in einem echten Kampf, Sludig?«

»Vielleicht. Vermutlich nicht, wenn du eine Rüstung anhast. Du könntest umkippen wie eine Schildkröte und nicht rechtzeitig wieder in die Höhe kommen. Sei deiner Sache sehr sicher, bevor du jemals freiwillig hinfällst, sonst bist du hinterher mehr tot als schlau. Trotzdem, es war gut gemacht.« Er reckte sich. »Mir friert das Blut in den Adern. Kommt, wir gehen hinunter in die Schmiede und wärmen uns auf.«

Freosel, der junge Hauptmann von Neu-Gadrinsett, hatte einige Siedler damit beauftragt, in einer der luftigeren Höhlen eine Schmiede einzurichten. Sie waren eifrig und geschickt ans Werk gegangen und schmolzen jetzt die wenigen Metallreste ein, die sich auf dem Sesuad'ra auftreiben ließen, um daraus neue Waffen zu schmieden und alte instand zu setzen.

»In die Schmiede zum Aufwärmen«, stimmte Binabik zu. Er schnalzte mit der Zunge nach Qantaqa, die aufstand und sich streckte.

Unterwegs blieb der schüchterne Jeremias zurück, bis er mehrere Schritte hinter ihnen ging. Der Wind strich schneidend über den Feuergarten, und der Schweiß auf Simons Nacken war eisig. Seine gehobene Stimmung ließ allmählich nach.

»Binabik«, fragte er plötzlich, »warum durften wir nicht mit Graf Eolair und Isorn nach Hernystir?«

Die beiden waren tags zuvor im Morgengrauen aufgebrochen, begleitet von einer kleinen, überwiegend aus Thrithing-Reitern bestehenden Ehrengarde.

»Mich dünkt, die Gründe, die Josua dir nannte, entsprechen dem Wahren«, antwortete Binabik. »Es ist nicht gut, wenn immer dieselben die Gefahr tragen – oder den Ruhm gewinnen.« Er machte ein schiefes Gesicht. »Es wird genug für alle geben in kommenden Tagen.«

»Aber wir brachten ihm *Dorn*. Warum sollten wir nicht wenigstens versuchen, auch Minneyar zu holen – oder vielmehr Hellnagel?«

»Nur weil du jetzt ein Ritter bist, Junge, heißt das nicht, daß es immer nach deinem Willen geht«, bemerkte Sludig bissig. »Freu dich über dein Glück und sei zufrieden. Zufrieden und ruhig.«

Überrascht sah Simon den Rimmersmann an. »Du klingst zornig.«

Sludig wandte den Blick ab. »Ich doch nicht. Ich bin nur ein Soldat.«

»Und kein Ritter.« Simon glaubte zu verstehen. »Aber du weißt doch, warum das so ist, Sludig. Josua ist kein König. Er kann nur seine eigenen Erkynländer zu Rittern erheben. Du bist Herzog Isgrimnurs Mann. Ganz bestimmt wird auch er dich ehren, wenn er zurückkommt.«

»*Falls* er zurückkommt.« Aus Sludigs Stimme klang Bitterkeit. »Ich habe das Gerede darüber satt.«

Simon überlegte sorgfältig, ehe er weitersprach. »Wir alle wissen, wie wichtig du warst, Sludig. Josua hat es allen erzählt; aber Binabik und ich waren dabei, und wir werden es *niemals* vergessen.« Er berührte den Rimmersmann am Arm. »Bitte sei nicht böse auf mich. Auch wenn ich ein Ritter bin, bleibe ich doch dasselbe Mondkalb, dem du beibringen mußt, wie man ein Schwert schwingt. Ich bin nach wie vor dein Freund.«

Sludig spähte unter buschigen gelben Brauen nach ihm. »Hör schon auf«, brummte er. »Du bist wirklich ein Mondkalb, und ich brauche etwas zu trinken.«

»Und ein warmes Feuer.« Simon versuchte, nicht zu lächeln.

Binabik, der dem Wortwechsel schweigend gelauscht hatte, nickte ernsthaft.

Am Rande des Feuergartens wartete Geloë auf sie. Sie war dicht vermummt gegen die Kälte und hatte einen Schal über das Gesicht gezogen, so daß nur die runden gelben Augen sichtbar waren. Als die vier näherkamen, hob sie eine kältegerötete Hand.

»Binabik. Ich möchte, daß Ihr und Simon kurz vor Sonnenuntergang zu mir kommt, hinauf in die Sternwarte.« Sie zeigte auf die ein paar hundert Schritte weiter westlich liegende Ruine. »Ich benötige Eure Hilfe.«

»Hilfe von einem Zaubertroll und einem ritterlichen Drachentöter.« Sludigs Lächeln war nicht völlig überzeugend.

Geloë heftete ihren Raubvogelblick auf ihn. »Es ist keine ehrenvolle Aufgabe. Außerdem, Rimmersmann, selbst wenn Ihr könntet, glaube ich

nicht, daß Ihr Lust hättet, auf der Straße der Träume zu wandeln. Nicht jetzt.«

»Der Traumstraße?« fragte Simon erschrocken. »Warum?«

Die Zauberfrau wies auf den häßlichen Wolkenstrudel am Nordhimmel. »Ein neuer Sturm braut sich zusammen. Außer Wind und Schnee wird er auch Geist und Hand unseres Feindes näher heranbringen. Der Traumpfad wird täglich gefährlicher; vielleicht kann man ihn bald nicht mehr begehen.« Sie steckte die Hand wieder unter den Mantel. »Wir müssen die Zeit nutzen, die uns bleibt.« Damit drehte sie sich um und schritt auf das wogende Meer der Zelte zu. »Bei Sonnenuntergang!« rief sie.

»Ah«, meinte Binabik nach einer kurzen Stille. »Trotzdem, es ist noch Muße für den Wein und das Handwärmen, von dem wir sprachen. Laßt uns in Eile die Schmiede aufsuchen.« Er setzte sich in Bewegung. Qantaqa sprang hinter ihm her.

Jeremias sagte etwas, das in der anschwellenden Stimme des Windes unterging. Simon blieb stehen, bis der andere ihn eingeholt hatte. »Was ist?«

Der Knappe senkte den Kopf. »Ich habe gesagt, daß Leleth nicht bei Geloë war. Wenn sie sonst unterwegs ist, geht Leleth immer mit. Hoffentlich ist alles in Ordnung.«

Simon zuckte die Achseln. »Wärmen wir uns erst einmal auf.«

Sie eilten den vorausgehenden Gestalten von Binabik und Sludig nach. Weit vorn lief Qantaqa, ein grauer Schatten im Gras.

Simon und Binabik traten in die Türöffnung der von Lampen erhellten Sternwarte. Über dem eingestürzten Dach wirkte der Himmel in der Dämmerung wie eine Schale aus blauem Glas. Geloë war nicht zu sehen, aber die Sternwarte war nicht leer; auf einem geborstenen Säulenstumpf saß Leleth, die dünnen Beine unter den Körper gezogen. Sie wandte nicht einmal den Kopf, als die beiden hereinkamen. Das Kind war zwar immer zurückhaltend, aber diesmal hatte ihr Schweigen für Simon etwas Beunruhigendes. Er ging zu ihr hin und sagte leise ihren Namen. Aber obwohl die zum Himmel gerichteten Augen offen waren, zeigte das Mädchen die schlaffen Muskeln und den langsamen Atem einer Schlafenden.

»Meinst du, sie ist krank?« fragte Simon. »Vielleicht wollte Geloë deshalb, daß wir herkamen.« Obwohl er sich Sorgen um Leleth machte, fühlte er eine gewisse Erleichterung. Der Gedanke an eine Wanderung auf

der Traumstraße flößte ihm Angst ein. Selbst hier in der Sicherheit des Sesuad'ra waren seine Träume noch immer lebhaft und verwirrend.

Der Troll tastete nach der warmen Hand des Kindes und ließ sie dann wieder in Leleths Schoß sinken. »Wenig könnten wir für sie tun, das Geloë nicht besser vollbringen könnte. Wir wollen mit Geduldigkeit warten.« Er drehte sich um und betrachtete die große, kreisförmige Halle. »Mein Gedanke ist, daß dies einst ein sehr schöner Ort war. Lange schon meißelt mein Volk in die Wände der Berge, aber wir besitzen nicht ein Zehntel jener Kunstfertigkeit, die den Sithi gehörte.«

Die Erwähnung von Jirikis Volk, als handele es sich um eine untergegangene Rasse, störte Simon, aber er war immer noch mit Leleths Wohlbefinden beschäftigt. »Bist du sicher, daß wir ihr nicht etwas holen sollten? Vielleicht einen Mantel? Es ist so kalt hier.«

»Leleth geht es gut«, sagte Geloë vom Eingang her. Schuldbewußt, als hätte er Hochverrat geplant, fuhr Simon herum. »Sie wandert nur schon ohne uns ein Stückchen auf der Traumstraße. Ich glaube, dort ist sie am glücklichsten.«

Sie trat ins Innere. Hinter ihr erschien Vater Strangyeard. »Guten Abend, Simon, Binabik«, grüßte der Priester. Sein Gesicht war so selig und aufgeregt wie das eines Kindes zur Ädonzeit. »Ich werde Euch begleiten. Beim Träumen, meine ich. Auf der Traumstraße. Natürlich habe ich davon gelesen – es fasziniert mich schon lange –, aber ich habe mir nie vorgestellt…« Er wedelte mit den Fingern, als wollte er die reizvolle Unwahrscheinlichkeit der ganzen Angelegenheit unterstreichen.

»Es geht hier nicht um einen Ausflug zum Beerenpflücken, Strangyeard«, erklärte Geloë ärgerlich. »Aber weil Ihr jetzt ein Träger der Schriftrolle seid, gehört es sich, daß Ihr etwas von den wenigen *Künsten* lernt, die uns noch geblieben sind.«

»Natürlich geht es nicht um einen … ich meine, natürlich ist es gut, wenn man etwas lernt. Aber Beerensuchen, nein … ich meine … oh.« Strangyeard schwieg niedergeschlagen.

»Jetzt weiß ich, warum Strangyeard sich uns anschließt«, meinte Binabik. »Und auch ich bin vielleicht gut zur Hilfe. Aber warum Simon, Valada Geloë, und warum dieser Ort?«

Die Zauberfrau strich dem Kind kurz über das Haar, ohne daß Leleth darauf reagierte, und setzte sich dann zu ihr auf die Säule. »Was das erste betrifft, so habe ich ein besonderes Anliegen, und Simon kann mir vielleicht Unterstützung leisten. Aber ich will Euch alles genau erklären,

damit niemand einen Fehler macht.« Sie wartete, bis alle um sie herum Platz genommen hatten. »Ich habe Euch gesagt, daß ein weiterer schwerer Sturm sich zusammenbraut. Es wird schwer, wenn nicht unmöglich werden, noch auf der Straße der Träume zu wandern. Aber es kommt noch mehr auf uns zu.« Sie hob die Hand, um Simons Frage abzuwehren. »Mehr darf ich nicht sagen, ehe ich nicht mit Josua gesprochen habe. Meine Vögel haben mir Nachricht gebracht, aber selbst sie werden sich verstecken, wenn der Sturm losbricht. Dann sind wir hier oben auf diesem Felsen blind.«

Während sie sprach, schichtete sie mit geschickter Hand Kleinholz auf dem Steinboden zu einem Häufchen auf und setzte es mit einem Zweig, den sie an einer der Lampen entzündet hatte, in Brand. Aus ihrer Manteltasche zog sie ein kleines Säckchen. »Deshalb«, fuhr sie fort, »wollen wir, solange es noch geht, einen letzten Versuch unternehmen, diejenigen zusammenzurufen, die uns helfen können oder ihrerseits unseren Schutz brauchen. Ich habe Euch hierher gebeten, weil es der beste Platz ist. Die Sithi selbst wählten ihn, wenn sie über große Entfernungen miteinander sprachen; sie benutzten, wie die alte Überlieferung sagt, ›Steine und Schuppen, Teiche und Feuer‹; *Zeugen* nannten sie sie.« Sie schüttete eine Handvoll Kräuter aus dem Sack und wog sie in der Hand. »Darum habe ich diesen Ort auch ›Sternwarte‹ genannt. So wie die Diener der Kirche in den Sternwarten des alten Imperiums die Sterne beobachteten, so kamen die Sithi einst hierher, um über ihr Reich Osten Ard zu schauen. Dies ist ein Ort der Macht, wenn man etwas sehen will.«

Simon wußte einiges über die *Zeugen*. Er hatte mit Jirikis Spiegel Aditu herbeigerufen und Amerasus verhängnisvollen Gebrauch der Nebellampe miterlebt. Plötzlich fiel ihm die Vision während seiner Nachtwache wieder ein. War diese so klare, starke Erscheinung der Vergangenheit auf die besonderen Eigenschaften dieses Ortes zurückzuführen?

»Binabik«, sagte Geloë, »Ihr habt vielleicht von Tiamak gehört, einem Wranna, dem Morgenes freundlich gesonnen war. Ich glaube, er hat Eurem Meister Ookequk manchmal Botschaften geschickt.« Der Troll nickte. »Auch Dinivan von Nabban kannte Tiamak. Er sagte mir, er habe einen wohlüberlegten Plan in die Wege geleitet und den Wranna mit einbezogen.« Sie krauste die Stirn. »Ich habe nie herausgefunden, was es für ein Plan war. Jetzt, da Dinivan tot ist, fürchte ich, daß der Marschmann allein und ohne Freunde dasteht. Leleth und ich haben versucht, ihn zu erreichen, es aber nie ganz geschafft. Die Traumstraße ist neuerdings

äußerst unsicher.«

Sie griff über die Säule und hob von dem mit Geröll übersäten Boden einen kleinen Wasserkrug auf. »Darum hoffe ich, daß Eure zusätzliche Kraft uns hilft, Tiamak zu finden. Wir wollen ihm klarmachen, daß er zu uns kommen soll, wenn er Schutz braucht. Darüber hinaus habe ich Josua versprochen, daß ich noch einmal versuchen will, zu Miriamel durchzudringen. Das ist ein noch viel merkwürdigerer Fall – es liegt etwas wie ein Schleier über ihr, ein Schatten, der mich daran hindert, ihren Aufenthaltsort festzustellen. Ihr habt ihr nahegestanden, Simon. Vielleicht verhilft uns diese Bindung zwischen Euch endlich zum Durchbruch.«

Miriamel. Bei dem Namen stieg eine Flut starker Gefühle in Simon auf – Hoffnung, Zuneigung, Bitterkeit. Er war zornig und enttäuscht gewesen, sie nicht auf dem Sesuad'ra zu finden. Irgendwo im Hinterkopf hatte er fest geglaubt, sie würde dort sein und ihn willkommen heißen, wenn er es nur schaffte, sich zum Stein des Abschieds durchzuschlagen; ihre Abwesenheit erschien ihm wie böswilliges Verlassen. Außerdem hatte es ihn sehr erschreckt, als er erfuhr, daß sie mit dem Dieb Cadrach als einzigem Begleiter verschwunden war.

»Ich werde helfen, so gut ich kann«, versprach er.

»Gut.« Geloë stand auf und wischte sich die Hände an den Hosen ab. »Kommt, Strangyeard, ich zeige Euch, wie man Hohnblatt und Nachtschatten mischt. Verbietet Eure Religion diese Dinge?«

Der Priester zuckte ratlos die Achseln. »Ich weiß nicht. Vielleicht … aber wir leben in sonderbaren Zeiten.«

»Allerdings.« Die Zauberfrau grinste. »Dann laßt es Euch jetzt erklären. Betrachtet es als Geschichtsunterricht, wenn Euch das lieber ist.«

Simon und Binabik sahen schweigend zu, wie Geloë dem begeisterten Archivar das Mischungsverhältnis vorführte.

»Das ist der letzte Rest dieser Pflanzen, solange wir diesen Felsen nicht verlassen«, sagte sie danach. »Ein weiterer Ansporn, diesmal erfolgreich zu sein. Hier.« Sie tupfte ein wenig von der Paste auf Simons Handflächen, Stirn und Lippen und wiederholte den Vorgang bei Strangyeard und Binabik, bevor sie den Topf wieder hinstellte.

Simon spürte, wie der Brei auf seiner Hand erkaltete.

»Und was ist mit Euch und Leleth?« fragte er.

»Ich kann darauf verzichten. Leleth hat es nie gebraucht. Setzt Euch jetzt ruhig hin und faßt einander bei den Händen. Vergeßt nicht, die Straße der

Träume ist neuerdings sehr anders geworden. Habt keine Furcht, aber paßt gut auf.«

Sie stellten eine der Lampen auf den Boden und bildeten neben der verfallenen Säule einen Kreis. Simon hielt auf der einen Seite Binabiks kleine Hand, auf der anderen Leleths ebenso kleine. Über das Gesicht des Mädchens breitete sich langsam ein Lächeln, das blinde Lächeln eines Menschen, der von schönen Überraschungen träumt.

Das eisige Gefühl wanderte von Simons Armen nach oben und durch seinen ganzen Körper hindurch und erfüllte seinen Kopf mit einer Art Nebel. Obwohl es über ihnen noch hätte dämmrig sein müssen, versank der Raum rasch in Dunkelheit. Bald konnte Simon nichts mehr erkennen als die flackernden orangeroten Zungen des Feuers; dann verwandelte sich selbst dieses Licht in Finsternis … und Simon fiel hinein.

Jenseits der Schwärze dehnte sich ein unendliches, dunstiges Grau – ein Meer aus Nichts ohne Decke und Boden. In dieser gestaltlosen Leere begann sich allmählich ein Gebilde zu formen, etwas Kleines, Geschwindes, das hin und her hüpfte wie ein Sperling. Es dauerte nur eine Sekunde, bis Simon Leleth erkannt hatte; aber es war eine Traum-Leleth, eine Leleth, die herumsprang und sich drehte. Ihre dunklen Haare flogen in einem Wind, den er nicht spürte. Obgleich kein Laut an sein Ohr drang, sah er, wie sich ihr Mund zu entzücktem Lachen kräuselte, während sie ihn heranwinkte; selbst ihre Augen waren so voller Leben, wie er sie nie erblickt hatte. Das war das kleine Mädchen, dem er nie begegnet war – das Kind, das auf unerklärliche Weise die reißenden Mäuler der Sturmspitzen-Meute nicht überlebt hatte. Hier war sie wieder lebendig, frei vom Schrecken der wachenden Welt und ihrem eigenen, narbenbedeckten Körper. Das Herz wurde ihm weit, als er ihrem entfesselten Tanz zuschaute.

Vor ihm eilte sie dahin, winkend, ihn stumm zur Eile mahnend, folgen sollte er ihr, folgen! Simon gab sich alle Mühe, aber an diesem grauen Traumort war er es, der lahmte und zurückblieb. Rasch wurde Leleths kleine Gestalt undeutlich und verlor sich im schrankenlosen Grau. Sein Traum-Ich fühlte, wie eine gewisse Wärme mit ihr dahinschwand. Plötzlich war er wieder allein, trieb haltlos weiter.

Eine Zeit, die vielleicht lang war, verging. Simon schwebte dahin, bis etwas mit sanften, unsichtbaren Fingern an ihm zupfte. Er fühlte sich vorwärts gezogen, erst ganz allmählich, dann immer schneller; noch immer körperlos, fand er sich von einer unerklärlichen Strömung erfaßt. Aus der

Leere vor ihm begann sich ein neuer Umriß zu formen – ein dunkler Turm mit schwankendem Schatten, ein schwarzer Wirbel, durchzuckt von roten Funken, ein rasender Strudel aus Feuer und Rauch.

Simon fühlte sich immer schneller darauf zu gezogen. Plötzliche Angst überfiel ihn. Tod wartete in der strudelnden Tiefe – Tod oder Schlimmeres. Die Panik, die in ihm aufstieg, war stärker, als er es je für möglich gehalten hätte. Er zwang sich, daran zu denken, daß er sich in einem Traum befand und nicht an einem wirklichen Ort. Er brauchte diesen Traum nicht zu träumen, wenn er es nicht wollte. Ein Teil von ihm erinnerte sich, daß er in diesem Augenblick, an einem anderen Ort, die Hände seiner Freunde hielt…

Kaum hatte er an sie gedacht, als sie auch schon bei ihm waren, unsichtbar, aber gegenwärtig. Er fand ein wenig neue Kraft, die ihm half, den Sog zu bremsen, der ihn der kochenden, funkelnden Schwärze zuschwemmte. Dann befreite er sich davon, ganz, ganz allmählich, als schwimme sein Traum-Ich gegen die Strömung. Als er das schwarze Gebrodel ein Stück hinter sich gelassen hatte, sank der Wirbel plötzlich in sich zusammen. Simon war frei und trieb an einen neuen Ort.

Dort war das Grau angenehm und das Licht heller, als strahle hinter dichten Wolken die Sonne. Leleth war vor ihm da. Sie lächelte, als sie ihn sah, und freute sich, ihn hier bei sich zu wissen – obwohl Simon jetzt mit völliger Sicherheit wußte, daß er niemals wirklich alles mit ihr teilen konnte, was sie erlebte.

Die Formlosigkeit des Traums begann sich zu verändern. Simon war es, als schwebte er über einer Welt, die der wachen sehr ähnlich sah. Unter ihm lag in tiefen Schatten eine Stadt, eine riesige Anhäufung von Bauten, aufgetürmt aus wahllosen Haufen der unwahrscheinlichsten Dinge – Wagenräder, Kinderspielzeug, Statuen fremdartiger Tiere, sogar umgestürzter Belagerungstürme aus uralter Zeit. Die unordentlichen Straßen zwischen den phantastisch unwirklichen Häusern wimmelten von huschenden Lichtern. Während er darauf hinunterblickte, fühlte Simon sich von einem bestimmten Bauwerk angezogen, einem hoch aufragenden Gebilde, ganz und gar aus Büchern und vergilbten Schriftrollen zusammengesetzt und jeden Augenblick in Gefahr, zu einem Abfallhaufen alter Pergamente zusammenzustürzen. Leleth, die im Kreis um ihn herumgeflogen war, behende wie eine Hummel, schoß jetzt in die Tiefe und durch ein glänzendes Fenster in den Buchturm hinein.

Auf einem Bett lag eine Gestalt. Ihr Äußeres war undeutlich, als sehe

man sie durch tiefes Wasser. Leleth breitete die dünnen Arme über dem Bett aus, und die dunkle Gestalt wälzte sich in unruhigem Schlaf.

»*Tiamak*«, begann Leleth, aber sie sprach mit Geloës Stimme, die zugleich Spuren der Stimmen von Simons anderen Gefährten enthielt. »*Tiamak! Wacht auf und hört!*«

Die Gestalt auf dem Bett zuckte und richtete sich langsam auf. Es war, als schlüge sie kleine Wellen, und das Gefühl, sie unter Wasser zu sehen, verstärkte sich. Simon glaubte, sie sprechen zu hören, aber die Stimme war zunächst ohne Worte.

»… ?«

»*Hier ist Geloë, Tiamak – Geloë vom Aldheorte-Wald. Ich möchte, daß Ihr zu mir und den anderen zum Sesuad'ra kommt. Dort seid Ihr in Sicherheit.*«

Wieder zogen Wellen über die Gestalt. »*… Träume …?*«

»*Ja – aber es ist ein Wahrtraum. Kommt zum Stein des Abschieds. Es ist schwer, mit Euch zu sprechen. So könnt Ihr ihn finden.*«

Wieder streckte Leleth die Arme über der Schattengestalt aus, und ein verschwommenes Bild des Steins formte sich.

»*… Dinivan … wollte…*«

»*Ich weiß. Alles ist anders geworden. Wenn Ihr eine Zuflucht braucht, kommt zum Sesuad'ra.*« Leleth ließ die Hände sinken, und das schwankende Bild erlosch. Auch die Gestalt auf dem Bett begann zu verblassen.

»*… !*« Sie versuchte, ihnen etwas Dringendes mitzuteilen, zerfloß jedoch rasch im Nebel. Auch der Turm, in dem sie lag, und die Stadt ringsum lösten sich auf. »*Aus dem Norden … furchtbar … fand die alte Nacht…*« hörte Simon noch. Dann eine Pause und eine letzte heldenhafte Anstrengung: »*… Nisses' Buch…*«

Der Traumschatten verschwand, und alles war wieder grau und trübe.

Erneut umgab ihn körperloser Dunst. Simons Gedanken wandten sich Miriamel zu. Jetzt, nachdem sie Tiamak anscheinend erreicht hatten, würde Geloë bestimmt nach der verlorenen Prinzessin suchen. Und tatsächlich, noch während ihm Miriamels Bild ins Gedächtnis kam – er sah sie wie damals in Geloës Haus, in Knabenkleidung, das Haar schwarzgefärbt und kurzgeschoren –, begann eben dieses Bild vor ihm aus dem Nichts zu treten. Sekundenlang stand sie schimmernd vor ihm – es kam ihm vor, als sei ihr Haar wieder golden, seine natürliche Farbe –, dann verwandelte sie

sich in etwas anderes. Ein Baum? Ein Turm? Simon überkam eine kalte Vorahnung. In vielen seiner Träume hatte er Türme gesehen, und nie schienen sie etwas Gutes zu bedeuten. Aber nein, das war mehr als nur ein einziger hoher Schatten. Bäume? Ein Wald?

Noch während er sich anstrengte, das Bild deutlicher zu erkennen, begann die unbestimmte Erscheinung sich zu verfestigen, und Simon merkte, daß es ein Schiff war, so vage und verschwommen wie der Traum-Tiamak in seinem Pergamentturm. An den hohen Masten hingen zerfetzte Segel und flatternde Taue, alles aus Spinnweben, grau, staubig, in Lumpen. Das Schiff schaukelte wie in einem sehr starken Wind. Das schwarze Wasser ringsum war bedeckt mit grellweißen Schaumkronen, der Himmel darüber tiefschwarz.

Aber da war etwas, das sich Simon entgegenstellte, eine Kraft, die ihn trotz all seiner verzweifelten Bemühungen daran hinderte, näher an das Schiff heranzukommen. Er kämpfte mit aller Macht dagegen an. Vielleicht war Miriamel dort unten!

Mit äußerster Willensanstrengung versuchte Simon, sich den Zutritt zu dem geisterhaften Schiff zu erzwingen. Doch plötzlich fiel ein großer, dunkler Vorhang vor ihm herunter, ein Sturm mit Regen und Nebel, massiv wie eine Wand. Verloren und hilflos hielt Simon inne. Unvermittelt war Leleth bei ihm. Ihr Lächeln war verschwunden, das Gesichtchen zur Grimasse der Anspannung verzogen.

»*Miriamel!*« schrie Simon. Seine Stimme klang wie eine Glocke, aber sie kam nicht aus seinem, sondern aus Leleths Mund. »*Miriamel!*« rief er noch einmal. Leleth kämpfte sich ein kleines Stück näher an das Phantom, als wollte sie Simons Worte so weit wie möglich herantragen, bevor sie ihr vom Mund strömten. »*Miriamel, kommt zum Stein des Abschieds!*«

Das Schiff war jetzt ganz verschwunden. Der Sturm hatte sich ausgebreitet und das ganze schwarze Meer erfaßt. In seinem Herzen glaubte Simon zuckende, rote Lichtbogen zu sehen, wie jene, die den großen Strudel durchbohrt hatten. Was hatte das zu bedeuten? War Miriamel in Gefahr? Drang jemand in ihre Träume ein? Er zwang sich zu einem letzten Versuch und stemmte sich wütend gegen den wirbelnden Traumsturm. Sinnlos. Das Schiff kam nicht wieder. Statt dessen hatte der Sturm ihn selbst nun von allen Seiten eingeschlossen. Durch alle Fasern seines Wesens konnte er ihn summen hören, als läuteten ungeheure Messingglocken, eine so gewaltige Erschütterung, als sollte er zerbersten. Jetzt war auch Leleth nicht mehr sichtbar. Die funkensprühende Schwärze

hielt ihn wie mit tintiger Faust gepackt, und plötzlich glaubte er, hier sterben zu müssen, an diesem Ort, der keiner war.

In der Ferne erschien ein Lichtfleck, klein und grau wie eine blinde Silbermünze. Durch die Schwärze, die auf ihn einhämmerte, und die roten Funken, die ihn durchzischten wie winzige Feuerspeere, bewegte er sich darauf zu. Er versuchte, die Hände seiner Freunde zu fühlen, aber es gelang ihm nicht. Das Grau schien nicht näher zu kommen. Wie ein Schwimmer weit draußen auf dem Meer wurde er allmählich müde.

Binabik, hilf mir! dachte er, aber seine Freunde waren verloren, weit hinter der endlosen Schwärze. *Hilf mir!* Selbst der winzige graue Fleck verblaßte. *Miriamel,* dachte er, *ich wollte Euch so gern wiedersehen.…*

Ein letztes Mal tastete er nach dem Lichtfleck und fühlte eine Berührung, als drücke eine Fingerspitze die seine, obwohl er keine Hände hatte, um zu berühren oder berührt zu werden. Ein wenig Kraft kehrte zurück, und er glitt auf das Grau zu … näher, rings um ihn Schwarz … näher…

Deornoth dachte, daß er unter anderen Umständen gelacht hätte. Zuzuschauen, wie Josua dasaß und mit gespannter und respektvoller Aufmerksamkeit seinen beiden ungewöhnlichen Ratgebern lauschte – einer raubvogelgesichtigen Frau mit nach Männerart geschnittenen Haaren und Männerkleidern sowie einem Troll, der ihm knapp bis zum Gürtel reichte – , das war der Inbegriff einer verkehrten Welt.

»Und was erhofft Ihr Euch nun von diesem Tiamak, Valada Geloë?« fragte der Prinz und schob die Lampe näher an sie heran. »Wenn er ein Weiser ist wie Morgenes und Ihr, werden wir ihn gern willkommen heißen.«

Die Zauberfrau schüttelte den Kopf. »Er gehört nicht zu denen, die die Kunst ausüben, Josua, und ganz bestimmt ist er auch kein Meister der Kriegsführung. Um die Wahrheit zu sagen, ist er ein schüchterner kleiner Mann aus dem Sumpf, der eine Menge über die Kräuter weiß, die im Wran wachsen. Nein, ich habe nur deshalb versucht, ihn herzurufen, weil er dem *Bund* nahestand und ich Angst um ihn habe. Dinivan hatte etwas mit ihm vor, aber Dinivan ist tot. Wir dürfen Tiamak jetzt nicht im Stich lassen. Bevor der Sturm losbricht, müssen wir alle retten, die wir retten können.«

Josua nickte ohne viel Begeisterung. Vara an seiner Seite sah nicht glücklicher aus. Deornoth dachte, die Gemahlin des Prinzen hätte gewiß etwas dagegen, daß ihm ständig weitere Verantwortung auferlegt wurde,

auch wenn es nur eine sehr kleine Verantwortung aus dem Marschland war.

»Danke, Geloë«, sagte Josua, »und Dank auch, daß Ihr noch einmal versucht habt, zu meiner Nichte Miriamel vorzudringen. Ich mache mir immer mehr Sorgen um sie.«

»Es ist eigentümlich«, erwiderte die Zauberin. »Es gibt da etwas Ungewöhnliches, etwas, das ich mir nicht zusammenreimen kann. Fast ist es, als hätte sich die Prinzessin gegen uns abgeschirmt, obwohl sie nicht über die dafür erforderliche Gabe verfügt. Ich stehe vor einem Rätsel.« Sie reckte sich, als verwerfe sie einen nutzlosen Gedanken, »Aber ich habe Euch mehr zu sagen.«

Binabik war unruhig von einem Fuß auf den anderen getreten. Bevor Geloë fortfahren konnte, berührte er ihren Arm. »Vergebt mir, aber ich sollte mich um Simon kümmern und dafür sorgen, daß die Unerfreulichkeit der Traumstraße von ihm weicht und er gut ruht.«

Geloë lächelte beinahe. »Wir beide können uns später unterhalten.«

»Geht, Binabik«, forderte Josua ihn auf. »Ich besuche ihn nachher auch. Er ist ein tapferer Junge, wenn auch vielleicht ein wenig übereifrig.«

Der Troll verneigte sich tief und trottete zum Zelteingang hinaus.

»Ich wünschte, meine weiteren Nachrichten wären gut, Prinz Josua«, begann Geloë wieder. »Aber die Vögel haben mir Besorgniserregendes zugetragen. Von Westen nähert sich uns eine große Schar Bewaffneter.«

»Was?« Josua fuhr erschrocken hoch. Neben ihm bedeckte Vara schützend den Bauch mit den Händen. »Ich verstehe Euch nicht. Von wem habt Ihr diese Botschaft?«

Die Zauberfrau schüttelte den Kopf. »Ich spreche nicht von Vögeln wie Jarnaugas, die kleine Pergamentstreifen befördern. Ich meine die wilden Vögel. Ich kann mit ihnen sprechen … in gewisser Weise. Genug, um zu verstehen, worauf es ankommt. Vom Hochhorst her marschiert ein kleines Heer auf uns zu. Sie sind durch die Städte des Hasutals geritten und folgen jetzt dem Südrand des großen Waldes ins Grasland hinein.«

Deornoth starrte sie an. Als er Worte fand, klang seine Stimme sogar für ihn selbst schwach und zänkisch. »Ihr redet mit Vögeln?«

Geloë warf ihm einen scharfen Blick zu. »Das hat Euch vielleicht schon das Leben gerettet. Was glaubt Ihr, wie ich Euch an den Ufern des Stefflod finden konnte, als Ihr im Dunkeln mit Hotvigs Männern kämpfen wolltet? Und wie sollte ich Euch damals, ganz zu Anfang, in der ungeheuren Tiefe

des Aldheorte aufspüren?«

Josua hatte Vara die Hand auf die Schulter gelegt, als wollte er sie beruhigen, obwohl sie einen durchaus gelassenen Eindruck machte. Als er sprach, klang seine Stimme ungewöhnlich hart. »Warum habt Ihr uns das nicht früher gesagt, Geloë? Und was hättet Ihr uns sonst noch wissen lassen können?«

Die Waldfrau schien eine scharfe Antwort zu unterdrücken.

»Ich habe Euch alles Wichtige mitgeteilt. In diesem Winter, der das ganze Jahr dauert, hat es betrüblich wenig gegeben, das ich Euch hätte erzählen können. Die meisten Vögel sind tot oder verstecken sich vor der Kälte – auf keinen Fall fliegen sie. Außerdem versteht mich recht: ich kann nicht mit ihnen sprechen, wie Ihr und ich das jetzt tun. Ihre Gedanken sind keine Menschengedanken und lassen sich nicht stets in Worte fassen; auch kann ich nicht immer alles begreifen. Sie kennen das Wetter und kennen auch Furcht, aber diese Zeichen sind so klar, daß wir sie auch selbst erkennen. Darüber hinaus ist es nur etwas so Auffälliges wie ein großer Trupp von Männern zu Fuß und zu Pferde, das überhaupt ihre Aufmerksamkeit erregt. Solange der Mensch sie nicht jagt, achten sie wenig auf uns.«

Deornoth merkte, daß er sie anglotzte, und wandte den Blick ab. Er glaubte fest, daß sie mehr konnte, als nur mit Vögeln zu reden – er erinnerte sich an das geflügelte Wesen, das ihm damals im Wäldchen über dem Stefflod den Schlag versetzt hatte –, aber er wußte, daß es keinen Sinn hatte, jetzt von dieser Geschichte anzufangen. Mehr als das, wurde ihm plötzlich klar, es war undankbar und ungezogen. Geloë hatte sich als treue Verbündete und hilfreiche Freundin erwiesen. Warum mißgönnte er ihr die Geheimnisse, die so offensichtlich ein Teil ihres Lebens waren?

»Ich meine, Valada Geloë hat recht, Herr«, warf er ruhig ein. »Sie hat uns immer wieder gezeigt, daß sie eine wertvolle Bundesgenossin ist. Wichtig ist jetzt nur die neue Nachricht, die sie bringt.«

Josua betrachtete ihn kurz und nickte dann zustimmend. »Also gut. Geloë, haben Eure gefiederten Freunde eine Vorstellung, wie viele Männer es sind und wie schnell sie vorankommen?«

Sie überlegte. »Ich würde sagen, daß es eine Zahl in den Hunderten ist, Josua, obwohl ich das nur vermuten kann. Vögel zählen auch nicht wie wir. Und wann sie hier sein werden – nun, sie scheinen keine große Eile zu haben, aber ich wäre nicht überrascht, sie im Lauf des nächsten Monats hier zu sehen.«

»Bei Ädons Blut!« fluchte Josua. »Ich wette, daß es Guthwulf und die Erkynwache sind. So wenig Zeit! Ich hatte gehofft, wir könnten uns noch bis zum Frühling auf alles vorbereiten.« Er sah auf. »Seid Ihr sicher, daß sie hierher reiten?«

»Nein«, versetzte Geloë einfach. »Aber wohin sonst?«

Die Furcht, die ihn bei dieser Mitteilung befiel, wurde in Deornoth von einem überraschenden Gefühl von Erleichterung fast verdrängt.

Gewiß, es war nicht das, was sie gewollt hatten, vor allem nicht so bald, aber die Lage war durchaus nicht hoffnungslos. Obwohl ihre Zahl gering war, bestand, solange sie diesen hervorragend zu verteidigenden, überall von Wasser umspülten Felsen halten konnten, zumindest eine kleine Chance, Belagerungstruppen abwehren zu können. Zugleich war dies ihre erste Möglichkeit nach der Zerstörung von Naglimund, einen Gegenschlag gegen Elias zu führen. Deornoth spürte, wie die messerscharfe Schneide der Gewalt ihn berührte. Es konnte doch nicht ganz schlecht sein, wenn man sich die Welt einfach machte, da man anscheinend gar keine andere Wahl hatte. Was hatte Einskaldir immer gesagt? »*Kämpfe und lebe, kämpfe und stirb, Gott wartet auf alle.*« Genauso war es. Einfach.

»So«, meinte Josua nach einer Weile. »Wir sitzen zwischen einem bitteren neuen Sturm und meines Bruders Heer in der Falle.« Er schüttelte den Kopf. »Wir müssen uns verteidigen, etwas anderes gibt es nicht. Kaum haben wir diesen Zufluchtsort gefunden, müssen wir auch schon wieder kämpfen und sterben.« Er stand auf, beugte sich über seine Frau und küßte sie.

»Wohin gehst du?« Vara hob die Hand und strich ihm über die Wange. Sie sah ihn nicht an. »Warum gehst du fort?«

Josua seufzte. »Ich wollte nach Simon sehen und mit ihm reden. Danach möchte ich ein Stück Spazierengehen und nachdenken.«

Er schritt hinaus in die Nacht und den raschen Wind.

Im Traum saß Simon auf einem massiven, aus glattem weißem Stein gehauenen Thron. Sein Thronsaal war jedoch kein wirklicher Saal, sondern eine große Fläche mit steifem, grünem Rasen. Der Himmel darüber war so unnatürlich blau und ohne Tiefe wie eine bemalte Schale. Ein gewaltiger Ring von Höflingen umgab Simon; wie der Himmel, so schien auch ihr Lächeln starr und falsch zu sein.

»*Der König bringt Wiedergeburt!*« rief jemand. Die erste aus der Reihe der Höflinge trat vor den Thron. Es war eine graugekleidete Frau mit

dunklen Augen und langem, glattem Haar; es lag etwas schrecklich Vertrautes in ihren Zügen. Sie setzte eine aus Blättern und Gräsern geflochtene Puppe vor ihn hin, trat zurück und war, obwohl es weit und breit keinerlei Versteck gab, verschwunden. Die nächste Person trat an ihre Stelle. Es wurde »*Wiedergeburt!*« geschrien und »*Rette uns!*« Simon wollte ihnen sagen, daß er nicht die Macht dazu besaß, aber die verzweifelten Gesichter ließen nicht ab, an ihm vorbeizuziehen, unaufhörlich und voneinander nicht zu unterscheiden wie die Speichen eines sich drehenden Rades. Der Stoß ihrer Opfergaben wuchs. Es gab andere Puppen, sommergelbe Weizengarben und Blumensträuße, deren bunte Blütenblätter so künstlich wirkten wie der blauangestrichene Himmel. Obstkörbe und Käselaibe stellte man vor ihn hin, sogar Tiere von den Bauernhöfen, Ziegen und Kälber, deren Blöken die aufdringlichen Stimmen noch übertönte.

»*Ich kann euch nicht helfen!*« rief Simon. »*Es gibt keine Möglichkeit!*«

Aber der endlose Strom der Gesichter riß nicht ab. Das Schreien und Stöhnen wurde immer lauter, ein Ozean des Flehens, der Simons Ohren weh tat. Als er wieder nach unten schaute, entdeckte er, daß jemand ein Kind auf die überquellende Masse der Opfergaben gelegt hatte wie auf eine Totenbahre. Es hatte ein düsteres Gesicht und große Augen.

Gerade wollte Simon die Arme nach ihm ausstrecken, als sein Blick auf die Puppe fiel, die man ihm zuerst geschenkt hatte. Sie verfaulte vor seinen Augen, wurde schwarz und zerfiel, bis nur noch ein Fleck auf dem obszön grellen Gras übrigblieb. Auch die anderen Opfergaben veränderten sich. Sie verwesten mit grausiger Schnelligkeit – die Früchte bekamen dunkle Stellen und Vertiefungen und schienen dann fast zu schäumen, als sich eine Decke aus Schimmel über sie legte. Die Blumen verdorrten zu ascheähnlichen Flocken, der Weizen schrumpfte zu grauem Staub. Voller Grauen beobachtete Simon, wie selbst die angepflockten Tiere zerfielen, aufquollen und in wenigen Herzschlägen von einer wimmelnden Masse sich krümmender weißer Maden skelettiert wurden.

Simon wollte hastig vom Thron springen, aber der sonderbare Sitz fing an, unter ihm zu bocken, wegzurutschen und sich aufzubäumen wie bei einem Erdbeben. Er stürzte mit den Knien in den Unrat. Wo war das Kind? Wo? Es würde vergehen wie alles andere, zu Fäulnis zerbröckeln, wenn er es nicht rettete! Er warf sich nach vorn und wühlte in dem faulenden, stinkenden Kompost, der sein Gabenhaufen gewesen war. Aber da war keine Spur von dem Kind – wenn dort nicht etwas Goldenes blinkte, ganz

tief unten … Simon bohrte sich in die schwarze Masse, bis sie ihn auf allen Seiten umgab, ihm die Nase verstopfte und die Augen füllte wie Friedhofserde. War das Gold, was dort aus dem Schatten glänzte? Er mußte tiefer graben. Hatte das Kind nicht ein goldenes Armband getragen? Oder war es ein Ring gewesen, ein goldener Reif? Tiefer. Das Atmen fiel ihm so schwer…

Er erwachte im Finstern. Nach kurzer Panik kämpfte er sich unter seinem Mantel hervor und rollte zum Zelteingang. Dort löste er mit unbeholfenen Fingern die Klappe, um nach den wenigen Sternen zu sehen, die nicht von Wolken verdeckt waren. Langsam hörte sein Herz auf zu hämmern. Er befand sich in dem Zelt, das er mit Binabik teilte. Geloë, Strangyeard und der Troll hatten ihm geholfen, von der Sternwarte dorthin zu stolpern. Als sie ihn auf seinen Strohsack gelegt hatten, war er sofort eingeschlafen und hatte einen merkwürdigen Traum gehabt. Aber da war doch noch ein anderer Traum gewesen – die Reise auf der Traumstraße, ein Schattenhaus und dann ein Geisterschiff? Es fiel ihm schwer, sich zu erinnern, was zu welchem Traum gehört hatte. Sein Kopf war schwer und benommen.

Simon steckte die Nase ins Freie und atmete die kalte Luft ein, in tiefen Zügen wie Wein. Allmählich wurden seine Gedanken wieder klar. Sie waren zusammen zur Sternwarte gegangen, um auf der Traumstraße zu wandern, hatten jedoch Miriamel nicht gefunden. Das war das eigentlich Wichtige, viel wichtiger als Alpträume von Puppen, Kindern und goldenen Ringen. Sie hatten versucht, mit Miriamel Verbindung aufzunehmen, aber irgend etwas hatte sie daran gehindert, genau wie Geloë es vorausgesagt hatte. Simon hatte nicht aufgeben wollen. Er hatte vorwärts gedrängt, als die anderen zurückblieben, und war beinahe in etwas Übles hineingeraten – etwas wirklich sehr Übles.

Aber ich hatte sie fast gefunden! Fast! Ich weiß, ich könnte es schaffen, wenn ich es nochmals versuchte!

Doch sie hatten Geloës letzte Kräuter verbraucht, und die Zeit, in der man auf der Traumstraße gehen konnte, war ohnehin fast vorbei. Er würde nie mehr die Möglichkeit haben – es sei denn…

Die Idee – eine erschreckende, kluge Idee – begann sich gerade erst zu entwickeln, als er aus seiner Gedankenversunkenheit aufgeschreckt wurde.

»Ich bin überrascht, Euch wach zu finden.« Die Lampe in Josuas Hand tauchte sein schmales Gesicht in gelbes Licht. »Binabik sagte mir, er habe

Euch schlafend zurückgelassen.«

»Ich bin eben erst aufgewacht, Hoheit.« Simon wollte aufstehen, verhedderte sich in der Zeltklappe und wäre um ein Haar wieder hingefallen.

»Ihr solltet Euch lieber hinlegen. Der Troll sagte, Ihr hättet Euch in großen Schwierigkeiten befunden. Ich verstehe nicht viel von dem, was Ihr vier getan habt, aber genug, um zu wissen, daß Ihr ins Bett gehört.«

»Es geht mir gut.« Wenn der Prinz ihn für kränklich hielt, würde er ihm nie gestatten, mit den anderen mitzugehen. Simon hatte keine Lust, von künftigen Unternehmungen ausgeschlossen zu bleiben. »Wirklich. Es war nur eine Art Alptraum. Ich fühle mich wohl.«

»Hm.« Josua betrachtete ihn zweifelnd. »Wenn Ihr meint. Nun, dann kommt mit – begleitet mich ein Stück. Vielleicht könnt Ihr danach um so besser schlafen.«

»Begleiten?« Simon verfluchte sich innerlich. Gerade jetzt, wo er brennend gern allein sein wollte, hatte ihm sein törichter Stolz wieder einmal eine Falle gestellt. Immerhin, es bot sich die Möglichkeit, mit Josua zu reden.

»Ja, nur ein kleiner Gang über den Gipfel. Holt Euch aber etwas zum Anziehen. Binabik würde mir nie verzeihen, wenn Ihr Euch in meiner Gesellschaft einen Schnupfen holtet.«

Simon kroch zurück ins Zelt und fand seinen Mantel. Eine Zeit lang gingen sie schweigend nebeneinander her. In den Trümmern des Sesuad'ra spiegelte sich unheimlich das Licht von Josuas Lampe.

»Ich würde Euch gern helfen, Prinz Josua«, begann Simon endlich. »Ich möchte das Schwert Eures Vaters zurückholen.«

Josua antwortete nicht. »Wenn Ihr Binabik mit mir gehen laßt, wird niemand uns bemerken. Wir sind zu unbedeutend, um die Aufmerksamkeit des Königs auf uns zu lenken. Wir haben Euch *Dorn* gebracht, wir können Euch auch Hellnagel bringen.«

»Es kommt ein Heer«, sagte der Prinz. »Anscheinend hat mein Bruder erfahren, daß wir entkommen sind, und will seine frühere Nachlässigkeit gutmachen.«

Als Josua berichtete, was er von Geloë erfahren hatte, merkte Simon, wie ein überraschendes Gefühl von Befriedigung in ihm aufstieg. Also konnte man ihm doch die Möglichkeit, etwas zu tun, nicht verweigern! Gleich darauf dachte er an die Frauen, Kinder und alten Leute, die in Neu-

Gadrinsett eine neue Heimat gefunden hatten, und schämte sich über seine Freude. »Was können wir tun?« fragte er.

»Wir warten.« Vor der dunklen Masse des Hauses der Wasser blieb Josua stehen. In der verfallenen Steinrinne zu ihren Füßen plätscherte ein schwarzes Bächlein. »Es steht uns kein anderer Weg mehr offen. Wir warten und treffen unsere Vorbereitungen. Wenn Guthwulf, oder wer sonst diese Truppen anführt – es könnte sogar mein Bruder selbst sein –, hierherkommt, werden wir kämpfen und unsere neue Heimat verteidigen. Verlieren wir … nun, dann ist alles aus.« Der Gipfelwind hob ihre Mäntel und zupfte an ihrer Kleidung. »Sollte Gott uns einen Sieg schenken, werden wir versuchen, einen Vorstoß zu unternehmen und das Beste daraus zu machen.«

Der Prinz ließ sich auf einem eingestürzten Mauerstück nieder und winkte Simon, sich zu ihm zu setzen. Er stellte die Lampe hin. Riesengroß fielen ihre Schatten auf das Haus der Wasser. »Wir müssen unser Leben jetzt von Tag zu Tag leben und dürfen nicht zu weit vorausplanen, sonst verlieren wir auch das wenige, das wir noch besitzen.«

Simon starrte in die tanzende Flamme. »Und was ist mit dem Sturmkönig?«

Josua schlug den Mantel enger um sich. »Ich weiß nicht – es ist etwas zu Ungeheures. Wir müssen uns an die Dinge halten, die wir verstehen können.« Er wies mit der Hand auf die schlummernde Zeltstadt. »Es sind Unschuldige zu schützen. Ihr seid jetzt ein Ritter, Simon. Das ist Eure beschworene Aufgabe.«

»Ich weiß, Prinz Josua.«

Der Ältere schwieg eine Weile. »Außerdem muß ich jetzt an mein eigenes Kind denken«, sagte er dann. Sein grimmiges Lächeln war eine winzige Bewegung im Glühen der Lampe. »Hoffentlich wird es ein Mädchen.«

»Warum?«

»Früher, als junger Mann, wünschte ich mir als erstes Kind immer einen Sohn.« Josua hob das Gesicht zu den Sternen. »Ich träumte von einem Sohn, der das Lernen und die Gerechtigkeit lieben und keinen meiner Fehler haben würde.« Er schüttelte den Kopf. »Aber jetzt hoffe ich, daß unser Kind ein Mädchen ist. Denn wenn wir verlören und er überlebte, würde man einen Sohn von mir jagen bis an sein Ende. Elias könnte ihn nicht am Leben lassen. Und wenn wir auf irgendeine Art und Weise gewönnen…« Er verstummte.

»Ja?«

»Wenn wir gewönnen und ich den Thron meines Vaters einnähme, dann müßte ich eines Tages meinen Sohn fortschicken, um etwas zu tun, das ich nicht tun konnte – etwas Gefährliches und Ruhmvolles. So ziemt es sich für Könige und ihre Söhne. Und ich würde keinen Schlaf mehr finden und immer auf die Nachricht warten, daß man ihn getötet hätte.« Er seufzte. »Das ist es, was ich am Herrschen und Königsein hasse, Simon. Es sind lebende, atmende Menschen, mit denen ein Prinz das Spiel der Staatskunst spielt. Ich habe Euch, Binabik und die anderen gefährdet – Euch, die Ihr fast noch ein Kind wart. Ja, ich weiß, daß Ihr jetzt ein junger Mann seid; wer hat Euch schließlich zum Ritter geschlagen? Aber das mindert die Vorwürfe nicht, die ich mir mache. Durch Ädons Gnade habt Ihr es überlebt, daß ich auf Euch aufmerksam wurde – manche von Euren Gefährten waren nicht so glücklich.«

Simon zögerte einen Augenblick, bevor er antwortete. »Aber auch ein Mädchen ist nicht davor geschützt, in einen Krieg hineingezogen zu werden, Prinz Josua. Denkt an Prinzessin Miriamel. Denkt an Eure Gemahlin, die Herrin Vara.«

Josua nickte trübe. »Ich fürchte, Ihr habt recht. Und nun wird es neue Kämpfe geben, einen neuen Krieg, und es werden noch mehr hilflose Menschen sterben.« Er versank in Grübeln, bis er plötzlich erschrocken auffuhr. »Elysia, Mutter Gottes, das ist eine hervorragende Arznei für jemanden, der an Alpträumen leidet!« Er grinste beschämt. »Binabik wird mir den Kopf abreißen – erst entführe ich ihm sein Mündel und dann rede ich nur von Tod und Elend!« Er legte Simon einen kurzen Moment den Arm um die Schultern und stand dann auf. »Ich werde Euch zum Zelt zurückbringen. Der Wind wird allmählich unangenehm.«

Als der Prinz sich bückte, um die Lampe aufzuheben, betrachtete Simon seine hageren Züge und empfand eine Art schmerzhafter Liebe für Josua, eine Liebe, in die sich Mitleid mischte. Er fragte sich, ob alle Ritter ihren Gebietern wohl solche Gefühle entgegenbrachten. Wäre Simons eigener Vater Eahlferend, wenn er noch lebte, wohl ebenso streng und doch gütig wie Josua? Hätte er mit Simon über Dinge wie diese gesprochen?

Und das Wichtigste, dachte Simon, während die beiden durch das wehende Gras wanderten: wäre Eahlferend stolz auf seinen Sohn?

Sie sahen Qantaqas funkelnde Augen, bevor sie Binabik erkannten – eine kleine dunkle Gestalt vor dem Zelteingang.

»Ah, gut«, bemerkte der Troll. »Ich war, ich muß es gestehen, voller Besorgtheit, als ich dich gegangen fand, Simon.«

»Es ist meine Schuld, Binabik. Wir haben uns unterhalten.« Josua wandte sich zu Simon. »Ich lasse Euch in guten Händen. Schlaft wohl, junger Ritter.« Er nahm lächelnd Abschied.

»Nun«, erklärte Binabik streng, »ist es zurück ins Bett, wohin du wandeln solltest.« Er ließ Simon ins Zelt vorangehen und folgte ihm. Der junge Ritter legte sich hin und unterdrückte ein Stöhnen. Wollte denn heute nacht ganz Neu-Gadrinsett mit ihm Gespräche führen?

Sein Ächzen wurde laut, als Qantaqa, die mit hereingeschlüpft war, ihm mitten auf den Magen trat.

»Qantaqa! *Hinik aia!*« Binabik gab der Wölfin einen Klaps. Brummend trollte sie sich rückwärts durch die Türklappe. »Jetzt, Zeit zum Schlafen.«

»Du bist doch nicht meine Mutter«, murmelte Simon. Wie sollte er seine Idee je in die Tat umsetzen, wenn Binabik ihn nicht allein ließ? »Gehst du auch schlafen?«

»Ich kann nicht.« Binabik holte einen zweiten Mantel und breitete ihn über Simon. »Ich bin heute nacht mit Sludig auf Wache. Wenn sie vorbei ist, werde ich mit leisem Fuß ins Zelt zurückkehren.« Er hockte sich neben Simon. »Wünschst du dich eine Weile zu unterhalten? Hat dir Josua von den bewaffneten Männern erzählt, die auf dem Weg zu uns sind?«

»Ja.« Simon heuchelte ein Gähnen. »Laß uns morgen darüber reden. Jetzt, wo du es sagst, merke ich auch, daß ich schläfrig bin.«

»Du hast einen Tag von großer Schwierigkeit gehabt. Die Traumstraße war trügerisch, wie Geloë uns warnte.«

Simons Wunsch, seinen Plan auszuführen, wich für einen Augenblick der Neugier. »Was war das, Binabik – dieses Ding auf der Traumstraße? Wie ein Sturm, mit Funken darin? Hast du es auch gesehen?«

»Geloë weiß es nicht, und ich bin ebenfalls unwissend. Eine Störung, so nannte sie es. Sturm, das ist ein gutes Wort, denn mich dünkt, es war wie eine Art Unwetter auf der Traumstraße. Doch woher es kam, darüber kann man nur Vermutungen ausdenken. Und selbst das Vermuten ist nicht gut bei Nacht und Dunkelheit.« Er stand auf. »Schlaf wohl, Simon-Freund.«

»Gute Nacht, Binabik.« Er hörte, wie der Troll das Zelt verließ und nach Qantaqa pfiff. Dann blieb er lange still liegen und zählte zweihundert Herzschläge ab, bevor er unter den schützenden Mänteln hervorkroch und sich auf die Suche nach Jirikis Spiegel begab.

Er fand ihn in den Satteltaschen, die Binabik von Heimfinderin gerettet hatte. Darin steckte auch der Weiße Pfeil. Außerdem entdeckte er einen schweren, verschnürten Beutel, mit dem er zunächst nichts anzufangen wußte. Er wog ihn in der Hand und versuchte vergeblich, die Verschlußschnur aufzuknoten. Plötzlich fiel es ihm wieder ein: Aditu hatte ihm den Beutel beim Abschied gegeben und erklärt, Amerasu schicke ihn Josua. Neugierig überlegte Simon einen Moment, ob er den Beutel mitnehmen und an einem ungestörten Ort öffnen sollte, aber er stand unter Zeitdruck. Vielleicht kam Binabik früher als erwartet wieder; es war besser, wenn er Simon schalt, weil er weggegangen war, als daß er ihn zurückhielt, bevor der Junge die Chance gehabt hatte, seine Idee auszuprobieren. Unwillig schob er den Beutel wieder in die Satteltasche. Später, nahm er sich vor. Danach würde er alles, wie versprochen, dem Prinzen übergeben.

Jetzt wühlte er nur noch das Säckchen mit seinen Feuersteinen hervor und glitt dann aus dem Zelt in die kalte Nacht hinein.

Nur wenig Mondlicht sickerte durch die Wolken, aber es reichte aus, ihm den Weg zum Gipfel zu zeigen. Ein paar dunkle Gestalten liefen noch in der Zeltstadt herum und erfüllten unbekannte Aufgaben, aber niemand rief Simon an. Bald schon hatte er Neu-Gadrinsett hinter sich gelassen und die Ruinen in der Mitte des Sesuad'ra erreicht.

Die Sternwarte war verlassen. Simon tastete sich durch die Schatten des Innenraums, bis er die Reste von Geloës Feuer fand. Die Asche war noch warm. Er schob ein paar Holzstückchen hinein, die neben der Glut lagen, und bestreute sie mit einer Handvoll Sägespäne aus seinem Säckchen. Mit dem Feuerstein schlug er auf die stumpfe Kante seines Eisens, bis es ihm endlich gelang, einen Funken aufzufangen. Dieser erlosch, ehe Simon ihn zu voller Stärke anfachen konnte. Leise fluchend wiederholte er den mühsamen Vorgang. Endlich gelang es ihm, ein kleines Feuer in Gang zu bringen.

Der geschnitzte Rahmen von Jirikis Spiegel fühlte sich warm an, aber als er die Spiegelfläche selbst gegen die Wange hielt, war sie kalt wie ein Eisblock. Er hauchte sie an, wie er den schwer errungenen Funken angehaucht hatte, und hielt dann den Spiegel vor sein Gesicht.

Seine Narbe hatte etwas von ihrer zornigen Flamme verloren; sie war zu einem rotweißen Strich geworden, der sich vom Auge über die Wange zum Kinn hinabzog. Sie gab ihm, fand er, ein gewisses kriegerisches Aussehen – das Aussehen eines Mannes, der für das gekämpft hat, was gerecht und

ehrenvoll ist. Auch die schneeweiße Strähne in seinem Haar schien ihm einen Anflug von Reife zu verleihen. Sein Bart, den mit den Fingern aufzubauschen er sich bei seinem Blick in den Spiegel nicht enthalten konnte, ließ ihn, wenn schon nicht wie einen Ritter, so doch mehr nach einem jungen Mann als nach einem Knaben aussehen. Was Miriamel wohl denken würde, wenn sie ihn so wiederfand?

Vielleicht werde ich es bald wissen.

Er hielt den Spiegel ein wenig schräg, so daß das Licht des Feuers nur eine Hälfte seines Gesichtes traf und den Rest in rotgetöntem Schatten ließ. Sorgfältig überdachte er, was Geloë über die Sternwarte erzählt hatte: daß sie nämlich einst eine Stätte gewesen war, an der die Sithi einander über große Entfernungen sahen und sprachen. Er versuchte, sich in das hohe Alter und die Stille des Ortes einzuhüllen wie in einen Mantel. Schon einmal hatte er ungewollt Miriamel in diesem Spiegel gefunden. Warum also nicht auch heute, von einem so mächtigen Ausgangspunkt aus?

Während er sein halbiertes Spiegelbild anstarrte, schien der Feuerschein sich zu verändern. Aus dem Flackern wurde ein sanftes Wogen, das sich zu einem regelmäßigen Puls aus scharlachrotem Licht verlangsamte. Das Gesicht im Spiegel löste sich in rauchiges Grau auf. Als er fühlte, wie er darin versank, blieb ihm noch Zeit für einen kurzen, triumphierenden Gedanken.

Und niemand wollte mir das Zaubern beibringen!

Der Spiegelrahmen war verschwunden. Rundum gab es nur noch Grau. Nach alldem, was er an diesem Tag bereits erlebt hatte, schreckte ihn das nicht mehr – er befand sich auf altvertrautem Gebiet. Doch noch während er sich das sagte, fiel ihm jäh etwas ganz anderes ein. Bisher hatte er stets einen Führer und Mitwanderer gehabt. Dieses Mal gab es keine Leleth, die seine Sorgen mit ihm trug, und keine Geloë und keinen Binabik, die ihn zurückholten, wenn er sich zu weit vorwagte. Eine dünne, frostige Furcht begann sein Herz zu überziehen. Simon wehrte sich. Er hatte schließlich den Spiegel schon einmal benutzt, als er Jiriki zu Hilfe rief. Damals war auch niemand bei ihm gewesen. Trotzdem vermutete etwas in ihm, daß ein solcher Hilferuf doch etwas Einfacheres war, als die Straße der Träume im Alleingang zu erkunden.

Aber Geloë hatte gesagt, die Zeit dränge, bald würde die Traumstraße unpassierbar sein. Vielleicht war dies seine letzte Chance, Miriamel zu erreichen, die letzte Möglichkeit, sie zu retten und wieder zu ihm zu führen. Wenn es Binabik und die anderen merkten, würde es ganz

bestimmt die letzte Gelegenheit sein. Er mußte fortfahren. Außerdem würde Miriamel so erstaunt sein, so erfreut und überrascht…

Die graue Leere schien diesmal dichter zu sein. Wenn er überhaupt schwamm, dann in zähflüssigem Schlammwasser. Wie fand man sich hier zurecht, ohne markante Punkte und Zeichen? Simon stellte sich Miriamels Bild vor, so wie er es auf seiner Reise mit den anderen, heute bei Sonnenuntergang, vor Augen gehabt hatte. Diesmal jedoch wollte das Bild nicht fest bleiben. Das waren doch nicht Miriamels Augen? Und ihr Haar hatte doch, selbst als sie es gefärbt hatte, nicht diesen fuchsbraunen Ton gehabt? Er kämpfte mit der widerspenstigen Vision, aber die Züge der verlorenen Prinzessin wollten einfach nicht stimmen. Es fiel ihm sogar schwer, sich zu erinnern, wie sie aussehen *sollten*. Simon kam sich vor, als wollte er aus gefärbtem Wasser ein Buntglasfenster zusammensetzen: die Umrisse zerflossen und liefen ineinander, so sehr er sich auch Mühe gab.

Noch während er sich so anstrengte, begann das Grau ringsum sich zu verwandeln. Man konnte die Veränderung nicht gleich bemerken, aber wenn Simon sich in seinem Körper befunden hätte – etwas, das er sich plötzlich dringend wünschte –, hätten sich seine Nackenhaare aufgestellt, und er hätte eine Gänsehaut bekommen. Etwas war in dieser Leere außer ihm, etwas unvergleichlich viel Größeres als er. Er spürte die Flut seiner Macht gegen sich anbranden; aber im Gegensatz zu dem Traum-Sturm, der ihn das letzte Mal verschlingen wollte, war dieses Etwas mehr als nur hirnlose Energie. Es strahlte Klugheit und bösartige Geduld aus. Simon fühlte sich einer unbarmherzig kalten Beobachtung ausgesetzt, so wie vielleicht ein Schwimmer auf offener See es empfindet, unter dem in schwarzer Tiefe ein großflossiges Ungeheuer dahinzieht.

Seine Einsamkeit schien auf einmal schrecklicher Nacktheit gleichzukommen. Verzweifelt mühte er sich, etwas zu finden, das ihn aus dieser schutzlosen Leere herausziehen könnte.

Er spürte, wie er vor lauter Angst zusammenschrumpfte und wie ein Kerzenflämmchen flackerte. Er wußte nicht, wie er fliehen sollte. Wie kam er nur weg von hier? Er versuchte sich wachzurütteln, aber wie in den Alpträumen seiner Kindheit ließ sich der Bann nicht brechen. Er hatte nicht geschlafen, als er in diesen Traum hineinging, wie also konnte er daraus aufwachen?

Das verschwommene Bild, das Miriamel nicht glich, war nicht verschwunden. Er versuchte, sich darauf zuzuzwingen, um von dem großen langsamen Wesen wegzukommen, das auf ihn lauerte.

Hilfe! schrie er lautlos und fühlte irgendwo am Horizont seiner Gedanken ein Aufflackern des Erkennens. Sofort griff er danach, klammerte sich fest wie ein Schiffbrüchiger an einer Planke. Die neue Verbindung begann ein winziges Stück fester zu werden, aber noch während sie wuchs, streckte das Ding, das die Leere mit ihm teilte, einen weiteren Bruchteil seiner Macht nach ihm aus, gerade soviel, daß er nicht entkommen konnte. Er fühlte einen hämischen, nichtmenschlichen Humor, der sich über sein hoffnungsloses Ringen amüsierte, spürte aber auch, daß das Wesen den Spaß allmählich satt bekam und das Spiel bald beenden würde. Eine Art tödlicher Kraft griff nach ihm und überflutete ihn, eine seelische Kälte, die ihn lähmte, noch während er ein weiteres Mal versuchte, die neue, undeutliche Erscheinung zu erreichen. Diesmal gelang es ihm, sie zu berühren, und über einen grausigen Traumabgrund hinweg hielt er sie fest.

Miriamel? dachte er und betete, daß es stimmte, voller Angst, den schwachen Kontakt zu verlieren. Wer sie auch war, sie schien endlich gemerkt zu haben, daß er da war; aber das Ding, das ihn in seinen Klauen hielt, wartete jetzt nicht länger. Ein schwarzer Schatten legte sich auf ihn und durchdrang ihn, erstickte Licht und Gedanken…

Seoman? Plötzlich war noch jemand bei ihm – nicht das zögernde weibliche Wesen und auch nicht das dunkle, tödliche andere. *Komm zu mir, Seoman!* wurde er gerufen. Komm!

Wärme berührte ihn. Der eisige Griff des anderen preßte ihn sekundenlang noch fester und ließ dann los – nicht etwa besiegt, so entnahm er den zurückweichenden Gedanken, sondern gelangweilt und unwillig, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, wie eine Katze das Interesse an einer Maus verliert, die unter einen Stein rennt. Das Grau kehrte zurück, noch immer ohne Gestalt und Richtung, um plötzlich herumzuwirbeln wie Wolken im Wind. Vor Simon formte sich ein Gesicht, feinknochig und mit Augen wie flüssigem Gold.

»*Jiriki!*«

»*Seoman*«, antwortete der andere und machte ein besorgtes Gesicht.

»*Bist du in Gefahr? Brauchst du Hilfe?*«

»*Ich glaube, ich bin jetzt wieder in Sicherheit.*« Tatsächlich schien die lauernde Gegenwart verschwunden. »*Was war das für ein entsetzliches Wesen?*«

»*Ich bin nicht sicher, was es war, das dich gepackt hielt, aber falls es nicht aus Nakkiga kam, gibt es noch mehr Böses auf der Welt, als selbst*

wir vermutet haben.« Trotz der eigentümlichen Zusammenhanglosigkeit der Traumbilder konnte Simon sehen, daß der Sitha ihn aufmerksam musterte. »*Willst du damit sagen, daß du mich ohne Grund gerufen hast?*«

»*Ich wollte Euch gar nicht rufen*«, gestand Simon, jetzt, nachdem das Schlimmste vorbei war, mit einiger Beschämung. »*Ich suchte Miriamel, die Tochter des Königs, von der ich Euch erzählt habe.*«

»*Ganz allein, auf der Straße der Träume?*« Unter dem Zorn lag eine gewisse kühle Belustigung. »*Törichtes Menschenkind! Wenn ich nicht gerade geruht hätte und darum in deiner Nähe gewesen wäre – in Gedanken, meine ich –, dann weiß nur der Hain, was aus dir geworden wäre.*« Nach einer kleinen Weile wurde das Gefühl, das von ihm ausging, wärmer. »*Trotzdem freue ich mich, daß es dir gutgeht.*«

»*Und ich bin glücklich, Euch zu sehen.*« Das stimmte. Simon merkte erst jetzt, wie sehr er Jirikis ruhige Stimme vermißt hatte. »*Wir sind auf dem Stein des Abschieds – Sesuad'ra. Elias hat Truppen zu uns geschickt. Könnt Ihr uns helfen?*«

Die kantigen Züge des Sitha nahmen einen grimmigen Ausdruck an. »*Jedenfalls nicht in nächster Zeit, Seoman. Du mußt dich selbst in Sicherheit bringen. Mein Vater Shima'onari liegt im Sterben.*«

»*Das … das tut mir leid.*«

»*Als er den Hund Niku'a erschlug, das gewaltigste Tier, das in den Zwingern von Nakkiga je geboren wurde, holte er sich selbst die Todeswunde. Es ist ein weiterer Knoten im allzulangen Strang – eine weitere Blutschuld Utuk'kus und…*«, er zögerte, »*… des anderen. Immerhin, die Häuser sammeln sich. Wenn mein Vater am Ende zum Hain gebracht wird, reiten die Zida'ya wieder in die Schlacht.*« Nach dem Aufblitzen des Zorns vorhin hatte der Sitha zu seinem gewöhnlichen Gleichmut zurückgefunden, aber Simon glaubte darunter Gefühle von Anspannung und Erregung zu erkennen.

Das gab ihm Hoffnung. »*Wollt Ihr Euch nicht Josua anschließen? Mit uns kämpfen?*«

Jiriki krauste die Stirn. »*Ich kann es nicht sagen, Seoman, und ich möchte auch keine leeren Versprechungen machen. Wenn es nach mir geht, dann ja: Zida'ya und Sudhoda'ya sollen ein letztes Mal gemeinsam streiten. Aber es sind viele, die sprechen werden, wenn auch ich spreche, und viele werden eigene Ansichten haben, wie wir vorgehen sollen. Viele hundert Male haben wir das Jahr-Ende getanzt, seit alle Häuser zum Kriegsrat zusammengekommen sind. Schau!*«

Jirikis Gesicht schimmerte und verblaßte. Für kurze Zeit blickte Simon auf eine wolkige Szene, einen gewaltigen Ring silberblättriger Bäume, die aufragten wie hohe Türme. Zu ihren Füßen lagerte ein großes Sithiheer, Hunderte von Unsterblichen in bizarren Rüstungen unterschiedlichster Formen und Farben. Im Licht der Sonnenstrahlen, das durch die Bäume fiel, glitzerten sie und funkelten.

»*Schau. Angehörige aller Häuser haben sich in Jao é-Tinukai'i versammelt. Cheka'iso Bernsteinlocke ist dort und mit ihm Zinjadu, Meisterin der Überlieferungen aus dem versunkenen Kementari, und Yizashi Grauspeer. Selbst Kuroyi, der lange Reiter, ist erschienen, der das Haus der Tanzenden Jahre seit den Tagen von Shi'iki und Senditu nicht mehr besucht hat. Die Verbannten sind zurückgekehrt, und wir werden als ein Volk kämpfen, wie wir es nie mehr getan haben, seit Asu'a fiel. Insofern wenigstens werden Amerasus Tod und das Opfer meines Vaters nicht umsonst gewesen sein.*«

Die Erscheinung des Heers in seinen Rüstungen verschwand, und vor Simon stand wieder Jirikis Gesicht. »*Leider habe ich nur wenig Einfluß auf diese Versammlung der Mächtigen*«, erklärte der Elbenprinz, »*und wir Zida'ya haben viele Verpflichtungen. Ich kann nicht versprechen, daß wir kommen werden, Seoman, aber ich werde mein Bestes tun, meinen eigenen Pflichten dir gegenüber gerecht zu werden. Wenn deine Not groß ist, ruf mich. Du weißt, daß ich tun werde, was in meinen Kräften steht.*«

»*Ich weiß, Jiriki.*« Simon hatte das Gefühl, dem Sitha noch viel mehr erzählen zu müssen, aber in seinem Kopf drehte sich alles. »*Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder.*«

Endlich lächelte Jiriki. »*Wie ich schon einmal gesagt habe, Menschenkind – eine sehr unmagische Weisheit verrät mir, daß wir einander noch begegnen werden. Sei tapfer.*«

»*Ich will es versuchen.*«

Das Gesicht des Sitha wurde ernst. »*Jetzt geh bitte. Wie du selbst herausgefunden hast, sind die Zeugen und die Traumstraße nicht länger zuverlässig – genauer gesagt, sie sind gefährlich. Ich bezweifle auch, daß hier Gesprochenes vor lauschenden Ohren sicher ist. Daß die Häuser sich versammeln, ist kein Geheimnis, wohl aber sind es die Pläne der Zida'ya. Halte dich von diesen Gefilden fern, Seoman.*«

»*Aber ich muß Miriamel finden*«, beharrte Simon.

»*Ich fürchte, du wirst nichts als Unheil finden. Gib es auf. Übrigens ist es gut möglich, daß sie sich vor etwas verbirgt, das sie vielleicht nicht*

finden kann, wenn du ihm nicht unwissentlich den Weg zeigst.«

Schuldbewußt dachte Simon an Amerasu, begriff aber, daß Jiriki ihn nicht daran erinnern, sondern nur warnen wollte. »*Wenn Ihr meint*«, räumte er ein. Dann war eben alles umsonst gewesen.

»*Gut.*« Die Augen des Sitha wurden schmal, und Simon merkte, daß er zu verblassen begann. Plötzlich fiel ihm etwas ein.

»*Aber ich weiß nicht, wie ich zurückkommen soll!*«

»*Ich helfe dir. Leb wohl für jetzt, mein Hikka Staja.*«

Jirikis Züge verschwammen und verflüchtigten sich. Nur schimmerndes Grau blieb zurück. Als selbst diese Leere sich aufzulösen begann, spürte Simon erneut eine hauchleise Berührung, die weibliche Erscheinung, nach der er im Augenblick der Angst gegriffen hatte. War sie die ganze Zeit bei ihnen gewesen? Eine Spionin wie die, vor denen Jiriki ihn gewarnt hatte? Oder doch Miriamel, zwar durch irgend etwas von ihm getrennt, aber doch im Bewußtsein seiner Nähe? Wer war es?

Als er, vor Kälte zitternd, unter der geborstenen Kuppel der Sternwarte wieder zu sich kam, fragte er sich, ob er es je erfahren würde.

VI
Das Grab im Meer

Miriamel war in der kleinen Kabine so viele Male auf und ab gewandert, daß sie fast fühlen konnte, wie sich unter ihren dünnen Schuhen der Dielenboden abtrat.

Sie hatte sich selbst bis zum äußersten aufgestachelt, war bereit gewesen, dem Grafen im Schlaf die Kehle durchzuschneiden. Nun hatte sie auf Gan Itais Anweisung den gestohlenen Dolch versteckt und wartete, ohne zu wissen, auf was. Sie zitterte am ganzen Körper, nicht mehr nur vor Zorn und ohnmächtiger Wut – auch die nagende Furcht, die sie mit Hilfe der Vorstellung, es würde ja alles schnell vorbei sein, zurückgedrängt hatte, war wieder da. Wie lange konnte es noch dauern, bis Aspitis merkte, daß man ihm sein Messer entwendet hatte? Und würde es auch nur einen Augenblick dauern, bis er Verdacht gegen die offensichtlich Schuldige schöpfte? Dieses Mal würde er auf der Hut und auf alles gefaßt sein, wenn er zu ihr kam; anstelle der Fesseln, die Scham und Gesellschaft ihr auferlegten, würde sie bei ihrer bevorstehenden Hochzeit Ketten tragen, so greifbar wie Cadrachs Bande.

Im Hin- und Hergehen betete sie zur gesegneten Elysia und zu Usires um Hilfe, freilich in der beiläufigen Art, in der man sich an betagte Verwandte wendet, die längst taub und stumpfsinnig geworden sind. Sie war sich ziemlich sicher, daß alles, was ihr auf diesem dahintreibenden Schiff widerfuhr, für einen Gott, der von vornherein zuließ, daß sie in solches Elend geriet, kaum von Interesse war.

Zweimal hatte sie einen Fehler gemacht. Nach einer Kindheit im Kreise von Schmeichlern und Lakaien war sie überzeugt gewesen, der einzige Weg zu einem lebenswerten Leben bestehe darin, sich nur auf sich selbst zu verlassen, gegen jedes Hindernis anzukämpfen und sich durch niemanden von Dingen abhalten zu lassen, die ihr wichtig schienen. Aber es war genau dieser Kurs, der sie in ihre jetzige üble Lage geführt hatte. Im festen Glauben, sie allein könne etwas dazu tun, den Lauf des Schicksals

zu ändern, war sie aus der Burg ihres Onkels geflohen. Aber die trügerischen Gezeiten der Zeit und der Geschichte hatten nicht auf sie gewartet, und genau das, was sie verhindern wollte, war eingetreten – Naglimund gefallen, Josua besiegt. Ihr Leben war sinnlos geworden. So war es ihr am klügsten vorgekommen, den Kampf einzustellen, den hartnäckigen Widerstand ihres ganzen bisherigen Daseins aufzugeben und sich einfach treiben zu lassen. Doch dieser Plan hatte sich als ebenso unklug erwiesen wie der erste, denn ihre eigene Trägheit hatte Aspitis in ihr Bett gebracht und würde sie nun bald zu seiner Gemahlin machen. Eine Zeit lang hatte diese Erkenntnis Miriamel in neue Unbesonnenheit gestürzt – sie würde Aspitis töten und danach vermutlich von seinen Männern umgebracht werden –, kein unsicheres Vorantasten auf einem Mittelweg, keine komplizierte Verantwortung. Aber daran hatte Gan Itai sie gehindert, und nun trieb und kreiste sie vor sich hin wie die *Eadne-Wolke*, die müßig im von keinem Wind bewegten Wasser plätscherte.

Es war eine Stunde der Entscheidung wie jene, von der Miriamels Lehrer ihr einst erzählt hatten – wie damals, als Pelippa, verwöhnte Gattin eines Edelmannes, sich entscheiden mußte, ob sie ihren Glauben an den verurteilten Usires bekennen wollte. Die Bilder in ihrem Kindergebetbuch standen Miriamel noch deutlich vor Augen. Die kleine Prinzessin war vor allem von der Silberfarbe fasziniert gewesen, mit der Pelippas Kleid gemalt war. An Pelippa selbst hatte sie dabei kaum gedacht, so wenig wie an die anderen, wirklichen Menschen, von denen die Legenden erzählten, die in Geschichten vorkamen, die auf Wände gemalt waren. Erst vor kurzem war es ihr in den Sinn gekommen, sich danach zu fragen, wie es solchen Leuten zumute gewesen sein mußte. Waren auch die kriegführenden Könige, unsterblich gemacht auf den Sancellanischen Wandteppichen, so in ihren Hallen aus grauer Vorzeit auf und ab gegangen und hatten sich unter Qualen den Kopf darüber zerbrochen, wie sie sich entscheiden sollten – ohne sich groß darum zu kümmern, was wohl die Menschen späterer Jahrhunderte davon halten würden? Hatten sie nicht vielmehr die kleinen Dinge des Alltags geordnet und ein Muster zu finden versucht, das ihnen vielleicht zu einer weisen Wahl verhalf?

Während das Schiff sanft vor sich hin schaukelte und am Himmel die Sonne emporstieg, marschierte Miriamel durch die Kabine und grübelte. Es mußte doch einen Weg geben, wie man kühn, aber nicht unklug handeln, biegsam sein könnte, aber nicht formbar und nachgiebig wie Kerzenwachs. Lag nicht in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen

doch noch ein Weg zum Überleben? Und wenn ja, konnte sie sich so ein Leben einrichten, das lohnte?

Im Lampenlicht ihrer Kabine, versteckt vor der Sonne, brütete Miriamel. Sie hatte in der letzten Nacht kaum geschlafen und bezweifelte, daß sie in der kommenden Nacht Schlaf finden würde … falls sie sie überhaupt erlebte.

Als das Klopfen an ihrer Tür endlich kam, war es ganz leise. Miriamel hatte geglaubt, soweit gefaßt zu sein, daß sie selbst Aspitis gegenübertreten könnte, aber als sie nach dem Türgriff tastete, zitterten ihre Finger.

Es war Gan Itai, aber einen Moment lang dachte Miriamel, es müsse eine andere Niskie an Bord gekommen sein, so sehr hatte sich die Seewächterin verändert. Ihre goldbraune Haut wirkte fast grau. Das Gesicht war schlaff und verhärmt, und die eingesunkenen, rotgeränderten Augen schienen Miriamel aus weiter Ferne anzustarren. Die Niskie hatte sich eng in ihren Mantel gehüllt, als fürchte sie, sich sogar in der drückenden, feuchten Luft, die den Sturm ankündigte, zu erkälten.

»Ädon erbarm dich!« Miriamel zog sie in die Kabine und schob die Tür zu. »Gan Itai! Seid Ihr krank? Was ist mit Euch geschehen?« Aspitis mußte den Diebstahl bemerkt und auf dem Weg zu ihr sein – natürlich –, nur das konnte der Grund sein, daß die Niskie so furchtbar aussah. Miriamel reagierte mit einer gewissen kalten Erleichterung auf diese Erkenntnis.

»Kann ich etwas für Euch tun? Einen Schluck Wasser?«

Gan Itai hob die wettergegerbte Hand. »Ich brauche nichts. Ich habe … nachgedacht.«

»Nachgedacht? Was meint Ihr?«

Die Niskie schüttelte den Kopf. »Unterbrich mich nicht, Mädchen. Ich muß dir ein paar Dinge erklären. Auch ich habe meinen Entschluß gefaßt.« Sie ließ sich so schwer auf das Bett sinken, als sei sie über Nacht um vierzig Jahre gealtert. »Erstens – weißt du, wo das Landungsboot liegt?«

Miriamel nickte. »Etwa mittschiffs, auf der Steuerbordseite. Es hängt vertäut an der Winde.« Wenigstens hatte sie den Vorteil, den größten Teil ihres jungen Lebens unter Schiffervolk verbracht zu haben.

»Gut. Geh heute nachmittag dorthin, wenn du sicher bist, daß niemand dich beobachtet. Versteck diese Sachen dort.« Die Niskie lüftete ihren Mantel und ließ verschiedene Bündel auf das Bett gleiten. Vier davon

waren prallgefüllte Wasserschläuche, zwei weitere in Sackleinen verschnürte Pakete. »Brot, Käse und Wasser«, sagte Gan Itai. »Und ein paar Angelhaken aus Knochen, damit du vielleicht Fische fangen und die Vorräte ergänzen kannst. Dazu noch verschiedene andere Kleinigkeiten, die sich als nützlich erweisen könnten.«

»Was soll das bedeuten?« Miriamel schaute die alte Frau an. Noch immer sah Gan Itai aus, als drücke sie eine furchtbare Last, aber ihre Augen hatten etwas von ihrer Trübung verloren. Sie glitzerten.

»Es bedeutet, daß du fliehen wirst. Ich kann nicht dasitzen und tatenlos zusehen, wie man dir eine solche Schlechtigkeit aufzwingt. Ich wäre kein wahres Kind des Seefahrers mehr!«

»Aber es ist unmöglich!« Miriamel wehrte sich gegen die jäh aufkeimende, unsinnige Hoffnung. »Selbst wenn es mir gelänge, das Schiff zu verlassen, hätte Aspitis mich in wenigen Stunden aufgespürt. Lange, bevor ich an Land sein kann, wird der Wind wieder wehen. Glaubt Ihr, ich könnte in ein paar Dutzend Meilen leerer See verschwinden oder schneller rudern, als die *Eadne-Wolke* segelt?«

»Schneller rudern, als sie segelt? Nein.« Eigentümlicher Stolz lag in Gan Itais Augen. »Natürlich nicht. Sie ist geschwind wie ein Delphin. Aber das Wie … das überlaß mir, Kind. Es gehört zu *meiner* Pflicht. Du hast aber auch noch eine Aufgabe.«

Miriamel schluckte ihre Einwendungen hinunter. Unbesonnenes, hartnäckiges Drängen hatte ihr in der Vergangenheit wenig Nutzen gebracht. »Und was wäre das?«

»Im Laderaum liegen in einem der Fässer an der Steuerbordwand Werkzeuge und andere Metallgegenstände unter einer Schicht von Öl. Das Faß ist beschriftet, hab also keine Angst, daß du es nicht findest. Steig nach Sonnenuntergang dort hinunter, hol Hammer und Meißel aus dem Faß und zerbrich Cadrachs Ketten. Er muß dann so tun, als seien sie noch ganz, für den Fall, daß jemand kommt.«

»Seine Ketten zerschlagen? Aber das ganze Schiff wird mich hören.« Plötzliche Müdigkeit ergriff sie. Schon jetzt war klar, daß der Plan der Niskie auf keinen Fall Erfolg haben könnte.

»Wenn meine Nase mich nicht trügt, muß der Sturm bald da sein. Ein Schiff auf See erzeugt bei starkem Wind eine Vielzahl von Geräuschen.« Sie hob die Hand, um weiteren Fragen zuvorzukommen. »Tu nur, was ich sage. Danach verlaß den Laderaum und geh in deine Kabine oder auch an einen anderen Ort, *aber laß dich nicht einsperren*.« Sie winkte

beschwörend mit den langen Fingern. »Selbst wenn du Krankheit oder einen Anfall von Wahnsinn vortäuschen mußt – laß nicht zu, daß jemand einen Riegel zwischen dich und die Freiheit schiebt.«

Die goldenen Augen bohrten sich in ihre eigenen, bis Miriamel alle Zweifel schwinden fühlte.

»Gut«, antwortete sie. »Ich werde es tun.«

»Dann, um Mitternacht, wenn der Mond genau *hier* steht«, die Niskie deutete auf einen Punkt an der Decke, als stünden sie unter freiem Himmel, »hol deinen gelehrten Freund und hilf ihm ins Landungsboot. Ich werde dafür sorgen, daß ihr eine Chance habt, es zu Wasser zu lassen.« Sie blickte auf, als sei ihr plötzlich noch etwas eingefallen. »Beim Unerforschten, Mädchen, achte darauf, daß die Ruder im Boot liegen! Überzeug dich davon, wenn du die Lebensmittel und das Wasser versteckst.«

Miriamel nickte. Die Entscheidung war gefallen. Sie würde ihr Bestes tun, um am Leben zu bleiben, aber wenn sie versagte, würde sie nicht gegen das Unvermeidliche kämpfen. Selbst wenn sie verheiratet waren, konnte Aspitis sie nicht gegen ihren Willen zum Leben zwingen. »Und was werdet Ihr tun, Gan Itai?« fragte sie.

»Was ich tun muß.«

»Aber es war kein Traum!« Tiamak wurde langsam wütend. Was mußte er denn noch anstellen, um diesen langen Kerl von Rimmersmann zu überzeugen! »Es war Geloë, die Weise Frau vom Aldheorte Wald. Sie sprach durch ein Kind zu mir, das mir in letzter Zeit in sämtlichen Träumen erschienen ist. Ich habe von solchen Dingen gelesen. Sie sind ein Teil der *Kunst*, ein Weg für Eingeweihte.«

»Beruhigt Euch, Mann. Ich habe ja nicht gesagt, Ihr hättet es Euch nur eingebildet.« Isgrimnur wandte den Blick von dem alten Mann ab, der geduldig auf die nächste Frage wartete, die der Herzog ihm stellen würde. Obwohl er nicht antworten konnte, schien der einstige Camaris an Isgrimnurs Aufmerksamkeit eine stille, kindliche Freude zu haben und konnte stundenlang dasitzen und ihn anlächeln. »Ich habe von dieser Geloë gehört. Ich *glaube* Euch, Mann. Und wenn wir von hier weggehen, ist Euer Abschiedsstein ein durchaus vernünftiges Reiseziel – ich habe gehört, daß Josuas Lager ungefähr dort liegen soll, wo Ihr auch den Stein annehmt. Aber zunächst kann ich mich von keinem Traum, so dringlich er auch scheint, hier weglocken lassen.«

»Warum?« Tiamak wußte selbst nicht, warum es so wichtig war, daß sie sofort aufbrachen. Er wußte nur, daß er es satt hatte, sich unnütz vorzukommen. »Was können wir hier noch ausrichten?«

»Ich warte auf Miriamel, Prinz Josuas Nichte«, erklärte der Rimmersmann. »Dinivan hat mich zu dieser gottverlassenen Herberge geschickt. Vielleicht hat er auch ihr gesagt, sie sollte sich dorthin begeben. Und da es meine beschworene Pflicht ist, sie zu finden, und ich ihre Spur verloren habe, muß ich zumindest eine Zeit lang hier, wo die Fährte endet, ausharren.«

»Wenn er sie aber hergeschickt hat, wieso ist sie dann nicht hier?«

Tiamak merkte selbst, daß es streitsüchtig klang, aber er konnte sich nicht beherrschen.

»Vielleicht wurde sie aufgehalten. Zu Fuß ist die Reise sehr lang.« Isgrimnurs Maske der Ruhe fing an zu verrutschen.

»Und jetzt hört auf damit, verdammt! Ich habe Euch alles gesagt, was ich sagen kann. Wenn Ihr gehen wollt, geht. Ich halte Euch nicht auf.«

Tiamaks Mund schnappte hörbar zu. Der Wranna drehte sich um und humpelte traurig zu dem Bündel mit seinen Habseligkeiten. Unentschlossen, ob er wirklich abreisen sollte, begann er darin herumzuwühlen.

Sollte er fortgehen? Es war eine lange Strecke, die sich gewiß leichter zurücklegen ließ, wenn man Gefährten hatte, so kurzsichtig und rücksichtslos sie auch sein mochten. Vielleicht war es ja am besten, sich einfach in das Haus im Banyanbaum zurückzuschleichen, tief im Innern der Marsch, am Rand von Haindorf. Aber dann würden seine Stammesgenossen fragen, was aus dem Auftrag in Nabban geworden war, den er für sie ausführen sollte, und was sollte er, der sie im Stich gelassen hatte, dann antworten?

Du-der-stets-auf-Sand-tritt, betete Tiamak, *hilf mir aus dieser schrecklichen Unentschlossenheit!*

Seine rastlosen Finger berührten dickes Pergament. Er zog das Blatt aus dem verschollenen Buch des Nisses heraus und wiegte es einen Augenblick in den Händen. Diesen kleinen Triumph konnte ihm jedenfalls keiner nehmen. Er, er und kein anderer, hatte das Pergament gefunden. Aber, Traurigkeit aller Traurigkeiten, Morgenes und Dinivan waren nicht mehr da, um es zu bestaunen! Stumm las er.

»Bringt aus Nuannis Felsgarten her
den Blinden, der sehen kann;
findet das Schwert, das die Rose befreit,
am Fuße des Rimmerbaums dann;
sucht in dem Schiff auf der seichtesten See
den Ruf, dessen lauter Schall
euch des Rufers Namen gibt an
in klingendem Widerhall –
– Und sind Schwert, Ruf und Mann
in prinzlicher Rechter,
dann werden auch frei
lang gefangne Geschlechter…«

Er dachte an den halbverfallenen Schrein des Nuanni, auf den er vor ein paar Tagen bei einer seiner Wanderungen gestoßen war. Der schniefende, halbblinde alte Priester hatte ihm wenig Wichtiges erzählen können, obwohl er ganz bereitwillig zu schwatzen anfing, sobald ihm Tiamak ein paar Cintisstücke in seine Opferschale gelegt hatte. Offenbar war Nuanni ein Meergott des alten Nabban gewesen, dessen ruhmreiche Zeit bereits vorbei gewesen war, ehe noch der Emporkömmling Usires auftauchte. Heute glaubten nur noch wenige an den alten Nuanni, versicherte ihm der Priester, und wenn es nicht die winzigen Grüppchen seiner Anhänger gäbe, die sich auf den abergläubischen Inseln noch hielten, so würde kein lebendes Wesen mehr Nuannis Namen kennen, obwohl dieser Gott einst über das Große Grün geherrscht und im Herzen aller Seefahrer die erste Stelle eingenommen hatte. Jetzt aber, vermutete der alte Priester, war sein Schrein wohl der letzte, den es auf dem Festland gab.

Tiamak hatte sich gefreut, daß der Name auf seinem Pergament, ihm mittlerweile längst vertraut, endlich einen Hintergrund bekommen hatte, ohne jedoch weiter nachzudenken. Jetzt überlas er noch einmal die erste Zeile der rätselhaften Reime und fragte sich, ob mit »Nuannis Felsgarten« nicht die in der Bucht von Firannos verstreuten Inseln gemeint sein konnten.

»Was habt Ihr da, Kleiner? Eine Landkarte, ja?« Isgrimnurs Stimme klang, als gebe er sich Mühe, freundlich zu sein, vielleicht um seine barschen Worte von vorhin wieder gutzumachen. Aber Tiamak fiel darauf nicht herein.

»Nichts. Nichts, was Euch angeht.« Eilig rollte er das Pergament zusammen und schob es wieder unter den Haufen seiner wenigen Besitztümer.

»Ihr braucht mir nicht gleich den Kopf abzureißen«, knurrte Isgrimnur. »Kommt, Mann, redet mit mir. Wollt Ihr wirklich fort?«

»Ich weiß nicht.« Tiamak hatte keine Lust, sich umzudrehen und ihn anzusehen. Der Rimmersmann war so groß und stattlich, daß sich der Wranna gegen ihn schrecklich klein vorkam.

»Vielleicht. Aber es ist ein langer Weg für einen einzelnen Mann.«

»Und wie würdet Ihr reisen?« Isgrimnurs Anteilnahme klang echt. Tiamak überlegte. »Wenn ich ohne Euch und ihn ginge, brauchte ich nicht darauf zu achten, unauffällig zu bleiben. Also würde ich den nächsten Weg nehmen, über Land durch Nabban und die Thrithinge. Es wäre ein langer Marsch, aber ich fürchte mich nicht vor Anstrengungen.« Er krauste die Stirn, als ihm sein verletztes Bein einfiel. Vielleicht würde es nie mehr heilen, aber auf jeden Fall war es noch nicht kräftig genug, ihn eine so weite Strecke zu tragen. »Unter Umständen würde ich mir auch einen Esel kaufen«, fügte er hinzu.

»Für einen Mann aus dem Wran sprecht Ihr wirklich ausgezeichnet Westerling«, lächelte Isgrimnur. »Ihr gebraucht Worte, die ich selber nicht kenne.«

»Ich habe es Euch doch erzählt«, versetzte Tiamak steif. »Ich habe in Perdruin bei den ädonitischen Brüdern studiert. Und Morgenes persönlich hat mir vieles beigebracht.«

»Gewiß.« Isgrimnur nickte. »Aber – wenn Ihr also reisen müßtet, *unauffällig* reisen müßtet, sagtet Ihr wohl – wenn Ihr reisen müßtet, ohne daß man Euch bemerkte – was dann? Irgendwelche geheimen Marschtunnel oder dergleichen?«

Tiamak sah auf. Isgrimnur beobachtete ihn aufmerksam. Sofort senkte Tiamak den Blick und verbiß sich mühsam ein Grinsen. Der Rimmersmann wollte ihn hereinlegen, als ob Tiamak ein Kind wäre! Eigentlich war es komisch. »Nun, ich würde wohl fliegen.«

»Fliegen?« Tiamak konnte fast *hören*, wie sich die Züge des Herzogs ungläubig verzerrten. »Seid Ihr verrückt?«

»O nein«, behauptete Tiamak ernsthaft. »Es ist eine Kunst, die alle Bewohner des Wran verstehen. Was glaubt Ihr denn, warum man uns nur an Orten wie Kwanitupul beobachten kann, wo wir uns freiwillig sehen lassen? Gewiß ist Euch bekannt, wie viele große, klobige Trockenländer

das Wran besuchen, ohne einen einzigen Wranna dort zu finden. Das liegt daran, daß wir im Notfall fliegen können, genau wie Vögel.« Er wagte einen raschen Seitenblick. Isgrimnurs verdutztes Gesicht übertraf seine kühnsten Hoffnungen. »Außerdem, wenn wir nicht fliegen könnten … wie kämen wir zu den Nestern in den Baumwipfeln, in denen wir unsere Eier ablegen?«

»Gottes rotes Blut! Ädon am Baum!« fluchte Isgrimnur erbost. »Verdammter Marschkerl! Ihr wollt Euch über mich lustig machen!«

Tiamak, der damit rechnete, einen schweren Gegenstand an den Kopf geworfen zu bekommen, duckte sich, sah aber gleich darauf, wie der Herzog grinsend den Kopf schüttelte. »Das hatte ich wohl verdient. Ihr Leute aus dem Wran scheint Sinn für Humor zu haben.«

»Manche Trockenländer vielleicht auch.«

»Trotzdem haben wir unser Problem nicht gelöst.« Isgrimnur blickte düster vor sich hin. »Das Leben scheint heutzutage überhaupt nur noch aus schwierigen Entscheidungen zu bestehen. Beim Namen des Erlösers, ich habe mich entschieden und werde damit leben müssen: Wenn Miriamel bis zum einundzwanzigsten Octander – Seelentag – nicht hier ist, dann werde auch ich ›genug‹ sagen und nach Norden aufbrechen. Das ist mein Entschluß. Nun entschließt auch Ihr Euch: bleibt oder geht.« Er wandte sich wieder dem alten Mann zu, der der Unterhaltung mit wohlwollendem Unverständnis zugehört hatte. »Ich hoffe, Ihr bleibt, kleiner Mann«, fügte der Herzog ruhig hinzu.

Tiamak starrte eine Weile auf den Boden, um dann aufzustehen und ans Fenster zu treten. Unten glänzte der trübe Kanal in der Nachmittagssonne wie grünliches Metall. Tiamak zog sich auf das Fensterbrett hinauf und ließ das verletzte Bein nach draußen baumeln. Er folgte mit den Augen einem Flachboot, das vorbeischaukelte, und summte vor sich hin.

»*Inihe Rotblume hatte dunkles Haar,*
dunkles Haar, dunkle Augen, war rebenschlank.
Und sie sang den grauen Tauben ein Lied,
ah-ye, ah-ye, sang für die Tauben die ganze Nacht.

Shoaneg Schnellruder hörte ihr zu,
lauschte ihr, liebte sie. Stark wie ein Baum
war er, doch hatte er keine Kinder,
ah-ye, ah-ye, keinen, der seinen Namen trug.

Shoaneg rief Rotblume ein Wort zu,
warb um sie, gewann sie. Schnell wie Libellen war ihre Liebe,
und sie ging mit ihm in sein Haus.
Ah-ye, ah-ye, ihre Feder hing über seiner Tür.

Inihe, sie gebar einen Knaben,
nährte ihn, liebte ihn. Süß war er wie kühler Wind,
und er trug Schnellruders Namen.
Ah-ye, ah-ye, Wasser war sicher für ihn wie Sand.

Das Kind wuchs auf und begann zu wandern,
ruderte, rannte. Schnellfüßig war es wie ein Kaninchen,
streifte umher, fern von der Heimat.
Ah-ye, ah-ye, wurde fremd dem Herd.

Eines Tages trieb leer sein Boot an,
kreisend, treibend, nußschalenleer.
Rotblumes Kind war fort und verschwunden,
ah-ye, ah-ye, war verweht wie Distelflaum.

Shoaneg befahl ihr, vergiß ihn;
herzlos, gedankenlos war er, ein Nestling,
der von zu Hause töricht fortfliegt.
Ah-ye, ah-ye, sein Vater verfluchte seinen Namen.

Inihe konnte es nicht glauben,
vermißte ihn, beklagte ihn. Traurig war sie wie fallende Blätter,
ihre Tränen durchnäßten die Bodenbinsen,
ah-ye, ah-ye, sie weinte um den verlorenen Sohn.

Rotblume brannte darauf, ihn zu finden,
hoffend, betend. Wie eine jagende Eule war sie,
immer suchte sie ihren Sohn.
Ah-je, ah-je, aufspüren würde sie den Verschollenen.

Shoaneg verbot ihr das Suchen,
schrie, befahl ihr, summte vor Zorn wie ein Bienenstock.
Wenn sie ging, war sie verstoßen,

ah-je, ah-je, ihre Feder würde er von seiner Tür blasen…«

Tiamak brach ab. Eine Besatzung schreiender Wranna stakte mühsam einen Schleppkahn in einen schmalen Seitenkanal. Der Kahn schrammte hart gegen die Warftpfähle, die aus der Frontseite der Herberge herausstanden wie faule Zähne. Die Oberfläche des Wassers sprudelte von kleinen Wellen. Tiamak sah sich nach Isgrimnur um, aber der Herzog war nicht mehr im Zimmer. Nur der alte Mann saß da, die Augen ins Nichts gerichtet, auf dem ausdruckslosen Gesicht ein kleines, geheimnisvolles Lächeln.

Es war lange her, daß Tiamaks Mutter ihm dieses Lied vorgesungen hatte. Die Geschichte von Inihe Rotblumes furchtbarer Entscheidung war ihr Lieblingslied gewesen. Der Gedanke an seine Mutter schnürte Tiamak die Kehle zusammen. Er hatte das Vertrauen enttäuscht, von dem sie gewollt hätte, daß er es sich bewahrte – das Vertrauen seines Volkes. Was sollte er nun tun? Hier bei diesen Trockenländern bleiben und warten? Zu Geloë und den anderen Schriftrollenträgern reisen, die ihn dazu aufgefordert hatten? Oder mit Schande bedeckt in sein heimatliches Haindorf zurückkehren? Wohin er auch ging, der Geist seiner Mutter würde ihm folgen und trauern, daß ihr Sohn sich von seinem Volk abgewendet hatte.

Er verzog das Gesicht, als hätte er auf etwas Bitteres gebissen. In einem hatte Isgrimnur jedenfalls recht. Heutzutage, in dieser trüben Zeit, schien das Leben tatsächlich nur aus schwierigen Entscheidungen zu bestehen.

»Zieht sie nach hinten!« schrie die Stimme. »Schnell!«

Maegwin wurde wach und erkannte, daß sie senkrecht nach unten in weißes Nichts starrte. Der Übergang war so seltsam, daß sie sekundenlang glaubte, sie träume noch immer. Sie wollte sich vorbeugen und durch dieses Nichts schweben, wie sie durch die graue Leere des Traums geschwebt war, aber etwas hinderte sie daran. Keuchend spürte sie die grimmige, beißende Kälte. Weit hinausgelehnt stand sie an einem Abgrund voll wirbelnder Schneeflocken. Rauhe Hände umklammerten ihre Schultern.

»Haltet sie fest!«

Maegwin warf sich nach hinten und versuchte sich verzweifelt in Sicherheit zu bringen. Sie wehrte sich gegen die beiden Männer, die sie gepackt hatten. Als sie auf allen Seiten festen Boden unter sich spürte,

stieß sie einen tiefen Schwall angehaltenen Atems aus und erschlaffte. Schon füllte das Schneegestöber die Vertiefungen, die ihre Knie am Rand der Klippe zurückgelassen hatten. Ein Stück weiter war die Asche ihres kleinen Lagerfeuers fast unter einer weißen Decke verschwunden.

»Herrin Maegwin, wir sind gekommen, um Euch zu helfen!«

Benommen schaute sie sich um. Zwei Männer hielten sie noch immer in festem Griff. Wenige Schritte hinter ihr stand ein dritter. Alle drei waren in dicke Mäntel gehüllt und hatten Schals über ihre Gesichter gezogen. Einer trug das zerschlissene Wappen des Croich-Stammes.

»Warum habt Ihr mich zurückgeholt?« Ihre Stimme kam langsam und schwerfällig. »Ich war bei den Göttern.«

»Ihr wart im Begriff abzustürzen, Herrin«, antwortete der Mann an ihrer rechten Schulter. Sie merkte, daß die Hand, die sie festhielt, zitterte. »Wir suchen Euch seit drei Tagen.«

Drei Tage! Kopfschüttelnd sah Maegwin zum Himmel auf. Dem ungewissen Sonnenlicht nach war es kurz nach Tagesanbruch. War sie wirklich so lange bei den Göttern gewesen? Ihr war es wie ein kurzer Augenblick vorgekommen. Wenn doch diese Männer sie nicht gefunden hätten…

Nein, schalt sie sich. *Das ist selbstsüchtig. Ich mußte zurück, und niemand hätte etwas davon gehabt, wenn ich vom Berg gestürzt und gestorben wäre.* Schließlich war es jetzt ihre Pflicht, am Leben zu bleiben. Es war mehr als eine Pflicht.

Maegwin löste die eiskalten Finger vom Stein der Unterirdischen und ließ ihn auf die Erde fallen. Sie fühlte, wie ihr das Herz in der Brust weit wurde. Sie hatte recht gehabt! Sie hatte den Bradach Tor bestiegen, wie der Traum es verlangt hatte. Und hier oben auf dem Gipfel hatte sie dann wieder geträumt, Träume, so unwiderstehlich wie jene, die sie an diesen Ort geführt hatten.

Maegwin hatte gefühlt, wie der Götterbote die Hand nach ihr ausstreckte, ein Bote in Gestalt eines hochgewachsenen Jünglings mit roten Haaren. Obwohl der Traum seine Züge verschleiert hatte, ahnte sie, daß er wunderschön war. Vielleicht war er einer der gefallenen Helden des alten Hernystir, Airgad Eichenherz oder Prinz Sinnach, der jetzt bei Brynioch und den übrigen im Himmel wohnte.

Bei ihrer ersten Vision unten in der Höhle hatte sie nur gespürt, daß er sie suchte, und als sie zu ihm kommen wollte, war der Traum verflogen und sie kalt und einsam auf ihrem Bett aus Fels zurückgeblieben. Als sie

dann wieder eingeschlafen war, hatte sie gemerkt, daß der Bote noch immer Ausschau nach ihr hielt. Sie hatte begriffen, wie groß seine Not war, und hatte sich aufs äußerste angestrengt, so hell zu brennen wie eine Lampe, damit er sie finden konnte, hatte sich durch die Schleier des Traums gereckt, um zu ihm zu kommen. Und dann, als sie ihn endlich berührt hatte, war er im selben Augenblick mit ihr zur Schwelle des Landes der Götter geflogen.

Und gewiß war es ein Gott, den sie dort erblickt hatte! Wieder hatte Nebel über dem Traumbild gelegen; vielleicht war es lebenden Menschen nicht vergönnt, die Götter in ihrer wahren Gestalt zu schauen. Aber das Gesicht, das vor ihr erschienen war, gehörte keinem Wesen, das vom Mann gezeugt, von der Frau geboren war. Hätte es keinen anderen Beweis gegeben, die brennenden, unmenschlich goldenen Augen hätten genügt. Vielleicht hatte sie den wolkentragenden Brynioch selbst gesehen. Der Bote, dessen Geist bei ihr geblieben war, schien dem Gott etwas von einem Gipfel zu berichten. Das konnte nur der Ort sein, an dem Maegwins schlafender Körper lag, während ihre Seele im Traum dahinschwebte. Dann hatten der Bote und der Gott von einer Königstochter und einem toten Vater gesprochen. Es war alles sehr verwirrend – die Stimmen schienen verzerrt und mit vielen Echos zu ihr zu dringen wie durch einen langen Tunnel, aber wen anders hätten sie meinen können als Maegwin und ihren Vater Lluth, der gestorben war, um sein Volk zu schützen?

Nicht jedes Wort, das zwischen ihnen fiel, erreichte sie, aber der Sinn war klar: die Götter rüsteten sich zur Schlacht. Das konnte doch nur bedeuten, daß sie endlich eingreifen wollten. Maegwin war sogar ein kurzer Blick in die himmlischen Gefilde selbst gewährt worden. Ein gewaltiges Götterheer war dort versammelt gewesen, mit feurigen Augen und wehenden Haaren, mit Rüstungen, so bunt wie Schmetterlingsflügel, und mit Speeren und Schwertern, funkelnd wie Blitze am Sommerhimmel. Ja. Maegwin hatte die Götter in all ihrer Macht und Herrlichkeit gesehen. Es war die Wahrheit, mußte wahr sein! Konnte es noch Zweifel geben? Die Götter wollten selbst ins Feld ziehen und Hernystir an seinen Feinden rächen.

Maegwin begann zu schwanken. Die beiden Männer stützten sie. Sie hatte das Gefühl, wenn sie in diesem Augenblick vom Bradach Tor in die Tiefe sprang, würde sie nicht fallen, sondern wie ein Falke fliegen, pfeilschnell den Berg hinab, um ihrem Volk die Freudenbotschaft zu bringen. Sie lachte über sich selbst und ihre närrischen Einfälle und lachte

dann noch einmal laut vor Freude, weil die Götter von Feld, Wasser und Himmel sie auserkoren hatten, die Nachricht zu bringen, daß Hernystirs Erlösung bevorstand.

»Herrin?« Aus der Stimme des Mannes war deutlich Besorgnis herauszuhören. »Seid Ihr krank?«

Sie achtete nicht auf ihn. In ihrem Kopf brannte ein Feuerwerk von Ideen. Auch wenn sie nicht wirklich fliegen konnte, mußte sie so schnell wie möglich vom Berg herunter und in die Höhlen eilen, wo das Volk von Hernystir sich in seiner Verbannung mühsam durchschlug. Es war Zeit zum Gehen.

»Ich habe mich nie besser gefühlt«, erklärte sie. »Führt mich zu meinem Volk.«

Während ihre Begleiter ihr halfen, den Gipfel zu überqueren, knurrte Maegwins Magen. Sie stellte fest, daß ihr Hunger jetzt rasch wiederkehrte. Drei Tage hatte sie geschlafen, geträumt und vom Gipfel in die verschneite Ferne geblickt; in dieser Zeit hatte sie nichts gegessen. Randvoll von himmlischen Worten, fühlte sie sich gleichzeitig hohl wie ein leeres Faß. Wie konnte sie dieses Faß je wieder füllen? Sie lachte schallend und blieb stehen, um sich in Wolken weißen Puders den Schnee von den Kleidern zu klopfen. Es war bitterkalt, aber ihr war warm. Sie war weit fort von zu Hause, aber ihre Gedankensprünge leisteten ihr Gesellschaft. Gern hätte sie dieses Triumphgefühl mit Eolair geteilt, aber sogar der Gedanke an ihn machte sie nicht so traurig wie sonst. Er erfüllte seine Aufgabe, und wenn ihr die Götter den Gedanken eingegeben hatten, ihn fortzuschicken, dann mußten sie einen Grund dafür gehabt haben. Wie konnte sie daran zweifeln, wenn doch alles andere, das man ihr – so glaubte sie zumindest – versprochen hatte, eingetroffen war, alles bis auf das letzte und größte Geschenk, von dem sie nun wußte, daß es auch nicht mehr lange auf sich warten lassen würde?

»Ich habe mit den Göttern geredet«, sagte sie zu den drei besorgten Männern. »Sie stehen uns in diesen furchtbaren Zeiten bei. Sie werden zu uns kommen.«

Der Mann neben ihr warf seinen Kameraden einen schnellen Blick zu und bemühte sich dann nach Kräften zu lächeln, als er antwortete: »Preis sei allen ihren Namen.«

So hastig sammelte Maegwin ihre mageren Habseligkeiten in den Rucksack, daß sie Mirchas Vogel den hölzernen Flügel abbrach. Sie schickte einen der Männer nach dem Stein der Unterirdischen, der ihr am

Rand des Abgrunds in den Schnee gefallen war. Noch ehe die Sonne eine Handbreit über dem Horizont stand, stieg sie bereits den verschneiten Hang des Grianspog hinunter.

Sie war hungrig und sehr müde und fing an, auch die Kälte zu spüren. Selbst mit Unterstützung ihrer Retter war der Abstieg noch mühsamer als der Aufstieg. Trotzdem fühlte Maegwin den sanften Pulsschlag der Freude in ihrem Inneren wie den eines Kindes, das darauf wartet, geboren zu werden – einer Freude, die heranwachsen würde wie ein Kind, jeden Tag prächtiger. Endlich konnte sie ihrem Volk verkünden, daß Hilfe nahte. Gab es nach diesem traurigen Zwölfmonat eine willkommenere Nachricht?

Plötzlich jedoch fragte sie sich, was darüber hinaus noch getan werden konnte. Wie sollte sich das Volk der Hernystiri auf die Rückkehr der Götter vorbereiten?

Während die vier vorsichtig bergab kletterten und der Morgen über die Wände des Grianspog dahinglitt, machte Maegwin sich ihre Gedanken darüber. Sie kam zu dem Ergebnis, daß sie zuerst noch einmal mit Diawen sprechen mußte. Die Seherin hatte hinsichtlich des Bradach Tor recht gehabt und sofort verstanden, wie wichtig Maegwins andere Träume gewesen waren. Diawen würde ihr helfen, eine Entscheidung über das zu treffen, was als nächstes geschehen sollte.

Der alte Craobhan empfing den Suchtrupp mit vielen zornigen Worten und mühsam verhehlter Sorge, aber seine Empörung über ihre Unbesonnenheit glitt an Maegwin ab wie Regen an geöltem Leder. Sie lächelte und dankte ihm für die Männer, die er ausgeschickt hatte, um sie sicher vom Berg herunterzuführen, aber sie ließ sich an nichts hindern; als er zuerst darauf drang, sie dann bat und zum Schluß anflehte, sie möge sich nun ausruhen und pflegen lassen, überhörte sie es. Endlich, als Craobhan und seine Männer sie nicht dazu bewegen konnten, mit ihnen zu gehen, und auch keine Lust verspürten, sie gewaltsam aus einer Höhle voller neugieriger Zuschauer fortzuschleppen, gaben sie es auf.

Diawen stand vor ihrer Höhle, als hätte sie damit gerechnet, daß Maegwin genau in dieser Minute zu ihr kommen würde. Die Seherin nahm den Arm der Prinzessin und geleitete sie in die verräucherte Kammer.

»Ich sehe es an Eurem Gesicht.« Diawen spähte feierlich in Maegwins Augen. »Preis sei Mircha, Ihr hattet einen neuen Traum.«

»Ich habe den Bradach Tor bestiegen, wie Ihr es vorgeschlagen habt.«

Sie hätte ihre Erregung am liebsten laut herausgeschrien. »Und die Götter sprachen zu mir!«

Sie berichtete alles, was sie erlebt hatte, und bemühte sich dabei, nichts zu übertreiben oder zu verherrlichen – die bloße Wirklichkeit war gewiß Wunder genug. Als sie geendet hatte, sah Diawen sie schweigend an, und in ihren Augen glänzte es wie Tränen.

»Ach, gelobt sei der Tag«, seufzte die Seherin. »Ihr habt ein *Zeugnis* erlebt, wie in den alten Sagen.«

Maegwin lachte selig. Ja, Diawen verstand sie, ganz wie Maegwin gedacht hatte. »Es ist wundervoll«, stimmte sie zu. »Wir werden gerettet werden.« Sie hielt inne, als der Gedanke, der sie die ganze Zeit beschäftigt hatte, wieder in ihr aufstieg. »Aber was sollen wir tun?«

»Den Willen der Götter«, erwiderte Diawen ohne Zögern.

»Aber was ist ihr Wille?«

Diawen suchte in ihrer Spiegelsammlung und fand endlich ein Stück aus polierter Bronze. Der Griff hatte die Form einer sich windenden Schlange. »Schweigt einen Augenblick. Ich habe Euch nicht in Eure Träume begleitet, aber auch ich habe meine Methoden.« Sie hielt den Spiegel über das schwelende Feuer und blies dann den Ruß weg, der sich darauf abgesetzt hatte. Lange Zeit starrte sie hinein, die dunkelbraunen Augen anscheinend auf etwas geheftet, das sich hinter dem Spiegel befand. Ihre Lippen bewegten sich lautlos. Endlich legte sie den Spiegel hin.

Als sie sprach, klang ihre Stimme wie aus weiter Ferne. »Die Götter helfen den Kühnen. Bagba gab Herns Volk Rinder, weil es im Kampf für die Götter seine Pferde verloren hatte. Mathan lehrte die Frauen, die sie vor der Wut ihres Gemahls Murhagh versteckten, die Kunst des Webens. Die Götter helfen den Kühnen.« Sie blinzelte und strich sich eine graue Haarlocke aus den Augen. Ihre Stimme nahm die gewöhnliche Färbung wieder an. »Wir müssen den Göttern entgegenkommen. Wir müssen ihnen zeigen, daß Herns Kinder ihrer Hilfe würdig sind.«

»Was bedeutet das?«

Diawen schüttelte den Kopf. »Ich bin mir nicht sicher.«

»Sollen wir selbst zu den Waffen greifen? Ausziehen und Skali zum Kampf herausfordern?« Maegwin runzelte die Stirn. »Wie kann ich das von unserem Volk verlangen, gering an Zahl und schwach, wie wir sind?«

»Den Willen der Götter zu tun, ist niemals leicht«, sagte Diawen traurig. »Ich weiß es selbst. Als ich jung war, erschien mir Mircha im Traum, aber

ich konnte nicht tun, was sie von mir erbat. Ich hatte Angst.« Sie versank in ihren Erinnerungen. In ihrem Gesicht stand bittere Reue. »Darum versagte ich im Augenblick der Entscheidung und verließ den Kreis ihrer Priesterinnen. Nie wieder habe ich danach ihre Gegenwart gespürt, in all den einsamen Jahren nicht…« Sie brach ab. Als sie Maegwin wieder ansah, war ihre Stimme so energisch wie die eines Wollhändlers. »Der Wille der Götter mag uns mit Angst erfüllen, Königstochter, aber ihn zu verweigern, heißt ihre Hilfe ablehnen. Mehr kann ich Euch nicht sagen.«

»Die Waffen zu ergreifen gegen Skali und seine Räuber…« Maegwin ließ den Gedanken über sich hinströmen wie Wasser. Es lag eine gewisse wahnsinnige Schönheit darin, eine Schönheit, die vielleicht wirklich dem Himmel gefallen konnte. Noch einmal das Schwert von Hernystir gegen die Eroberer zu schwingen, und sei es auch nur einen einzigen kurzen Augenblick! Gewiß würden die Götter selbst laut rufen, wenn sie ein so stolzes Ereignis erlebten. Und gewiß konnte dann der Himmel nicht anders, als sich zu öffnen, und alle Blitze Rhynns würden daraus hervorzucken, um Skali Scharfnase und sein Heer zu Asche zu verbrennen…

»Ich muß darüber nachdenken, Diawen. Aber wenn ich zum Volk meines Vaters spreche, wirst du an meiner Seite stehen?«

Die Seherin nickte, lächelnd wie eine stolze Mutter. »Ja, das werde ich, Königstochter. Wir werden dem Volk verkünden, was die Götter Euch mitgeteilt haben.«

Ein warmer Regenschauer fiel, der erste Vorbote des nahenden Gewittersturms. Die dicke Wolkenbank am Horizont war grau- und schwarzgefleckt und hatte vom Licht der Spätnachmittagssonne, die hinter ihr kaum zu sehen war, orangerote Ränder. Miriamel kniff vor den umherspritzenden Tropfen die Augen zusammen und blickte sich vorsichtig nach allen Seiten um. Der größte Teil der Matrosen war mit Vorbereitungen auf den Sturm beschäftigt. Niemand schien sich um die Prinzessin zu kümmern. Aspitis hielt sich in seiner Kabine auf. Miriamel betete, er möge zu sehr in seine Seekarten vertieft sein, um den Diebstahl seines Lieblingsdolchs zu bemerken.

Sie löste einen der Knoten, die die schwere Abdeckplane über dem offenen Landungsboot hielten. Dann holte sie den ersten Wasserschlauch unter ihrem gegürteten Umhang hervor und blickte sich noch einmal hastig um. Nichts. Vorsichtig ließ sie den Wasserschlauch ins Innere des Bootes

gleiten, wo er neben den Rudern liegenblieb. Rasch folgten ihm die anderen Schläuche. Als sie sich auf die Zehen stellte, um die Pakete mit Brot und Käse hinterherzuschieben, rief plötzlich jemand auf nabbanai:

»He! Laß das!«

Miriamel erstarrte wie ein in die Enge getriebenes Kaninchen. Ihr Herz raste. Sie ließ die Essenspakete aus den Fingern und ins Boot fallen und drehte sich ganz langsam um.

»Tölpel! Du hast es genau verkehrt eingesetzt!« rief der Matrose, der hoch oben in den Wanten hockte. Zwanzig Ellen über Miriamels Kopf warf er empörte Blicke auf einen anderen Seemann, der über ihm am Mast arbeitete. Der Gegenstand seiner Kritik zeigte ihm das Ziegenzeichen und fuhr vergnügt mit dem fort, was den anderen so geärgert hatte. Der schrie noch eine Weile zu ihm hinauf, fing dann an zu lachen und spuckte gegen den Wind, woraufhin er seine eigene Tätigkeit wieder aufnahm.

Miriamel wartete mit geschlossenen Augen darauf, daß ihre Knie zu schlottern aufhörten. Sie holte tief Luft, füllte ihre Nase mit den Gerüchen von Teer, nassen Planken und der feuchten Wolle ihres eigenen Mantels sowie dem spröden, geheimnisvollen Aroma des nahenden Sturms. Dann schlug sie die Augen wieder auf. Der Regen war heftiger geworden und rann jetzt von ihrer Kapuze, ein kleiner Wasserfall, der genau vor ihrer Nase in die Tiefe stürzte. Es war Zeit, unter Deck zu gehen. Die Sonne würde bald untergehen, und sie wollte nicht durch irgendeine Unachtsamkeit schuld sein, wenn Gan Itais Plan scheiterte, so wenig Hoffnung sie auch auf ihn setzte. Außerdem war es zwar nicht völlig unerklärlich, daß Miriamel trotz des rasch immer wütender werdenden Regens oben auf Deck blieb, aber wenn sie Aspitis begegnete, würde er sich vielleicht doch wundern. Auch wenn Miriamel nicht genau wußte, was die Niskie vorhatte, war ihr doch klar, daß es nicht zum Gelingen beitragen würde, wenn Aspitis mißtrauisch war.

Sie stieg die Treppe unter der Luke hinunter, ohne daß jemand sie beachtete, und ging dann leise durch den Korridor zur kärglich eingerichteten Kammer der Niskie. Die Tür war nicht versperrt. Schnell schlüpfte Miriamel hinein. Gan Itai war nicht da. Wahrscheinlich bereitete sie sich irgendwo auf den Hauptschlag ihres Plans vor, dachte Miriamel, auch wenn er ihr noch so aussichtslos vorkommen mochte. Bei ihrer Begegnung heute morgen hatte die Niskie jedenfalls einen müden und bekümmerten Eindruck gemacht.

Miriamel schürzte den Rock und holte das lose Stück Täfelung aus der

Wand. Lange Sekunden zerbrach sie sich den Kopf darüber, ob sie die Tür zum Gang verriegeln sollte. Wenn es ihr nämlich nicht gelang, die Täfelung von der Innenseite des verborgenen Gangs wieder einwandfrei einzupassen, mußte jeder, der den Raum betrat, sofort bemerken, daß es hier ein Schlupfloch gab, und war vielleicht neugierig genug, es zu untersuchen. Schob sie aber den Riegel vor, konnte Gan Itai, wenn sie zurückkam, nicht in ihre Kabine.

Endlich entschloß sie sich, die Tür nicht zu versperren und es auf eine zufällige Entdeckung ankommen zu lassen. Sie holte einen Kerzenstummel aus dem Mantel und zündete ihn an Gan Itais Lampe an. Dann kroch sie durch die Öffnung und setzte hinter sich die Täfelung wieder ein. Das Kerzenende zwischen den Zähnen, stieg sie die Leiter hinauf und sprach ein wortloses Dankgebet dafür, daß ihr Haar naß und immer noch kurz war. Hastig verdrängte sie das Bild dessen, was geschehen konnte, wenn Haar in einem so engen Gang Feuer fing.

Als sie den Kriechgang hinter sich gebracht und die Luke erreicht hatte, tröpfelte sie etwas Wachs auf den Boden, setzte die Kerze hinein und hob die Falltür. Vorsichtig lugte sie durch den Spalt. Der Laderaum war dunkel, ein gutes Zeichen. Sie bezweifelte, daß ein Matrose ohne Licht zwischen den wackligen Fässerstapeln herumlaufen würde.

»Cadrach!« rief sie leise. »Ich bin es! Miriamel!«

Keine Antwort. Einen Augenblick dachte sie, sie wäre zu spät gekommen und der Mönch hier unten im Finstern gestorben. Sie schluckte den Kloß in der Kehle hinunter, griff nach der Kerze und kletterte dann vorsichtig die am Lukenrand befestigte Leiter hinab. Die Stufen endeten kurz über dem Boden, und als Miriamel das letzte Stück sprang, prallte sie eher auf als erwartet. Die Kerze wurde ihr aus der Hand geprellt und rollte über den Holzboden. Miriamel, von Panik erfüllt, machte einen Satz und griff danach. Sie verbrannte sich die Finger, aber die Kerze war nicht ausgegangen.

Miriamel holte tief Atem. »Cadrach?«

Noch immer keine Antwort. Sie schlängelte sich vorsichtig durch die schiefen Vorratsstapel. Der Mönch war an der Wand zusammengesunken und lag am Boden, den Kopf auf der Brust. Sie packte ihn an der Schulter und schüttelte ihn, daß die Zähne klapperten.

»Wacht auf, Cadrach!« Er stöhnte, wurde aber nicht wach.

Sie rüttelte stärker.

»Ach, ihr Götter«, lallte der Mönch, »das *smearech fleann* … das

verfluchte Buch…« Er schlug um sich wie in einem furchtbaren Alptraum. »Schlag es zu! Schlag es zu! Ich wünschte, ich hätte es nie geöffnet…« Seine Worte gingen in unverständliches Gemurmel über.

»Wacht auf, verfluchter Kerl!« zischte die Prinzessin.

Endlich öffneten sich seine Augen. »Herrin?« Seine Verwirrung war erbarmungswürdig. Ein Teil seiner Leibesfülle war in der Gefangenschaft dahingeschmolzen; die Haut hing lose um seine Gesichtsknochen, und die Augen starrten trübe aus tiefen Höhlen. Er sah aus wie ein alter Mann. Miriamel nahm seine Hand und wunderte sich selbst, daß sie es ohne Zögern tat. War das nicht derselbe Trunkenbold, den sie in der Bucht von Emettin ins Wasser gestoßen hatte, in der aufrichtigen Hoffnung, er würde ertrinken? Aber sie wußte, daß es ein anderer Cadrach war, der da vor ihr lag – ein armseliges Geschöpf, das man angekettet und geschlagen hatte, nicht für ein wirkliches Verbrechen, sondern nur, weil es weggelaufen war und versucht hatte, sein Leben zu retten. Jetzt wünschte sie sich, damals mit ihm mitgegangen zu sein. Der Mönch tat ihr leid, und sie erinnerte sich daran, daß er auch gute Seiten gehabt und sich in mancher Beziehung sogar als ihr Freund erwiesen hatte.

Plötzlich schämte sie sich ihrer Unbarmherzigkeit. Sie war ihrer Sache immer so sicher gewesen, hatte so genau gewußt, was richtig und was falsch war, daß sie ihn damals wirklich ertrinken lassen wollte. Es fiel ihr schwer, Cadrach jetzt anzusehen, seine wunden, angstvollen Augen, den wackelnden Kopf über der fleckigen Kutte. Sie drückte seine kalten Finger und flüsterte: »Habt keine Angst! Ich bin gleich wieder zurück.« Dann ergriff sie die Kerze und machte sich zwischen den aufgeschichteten Fässern auf die Suche nach dem von Gan Itai in Aussicht gestellten Werkzeug. Während über ihr Schritte stampften, spähte sie nach verblaßten Markierungen. Abrupt fing das Schiff an zu schlingern und ächzte unter den ersten Sturmböen. Endlich entdeckte sie ein Faß mit der hilfreichen Aufschrift »Otillenaes«. Als sie auch noch ein Stemmeisen gefunden hatte, das in der Nähe der Leiter hing, sprengte sie den Deckel ab. Das Faß enthielt einen wahren Schatz von Werkzeugen, alle sorgfältig in Leder verpackt und wie exotische Vögel auf der Abendtafel in Öl schwimmend. Miriamel biß sich auf die Lippen und zwang sich, mit Ruhe und Sorgfalt vorzugehen. Eines nach dem anderen packte sie die triefenden Pakete aus, bis sie einen Meißel und einen schweren Hammer fand. Sie wischte sie an der Innenseite ihres Mantels ab und schleppte sie zu Cadrach hinüber.

»Was tut Ihr da, Herrin? Wollt Ihr mir die Gunst eines Schlags mit diesem Schweineschlächter da erweisen? Es wäre eine wirkliche Gunst.«

Miriamel krauste die Stirn und befestigte mit heißem Wachs ihre Kerze am Boden. »Seid kein Narr. Ich will Eure Ketten sprengen. Gan Itai verhilft uns zur Flucht.«

Der Mönch starrte sie einen Moment aus überraschend eindringlichen grauen Augen an. Seine Tränensäcke waren geschwollen. »Ihr müßt wissen, daß ich nicht laufen kann, Miriamel.«

»Notfalls werde ich Euch tragen. Aber wir brechen erst heute nacht auf. Inzwischen könnt Ihr wieder etwas Leben in Eure Beine reiben. Vielleicht ist es Euch sogar möglich, aufzustehen und ein paar Schritte zu gehen, wenn Ihr keinen Lärm dabei macht.« Sie zog an der Kette, die seine Knöchel verband.

»Die werde ich wohl an beiden Seiten abschlagen müssen, damit Ihr beim Gehen nicht scheppert wie ein Kesselflicker.« Cadrachs Lächeln, dachte sie, sollte vor allem ihr eine Freude machen.

Die lange Kette zwischen seinen Beinen lief durch eine der Beschlagösen am Boden des Laderaums. Miriamel zog eine Seite fest an und setzte die scharfe Klinge des Meißels auf das nächste Glied nach dem Ring. »Könnt Ihr den Meißel halten?« fragte sie. »Dann kann ich den Hammer mit beiden Händen schwingen.«

Der Mönch nickte und packte den Eisendorn. Miriamel wog den Hammer ein paarmal in der Hand, um ein Gefühl dafür zu bekommen, und hob ihn dann über ihren Kopf.

»Ihr seht aus wie Deanagha von den braunen Augen«, flüsterte Cadrach.

Miriamel horchte auf das rhythmische Knarren des Schiffs und wartete auf einen besonders lauten Moment, um zuzuschlagen. »Wie wer?«

»Deanagha von den braunen Augen.« Cadrach lächelte. »Rhynns jüngste Tochter. Als er, von seinen Feinden umzingelt, krank darniederlag, hämmerte sie so lange mit ihrem Löffel auf seinen Bronzekessel, bis ihm die anderen Götter zu Hilfe kamen.« Er sah sie an. »Tapfer war sie.«

Das Schiff rollte, und die Balken gaben ein langes, schauderndes Stöhnen von sich.

»Meine Augen sind grün«, bemerkte Miriamel und ließ mit aller Kraft den Hammer heruntersausen. Das Krachen schien so laut wie Donner. Überzeugt, daß Aspitis und seine Männer schon auf dem Weg in den Laderaum waren, schaute sie nach unten. Der Meißel war tief

eingedrungen, hatte aber die Kette nicht durchtrennt.

»Verflucht«, zischte sie und lauschte einen langen, angstvollen Augenblick. Oben auf Deck ließ sich nicht Ungewöhnliches vernehmen. Wieder hob Miriamel den Hammer. Dann fiel ihr etwas ein. Sie zog ihren Mantel aus und faltete ihn zusammen, erst einmal, dann noch einmal. Dieses Kissen schob sie unter die Kette. »Festhalten«, befahl sie und schlug von neuem zu.

Sie brauchte mehrere Schläge, aber der Mantel half, das Geräusch zu dämpfen, auch wenn er es ihr schwerer machte, hart zuzuschlagen. Endlich gab das Eisenglied nach. Danach hackte Miriamel sich mühsam durch die andere Seite und schaffte es sogar, eine von Cadrachs Handfesseln zu durchtrennen. Anschließend mußte sie aufgeben. Ihre Arme brannten wie Feuer. Sie konnte den schweren Hammer nicht mehr über die Schulter heben. Cadrach versuchte es seinerseits, war aber zu schwach. Nachdem er mehrere Schläge geführt hatte, ohne daß auch nur ein erkennbarer Kratzer zurückblieb, gab er ihr den Hammer wieder.

»Das genügt«, sagte er. »Eine Seite reicht aus, um mich zu befreien, und ich kann die Kette so um meinen Arm wickeln, daß sie nicht klappert. Es sind die Beine, auf die es ankommt, und die sind frei.« Vorsichtig bewegte er die Füße, um es ihr vorzuführen. »Glaubt Ihr, daß Ihr hier unten ein Stück schwarzen Stoff finden könnt?«

Miriamel musterte ihn neugierig, stand jedoch auf und begann erschöpft herumzusuchen. Nach einer Weile kam sie zurück; in der Hand Aspitis' Messer, das mit einem Tuch an ihrem Bein befestigt gewesen war. »Hier ist nichts. Wenn Ihr unbedingt Stoff braucht, können wir ihn von meinem Mantelsaum abschneiden.« Sie kniete nieder und setzte die Klinge an das dunkle Tuch. »Soll ich?«

Cadrach nickte. »Ich brauche ihn, um die Ketten zusammenzubinden. Dann halten sie, wenn nicht gerade ganz kräftig daran gezogen wird.« Er grinste mühsam. »Bei dieser Beleuchtung wird es meinen Bewachern nicht auffallen, daß ein Kettenglied aus weicher, erkynländischer Wolle besteht.«

Als sie damit fertig und auch alle Werkzeuge wieder eingewickelt und verstaut waren, nahm Miriamel die Kerze und stand auf. »Ich hole Euch um Mitternacht oder etwas früher ab.«

»Wie stellt sich denn Gan Itai ihr kleines Kunststück vor?« Es war ein Anflug seines alten spöttischen Tonfalls.

»Das hat sie mir nicht gesagt. Wahrscheinlich denkt sie, je weniger ich

weiß, desto weniger Sorgen mache ich mir.« Miriamel schüttelte den Kopf. »Da hat sie sich geirrt.«

»Es ist unwahrscheinlich, daß es uns überhaupt gelingt, das Schiff zu verlassen, und wenn doch, werden wir bestimmt nicht weit kommen.« Cadrachs unsichere Bewegungen zeigten deutlich, wie sehr die letzte Stunde ihn angestrengt hatte.

»Äußerst unwahrscheinlich«, stimmte Miriamel zu. »Aber Aspitis weiß, daß ich die Tochter des Hochkönigs bin, und will mich zwingen, ihn zu heiraten. Darum ist es mir gleichgültig, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist.« Sie wandte sich zum Gehen.

»Ich kann mir vorstellen, wie gleichgültig es Euch ist, Herrin. Dann also bis heute nacht.«

Miriamel hielt inne. Irgendwann in dieser gerade vergangenen Stunde hatte sich, als die Ketten fielen, ein unausgesprochenes Einverständnis zwischen ihnen eingestellt – eine Art von Vergebung.

»Heute nacht«, wiederholte sie. Die Kerze in der Hand, ging sie zurück zur Leiter und kletterte nach oben. Der Mönch blieb allein im Dunkeln sitzen.

Die Abendstunden wollten nicht vergehen. Miriamel lag in ihrer Kabine und lauschte dem Sturm, der immer heftiger wehte. Sie fragte sich, wo sie wohl am nächsten Tag um diese Zeit sein würde.

Die Böen nahmen an Stärke zu. Die *Eadne-Wolke* stampfte und schlingerte. Als der Page des Grafen an die Tür klopfte und sie aufforderte, seinem Herrn bei einem späten Abendessen Gesellschaft zu leisten, entschuldigte sie sich mit Übelkeit, verursacht durch die unruhige See, und lehnte die Einladung ab. Kurz darauf erschien Aspitis selbst.

»Mit Bedauern vernehme ich, daß Ihr krank seid, Miriamel.« Lässig wie ein Raubtier lehnte er in der Tür. »Vielleicht möchtet Ihr heute nacht in meiner Kabine schlafen, damit Ihr in Eurem Elend nicht allein seid?«

Am liebsten hätte Miriamel über diesen bösen Spott gelacht, aber sie bezwang sich. »Mir ist übel, Herr. Wenn wir verheiratet sind, werde ich tun, was Ihr sagt. Laßt mir diese letzte Nacht für mich selbst.«

Zuerst schien Aspitis Einwände erheben zu wollen, zuckte dann aber die Achseln. »Wie Ihr wünscht. Ich hatte einen langen Abend – die Vorbereitungen für den Sturm. Und wie Ihr sagt, haben wir ja noch das ganze Leben vor uns.« Er lächelte dünn wie eine Messerklinge. »Dann

gute Nacht.«

Er kam zu ihr und küßte ihre kalte Wange, trat dann zu dem kleinen Tisch und klemmte den Docht der Lampe ab. Die Flamme erlosch. »Es wird eine rauhe Nacht geben. Sicher werdet Ihr nicht das Schiff in Brand setzen wollen.«

Er ging hinaus und zog die Tür hinter sich zu. Kaum waren seine Schritte im Gang verhallt, als Miriamel aus dem Bett sprang und nachsah, ob er sie auch nicht eingesperrt hatte. Aber die Tür ließ sich ohne Schwierigkeiten öffnen und gab den Blick in den dunklen Korridor frei. Obwohl die obere Luke geschlossen war, hörte Miriamel das laute Heulen das Windes, voll von wilder Kraft. Sie schloß die Tür und suchte ihr Lager auf.

Halb sitzend und im Rhythmus des stampfenden Schiffs schaukelnd, fiel Miriamel in einen leichten, unruhigen Schlummer, aus dem sie immer wieder aufwachte. Mehrmals fuhr sie erschrocken auf, noch halb im Traum, schlich eilig in den Gang und stieg die Leiter hinauf, um einen verstohlenen Blick auf den Himmel zu werfen. Einmal mußte sie so lange warten, bis der Mond zwischen den Sturmwolken wieder sichtbar wurde, daß sie bereits zu fürchten begann, er sei ganz und gar verschwunden, auf rätselhafte Weise verscheucht von ihrem Vater und Pryrates. Als er sich endlich doch zeigte, ein blinzelndes Auge im trüben Gewölk, und sie sah, daß er der Stelle, die ihr die Niskie angegeben hatte, noch fern war, schlüpfte Miriamel zurück ins Bett.

Es kam ihr vor, als ob Gan Itai, während sie so zwischen Schlafen und Wachen lag, einmal die Tür geöffnet und hineingeschaut hätte. Aber wenn sie es wirklich gewesen war, hatte die Niskie nichts gesagt; gleich darauf war die Türöffnung leer gewesen. Etwas später, in einer Pause zwischen den Böen, hörte Miriamel das Lied der Seewächterin in die Nacht hinaus klagen.

Endlich konnte sie das Warten nicht länger ertragen und stand auf. Sie zog ihren Rucksack hervor, den sie unter dem Bett versteckt hatte, und entnahm ihm ihre Mönchskleidung, die sie zugunsten der hübschen Kleider aus Aspitis' Truhe abgelegt hatte. Sie zog Hose und Hemd an, gürtete sich die lose Kutte eng um die Mitte und fuhr in ihre alten Stiefel. Dann packte sie ein paar wenige, ausgewählte Sachen in den Rucksack. Aspitis' Messer, das sie nachmittags am Bein getragen hatte, steckte sie in den Gürtel. Es war besser, wenn sie es griffbereit hatte, auch auf die Gefahr hin, daß man es sah. Falls ihr auf dem Weg zu Gan Itais Kabine jemand begegnete,

würde sie versuchen, die Klinge im Ärmel ihrer Kutte zu verbergen.

Ein kurzer Blick bestätigte, daß der Korridor leer war. Miriamel klemmte sich den Rucksack unter den Arm und schlich, so leise sie konnte, aus ihrem Zimmer. Dabei half ihr die Tatsache, daß über ihr der Regen auf das Deck prasselte, als wäre es eine von tausend Händen geschlagene Trommel. Durch den tosenden Sturm klang das Lied der Niskie. Es hatte eine ganz andere Melodie als sonst, unheimlich und aufwühlend, unangenehm für das Ohr. Vielleicht war es der offensichtliche Kummer der Niskie, der in ihrem Lied zum Ausdruck kam, dachte Miriamel und schüttelte besorgt den Kopf.

Schon ein kurzer Blick durch die Luke genügte ihr, um klatschnaß zu werden. Der Wind peitschte die sturzflutartigen Güsse des Regens fast waagrecht zur Seite, und die wenigen Lampen, die in ihren Gehäusen aus durchsichtigem Horn noch brannten, krachten und hüpften gegen die Masten. Die Besatzung der *Eadne-Wolke* rannte in ihren wehenden Mänteln über Deck wie ein Rudel verstörter Affen. Es war ein wildes Durcheinander, aber trotzdem wurde Miriamels Herz schwer. Alle Matrosen des Schiffs schienen hier oben zu sein und schwer zu arbeiten, ständig auf Ausschau nach einem zerrissenen Segel oder losen Tau. Es war unmöglich für sie und Cadrach, unbemerkt von einer Seite des Schiffs zur anderen zu kommen, ganz zu schweigen vom Herunterlassen des schweren Landungsbootes und dem Sprung über Bord. Was immer Gan Itai vorgehabt hatte, der Sturm mußte ihr einen Strich durch die Rechnung machen.

Der Mond, zwar zur Zeit völlig verdunkelt, schien jetzt fast an dem Punkt zu stehen, den ihr die Niskie gezeigt hatte. Noch während Miriamel von unten in den Regen spähte, näherten sich ein paar Matrosen der Luke. Fluchend schleppten sie eine schwere Taurolle. Hastig klappte Miriamel den Deckel zu und huschte die Leiter hinunter. Dann eilte sie den Gang entlang zu Gan Itais Kammer und kroch durch das Niskieloch zu Cadrach.

Der Mönch war wach und wartete auf sie. Es schien ihm etwas besser zu gehen, aber seine Bewegungen waren immer noch matt und langsam. Miriamel wickelte ihm den Rest der Kette um den Arm und band ihn mit den Streifen aus ihrem Mantel fest. Dabei fragte sie sich, wie sie es nur bewerkstelligen sollte, ihn und sich selbst über das ganze Deck zu dem Landungsboot zu bringen, ohne daß sie jemandem auffielen.

Als sie fertig war, hob Cadrach den Arm und schwenkte ihn tapfer hin und her. »Es wiegt fast gar nichts, Herrin.«

Miriamel starrte finster auf die schweren Kettenglieder. Natürlich log er. Sie konnte die Anspannung in seinem Gesicht und in seiner Körperhaltung sehen. Sekundenlang überlegte sie, ob sie das Faß noch einmal öffnen und mit Hammer und Meißel ihr Glück versuchen sollte. Aber die Zeit drängte. Außerdem schaukelte das Schiff so stark, daß sie höchstwahrscheinlich nur sich selbst oder Cadrach dabei verletzen würde. Sie glaubte nicht, daß ihre Flucht gelingen würde, aber es war ihre einzige Hoffnung. Jetzt war der Augenblick der Entscheidung, und sie war entschlossen, ihr Bestes zu tun.

»Wir haben nicht mehr viel Zeit. Hier.« Sie zog eine schmale Flasche aus ihrem Rucksack und reichte sie Cadrach. »Nur wenige Tropfen.«

Der Mönch nahm die Flasche verwundert entgegen. Nach dem ersten Schluck breitete sich ein Lächeln über sein Gesicht. Er tat ein paar tiefe Züge.

»Wein.« Er leckte sich die Lippen. »Guter roter Perdruin! Bei Usires und Bagba und … und allen anderen! Seid gesegnet, Herrin.« Er holte Atem und seufzte. »Nun kann ich glücklich sterben.«

»Sterbt nicht. Jetzt nicht. Gebt mir die Flasche.«

Cadrach sah sie an und händigte ihr dann widerwillig das Fläschchen aus. Miriamel drehte sie um und trank den kleinen Rest. Sie fühlte, wie Wärme durch ihre Kehle tröpfelte und sich in ihren Magen schmiegte. Das leere Gefäß versteckte sie hinter einem der Fässer.

»Nun los.« Sie griff nach der Kerze und führte Cadrach zur Leiter.

Als er es endlich geschafft hatte, hinaufzuklettern und in den Gang des Niskielochs zu kriechen, mußte er sich erst einmal hinlegen, um wieder zu Atem zu kommen. Während er schnaufte, überlegte Miriamel den nächsten Schritt. Über ihnen summte und bebte das Schiff unter dem Ansturm des Wolkenbruchs.

»Es gibt drei Möglichkeiten, hier herauszukommen«, erklärte Miriamel. Cadrach, der sich gegen das Schaukeln des Schiffs stemmte, schien nicht zuzuhören. »Die Luke vom Laderaum aus – aber die mündet unmittelbar unter dem Achterdeck, auf dem immer ein Steuermann steht. Bei diesem Wetter ist ganz bestimmt jemand dort und wird scharf aufpassen. Das scheidet also aus.« Sie drehte sich zu dem Mönch um. Er starrte im kleinen Ring der Kerzenflamme auf die Bretter des Gangbodens. »Uns bleiben zwei Chancen. Entweder durch die Luke des Hauptgangs, direkt unter den Augen von Aspitis und allen seinen Matrosen, oder weiter durch diesen Gang bis an sein anderes Ende, das sich wahrscheinlich unter dem Vorderdeck befindet.«

Cadrach sah auf. »Wahrscheinlich?«

»Gan Itai hat es mir nicht gesagt, und ich habe vergessen, sie zu fragen. Aber das hier ist ein Niskieloch, und sie hat mir erzählt, daß sie es benutzt, um schnell von einem Ende des Schiffs zum andern zu kommen. Da sie immer vom Vorderdeck aus singt, muß das die Stelle sein, wo der Gang mündet.«

Der Mönch nickte müde. »Aha.«

»Darum meine ich, daß wir diesen Weg nehmen sollten. Vielleicht wartet Gan Itai dort auf uns. Sie hat nicht gesagt, wie wir das Landungsboot erreichen sollen oder wann sie uns treffen will.«

»Ich werde Euch folgen, Herrin.«

Während sie in dem engen Gang weiterkrochen, erscholl ein so entsetzliches, ohrenbetäubendes Krachen, daß ihnen die Trommelfelle zu platzen drohten. Cadrach gab einen erstickten Schreckensschrei von sich.

»Götter, was ist das?« ächzte er.

»Donner«, antwortete Miriamel. »Das Unwetter ist da.«

»Usires Ädon in deiner Gnade, errette mich von Schiffen und dem Meer«, stöhnte Cadrach. »Sie sind alle verflucht. Verflucht.«

»Vom Schiff ins Boot und der See noch näher.« Miriamel begann sich weiterzuschieben. »Das ist unser Ziel – wenn wir Glück haben.« Sie hörte Cadrach hinter sich herkriechen.

Noch zweimal rollte der Donner, bevor sie das Ende des Gangs erreicht hatten, und jeder Schlag war lauter als der vorhergegangene.

Als sie endlich geduckt unter der Luke kauerten, drehte sich Miriamel um und legte dem Mönch die Hand auf den Arm.

»Ich werde jetzt die Kerze löschen. Verhaltet Euch ganz still.«

Zoll um Zoll lüftete sie den schweren Deckel, bis die Öffnung so breit war wie ihre Hand. Regen wehte und spritzte. Sie befanden sich tatsächlich direkt unter dem Vorderdeck. Die Stufen führten nur wenige Schritte von der Luke entfernt nach oben. Die Backbordreling lag etwa zwanzig Ellen von ihnen entfernt. Ein Blitz erhellte sekundenlang das ganze Deck. Ringsum erkannte Miriamel die Umrisse der Matrosen, mitten in der Bewegung erstarrt wie auf einem gemalten Wandbild. Tief und drückend lastete der Himmel auf dem Schiff, ein Gebrodel aus zornigen schwarzen Wolken, die die Sterne erstickten. Miriamel ließ sich fallen und warf, als ein neuer Donnerschlag die Nacht erschütterte, die Luke zu.

»Da oben sind überall Leute«, erklärte sie, sobald das Echo verhallt war.

»Aber niemand steht in unmittelbarer Nähe. Wenn wir es bis an die Reling schaffen und unsere Kapuzen aufhaben, merken sie vielleicht nicht, daß wir nicht zu Besatzung gehören. Dann können wir nach hinten zum Boot laufen.«

Ohne die Kerze konnte sie den Mönch nicht sehen, hörte ihn aber im engen Raum neben sich atmen. Plötzlich fiel ihr etwas auf.

»Ich habe Gan Itai nicht gehört. Sie hat nicht gesungen.«

Einen Moment herrschte Schweigen. Dann sagte Cadrach heiser: »Ich habe Angst, Miriamel. Wenn wir gehen müssen, dann bald, bevor ich den letzten Rest Mut verliere, der mir geblieben ist.«

»Ich habe auch Angst«, erklärte Miriamel, »aber ich muß noch einen Augenblick nachdenken.« Sie streckte den Arm aus und griff nach seiner kalten Hand, die sie festhielt, während sie überlegte. So saßen sie eine Zeit lang, bevor sie fortfuhr: »Wenn Gan Itai nicht auf dem Vorderdeck ist, weiß ich nicht, wo sie steckt. Vielleicht erwartet sie uns beim Boot, vielleicht auch nicht. Wenn wir das Boot erreichen, müssen wir als erstes die Haltetaue losmachen, mit denen es am Schiff befestigt ist – alle bis auf eins. Danach gehe ich Gan Itai suchen. Wenn ich wiederkomme, lassen wir das Boot nach unten und springen ins Wasser. Komme ich nicht zurück, müßt Ihr es allein tun. Es ist ja dann nur noch ein einziger Knoten, das kostet Euch nicht viel Kraft.«

»Springen? Ins Wasser?« stammelte Cadrach. »In diesem furchtbaren Sturm? Wo überall diese Dämonenteufel, die Kilpa, herumschwimmen?«

»Natürlich springen«, zischte Miriamel und bemühte sich, ihren Ärger zu unterdrücken. »Wenn wir das Boot loslassen und selbst darin sitzen, brechen wir uns wahrscheinlich das Rückgrat. Habt keine Furcht! Ich werde als erste springen und Euch ein Ruder hinstrecken, an dem Ihr Euch festhalten könnt.«

»Ihr beschämt mich, Herrin«, flüsterte der Mönch, ließ jedoch ihre Hand nicht los. »Ich sollte es sein, der Euch beschützt. Aber Ihr wißt, wie sehr ich die See hasse.«

Sie drückte seine Finger. »Ja, ich weiß. Nun kommt. Vergeßt nicht, wenn Euch jemand anruft, tut Ihr so, als hättet Ihr nicht richtig gehört und geht weiter. Und haltet die Hand an der Reling, denn das Deck wird bestimmt äußerst glatt sein. Ihr wollt schließlich nicht über Bord gehen, bevor wir das Landungsboot im Wasser haben.«

Cadrachs Lachen klang schwindlig vor Furcht. »Da habt Ihr recht, Herrin. Gott schütze uns.«

In diesem Augenblick erklang im Brüllen des Sturms ein neuer Ton, nicht so laut wie der Donner und doch auf geheimnisvolle Weise ebenso stark. Miriamel fühlte, wie es sie fortriß, und mußte sich für einen Augenblick an die Wand stützen, weil ihre Knie nachgaben. Sie hatte nicht die geringste Vorstellung, woher der Ton kam. Es war etwas Grausiges daran, etwas, das ihr durchs Herz drang wie ein Dorn aus Eis. Aber ihr blieb keine Zeit zum Zaudern. Gleich darauf hatte sie sich wieder in der Gewalt, schob den Lukendeckel auf und kletterte mit Cadrach in den strömenden Regen hinaus.

Überall war jetzt der fremdartige Ton zu hören, von durchdringender Süße und doch so erbarmungslos und unwiderstehlich wie der Sog einer Springflut. Jäh schien er in Höhen aufzusteigen, die sterbliches Hörvermögen überschritten, so daß nur ein Geist seiner Fülle zurückblieb und Miriamels Kopf von Echos widerhallte, fiepend wie Fledermäuse. Sofort danach senkte er sich genauso schnell nach unten, stürzte in eine so dröhnende Tiefe, daß es schien, als sänge er in der steinigen Sprache des Meeresbodens. Miriamel war zumute, als stünde sie in einem summenden Wespennest, groß wie ein Dom; der Ton durchbebte sie bis in die innersten Winkel ihres Körpers. Ein Teil von ihr brannte mit dem Drang, sich im Einklang mit der Melodie zu bewegen, zu schreien und im Kreis herumzurennen; ein anderer Teil wollte sich nur hinwerfen und mit dem Kopf gegen das Deck hämmern, bis das Geräusch aufhörte.

»Gott steh uns bei, was sind das für schaurige Töne?« jammerte Cadrach, verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Knie.

Miriamel biß die Zähne zusammen, senkte den Kopf und zwang sich, von den Vorderdeckstufen ganz langsam nach der Reling zu gehen. Jeder Knochen in ihrem Leib schien zu klappern. Sie packte den Mönch am Arm und zerrte ihn hinter sich her, zog ihn wie einen Schlitten über die glitschigen Planken.

»Es ist Gan Itai«, keuchte sie und kämpfte gegen die lähmende Macht des Niskieliedes an. »Wir sind ihr zu nah.«

Plötzlich färbte sich die nur vom gelben Lichtschein der Laternen erhellte samtige Nacht grellblau und weiß. Die Reling vor ihr, Cadrachs Hand in der ihren, die leere Schwärze des Meeres dahinter – das alles brannte sich in einer einzigen explosiven Sekunde in ihre Augen. Einen Herzschlag später blitzte es wieder, und Miriamel sah, festgebannt im zuckenden Licht, wie sich ein glatter runder Kopf über die Backbordreling hob. Als der Blitz verblaßte und ein doppelter Donnerschlag ihm folgte,

enterte ein weiteres halbes Dutzend knochenlos wirkender Gestalten das Schiff. Im trüben Laternenlicht glänzten sie wie Schlick. Die Erkenntnis traf Miriamel wie ein Faustschlag. Sie machte kehrt, stolperte, rutschte und hastete nach der Steuerbordseite des Schiffs. Cadrach schleifte sie hinter sich her.

»Was ist das?« schrie er.

»Es ist Gan Itai!« Vor ihr rannten Matrosen hin und her wie aufgescheuchte Ameisen. Aber es war nicht mehr die Besatzung der *Eadne-Wolke,* vor der Miriamel sich fürchtete. »Es ist die Niskie!« Regenwasser drang ihr in den Mund, und sie spuckte aus. »Sie singt die Kilpa nach oben!«

»Ädon steh uns bei!« kreischte Cadrach. »Ädon steh uns bei!«

Wieder flammte ein Blitz und beleuchtete einen Schwarm grauer, froschähnlicher Ungeheuer, die über die Steuerbordreling rutschten und sich auf das Deck fallen ließen. Sie drehten die Gesichter mit den aufgerissenen Mäulern von einer Seite zur anderen und glotzten wie Pilger, die endlich ihr Ziel, den großen Tempel, erreicht haben. Einer von ihnen streckte ruckartig den dünnen Arm aus und packte einen strauchelnden Matrosen. Es sah aus, als falte er sich um ihn herum, dann zerrte er den schreienden Mann hinab ins Dunkel.

Donner krachte. Miriamel wurde übel. Sie drehte sich um und lief, so schnell sie konnte, an der Schmalseite des Schiffs entlang nach der Stelle, an der das Landungsboot hing. Wasser umspülte ihre Füße und Knöchel. Wie in einem Alptraum hatte sie das Gefühl, sich nicht bewegen zu können, immer langsamer zu werden. Ständig strömten weitere graue Wesen aus der Tiefe, wie Ghule in einem Gruselmärchen aus einem ungeweihten Grab quellen. Hinter ihr stieß Cadrach unartikulierte Schreie aus. Über allem schwebte das Lied der Niskie, das alle zum Wahnsinn trieb und die Nacht selbst pochen ließ wie ein mächtiges Herz.

Die Kilpa schienen überall zu sein. Sie bewegten sich mit entsetzlicher, schwankender Ruckartigkeit. Noch im Tosen des Sturms und Gan Itais Singen konnte man hören, wie das Deck von den verzweifelten Schreien der bedrängten Seeleute widerhallte. Aspitis und zwei seiner Offiziere standen mit dem Rücken an einem der Masten und wehrten sich gegen ein halbes Dutzend der Seeungeheuer. Ihre Schwerter waren kaum mehr als dünne Lichtstreifen, die blitzend hin und her schossen. Ein Kilpa taumelte zurück und umklammerte einen Arm, der nicht mehr zum Körper gehörte. Das Wesen ließ den Körperteil zu Boden fallen und kauerte sich daneben.

Seine Kiemen pumpten. Aus dem Stumpf sprudelte schwarzes Blut.

»Barmherziger Ädon!« Vor sich erkannte Miriamel endlich den dunklen Schatten des Bootes. Sie zog Cadrach weiter. Im selben Augenblick zersprang an der Saling über ihr eine der Lampen und sprühte brennendes Öl auf das nasse Deck. Dampfwolken zischten auf, und ein schwelender Funke traf Miriamels Ärmel. Während sie hastig die Flamme erstickte, explodierte die Nacht in orangerotem Licht. Miriamel schaute auf. Ein Sturzbach von Regentropfen blendete sie. Trotz des Gewitters hatte ein Segel Feuer gefangen. Rasch verwandelte sich der Mast in eine Fackel.

»Cadrach, die Knoten!« rief sie. Neben ihr erstarb der erstickte Aufschrei eines Menschen im Grollen des Donners. Sie packte einen vom Regen aalglatten Strick und fing an, daran herumzuzerren. Sie fühlte, wie ein Fingernagel abriß, während sie das aufgequollene Tau zu lockern versuchte. Endlich löste sich der Knoten, und sie wandte sich dem nächsten zu. Das Boot schwankte, wenn das Schiff schlingerte, und stieß sie von ihrer Arbeit fort, aber sie gab nicht auf. Neben ihr mühte sich der leichenblasse Cadrach mit einem anderen der vier Taue ab, die die Winde sicherten.

Miriamel fühlte eine kalte Strömung, noch bevor das Wesen sie berührte. Sie wirbelte herum, glitt aus und stürzte gegen den Rumpf des Landungsbootes. Der Kilpa machte einen Schritt vorwärts und packte mit den Schwimmhäutefingern ihren weiten Ärmel. Seine Augen waren schwarze Teiche, in denen die Flammen des brennenden Segels glühten. Der Mund öffnete und schloß sich, öffnete und schloß sich. Als er sie an sich heranzog, schrie Miriamel laut auf.

Plötzlich schoß etwas hinter ihr aus dem Schatten. Der Kilpa wich zurück, ließ ihren Arm jedoch nicht los. Er zerrte sie nach unten, immer näher. Ihr Schlag prallte von der öligen Geschmeidigkeit seines Bauchs ab. Keuchend versuchte sie sich loszureißen, aber der Griff der Hand mit den Schwimmhäuten war zu fest. Der Gestank überwältigte sie, Salzwasser, Schlamm und faulender Fisch.

»Lauft, Herrin!« Hinter der Schulter des Wesens erschien Cadrachs Gesicht. Er hatte ihm seine Kette um den Hals geworfen, doch noch während er seinen Würgegriff zuzog, sah Miriamel im schwachen Licht, wie im Nacken des Kilpa die Kiemen pumpten, durchscheinende Flügel aus zartem, grauem Fleisch mit rosigen Rändern. Mit einem lähmenden Gefühl der Niederlage begriff sie, daß das Ungeheuer zum Atmen nicht die Kehle brauchte. Cadrachs Kette saß zu hoch. Noch während der Mönch

sich anstrengte, zog der Kilpa sie wieder näher, dem zweiten Arm zu, der nun auch nach ihr griff, näher heran an seinen schlaffen Mund und die Augen aus Eis.

Jäh erstarb Gan Itais Lied. Es schien minutenlang nachzuhallen. Das einzige, was dann noch den Wind übertönte, waren Angstschreie und das dumpfe Heulen der wimmelnden Seedämonen.

Suchend tastete Miriamels Hand nach ihrem Gürtel. Endlich schlossen sich ihre Finger um Aspitis' Dolch. Als sich der Griff in einer Falte ihrer durchnäßten Kutte verfing, blieb ihr fast das Herz stehen. Mit einem Ruck kam das Messer frei. Sie schüttelte es heftig, damit die Scheide abfiel und stach auf den grauen Arm ein, der sie festhielt. Die Klinge drang ein, und ein tintiger Blutfaden rann heraus, aber der Griff des Ungeheuers lockerte sich nicht.

»Gott steh uns bei!« kreischte Cadrach.

Das Maul des Kilpa formte sich zum Kreis, aber er gab keinen Laut von sich und zwang sie nur noch näher. Sie konnte den Regen sehen, der von seiner glänzenden Haut perlte, die weiche, blasse Nässe hinter seinen Lippen. Mit einem Schrei der Wut und des Ekels warf Miriamel sich vorwärts und rammte dem Wesen das Messer in den gummiartigen Bauch. Jetzt stieß es doch einen Ton aus, ein leises, überraschtes Pfeifen. Blasiges Blut strömte über Miriamels Hand, und sie merkte, daß der Griff schwächer wurde. Wieder stach sie zu, dann noch einmal. Eine Zeit lang, die ihr wie eine Ewigkeit vorkam, zuckte und zappelte der Kilpa und sackte dann endlich schlaff zusammen. Miriamel rollte sich zur Seite. Schaudernd tauchte sie die Hände in das reinigende Wasser. Cadrachs Kette war noch immer um den Hals des Wesens geschlungen, ein grausiges Bild im nächsten Blitzlicht. Die Augen des Mönchs waren weit aufgerissen, das Gesicht zeigte ein kalkiges Weiß.

»Laßt ihn los!« keuchte Miriamel. »Er ist tot.« Ein Donnerschlag unterstrich ihre Worte.

Cadrach versetzte dem Kilpa einen Tritt und kroch, nach Atem ringend, auf Händen und Knien zum Landungsboot zurück. Wenig später hatte er sich so weit erholt, daß er mit unsicheren Händen seine beiden Knoten lösen und Miriamel, deren Hände unkontrollierbar zitterten, bei ihrem helfen konnte. Mit Hilfe des einen Ruders schoben sie das Gerüst, in dem das Boot hing, über die Bordwand und richteten es so aus, daß es parallel zum Schiff stand. Nur ein einziges Tau hielt das Boot jetzt noch an der Winde, hoch über dem dunklen, wild wogenden Wasser.

Miriamel drehte sich um und schaute über das Schiff. Der Mast brannte wie ein Yrmansol-Baum, eine vom Wind gepeitschte Säule aus Flammen. Überall kämpften Grüppchen von Männern mit Kilpa. Trotzdem schien zwischen dem Boot und dem Vorderdeck eine verhältnismäßig freie Strecke zu liegen.

»Wartet hier«, befahl sie und zog ihre Kapuze herunter, um ihr Gesicht zu verdecken. »Ich muß Gan Itai finden.«

Cadrachs erstaunter Blick wurde rasch zu einem Ausdruck von Wut. »Seid Ihr wahnsinnig? *Goirach cilagh!* Den Tod werdet Ihr finden!«

Miriamel hielt sich nicht mit Argumenten auf. »Wartet hier. Verteidigt Euch notfalls mit dem Ruder. Wenn ich nicht bald zurück bin, laßt das Boot hinunter und springt hinterher. Ich schwimme Euch nach, wenn ich kann.« Sie drehte sich um und rannte, das Messer fest in der Hand, an Deck entlang.

Die hübsche *Eadne-Wolke* hatte sich in ein Höllenschiff verwandelt, etwas, das des Teufels Bootsbauer hätten ersinnen können, um Sünder auf dem tiefsten Meer der Verdammnis zu quälen. Das Deck war größtenteils überflutet. Das Feuer am Hauptmast hatte inzwischen einige der anderen Segel erfaßt. Brennende Stofffetzen flogen im Wind wie Dämonen. Die wenigen blutüberströmten Menschen, die sich noch hier oben befanden, hatten das vernichtete, geschändete Aussehen von Gefangenen, deren Strafmaß alles übersteigt, das sie für das schlimmste Verbrechen verdient hätten. Auch von den Kilpa waren viele niedergemetzelt worden. Ein Haufen ihrer Leichen lag um den Mast herum, an dem Aspitis und seine Offiziere gekämpft hatten; freilich ragte auch mindestens ein Menschenbein aus diesem Haufen hervor. Eine größere Anzahl der Seebewohner schien mit ihrer Mahlzeit wieder über Bord gesprungen zu sein, aber noch immer hüpften und rutschten andere hinter Überlebenden her.

Ohne angegriffen zu werden, watete Miriamel zum Vorderdeck, wobei sie viel näher, als ihr lieb war, an mehreren Gruppen fressender Kilpa vorbeimußte. Ein Teil von ihr war verblüfft, daß sie solche Dinge mitansehen konnte, ohne von Grauen gelähmt zu sein. Ihr Herz schien sich verhärtet zu haben; noch vor einem Jahr hätte ein so scheußlicher Anblick sie in Tränen ausbrechen und nach einem Versteck suchen lassen. Jetzt hatte sie das Gefühl, auch durch Feuer gehen zu können, wenn es sein mußte.

Sie erreichte die Treppe und stieg eilig zum Vorderdeck hoch. Die

Niskie hatte ihr Singen noch nicht vollständig eingestellt. Noch immer hing das dünne Summen einer Melodie über dem Bug, ein matter Abglanz der Macht, die stärker gewesen war als der Sturm. Die Seewächterin saß mit gekreuzten Beinen am Boden, so weit vorgebeugt, daß ihr Gesicht fast die Planken berührte.

»Gan Itai«, sagte Miriamel, »das Boot ist bereit. Kommt.«

Die Niskie antwortete nicht gleich. Als sie sich endlich aufrichtete, schnappte Miriamel nach Luft. Noch nie hatte sie so viel Leid im Gesicht eines Lebewesens gesehen.

»O nein«, krächzte die Niskie. »Beim Unerforschten, nein! Geh fort, geh!« Sie winkte schwach mit der Hand. »Ich habe es getan, damit ihr beide frei werdet. Laß mein Verbrechen nicht dadurch sinnlos werden, daß euch die Flucht mißlingt!«

»Aber wollt Ihr denn nicht mitkommen?«

Die Niskie stöhnte. Ihre Züge schienen um hundert Jahre gealtert. Die Augen waren tief in den Kopf gesunken, ihr Glanz erloschen. »Ich kann nicht fort. Allein mit mir kann dieses Schiff überleben. Es wird meine Schuld nicht geringer machen, aber mein gebrochenes Herz vielleicht trösten. Möge mir Ruyan vergeben – es ist eine schlimme Welt, die mich so weit gebracht hat.« Sie warf den Kopf zurück und stieß einen so todtraurigen Seufzer aus, daß Miriamel die Tränen kamen. »Geh!« klagte die Niskie. »Ich flehe dich an!«

Noch einmal versuchte Miriamel sie zu erweichen, aber Gan Itai senkte ihr Gesicht wieder auf die Planken. Nach langem Schweigen stimmte sie von neuem ihr schwaches, klagendes Lied an. Der Wind änderte die Richtung, und der Regen ließ für einen Augenblick nach. Miriamel sah, daß sich im Feuerschein des unter ihr liegenden Decks nur noch wenige Gestalten regten. Sie schaute die zusammengekauerte Niskie an, schlug das Zeichen des *Baumes* und ging die Treppe hinunter. Sie würde später darüber nachdenken. Später würde sie sich fragen, warum. Später.

Es war ein verwundeter Seemann, kein Kilpa, der Miriamel auf dem Rückweg zu packen versuchte. Als sie mit dem Messer nach seiner Hand stach, ließ er los und sank auf das überflutete Deck zurück. Wenige Schritte weiter stieß sie auf die Leiche von Thures, dem jungen Pagen des Grafen. Er zeigte keine Spuren von Gewalt. Das tote Gesicht des Jungen lag friedlich unter seichtem Wasser. Sein Haar wogte wie Seetang.

Cadrach war so glücklich, sie zu sehen, daß er nicht ein einziges Wort des Vorwurfs laut werden ließ und keinerlei Fragen stellte. Miriamel

suchte die Stelle, an der das letzte Windenseil befestigt war, und machte sich daran, es mit ihrem Dolch durchzusägen. Sie beugte sich nach hinten, als das lose Ende peitschend durch die Luft fuhr. Die Windentrommel drehte sich, und das Boot sauste nach unten. Eine Wolke weißer Gischt stob auf, als es auf die Wellen klatschte.

Cadrach streckte ihr das Ruder hin, das er umklammert gehalten hatte. »Hier, Miriamel. Ihr seid erschöpft. Es wird Euch beim Schwimmen helfen.«

»Mir?« Sie war so überrascht, daß sie fast gelächelt hätte.

Eine dritte Stimme unterbrach sie. »Da bist du ja, Liebste.«

Miriamel fuhr herum. Eine unheimliche Gestalt hinkte auf sie zu. Aspitis hatte an einem Dutzend Stellen blutende Schnittwunden. Ein Auge war von einem schweren Hieb, der sich über die ganze Wange zog, geschlossen, Blut befleckte die goldenen Locken. Aber immer noch hielt er das lange Schwert in der Hand, und immer noch war er schön und schrecklich wie ein Leopard auf der Jagd.

»Ihr wolltet mich verlassen?« erkundigte er sich höhnisch. »Nicht bei mir bleiben und mit aufräumen – nach dem Besuch unserer…«, er grinste, ein grausiger Anblick, und deutete auf das Deck, »… *Hochzeitsgäste?*« Wieder kam er einen Schritt näher und bewegte dabei langsam das Schwert von einer Seite zur andern. Im Schein der brennenden Segel schimmerte es wie eine Strähne aus glühendem Eisen. Es war merkwürdig faszinierend, zuzuschauen, wie es hin und her schwang … hin und her…

Miriamel schüttelte ruckartig den Kopf und reckte sich straffer. »Fahrt zur Hölle.«

Aspitis' Lächeln verschwand. Er hob die Schwertspitze und näherte sie ihrem Auge. Hinter ihr stieß Cadrach ohnmächtige Flüche aus.

»Soll ich Euch töten«, sagte der Graf sinnend, »oder könnt Ihr mir noch nützlich sein?« Seine Augen waren unmenschlich wie Kilpaaugen.

»Tötet mich nur. Ich möchte lieber sterben, als mich noch einmal von Euch anfassen zu lassen.« Sie starrte ihn an. »Ihr bezahlt die Feuertänzer. Warum? Für Pryrates?«

Aspitis schüttelte den Kopf. »Nur einige. Solche, die nicht … ganz fest im Glauben sind. Aber brauchbar sind sie alle.« Er runzelte die Stirn. »Ich möchte jetzt nicht über solche unwichtigen Dinge reden. Ihr gehört mir. Ich muß eine Entscheidung treffen…«

»Ich habe etwas, das wirklich Euch gehört«, versetzte Miriamel und

zückte den Dolch. Aspitis lächelte seltsam, hob jedoch seine Klinge, um einem plötzlichen Wurf zu begegnen. Statt dessen schleuderte ihm Miriamel den Dolch vor die Füße ins Wasser. Als der Graf ein winziges Stück den Kopf senkte, stieß sie ihm das Griffende des Ruders in den Leib. Er schnappte nach Luft und taumelte einen Schritt rückwärts, blindlings mit dem Schwert um sich stechend wie eine verletzte Biene. Miriamel hob mit beiden Händen das Ruder und schwang es mit aller Kraft ihrer Arme und ihres Rückens in einem weiten Bogen. Der Schwung endete im Knirschen von Knochen. Aspitis kreischte laut und stürzte zu Boden, die Hände vor das Gesicht geschlagen. Zwischen seinen Fingern spritzte Blut hervor.

»Ha!« schrie Cadrach mit jubelnder Erleichterung. »Schau dich an, du Teufel! Jetzt brauchst du einen neuen Köder für deine Weiberfalle!«

Miriamel sank in die Knie und schob Cadrach über das glitschige Deck das Ruder hin. »Los«, schnaufte sie, »nehmt es und springt.«

Eine Sekunde stand der Mönch so verwirrt da, als wisse er nicht mehr, wo er sich befand, dann stolperte er zur Reling. Er schloß die Augen, murmelte ein paar Worte und sprang über Bord. Miriamel rappelte sich auf, warf einen letzten Blick auf den Grafen, der rote Schaumblasen über das Deck rinnen ließ, kletterte mühsam über die Bordwand und stürzte sich hinab ins Leere. Sie fiel, flog durch Dunkelheit. Als sich das Wasser über ihr schloß wie eine kalte Faust, fragte sie sich, ob sie wohl je wieder nach oben kommen würde, anstatt immer tiefer zu sinken, in die allertiefsten Tiefen, in Schwärze und Schweigen…

Aber sie stieg nach oben. Als sie das Boot gefunden und Cadrach beim Hineinklettern geholfen hatte, legten sie die Ruder ein und begannen sich von dem verwundeten Schiff zu entfernen. Noch immer brodelte über ihnen das Unwetter, aber seine Kraft ließ nach. Hinter ihnen wurde die *Eadne-Wolke* immer kleiner, bis sie nur noch ein brennender Lichtpunkt am schwarzen Horizont zu sein schien, eine winzige Flamme wie ein sterbender Stern.

VII

Sturmkönigs Amboß

Am nördlichsten Rand der Welt stand der Berg, ein gefletschter Zahn aus eisigem Stein, der seinen Schatten weit über das Land warf und selbst die anderen Gipfel weit überragte. Seit vielen Wochen waren Rauch, Dampf und Gewölk aus Öffnungen der Bergflanke geströmt. Jetzt umgaben sie die Krone von Sturmspitze wie ein Kranz, kreisten in den mächtigen Winden, die um den Gipfel wehten, verdichteten und verdunkelten sich, als saugten sie die schwärzeste Finsternis der äußersten Nacht von den Sternen herunter.

Der Sturm wuchs und breitete sich aus. Die wenigen Menschen, die noch hier und da in Sichtweite des furchtbaren Berges lebten, duckten sich in ihren Langhäusern, deren Balken knarrten, wenn der Wind heulte. Ein scheinbar endloser Schneesturm häufte seine Last auf ihre Mauern und Dächer, und alles, was übrigblieb, waren weiße Erhebungen wie Grabhügel, die nur die dünnen Rauchfahnen, die über den Schornsteinen flatterten, noch als Behausungen lebender Wesen kenntlich machten.

Auch die riesige Fläche offenen Lands, die man Frostmark nannte, lag unter Schneewehen begraben. Noch vor wenigen Jahren war die weite Ebene von kleinen Weilern übersät gewesen, von blühenden Städten und Dörfern, die vom Verkehr auf der Wealdhelm- und der Frostmarkstraße lebten. Jetzt, ein halbes Dutzend ununterbrochener Schneeperioden später, waren die Ernten erfroren und so gut wie alle Tiere gegessen oder geflohen. Das Land war zur öden Wüste geworden. Wer sich noch in den Ausläufern der Grenzgebirge oder den schützenden Wäldern versteckt hielt, kannte es nur als Heimat von Wölfen und wandernden Geistern und nannte die Frostmark längst bei einem anderen Namen: *Sturmkönigs Amboß*. In diesen Tagen sauste ein noch schlimmerer Sturm, ein furchtbarer Hammer aus Reif und Kälte, auf diesen Amboß nieder.

Der lange Arm des Sturms griff sogar noch über Erkynland hinaus nach Süden, schickte eisige Windböen über das offene Grasland und malte zum

ersten Mal seit Menschengedenken die Thrithinge knochenweiß. Auch nach Perdruin und Nabban kehrte der Schnee zurück – zum zweiten Mal in einer einzigen Jahreszeit, aber nur zum dritten Mal in fünf Jahrhunderten; und jenen, die sich zuvor über die Feuertänzer und ihre Unheilswarnungen lustig gemacht hatten, preßte jetzt eine Furcht das Herz zusammen, die weit eisiger war als der Pulverschnee, der sacht auf die Kuppeln der Sancellanischen Paläste fiel.

Wie eine Flut, die unaufhaltsam einer unvorstellbaren Hochwassermarke zuströmt, drang der Sturm immer weiter vor, überzog südliche Länder, die seine Berührung nie gefühlt hatten, mit Frost und bedeckte ganz Osten Ard mit seinem großen, kalten Bahrtuch. Es war ein Sturm, der das Herz betäubte und allen Mut lahmte.

»Hier entlang!« rief der Anführer der Reiter und zeigte nach links. »*A prenteiz*, Männer – los und hinterher!« Er spornte sein Roß und ritt so schnell, daß seine Atemwolke hinter ihm in der Luft stehenblieb. Schnee spritzte unter den Hufen.

Mit einem Satz drang er in die Lücke zwischen zwei halbverfallenen, schneebedeckten Hütten ein. Sein Pferd zerteilte die Schneewehen so mühelos wie Nebel. Eine dunkle Gestalt schoß hinter der einen Hütte hervor ins Freie und raste davon, in großen Sprüngen kreuz und quer über das Feld. Der vorderste Verfolger setzte über einen niedrigen, unter Schnee begrabenen Zaun und heftete sich an die Fersen des Flüchtlings. Die donnernden Hufe des Pferdes verwischten die kleineren Abdrücke der fliehenden Beute, aber es war auch keine weitere Spurensuche mehr nötig, das Ende in Sicht. Ein halbes Dutzend anderer Reiter kam zwischen den Häusern hervorgesprengt und schwärmte fächerförmig nach allen Seiten aus, bis die Beute umringt war wie vom runden Netz eines Flußfischers. Einen Augenblick noch, um es zuzuziehen – die Reiter zügelten ihre Pferde zu einem immer engeren Kreis –, dann war die Jagd vorbei. Einer der Männer, die an der Seite geritten waren, beugte sich herunter, bis seine Lanze die keuchenden Flanken des Gefangenen berührte. Der Anführer stieg ab und trat einen Schritt vor.

»Gut gelaufen«, bemerkte Herzog Fengbald grinsend. »Das war ein ausgezeichnetes Spiel.«

Mit angstvoll geweiteten Augen starrte der Junge ihn an.

»Soll ich ihn erledigen, Herr?« fragte der Reiter mit der Lanze. Er versetzte dem Jungen einen kräftigen Stoß. Das Kind schrie auf und zuckte

vor der scharfen Lanzenspitze zurück.

Fengbald zog langsam den Handschuh aus, drehte sich um und schleuderte ihn dem Reiter ins Gesicht. Die Metallstickerei hinterließ auf der Haut des Mannes ein Muster aus gekreuzten Striemen, aus denen Blut tropfte. »Hund!« Fengbalds Gesicht war finster. »Was bin ich – ein Dämon? Dafür werde ich dich auspeitschen lassen.« Der Reiter wich zurück und trieb sein Pferd ein Stück aus dem Kreis heraus. Fengbald blickte ihm wütend nach. »Ich ermorde keine unschuldigen Kinder.« Er sah auf den Jungen hinab, der sich am Boden duckte. »Wir haben gespielt, das ist alles. Kinder lieben Spiele. Dieses hier hat mitgespielt, so gut es konnte.« Der Herzog ließ sich den Handschuh wiedergeben und zog ihn an. Er lächelte. »Du hast uns ganz hübsch ins Schwitzen gebracht, Junge. Wie ist dein Name?«

Das Kind verzog das Gesicht und fletschte die Zähne wie eine auf den Baum getriebene Katze, brachte jedoch keinen Ton heraus.

»Nun, das ist zu schade«, meinte Fengbald mit philosophischer Miene. »Wenn er nicht reden will, dann eben nicht. Steckt ihn zu den übrigen. Eines von diesen Hüttenweibern wird ihn schon füttern. Schließlich heißt es ja, daß eine Hündin immer fremde Welpen säugt.«

Einer von Fengbalds Bewaffneten stieg vom Pferd und griff nach dem Jungen, der sich nicht wehrte, als der Soldat ihn quer vor sich über den Sattel legte.

»Ich glaube, das war der letzte«, sagte Fengbald. »Und damit unser letztes Spiel. Sehr schade – aber immer noch besser, als wenn sie vor uns herlaufen und uns die Überraschung verderben.« Er grinste breit und genoß seinen eigenen Witz.

»Kommt jetzt. Ich brauche einen Becher warmen Wein, um die Kälte zu vertreiben. Es war ein harter, kalter Ritt.«

Er sprang in den Sattel, ließ sein Pferd umschwenken und führte seine Truppe zurück in die vom Schnee erstickten Ruinen von Gadrinsett.

Herzog Fengbalds rotes Zelt leuchtete in der Mitte der verschneiten Wiese wie ein Rubin in einer Milchpfütze. Der Silberfalke, das Wappentier der Herzogsfamilie, breitete seine Schwingen über den ganzen Eingang aus. In der steifen Brise, die durch das Flußtal wehte, bebte der große Vogel, als sehne er sich danach fortzufliegen. Ringsum, allerdings in respektvoller Entfernung, drängten sich die Zelte des herzoglichen Heers.

Drinnen ruhte Fengbald auf einem Stapel reichgemusterter Kissen, den

Becher mit Würzwein – seit seiner Rückkehr mehrfach wieder aufgefüllt – lässig in der Hand, das dunkle Haar offen auf den Schultern. Bei Elias' Krönung war Fengbald so mager gewesen wie ein junger Hund. Inzwischen hatten sich Mitte und Wangen des Gebieters von Falshire, Utanyeat und dem Westfold ein wenig gerundet. Vor ihm am Boden kniete eine blonde Frau. Ein dünner Page, der blaß und ängstlich aussah, wartete zur Rechten seines Herrn.

Von der anderen Seite des Kohlenbeckens, das das Zelt wärmte, sah ein hochgewachsener Mann zu ihm hinüber. Er trug einen Bart und schielte. Bekleidet war er mit dem Leder und der groben Wolle der Leute aus den Thrithingen. Er hatte es abgelehnt, sich hinzusetzen wie ein Städter, und stand breitbeinig und mit verschränkten Armen da. Bei jeder Bewegung gab seine Halskette aus Fingerknöcheln ein melodisches Geklapper von sich.

»Was gibt es noch weiter zu wissen?« fragte er. »Warum mehr reden?«

Fengbald musterte ihn mit langsamem Blinzeln. Er war vom Trinken leicht benebelt und darum ausnahmsweise etwas weniger streitsüchtig als sonst. »Ich muß dich lieben, Lesdraka«, meinte er dann, »sonst hätte ich deine Fragen schon lange satt.«

Der Söldnerführer starrte ungerührt zurück. »Wir wissen, wo sie sind. Was brauchen wir mehr?«

Der Herzog nahm wieder einen Schluck, wischte sich mit dem seidenen Hemdsärmel den Mund und winkte seinem Pagen. »Mehr, Isaak.« Dann richtete er seine Aufmerksamkeit von neuem auf Lesdraka. »So viele Fehler der alte Guthwulf auch gehabt haben mag, ein paar Dinge habe ich von ihm gelernt. Man hat mir die Schlüssel zu einem großen Reich in die Hand gegeben. Ich will sie behalten und nicht durch überstürztes Handeln selbst wegwerfen.«

»Die Schlüssel zu einem Reich?« fragte der Thrithing-Mann verächtlich. »Was für ein Steinhäuslerunsinn ist das?«

Die Begriffsstutzigkeit des Söldners schien Fengbald Freude zu bereiten. »Wie wollt ihr Leute aus den Ebenen jemals mich und die anderen Städter ins Meer treiben, wie ihr immer prahlt? Ihr habt keine Staatskunst, Lesdraka, keinerlei Staatskunst. Geh nun und hol mir den alten Mann. Du liebst doch die Nachtluft – schläft, ißt, pißt und vergnügt sich dein Volk nicht unter den Sternen?« Der Herzog lachte glucksend.

Zu dem Pagen gewandt, der ihm den Becher füllte, bemerkte die *Hand* des Hochkönigs den giftigen Blick nicht, den ihm der Thrithing-Mann

beim Verlassen des Zeltes zuwarf. Bis auf den Wind, der im Zelttuch summte, herrschte Stille.

»So, meine Süße«, meinte Fengbald endlich und versetzte der schweigenden Frau einen kleinen Tritt mit dem Pantoffel, »was ist das für ein Gefühl, wenn man dem Mann gehört, der eines Tages Macht über dieses ganze Land haben wird?« Als sie nicht antwortete, trat er nochmals nach ihr, diesmal härter. »Sprich, Weib.«

Langsam hob sie den Kopf. Das hübsche Gesicht war leer, so leblos wie ein Leichenantlitz. »Es ist gut, Herr«, murmelte sie endlich, Westerlingworte mit schwerem, schnarrendem Hernystir-Akzent. Sie ließ den Kopf wieder sinken, und ihr Haar verdeckte ihre Züge wie ein Vorhang. Ungeduldig sah der Herzog sich um.

»Und du, Isaak? Was meinst du dazu?«

»Es ist gut, Herr«, antwortete der Page eilig. »Wenn Ihr sagt, daß es so kommen wird, dann kommt es so.«

Fengbald lächelte. »Natürlich wird es das. Wie könnte es fehlschlagen?« Er hielt einen Moment inne, betrachtete stirnrunzelnd den Gesichtsausdruck des Jungen und zuckte dann die Achseln. Es gab Schlimmeres, als gefürchtet zu werden.

»Nur ein Narr«, begann er von neuem und wurde bei seinem Lieblingsthema zusehends warm, »nur ein Narr, sage ich, sieht nicht, daß König Elias ein sterbender Mann ist.« Er machte eine ausladende Handbewegung, so daß etwas Wein über den Becherrand schwappte. »Ob er nun an einer Art Schwindsucht leidet oder der Priester Pryrates ihn allmählich vergiftet, soll mich nicht kümmern. Wenn der rote Priester glaubt, er könnte das Reich beherrschen, ist er ein Dummkopf – niemand in Osten Ard ist verhaßter als er. Nein, wenn Elias stirbt, kann nur ein Mann von edlem Blut regieren. Und wer käme da in Frage? Guthwulf ist erblindet und hat sich aus dem Staub gemacht.« Er lachte kurz auf. »Benigaris von Nabban? Der wird nicht einmal mit seiner eigenen Mutter fertig. Und Skali der Rimmersmann ist so wenig edel oder auch nur zivilisiert wie dieses Vieh Lesdraka. Das heißt, wenn ich Josua – falls er überhaupt noch lebt – getötet und seinen Hinterhofaufstand niedergeworfen habe, gibt es außer mir keinen, der noch Herrscher werden könnte.« Von seinen eigenen Worten mitgerissen, leerte er den Rest des Bechers in einem einzigen Zug. »Wer sonst? Und wer wollte sich mir entgegenstellen? Die Tochter des Königs, diese flatterhafte Dirne?« Er hielt inne und starrte den Pagen so scharf an, daß der Junge die Augen

niederschlug. »Nein, vielleicht – wenn Miriamel mich auf Knien darum bäte – würde ich sie sogar zu meiner Königin machen. Aber ich würde sie immer streng bewachen lassen.« Er grinste selbstgefällig und bückte sich, um der vor ihm knienden Frau die Hand auf den bleichen Nacken zu legen. »Aber hab du nur keine Angst, kleine Feurgha, dich würde ich um ihretwillen nicht verstoßen. Du bleibst bei mir.« Als sie zurückweichen wollte, griff er kräftiger zu, hielt sie fest und genoß die Anspannung ihres Widerstands.

Die Zeltklappe blähte sich und flog nach innen. Lesdraka trat ein. In Bart und Haar schimmerten Schneeflocken. Er hielt den Arm eines alten Mannes, dessen kahler Kopf von zuviel Sonne gerötet und dessen weiße Bartkrause von den Säften der Citrilwurzel fleckig und verfärbt war. Lesdraka stieß ihn grob vorwärts. Der Gefangene stolperte ein paar Schritte, fiel dann vor Fengbalds Füßen steif auf die Knie und blickte nicht auf. Hals und Schultern, im offenen Kragen des dünnen Hemdes sichtbar, waren mit gelblichen Striemen bedeckt.

Nachdem der furchtsame Page dem Herzog von neuem den Becher gefüllt hatte, räusperte sich Fengbald. »Du kommst mir bekannt vor. Habe ich dich schon gesehen?« Der Alte wackelte mit dem Kopf. »Aha. Du darfst aufblicken. Du behauptest also, der Oberbürgermeister von Gadrinsett zu sein?«

Der Alte nickte langsam. »Das bin ich«, krächzte er.

»Das warst du. Nicht, daß es eine Ehre wäre, Oberbürgermeister eines solchen Pestlochs zu sein. Erzähl mir, was du von Josua weißt.«

»Ich … ich verstehe nicht, Herr.«

Fengbald beugte sich vor und versetzte ihm einen kurzen, aber kräftigen Stoß. Der Mann kippte um und blieb auf der Seite liegen. Er schien zu schwach zu sein, sich allein wieder aufzurichten.

»Halt mich nicht zum Narren, Alter. Was hast du gehört?«

Der Oberbürgermeister, noch immer seitlich zusammengekrümmt, hustete. »Nichts, was Ihr nicht selbst schon wißt, Herzog Fengbald«, erklärte er mit zittriger Stimme, »nichts. Es kamen Reiter aus dem verrufenen Tal am oberen Stefflod. Sie sagten uns, Josua Ohnehand sei seinem Bruder entkommen. Er und eine Schar von Kriegern und Zauberern hätten die Dämonen vertrieben und auf dem Hexenberg in der Mitte des Tals eine Festung errichtet. Alle, die sich ihm dort anschlössen, würden Nahrung und Wohnung finden … und Schutz vor Räubern und den … und den…«, seine Stimme wurde noch leiser, »den Soldaten … des

Hochkönigs.«

»Und jetzt tut es dir leid, daß du nicht auf diese hochverräterischen Gerüchte gehört hast, wie?« fragte Fengbald. »Du denkst, Prinz Josua hätte dich vielleicht vor der Rache des Königs gerettet?«

»Aber wir taten nichts Unrechtes, Herr!« stöhnte der alte Mann. »Nichts Unrechtes!«

Fengbald musterte ihn mit ungerührter Kälte. »Ihr habt Verräter bei euch beherbergt, denn jeder, der Josua folgt, ist ein Verräter. Wie viele Leute hat er da oben auf seinem Hexenberg?«

Der Oberbürgermeister schüttelte heftig den Kopf. »Ich kann es nicht sagen, Herr. Nach und nach sind ein paar Hundert der Einwohner zu ihm gegangen. Die ersten Reiter, die zu uns gelangten, sagten, glaube ich, es seien schon etwa hundert Menschen vorher dortgewesen.«

»Einschließlich Frauen und Kindern?«

»Ja, Herr.«

Fengbald schnalzte mit den Fingern. »Isaak, hol einen Wachsoldaten und bring ihn zu mir.«

»Jawohl, Herr.« Der Junge eilte hinaus, selig über jeden Auftrag, der ihn für ein paar Minuten außer Reichweite seines Gebieters brachte.

»Noch ein paar Fragen.« Der Herzog lehnte sich in den Kissen zurück. »Warum haben deine Leute geglaubt, daß es wirklich Josua war? Warum verließen sie eine sichere Zuflucht für einen so übel berüchtigten Ort?«

Der alte Mann hob hilflos die Schultern. »Eine von den Frauen, die hier wohnten, behauptete, Josua gesehen zu haben; sie hätte ihm selbst den Weg zu diesem Felsen erklärt. Sie ist eine Klatschbase, aber jeder kennt sie. Sie schwor, sie hätte ihn an ihrem Feuer bewirtet und sofort gemerkt, daß es der Prinz war. Viele glaubten ihr. Andere gingen von hier weg, weil … weil sie hörten, Ihr wärt im Anmarsch, Herzog Fengbald. Es waren schon Leute aus Erkynland und den westlichen Thrithingen zu uns gekommen, die vor dem Vorrücken Eurer herzoglichen Gnaden nach Osten geflohen … ausgewichen waren.« Er duckte sich, als erwarte er einen Schlag. »Vergebt, Herr.« Eine Träne lief ihm über die runzlige Wange.

Die Zeltklappe raschelte. Der Page Isaak trat ein, gefolgt von einem behelmten Krieger der Erkynwache. »Ihr habt einen Befehl, Herr?« fragte der Soldat.

»Ja.« Fengbald wies auf den Alten. »Schafft diesen Mann in die Pferche

zurück. Geht grob mit ihm um, aber verletzt ihn nicht. Ich möchte später wieder mit ihm sprechen.« Er drehte sich um. »Wir müssen uns beraten, Lesdraka.« Der Wachsoldat zerrte den Oberbürgermeister auf die Füße. Fengbald sah verächtlich zu. »Der *edle* Herr Oberbürgermeister, wie?« grunzte er. »In deinen Adern fließt nicht ein Tropfen edles Blut, Bauer!«

Die trüben Augen des Alten öffneten sich weit und hefteten sich auf Fengbald. Sekundenlang hatte es den Anschein, als könnte er etwas völlig Wahnsinniges tun. Statt dessen schüttelte er den Kopf wie jemand, der aus einem Traum erwacht. »Mein Bruder war ein Edelmann«, sagte er heiser, und ein neuer Tränenstrom ergoß sich über seine Wangen. Der Soldat packte ihn beim Ellenbogen und drängte ihn rasch aus dem Zelt.

Lesdraka warf Fengbald einen frechen Blick zu. »*Verletzt ihn nicht?* Ich hätte Euch für härter gehalten, Städter.«

Ein bedächtiges, halb betrunkenes Lächeln breitete sich über Fengbalds Züge. »Ich habe gesagt, ›Geht grob mit ihm um, aber verletzt ihn nicht‹. Ich will nicht, daß seine Leute erfahren, daß er jedesmal, wenn ich ihm eine Frage stelle, alles ausplaudert, was er weiß. Außerdem kann er uns noch als Spitzel dienen, sei es in den Pferchen, sei es bei Josuas Volk. Nehmen diese Verräter nicht jeden auf, der vor der Gewalt meines Zorns flieht?«

Der Thrithing-Mann schielte zu ihm hinüber. »Glaubt Ihr, meine Reiter und Eure gepanzerten Städter reichten nicht aus, die Feinde Eures Königs zu vernichten?«

Fengbald drohte mit dem Finger. »Wirf niemals eine Waffe weg, du weißt nicht, wann du sie noch brauchen kannst. Das ist eine weitere Lektion, die dieser blinde Trottel Guthwulf mich gelehrt hat.« Er lachte und schwenkte den Becher. Der Page eilte zum Weinkrug.

Draußen war es dunkel geworden. Das Zelt des Herzogs leuchtete purpurrot und schwelend wie ein unter der Asche einer Feuerstelle halb begrabenes Stück Glut.

Eine Ratte, dachte Rachel bitter. *Jetzt bin ich nicht besser als eine Ratte in der Wand.*

Sie spähte hinaus in die dunkle Küche und unterdrückte eine gallige Verwünschung. Nur gut, daß Judith den Hochhorst schon lange verlassen hatte. Wenn die mächtige Herrin der Küchen, stattlich wie eine Galeone, jetzt den Zustand ihres geliebten Reichs sehen müßte, fiele sie wahrscheinlich tot um. Rachels des Drachen Hände, schwielig von harter

Arbeit, juckten, so fühlte sie sich hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, alles wieder schön in Ordnung zu bringen, und dem ebenso heftigen Drang, denjenigen zu erwürgen, der die Burg in diesen verwahrlosten Zustand gebracht hatte.

Die große Küche des Hochhorsts sah aus, als ob eine Meute wilder Hunde darin gehaust hätte. Die Türen der Speisekammer waren aus den Angeln gerissen, und die wenigen noch vorhandenen Vorratssäcke lagen zerrissen und verstreut überall herum. Es war nicht allein der Schmutz, sondern auch die Verschwendung, die das Feuer des Zorns in Rachels Seele anheizte. Der ganze Fußboden war voller Mehl, in die Ritzen getreten zwischen den Steinfliesen, übersät mit Abdrücken achtloser Stiefel. Die großen Backöfen waren mit schwarzem Fett verschmiert, die Backpaddel vom ungeschickten Gebrauch zerkratzt. Aus ihrem Versteck hinter einem Vorhang starrte Rachel auf die Verwüstung und merkte, wie ihr die Tränen über die Wangen liefen.

Gott sollte sie totschlagen, die das getan haben. Sinnlose Bosheit ist das – Teufelswerk.

Und doch war die Küche selbst in dieser üblen Verfassung einer der Orte, an dem die Veränderung zum Bösen, die den ganzen Hochhorst erfaßt hatte, noch am wenigsten spürbar war. Auf ihren Beutezügen, wenn sie ihr Versteck verließ, hatte Rachel vieles gesehen, und nichts davon war erfreulich. In den meisten der großen Säle brannten keine Feuer mehr, und die dunklen Gänge waren fast neblig vor Kälte. Die Schatten schienen länger geworden, als hätte sich ein seltsames Zwielicht über die Burg gelegt; selbst an den Tagen, an denen die Sonne durch die Wolken brach, blieben Wege und Gärten des Hochhorsts in Schatten getaucht. Die eigentliche Nacht war so furchtbar, daß man sie kaum ertragen konnte. Wenn die matte Sonne sank, suchte sich Rachel Verstecke in den verlassenen Teilen der Burg und rührte sich bis zum Morgengrauen nicht vom Fleck. Die unirdischen Töne, die das Dunkel erfüllten, ließen sie den Schal über den Kopf ziehen, und manchmal, wenn der Abend fortschritt, waren da schwankende, durchsichtige Gestalten, die immer am Rand ihres Gesichtsfelds schwebten. Schlug dann die Glocke Mitternacht, durchwanderten Dämonen in schwarzen Gewändern stumm die Hallen.

Es war offensichtlich, daß hier ein schrecklicher Zauber am Werk war. Es war, als atme die alte Burg, durchdrungen von einer eiskalten Lebenskraft, die sie in all ihrer ruhmreichen Geschichte vorher nie besessen hatte. Rachel spürte die Gegenwart von etwas Lauerndem,

geduldig und doch wachsam wie ein Raubtier, das die Burg bis zum letzten Stein in Besitz genommen hatte. Die zerstörte Küche war der geringste, schwächste Ausfluß des Bösen, das Elias über ihre geliebte Heimat gebracht hatte.

Rachel wartete und lauschte, bis sie sicher war, daß sich niemand in der Nähe befand. Dann erst schob sie sich durch den Vorhang. Der Schrank dahinter hatte eine falsche Rückwand, an der ein Regal mit Essigkrügen und Senftöpfen angebracht war; es verbarg den Einstieg in ein System von Gängen, die hinter, über und unter den Mauern des Hochhorsts verliefen. Rachel, die nun schon viele Wochen in dieser Zwischenwelt hauste, staunte immer noch über das Spinnennetz dieser Geheimgänge, die sie ihr Leben lang umgeben hatten, so unbemerkt und unerkannt wie ein Irrgarten von Maulwurfstunneln unter einem kunstvoll angelegten Garten.

Jetzt weiß ich, wohin dieser Schlingel von Simon immer verschwand. Bei der gesegneten Mutter, es ist kein Wunder, daß ich manchmal dachte, der Junge sei wie vom Erdboden verschluckt, wenn es ans Arbeiten ging. Sie trat hinaus in den mittleren Raum der Küche, wobei sie sich so lautlos bewegte, wie ihre alten steifen Knochen es zuließen, damit die Geräusche sich eventuell Nähernder hörbar blieben. Es lebten nicht mehr viele Menschen in der gewaltigen Burg – die weiß-gesichtigen Dämonen des Königs betrachtete Rachel nicht als Menschen –, aber in den unzähligen leerstehenden Räumen des Hochhorsts hatten noch ein paar Söldner aus den Thrithingen und anderen Provinzen ihre Quartiere. Barbaren wie diese waren es, davon war Rachel überzeugt, die Judiths Küche in diesen schauderhaften Zustand versetzt hatten. Was diese Scheusale von Teufelsnornen anging, so nahmen sie gewiß keine irdische Nahrung zu sich. Höchstwahrscheinlich tranken sie Blut, wenn man dem Buch Ädon vertrauen konnte – und Rachel hatte sich auf nichts anderes verlassen, seit sie alt genug war, um zu verstehen, was die Priester sagten.

Sie konnte nirgends etwas zu essen finden, das auch nur annähernd genießbar gewesen wäre. Schon mehrere Krüge hatte sie geöffnet und gesehen, daß der mit blauem oder weißem Schimmel bedeckte Inhalt verdorben war. Nach langem, geduldigem Forschen stieß sie jedoch auf zwei kleine Töpfe mit gepökeltem Rindfleisch und einen Krug mit Salzgemüse, der unter einen der Tische gerollt und übersehen worden war. Außerdem entdeckte sie in einer der Speisekammern drei in eine Serviette gewickelte Brotlaibe, hart und altbacken. Obwohl sie das Stück, das sie zur Probe von einem der Brote abgebrochen hatte, nur unter Schmerzen kauen

konnte, weil es so hart war – Rachel hatte nur noch wenige Zähne und war ziemlich sicher, daß Nahrung wie diese auch den noch übrigen den Rest geben würde –, erwies es sich als eßbar, und wenn man es in die Pökellake tauchte, würde es eine erfreuliche Abwechslung darstellen. Trotzdem hatte ihr heutiger Raubzug recht wenig eingebracht. Wie lange noch würde sie von dem leben können, was sie aus den vernachlässigten Vorratskammern des Hochhorsts stahl? Sie dachte an die Zukunft und schauderte. Es war grausam kalt in der Burg, selbst in der felsigen Festung der inneren Gänge. Wie lange konnte sie durchhalten?

Sie wickelte die Beute in ihren Schal und zerrte das schwere Bündel über den Boden auf den Schrank und die verborgene Tür zu. Dabei bemühte sie sich nach Kräften, die Spuren im Mehl zu verwischen. Sobald sie den Wandschrank erreicht hatte – hierhin war das Mehl, das auf unheimliche Weise an den Schnee draußen erinnerte, noch nicht geweht –, packte sie die Sachen noch einmal für einen Augenblick aus und beseitigte mit dem Schal alle Spuren in der Nähe, damit niemand sich über Fußabdrücke wundern konnte, die in einem unbenutzten Schrank verschwanden und nicht wieder herauskamen.

Gerade wickelte sie die gefundenen Speisen wieder ein, als sie draußen im Gang Stimmen hörte. Gleich darauf schwangen die großen Küchentüren auf. Rachels Herz schlug plötzlich so schnell wie ein Vogelherz. Sie beugte sich vor, faßte mit unsicheren Fingern den Vorhang und zog ihn genau in der Sekunde vor den Eingang zum Schrank, als die äußere Küchentür an die Wand krachte und Stiefelschritte über die Steinfliesen hallten.

»Verdammt soll er sein mit seinem grinsenden Gesicht! Wo steckt er!«

Rachels Augen wurden groß, als sie die Stimme des Königs erkannte.

»Ich weiß, daß ich hier jemanden gehört habe!« schrie Elias. Mit lautem Knall wurde etwas von einem der von vielen Messern zerkratzten Tische gefegt, dann vernahm man das rhythmische Stampfen eines Mannes, der in der großen, langgestreckten Küche auf und ab marschierte. »Ich höre alles in dieser Burg, jeden Schritt, jedes Murmeln, bis mir der Kopf davon dröhnt. Er muß hier gewesen sein. Wer könnte es sonst gewesen sein?«

»Ich sagte Euch schon, Majestät, daß ich es nicht weiß.«

Das Herz der Obersten der Kammerfrauen machte einen Satz, als wollte es zwischen zwei Schlägen stolpern. Die Stimme gehörte Pryrates. Sie dachte daran, wie er vor ihr gestanden hatte – ihr Messer ragte aus seinem Rücken, nicht tödlicher als ein Zweiglein –, und fühlte, wie sie

zusammenbrach. Sie streckte die Hand aus, um sich zu stützen, und streifte einen kupfernen Dreifuß, der an der Wand hing. Er begann zu schaukeln. Rachel packte ihn und hielt seine schwere Last von der Mauer weg, damit er nicht scheppernd dagegenschlug.

Wie eine Ratte! Ihre Gedanken bestanden nur aus wilden Bruchstücken. *Wie eine Ratte. Gefangen in der Wand. Katzen davor.*

»Ädon versenge und verbrenne ihn, er darf mir nicht von der Seite!« Es schien fast, als klinge Rachels eigene Panik aus der heiseren Stimme des Königs, der am Rande eines Ausbruchs rätselhafter Verzweiflung zu stehen schien. »Hengfisk!« schrie er. »Verdammnis über deine Seele! Wo bist du?« Das Geräusch seines wütenden Auf- und Abgehens war von neuem hörbar. »Wenn ich ihn finde, drehe ich ihm den Hals um.«

»Ich werde Euch den Becher bereiten, Majestät. Unverzüglich. Kommt jetzt.«

»Es ist nicht das allein. Was treibt er? Wo könnte er sein? Er hat kein Recht, sich hier herumzutreiben!«

»Bestimmt kommt er bald wieder«, meinte der Priester. Es klang ungeduldig. »Seine Bedürfnisse sind gering und leicht gestillt. Kommt nun, Elias, wir wollen in Eure Gemächer zurückgehen.«

»Er versteckt sich!« Die Schritte des Königs wurden plötzlich lauter. Er blieb stehen, und Rachel hörte das Quietschen von Angeln, als er an einer der zerbrochenen Türen riß. »Er verbirgt sich irgendwo in den Schatten!«

Die Schritte kamen näher. Rachel hielt den Atem an und bemühte sich, starr zu stehen wie Stein. Sie hörte, wie der König auf sie zukam. Unter zornigem Gemurmel zerrte er an Türen und trat Haufen heruntergefallener Wandbehänge zur Seite.

Ihr wurde schwindlig. Dunkelheit schien sich über sie zu senken, eine von tanzenden Lichtfunken durchsetzte Dunkelheit.

»Majestät!« Pryrates' Stimme klang scharf. Der König hörte auf, um sich zu schlagen. In der Küche wurde es still. »Das führt zu nichts. Kommt. Laßt mich Euren Becher bereiten. Ihr seid übermüdet.«

Elias stöhnte leise auf, ein furchtbarer Laut wie von einem Tier in Todesnöten. Endlich sagte er: »Wann wird das alles ein Ende haben, Pryrates?«

»Bald, Majestät.« Die Stimme des Priesters nahm wieder den besänftigenden Tonfall an. »Am Vorabend der *Egge* müssen gewisse Riten durchgeführt werden. Nach der Jahreswende wird dann der Stern

erscheinen, das Zeichen für den Anbruch der letzten Tage. Wenig später wird Euer Warten zu Ende sein.«

»Manchmal kann ich die Schmerzen nicht ertragen, Pyrates. Manchmal frage ich mich, ob es überhaupt etwas auf der Welt gibt, für das sich solche Schmerzen lohnen.«

»Gewiß ist das größte Geschenk von allen jeden Preis wert, Elias.« Pyrates' Schritte kamen näher. »So wie Euer Schmerz alles übertrifft, das andere ertragen müssen, so ist auch Euer Mut größer als der aller anderen Menschen. Eure Belohnung wird ebenso großartig sein.«

Die beiden Männer entfernten sich von ihrem Versteck. Rachel stieß mit fast lautlosem Zischen den Atem aus.

»Ich verbrenne.«

»Ich weiß, mein König.« Hinter ihnen schlugen die Türen zu.

Rachel der Drachen sackte auf dem Schrankboden zusammen. Mit zitternder Hand schlug sie das Zeichen des *Baumes.*

Guthwulf spürte Stein im Rücken und Stein unter den Füßen und hatte doch im selben Moment den deutlichen Eindruck, am Rande eines tiefen Abgrunds zu stehen. Er knickte in den Knien ein und tastete sich vorsichtig nach vorn, klopfte auf den Boden und war überzeugt, jeden Augenblick mit der Hand durch leere Luft zu fahren. Aber nichts anderes breitete sich vor ihm aus als der endlose Stein des Ganges.

»Gott steh mir bei, ich bin verflucht!« rief er laut. Seine Stimme klirrte und brach sich an einer fernen Decke, wo sie für kurze Zeit den wispernden Chor übertönte, der ihn schon länger umgab, als er selbst noch wußte. »Verflucht!« Er fiel vornüber, bettete in unbewußter Gebetshaltung das Gesicht auf die ausgestreckten Hände und weinte.

Er wußte nur, daß er sich irgendwo unter der Burg befinden mußte. Seit jenem Augenblick, als er durch die unsichtbare Tür getreten war, um vor den Flammen zu fliehen, die so heiß loderten, daß er sicher war, sie würden ihn zu Asche verbrennen, seit damals also war er verloren wie eine verdammte Seele. So lange irrte er nun schon durch dieses Labyrinth der Tiefe, daß er sich nicht mehr an das Gefühl von Wind und Sonnenschein im Gesicht erinnern, sich keine andere Speise mehr vorstellen konnte als kalte Würmer und Käfer. Und immer waren diese … anderen … in seiner Nähe, mit ihrem gedämpften Murmeln, gerade so leise, daß man es nicht mehr verstehen konnte, gespenstische Wesen, die neben ihm herzulaufen schienen und seine Blindheit verspotteten, indem sie davonhuschten, bevor er sie berühren konnte. Ungezählte Tage war er blind durch diese

Unterwelt voll klagenden Geflüsters und zerfließender Formen gestolpert, bis Leben für ihn nur noch einen Zustand bedeutete, der ihn seine Qual empfinden ließ. Er war kaum mehr als eine Schnur, straff gespannt zwischen Grauen und Hunger. Er war verflucht, es gab keine andere Erklärung.

Guthwulf rollte sich zur Seite und richtete sich langsam auf. Wenn ihn der Himmel für alle Bosheit seines Lebens strafen wollte, wie lange sollte diese Strafe dauern? Er hatte sich stets über die Priester und ihr Gerede von Ewigkeit lustig gemacht, aber er hatte inzwischen gelernt, daß eine einzige Stunde sich zu entsetzlicher, unendlicher Länge ausdehnen konnte. Was konnte er tun, um diese furchtbare Strafe zu Ende zu bringen?

»Ich habe gesündigt!« schrie er, und seine Stimme war ein heiseres Krächzen. »Ich habe gelogen und getötet, obwohl ich wußte, daß es Unrecht war! Gesündigt!« Das Echo hallte nach und verging. »Gesündigt«, flüsterte er.

Er kroch wieder eine Elle weiter und betete, der Abgrund, den er gespürt hatte, möge wirklich vor ihm liegen, eine Grube, in die er stürzen könnte, um dort vielleicht die Befreiung des Todes zu finden – falls er nicht längst tot war. Alles war besser als diese endlose Leere. Wäre es nicht eine ebenso große Sünde wie die Tötung anderer, hätte er sich längst an dem Stein, der ihn umgab, den Schädel eingerannt, so lange, bis das Leben ihn verließ, aber er fürchtete sich davor, nach diesem zusätzlichen Verbrechen des Selbstmordes nur wieder aufzuwachen und zu einer noch schrecklicheren Strafe verurteilt zu werden. Verzweifelt tastete er sich vorwärts, aber seine kriechenden Finger stießen auf nichts weiter als Stein, den endlosen Boden des Gangs mit allen seinen Windungen.

Sicher war diese wechselnde Wirklichkeit seines Gefängnisses nur ein weiterer Bestandteil seiner Strafe. So wie er eben noch ganz genau gewußt hatte, daß ein tiefer Abgrund vor ihm lag – ein Abgrund, der, wie ihm seine Finger jetzt bewiesen, nicht existierte –, war er bei anderer Gelegenheit auf riesige Säulen gestoßen, die bis hoch zur Decke wuchsen, hatte mit der Hand ihre verschlungenen Steinschnitzereien berührt und versucht, in der kunstvollen Oberfläche etwas wie einen Hauch von Hoffnung zu finden – nur, um sich gleich darauf inmitten einer riesigen, leeren Höhle wiederzufinden, in der es ebensowenig Säulen gab wie die Gesellschaft anderer Menschen.

Was war aus den anderen geworden, fragte er sich plötzlich. Was war mit Elias und dem Teufel Pyrates? Wenn Gottes Gerechtigkeit über die

Welt gekommen war, konnten sie ihr nicht entgangen sein – nicht mit den Verbrechen, die auf ihrer Seele lasteten und Guthwulfs armseliges Sündenregister bei weitem übertrafen. Was war mit ihnen geschehen, mit ihnen und all den anderen, unzähligen Sündern, die auf der sich drehenden Erde gelebt hatten und gestorben waren? War jeder zu seiner eigenen, einsamen Verdammnis verurteilt? Irrten andere, gepeinigt wie Guthwulf, vielleicht auf der anderen Seite dieser Steinmauern umher und fragten sich wie er, ob sie die letzten Geschöpfe im Weltall waren?

Er rappelte sich auf und taumelte zur Wand. Mit der flachen Hand schlug er auf sie ein. »Hier bin ich!« rief er. »Ich bin!« Er ließ die Finger an der kühlen, leicht feuchten Oberfläche heruntergleiten und sank zusammen.

In all den Jahren, die er gelebt hatte – denn er konnte sich nicht von der Vorstellung befreien, daß dieses Leben vorbei war, auch wenn er noch immer in einem Körper wohnte, der Schmerzen und Hunger empfand –, hatte Guthwulf niemals das schlichte Wunder der Gemeinschaft begriffen. Er war gern mit anderen zusammengewesen – hatte die rauhe Gesellschaft von Männern, die befriedigende Fügsamkeit von Frauen genossen –, aber er war auch immer gut allein zurechtgekommen. Freunde waren gestorben oder fortgegangen. Von einigen hatte er sich trennen müssen, als sie sich gegen ihn stellten, ein paar andere hatte er trotz früherer Kameradschaft beseitigen müssen. Am Ende hatte sich sogar der König von ihm abgewendet, aber Guthwulf war stark gewesen. Jemanden zu brauchen, bedeutete schwach zu sein. Schwach sein hieß, kein Mann zu sein.

Jetzt dachte Guthwulf an seinen kostbarsten Besitz. Es war nicht seine Ehre, denn er wußte, daß er darauf verzichtet hatte, als er keine Hand rührte, Elias in seinem Kampf gegen den wachsenden Wahnsinn zu helfen. Es war auch nicht sein Stolz, denn den hatte er zusammen mit dem Augenlicht verloren, als er zum torkelnden Invaliden geworden war, der warten mußte, bis ihm ein Diener den Nachttopf brachte. Selbst sein Mut gehörte ihm nicht mehr, denn der hatte ihn verlassen, als ihn Elias zwang, das graue Schwert zu berühren, und er gespürt hatte, wie das grausige, kalte Lied der Klinge durch seine Adern rollte wie Gift. Nein, das einzige, was ihm geblieben war, schien das Vergänglichste von allem, der winzige Funke, der noch immer lebte und hoffte, obwohl eine solche Last von Verzweiflung ihn begrub. Vielleicht war das die Seele, jenes Etwas, von dem die Priester schwatzten; vielleicht war es etwas anderes; Guthwulf kümmerte das nicht mehr. Aber er wußte, daß er selbst diesen letzten,

entscheidenden Funken aufgeben würde, wenn nur noch einmal jemand bei ihm sein könnte, wenn die entsetzliche Einsamkeit ein Ende fände.

Plötzlich war die leere Dunkelheit erfüllt von einem großen Wind, einem Wind, der durch ihn hindurchwehte und doch kein Haar auf seinem Haupt kräuselte. Guthwulf gab ein schwaches Ächzen von sich; er hatte das gleiche Gefühl schon früher gehabt. Die Leere um ihn her war plötzlich voll zwitschernder Stimmen, die stöhnend und mit seufzenden Worten, die er nicht verstehen konnte, an ihm vorüberzogen, Worten, die nach Kummer und Angst klangen. Er streckte die Hand aus, obwohl er wußte, daß es nichts zu ergreifen gab … aber seine Finger berührten etwas.

Guthwulf schnappte entsetzt nach Luft und riß die Hand zurück. Gleich darauf, während der Strom klagender Schatten im endlosen Korridor versickerte, spürte er eine neue Berührung, diesmal einen Stoß gegen sein ausgestrecktes Bein. Er preßte die Lider zusammen, als könnte das, was da war, selbst die Augen eines Blinden erstarren lassen. Wieder stieß etwas beharrlich gegen sein Bein. Ganz langsam tastete Guthwulf noch einmal danach. Er fühlte … Fell.

Die Katze – denn bestimmt war es eine Katze; er fühlte, wie sie unter seiner Hand einen Buckel machte, und ihr geschmeidiger Schwanz glitt durch seine Finger – stupste ihn mit dem kleinen, harten Kopf am Knie. Er ließ seine Finger liegen und wagte sich vor lauter Angst, das Tier zu erschrecken, nicht zu regen. Halb überzeugt, daß es sich damit so verhielt wie mit anderen Erscheinungen dieser unbeständigen Unterwelt und die Katze sich gleich wieder in Luft auflösen würde, hielt Guthwulf den Atem an. Aber die Katze schien mit ihrer Greifbarkeit zufrieden; sie stellte zwei Pfoten auf sein dünnes Bein und senkte ganz vorsichtig die Krallen in seine Haut, während sie sich unter seiner vorsichtigen Berührung streckte.

Eine Sekunde lang, als er so kraulte und streichelte und das unsichtbare Tier sich vor Vergnügen wand, kam ihm der Gedanke, daß er, seit er an diesen Ort der Verdammnis geraten war, nichts anderes als Krabbeltiere zu essen gefunden hatte. Jetzt bewegte sich warmes Fleisch unter seiner Hand, für einen Verhungernden ein Festmahl aus Fleisch und heißem, salzigem Blut, von dem ihn nur eine dünne Fellschicht trennte.

Es wäre so leicht, dachte er und legte sanft seine Finger um den Hals der Katze. *Leicht. Leicht.* Sein Griff wurde ein winziges Stück enger, und die Katze fing an zu schnurren. Die Schwingungen stiegen aus ihrer Kehle in seine Finger, ein Summen voller Zufriedenheit und Vertrauen, so ergreifend schön wie die Musik von Engelschören. Zum zweitenmal

innerhalb einer Stunde brach Guthwulf in Tränen aus.

Als der einstige Graf von Utanyeat erwachte, hatte er keine Ahnung, wie lange er geschlafen hatte, aber zum ersten Mal seit vielen Tagen fühlte er sich wirklich ausgeruht. Der friedliche Augenblick fand jedoch ein jähes Ende, als er merkte, daß der warme Körper, der sich in seinen Schoß gekuschelt hatte, verschwunden war. Er war wieder allein. Gerade, als die Leere von neuem auf ihn einstürzen wollte, drückte etwas sanft gegen sein Bein. Eine kleine kalte Nase preßte sich in seine Hand.

»Wieder da«, flüsterte er. »Du bist wieder da.« Er griff nach unten, um den Kopf der Katze zu streicheln, merkte aber, daß er etwas Kleineres berührte, etwas Warmes und glitschig Nasses. Die Katze schnurrte, während er betastete, was sie gegen seine Hüfte gedrängt hatte: es war eine frisch getötete Ratte.

Guthwulf setzte sich mit einem stummen Dankgebet hin und zerlegte die Gabe mit zitternden Fingern. Der Spenderin des Festmahls reichte er die Hälfte zurück.

Tief unter der dunklen Masse des Bergs Sturmspitze öffneten sich plötzlich die Augen von Utuk'ku Seyt-Hamakha. Regungslos ruhte sie in der Onyxkrypta, die ihr Bett war, und starrte in die vollkommene Schwärze der steinernen Kammer hinauf.

Sie war weit hinausgewandert, bis an die Enden ihres Spinnennetzes, an Orte der Traumwelt, die nur die Ältesten der Unsterblichen erreichen konnten; und in den Schatten der fernsten Unwahrscheinlichkeiten war sie auf etwas Unerwartetes gestoßen. Ein scharfer Splitter von Verunsicherung bohrte sich in ihr uraltes Herz.

Irgendwo am äußersten Rand des Gewebes ihrer Pläne war ein Faden gerissen. Sie wußte noch nicht, welche Bedeutung diese Tatsache hatte, aber etwas stimmte nicht mehr; in das Muster, an dem sie so lange und fehlerfrei gewebt hatte, war ein Fehler gekommen.

Die Nornenkönigin richtete sich auf. Die langen Finger ihrer Hand krallten sich um die Silbermaske. Sie bedeckte ihr Gesicht damit und schien nun wieder so gelassen und fühllos wie der Mond. Dann sandte sie einen flüchtigen, kalten Gedanken aus. In der Schwärze schwang eine Tür auf, und dunkle Gestalten traten ein. Sie brachten einen Lichtschimmer mit, denn auch sie trugen Masken, Masken aus schwach leuchtendem, fahlem Stein. Sie halfen ihrer Gebieterin, sich aus der Gruft zu erheben,

und brachten ihr königliche Gewänder, eisweiß und silbern, die sie ihr so feierlich umlegten, wie Bestattungspriester Tote verhüllen.

Als Utuk'ku angekleidet war, huschten sie hinaus und ließen sie wieder allein. Eine Weile saß sie in ihrer dunklen Kammer. Falls sie atmete, verursachte sie dabei kein Geräusch. Nur das kaum merkbare Knarren der Bergwurzeln befleckte die reine Stille.

Nach einiger Zeit erhob sich die Nornenkönigin und schritt hinaus. Sie folgte den verschlungenen Gängen, die ihre Diener in grauer Vorzeit ins Fleisch des Berges gemeißelt hatten. Endlich erreichte sie die Halle der Atmenden Harfe und nahm auf dem gewaltigen schwarzen Felsenthron Platz. Im Dunst, der aus dem ungeheuren Brunnen aufstieg, schwebte die Harfe. Ihre unbestimmte Gestalt glitzerte in den Lichtern, die unter ihr in den Tiefen glänzten. Irgendwo im Herzen von Sturmspitze sangen die Lichtlosen, und aus dem Klang ihrer hohlen Stimmen formten sich Lieder, die schon im Verlorenen Garten von Venyha Do'sae alt und verboten gewesen waren.

Utuk'ku saß da und starrte die Harfe an. Ihr Geist folgte den komplizierten Eigenschaften des Gebildes, während der aus der Grube quellende Dampf sich mit der eisigen Luft der Halle mischte und auf den Wimpern der Königin zu Reif erstarrte.

Ineluki war abwesend. Er war, wie er es manchmal tat, an den Ort gegangen, der kein Ort war und an den nur er allein gehen konnte – einen Ort, der so weit jenseits der Traumwelt lag wie Träume jenseits des Wachens, so weit jenseits des Todes wie der Tod jenseits des Lebens. Zumindest jetzt mußte die Nornenkönigin auf seinen Rat verzichten.

Obwohl ihr schimmerndes Silbergesicht wie immer ausdruckslos blieb, empfand Utuk'ku einen Anflug von Ungeduld, während sie in den verlassenen Brunnen schaute. Die Zeit wurde allmählich knapp. Zwar bedeutete die Lebenszeit eines vorbeihuschenden Sterblichen für die Älteste von allen nicht mehr als eine knappe Jahreszeit, so daß die kurze Spanne, die noch zwischen dem Heute und der Stunde ihres Triumphes lag, ihr kaum länger erscheinen konnte als ein paar Herzschläge, wenn es ihr beliebte, so zu rechnen. Aber es beliebte ihr nicht. Jeder Augenblick war kostbar. Jede Sekunde brachte den Sieg näher. Doch um diesen Sieg nicht zu gefährden, durfte es keine Fehler geben.

Die Königin der Nornen war beunruhigt.

VIII

Feuernächte

Simon schien das Blut in den Adern zu kochen. Er sah auf die Berge unter ihren weißen Decken, auf die dunklen Bäume, die sich im grimmigen Eiswind bogen, und fragte sich, wie er sich nur so voller Feuer fühlen konnte. Es mußte die Erregung sein, der Reiz der Verantwortung … und der Gefahr. Simon fühlte sich ungeheuer lebendig.

Er lehnte die Wange an Heimfinderins Hals und klopfte ihre feste Schulter. Ihr Fell, kühl vom Wind, war schweißnaß.

»Sie ist müde«, meinte Hotvig und zog seinem eigenen Pferd den Sattelgurt fester. »Sie ist für solche schnellen Ritte nicht geboren.«

»Es geht ihr bestens«, versetzte Simon scharf. »Sie ist kräftiger, als Ihr glaubt.«

»Wenn die Leute aus den Thrithingen von einer Sache etwas verstehen, dann von Pferden«, warf Sludig über die Schulter ein. Er ging von dem Baumstamm weg, an dem er gestanden hatte, und schnürte seine Hose zu. »Sei nicht so stolz, Simon.«

Simon musterte den Rimmersmann einen Augenblick, bevor er antwortete. »Es ist kein Stolz. Es ist nur … ich habe dieses Pferd einen langen Weg geritten. Ich will mich nicht von ihm trennen.«

Hotvig hob beschwichtigend die Hand. »Ich wollte Euch nicht erzürnen. Ich weiß nur, daß Prinz Josua viel von Euch hält. Ihr seid sein Ritter. Wenn Ihr nur wolltet, könntet Ihr eines unserer schnellen Stammespferde haben.«

Simon sah den Grasländer mit den Bartzöpfen an und versuchte zu lächeln. »Ich weiß, daß Ihr es gut meint, Hotvig, und ein Pferd von Euch wäre allerdings ein wundervolles Geschenk. Aber hier geht es um etwas anderes. Ich habe dieses Pferd Heimfinderin genannt, und dorthin soll es mich auch eines Tages bringen: heim.«

»Und wo ist Euer Heim, junger Than?« fragte einer der anderen Thrithing-Männer.

»Auf dem Hochhorst«, erwiderte Simon fest.

Hotvig lachte. »Die Burg, in der Josuas Bruder herrscht? Dann müßt Ihr und Euer Pferd allerdings Helden an Kraft und Ausdauer sein, wenn Ihr gegen diesen Sturm anreiten wollt.«

»Mag sein.« Simon drehte sich zu den anderen um. Er kniff vor dem Nachmittagslicht, das schräg durch die Bäume fiel, die Augen zusammen. »Wenn ihr alle bereit seid, wollen wir aufbrechen. Wir sollten nicht länger warten, sonst legt sich vielleicht der Sturm. Wir reiten im Licht eines fast vollen Mondes. Darum ziehe ich den Schnee vor, weil dann die Posten alle schön warm am Feuer hocken werden.«

Sludig wollte etwas hinzufügen, unterließ es jedoch. Die Thrithing-Männer nickten zustimmend und schwangen sich in die Sättel.

»Dann vorwärts, Than.« Hotvig lachte kurz, aber nicht unfreundlich. Der kleine Trupp verließ das Wäldchen und ritt wieder hinaus in den grausamen Wind.

Simon war für die Gelegenheit, überhaupt etwas tun zu dürfen, fast ebenso dankbar wie für Josuas Vertrauensbeweis. Das sich ständig verschlechternde Wetter in Verbindung mit den wichtigen Aufgaben, die man seinen Gefährten, aber nicht ihm anvertraute, hatte ihn rastlos und verdrießlich gemacht. Binabik, Geloë und Strangyeard waren in heftige Auseinandersetzungen über die Schwerter und den Sturmkönig vertieft. Deornoth überwachte Bewaffnung und Ausbildung der zusammengewürfelten Streitmacht von Neu-Gadrinsett. Selbst Sangfugol hatte, so undankbar er sie auch fand, eine Aufgabe, die Betreuung von Strupp. Bevor Prinz Josua ihn endlich in sein Zelt rufen ließ, war sich Simon allmählich wieder vorgekommen wie in der Zeit, die er längst überwunden zu haben glaubte – ein kleiner Trommler, der hinter den Soldaten des Imperators herrennt.

»Nur einen kleinen Erkundungsritt«, hatte Josua den Auftrag genannt, aber für Simon war es fast so erhebend wie der Augenblick seines Ritterschlags gewesen. Er sollte ein paar von Hotvigs Grasländern nehmen und dem herannahenden Heer entgegenreiten, um sich ein bißchen umzusehen.

»Ihr sollt nichts *tun*«, schärfte der Prinz ihm ein, »nur beobachten. Zählt die Zelte und, wenn Ihr könnt, die Pferde. Schaut Euch, wenn es hell genug ist, nach Bannern und Helmschmuck um. Aber laßt Euch nicht sehen, und wenn Ihr bemerkt werdet, zieht Euch zurück – und zwar schnell.«

Das hatte Simon versprochen. Jetzt war er ein Ritter, der seine Mannen in den Krieg führt. Er war so voller Ungeduld, zu seinem ruhmreichen Zug aufzubrechen, daß er sich – unauffällig, hoffte er – wie ein Aal gewunden hatte, während er darauf wartete, daß Josua endlich seine Anweisungen beendete.

Zu seinem Erstaunen hatte Sludig gefragt, ob er mitkommen dürfte. Der Rimmersmann war noch immer verärgert über Simons hohe Auszeichnung, aber der Junge hatte den Verdacht, daß Sludig sich ebenfalls ein wenig von den Dingen ausgeschlossen fühlte und sogar lieber für kurze Zeit Simons Untergebener sein wollte, als untätig auf dem Sesuad'ra herumzusitzen und abzuwarten. Sludig war ein Soldat, kein Heerführer; sein Interesse am Krieg beschränkte sich auf den wirklichen Kampf Klinge gegen Klinge.

Auch Hotvig hatte sich angeboten. Simon vermutete, daß Prinz Josua, der den Thrithing-Mann schätzen gelernt hatte und ihm vertraute, Hotvig gebeten hatte, mitzureiten und ein Auge auf seinen jüngsten Ritter zu haben. Erstaunlicherweise störte dieser Verdacht Simon nicht weiter. Er begann allmählich zu verstehen, wie schwer die Bürde der Macht war, und wußte, daß Josua sich große Mühe gab, das Beste für alle zu finden. Darum hatte Simon beschlossen, daß Hotvig ruhig Josuas Auge sein sollte; er seinerseits würde dafür sorgen, daß der Grasländer Gutes zu berichten hatte.

Der Sturm nahm immer mehr zu. Das ganze Stefflodtal war schneebedeckt, der Fluß nur noch ein schwarzer Strich im weißen Feld. Simon zog den Mantel enger und wickelte sich den Wollschal fester um das Gesicht.

Die Thrithing-Männer, so mutig sie auch miteinander scherzten, sahen doch nicht ohne Angst die Veränderungen, die die Stürme über ihr heimatliches Grasland gebracht hatten. Simon merkte, daß sie sich mit großen Augen umblickten, wie unsicher sie ihre Pferde durch die tiefen Schneewehen trieben und mit welchen kleinen, unwillkürlichen Zeichen der gekreuzten Finger sie das Böse abzuwehren suchten. Nur auf Sludig, den Sohn des eisigen Nordens, schien das trostlose Wetter keinen Eindruck zu machen.

»Wahrlich, ein schwarzer Winter ist das«, meinte Hotvig. »Selbst wenn ich Josua damals, als er sagte, ein böser Geist sei am Werk, nicht geglaubt hätte – jetzt würde ich es glauben.«

»Ja, ein schwarzer Winter – und das sofort nach dem Ende des Sommers.« Sludig blinzelte sich den Schnee aus den Augen. »Die Länder nördlich der Frostmark haben über ein Jahr keinen Frühling mehr erlebt. Wir kämpfen gegen mehr als Menschen.«

Simon krauste die Stirn. Er wußte nicht, wie stark der Aberglaube der Männer aus den Stämmen war, aber er hatte keine Lust, hier Ängste zu wecken, die ihnen bei ihrer Aufgabe nur hinderlich sein konnten. »Ja, es ist ein Zaubersturm«, sagte er so laut, daß man ihn trotz des Windes, der ihre Mäntel knattern ließ, hören konnte. »Aber es ist trotzdem nicht mehr als ein Sturm. Der Schnee tut euch nichts; er kann euch höchstens den Arsch abfrieren lassen.«

Einer der Thrithing-Männer grinste ihn an. »Wenn hier Ärsche abfrieren, wird es Euch am meisten weh tun, junger Than – bei diesem knochigen Gaul!« Die anderen johlten. Simon, zufrieden, sie auf andere Gedanken gebracht zu haben, lachte mit.

Rasch wurde beim Reiten der Nachmittag zum Abend. Es war ein fast lautloser Ritt, wenn man vom sachten Stampfen der Pferdehufe und dem unaufhörlichen Klagen des Windes absah. Die Sonne, den ganzen Tag von Wolken bedrängt, gab endlich den Kampf auf und versank hinter den niedrigen Bergen. Violettes, schattenloses Licht erfüllte das Tal. Bald war es so dunkel, daß die kleine Schar den Weg kaum noch erkennen konnte. Der Mond, in Wolken gefangen, war kaum sichtbar. Nichts deutete auf Sterne hin.

»Wollen wir anhalten und lagern?« überschrie Hotvig den Wind.

Simon dachte einen Augenblick nach. »Ich glaube nicht«, erklärte er. »Wir sind ihnen jetzt ziemlich nah – höchstens noch eine Reitstunde. Trotzdem könnten wir es vielleicht wagen, eine Fackel anzuzünden.«

»Vielleicht auch ein paar Trompeten blasen?« fragte Sludig laut. »Oder ein paar Ausrufer vor uns herlaufen lassen, die verkünden, daß wir kommen und Fengbalds Stellungen ausspionieren wollen?« Simon warf ihm einen giftigen Blick zu, ließ sich aber nicht reizen. »Zwischen uns und Fengbalds Lager bei Gadrinsett stehen die Berge. Wenn die Leute, die vor ihm geflohen sind, uns über seinen Standort die Wahrheit gesagt haben, können wir das Licht bequem löschen, bevor wir in Sichtweite seiner Posten kommen.« Er hob die Stimme, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. »Oder findet ihr es besser, wenn wir bis morgen früh warten, damit Fengbalds Männer dann ausgeschlafen sind und uns im hellen Sonnenlicht noch leichter entdecken können?«

Sludig winkte nachgiebig mit der Hand.

Hotvig zog eine Fackel hervor, einen guten, dicken Ast, mit Stoffstreifen umwickelt und mit Pech getränkt. Mit seinen Feuersteinen schlug er Funken und schützte die Flammen vor dem Wind, bis sie kräftig brannten. Dann hob er die Fackel und ritt ein paar Schritte voraus, die Uferböschung hinauf und in den besseren Schutz der Bergflanke. »Folgt mir!« rief er.

Die Reihe der Reiter, jetzt etwas langsamer, setzte ihren Weg fort. Sie durchquerten das unwegsame Berggelände, indem sie es den Pferden überließen, den Weg zu suchen. Hotvigs Fackel wurde zum hüpfenden Feuerball, dem einzigen Punkt im sturmdunklen Tal, an dem das schweifende Auge Halt fand.

Simon kam es vor, als verfolge er in den nebligen Steinwüsten ein Irrlicht. Die Welt hatte sich in einen langen, schwarzen Tunnel verwandelt, einen Gang ohne Ende, der sich ins lichtlose Erdinnere hinabwendelte.

»Kennt jemand ein Lied?« fragte Simon nach einer Weile. Seine Stimme klang schwach durch den klagenden Wind.

»Ein Lied?« Sludig machte ein überraschtes Gesicht.

»Warum nicht? Wir sind immer noch weit weg von jeder menschlichen Seele. Außerdem liegt zwischen dir und mir knapp eine Armlänge, und doch kann ich dich in diesem verdammten Wind kaum hören. Und darum ein Lied, jawohl!«

Hotvig und seine Thrithing-Männer schienen keine großen Sänger zu sein, erhoben jedoch auch keine Einwände. Sludig verzog den Mund, als sei der schiere Gedanke schon unglaublich albern.

»Dann bin ich also dran?« Simon lächelte. »An mir bleibt es wohl hängen. Schade, daß wir Shem Pferdeknecht nicht bei uns haben. Er kennt mehr Lieder und Geschichten als alle anderen Leute.« Einen kurzen Moment fragte er sich, was aus Shem geworden sein mochte. Lebte er noch immer glücklich und zufrieden in den großen Ställen des Hochhorsts? »Ich werde euch eins von seinen Liedern vorsingen. Es handelt von Hans Mundwald.«

»Von wem?« fragte einer der Thrithing-Reiter.

»Hans Mundwald. Ein berühmter Räuber. Er lebte im Wald von Aldheorte.«

»Wenn er überhaupt gelebt hat«, spottete Sludig.

»Ja, wenn«, stimmte Simon ihm zu. »Also – ein Lied über Hans Mundwald.« Er wickelte die Zügel um die Hand, lehnte sich im Sattel

zurück und versuchte sich an die erste Strophe zu erinnern. Dann fing er an, im Takt mit dem stampfenden Rhythmus von Heimfinderins Schritten zu singen.

»Der kühne Hans Mundwald sprach einmal:
›Ich muß nach Erchester gehn.
Dort hab ich von einer Maid gehört,
über die Maßen schön.

Hruse heißt sie. Ihr Haar ist lang,
weich wie fließendes Gold;
weiße Schultern wie Winterschnee,
Hruse so jung und hold.‹

Seine Räuber, die warnten ihn:
›Reite nicht in die Stadt.
Der Graf dort wartet auf deinen Kopf,
wie er's geschworen hat.‹

Hans Mundwald hat sie nur ausgelacht.
Den Grafen kannte er lang.
Oft schon war er entkommen ihm,
vor ihm war er nicht bang.

Reiche Kleider, die zog er an,
Seiden und Ketten schön.
Osgal sollte sein Diener sein,
hinter dem Stuhl ihm stehn.

›Herzog von Blumen nenn ich mich‹,
sagt Hans, ›einen Edelmann;
geh zum Markt mit Gaben und Gold,
werb um Schön-Hruse dann.‹«

Simon sang gerade so laut, daß man seine Stimme im Wind noch hören konnte. Es war ein langes Lied mit vielen Versen.

So ritten sie hinter Hotvigs Fackel durch die Berge, und Simon erzählte die Geschichte, wie Hans Mundwald verkleidet nach Erchester gelangte

und Hruses Vater, ein Baron, der einen reichen Freier für seine Tochter gefunden zu haben glaubte, ganz entzückt von ihm war. Obwohl Simon ab und zu eine Pause machen mußte, um wieder Atem zu holen oder sich an den Text zu erinnern, denn es war lange her, daß er das Lied von Shem gelernt hatte, wurde seine Stimme doch allmählich immer sicherer. Er sang davon, wie der listige Hans der schönen Hruse den Hof machte – ganz ehrlich, weil er sich auf den ersten Blick in sie verliebt hatte – und an der Abendtafel des Barons neben dem ahnungslosen Hauptmann der Stadtwache saß. Hans überredete den habgierigen Baron sogar, einen verzauberten Rosenbusch als Brautpreis für Hruse anzunehmen, einen Busch, dessen zarte Blüten jede einen glänzenden Gold-Imperator enthielten und der, so versicherte der vorgebliche Herzog von Blumen Hruses Vater und dem Hauptmann, alljährlich neue Münzen tragen würde, solange seine Wurzeln in der Erde ruhten.

Erst als Simon sich dem Ende des Lieds näherte – er hatte gerade die Strophe begonnen, in der eine Bemerkung des betrunkenen Räubers Osgal Hans' Verkleidung verriet, was dazu führte, daß ihn die Wachen des Hauptmanns gefangennahmen –, zügelte Hotvig sein Pferd und forderte ihn mit einer Armbewegung zum Schweigen auf.

»Ich glaube, wir sind jetzt sehr nah.« Der Thrithing-Mann deutete auf den Hang, der vor ihnen abfiel. Selbst durch das Schneegestöber konnte man erkennen, daß weiter vorn freies Feld lag.

Sludig ritt zu Simon hinüber. Der frostige Atem des Rimmersmanns stand um seinen Kopf in der Luft. »Sing uns den Rest des Lieds auf dem Rückweg vor, Junge. Es ist eine gute Geschichte.«

Simon nickte.

Hotvig rollte sich über den Sattel zu Boden und löschte die Fackel in einer Schneewehe. Er klopfte sie auf der Satteldecke ab, schob sie unter den Gürtel und drehte sich mit erwartungsvollem Blick zu Simon um.

»Weiter«, erklärte der junge Mann. »Aber vorsichtig, wir haben jetzt kein Licht mehr.«

Sie trieben die Pferde an. Schon auf halber Höhe des langgestreckten Hügels erkannte Simon in der Ferne Lichter, eine kleine Ansammlung glimmender Punkte.

»Dort!« Er deutete mit dem Finger und machte sich sofort Sorgen, vielleicht zu laut geredet zu haben. Sein Herz klopfte. »Ist das Fengbalds Lager?«

»Das ist das, was von Gadrinsett noch übrig ist«, erwiderte Sludig.

»Fengbalds Lager wird nicht weit davon liegen.«

Unter ihnen im Tal, dort, wo der unsichtbare Stefflod auf den ebenso unsichtbaren Ymstrecca stieß, brannten nur vereinzelte Feuer. Aber auf der anderen Seite – Simon vermutete, dicht am Nordufer des Ymstrecca – konnte man eine weit größere Anzahl von Lichtern feststellen, Unmengen feuriger Punkte, zu unregelmäßigen Kreisen geordnet.

»Du hast recht.« Simon sah genau hin. »Das da drüben muß die Erkynwache sein. Fengbald hält sich wahrscheinlich in der Mitte dieser Zeltringe auf. Wäre es nicht wunderbar, wenn man ihm einen Pfeil durch die Decke schießen könnte?«

Hotvig kam ein Stück näher. »Ja, er ist dort, und ich würde ihm am liebsten selbst den Hals umdrehen, um ihm das heimzuzahlen, was er bei unserer letzten Begegnung über den Hengststamm gesagt hat. Aber heute nacht haben wir andere Aufgaben.«

Getroffen holte Simon Atem. »Natürlich«, meinte er dann. »Josua muß wissen, wie groß das Heer ist.« Er überlegte. »Wie wäre es, wenn wir die Feuer zählten? Dann wüßten wir, wie viele Männer Fengbald mit sich führt.«

Sludig sah bedenklich aus. »Solange wir nicht wissen, wie viele Männer auf ein Feuer kommen, nützt uns das nicht viel.«

Simon nickte nachdenklich. »Ja. Darum zählen wir zuerst von hier aus die Feuer und reiten dann näher heran, um herauszufinden, ob jedes Zelt sein eigenes Feuer hat oder vielleicht nur jedes Dutzend Zelte.«

»Nicht zu dicht«, warnte Sludig. »Ich schätze den Kampf nicht weniger als jeder andere gottesfürchtige Mann, aber ich ziehe doch ein etwas weniger ungleiches Verhältnis vor.«

»Sehr klug von dir«, grinste Simon. »Du solltest dir Binabik zum Lehrling nehmen.«

Sludig schnaubte.

Sie zählten die kleinen Feuerpunkte und setzten ihren Ritt bergab fort.

»Wir haben Glück«, bemerkte Hotvig gedämpft. »Ich denke, die Steinhäusler werden heute nacht brav bei ihren Feuern bleiben und sich nicht dem Wind aussetzen.«

Simon zitterte vor Kälte und beugte sich ein Stück tiefer über Heimfinderins Hals. »Nicht alle Steinhäusler sind so schlau.«

Als sie zu den verschneiten Wiesen kamen, fing Simons Herz von neuem an zu klopfen. Bei aller Furcht hatte es etwas Berauschendes und

Erregendes, dem Feind so nahe zu sein und kaum einen Pfeilschuß von bewaffneten Kriegern entfernt lautlos durch die Dunkelheit zu streifen. Er fühlte sich hellwach, als wehe ihm der Wind durch Mantel und Hemd bis auf die Haut und lasse sie prickeln. Gleichzeitig war er halb und halb davon überzeugt, Fengbalds Truppen hätten seine kleine Schar längst entdeckt und gerade jetzt, in diesem Moment, wartete schon, mit gespanntem Bogen kniend, die gesamte Erkynwache, und in der tiefen Schwärze im Schatten der Zelte glitzerten böse ihre Augen.

Langsam umkreisten sie Fengbalds Lager. Sie gaben sich Mühe, immer aus dem Schutz einer Baumgruppe in den der nächsten zu huschen; aber Bäume waren hier am Rande des Graslands leider knapp. Erst als sie den Fluß und damit die westlichste Ecke des Lagers fast erreicht hatten, fühlten sie sich eine Weile vor Späherblicken sicher.

»Wenn hier weniger als tausend Bewaffnete sind«, erklärte Sludig, »will ich ein Hyrka sein.«

»Es sind auch Thrithing-Männer darunter«, fügte Hotvig hinzu. »Stammlose Männer aus den Seen-Thrithingen, wenn ich mich nicht sehr irre.«

»Woher wollt Ihr das wissen?« fragte Simon. Aus dieser Entfernung ließen sich weder Bemalungen noch sonstige Besonderheiten an den Zelten feststellen. Viele davon waren kaum mehr als ein Windschutz aus festem Tuch, im Boden verankert und mit Stricken an Büschen oder Felsblöcken befestigt. Von den Bewohnern dieser Zelte am äußeren Rand des Lagers hielt sich bei dem grimmigen Wetter niemand im Freien auf.

»Horcht.« Hotvig legte die Hand ans Ohr. Sein narbiges Gesicht war ernst.

Simon hielt den Atem an und lauschte. Das Lied des Windes lag über allem und übertönte selbst die Geräusche der neben ihm reitenden Männer. »Worauf soll ich horchen?«

»Horcht aufmerksamer«, erklärte Hotvig. »Es sind die Geschirre.« Neben ihm nickte einer seiner Stammesbrüder ebenso ernst.

Simon strengte sich an, zu hören, was der Grasländer meinte. Ihm war, als vernehme er ein schwaches Klirren. »Das?« fragte er.

Hotvig zeigte lächelnd seine Zahnlücke. Er war sich seiner beeindruckenden Leistung bewußt. »Diese Pferde tragen Seenland-Geschirr – ich bin ganz sicher.«

»Ihr könnt am Geräusch erkennen, welche Art Zaumzeug sie tragen?« fragte Simon staunend. Hatte das Wiesenvolk Luchsohren?

»Unser Zaumzeug ist so unterschiedlich wie Vogelgefieder«, warf einer der anderen Thrithing-Männer ein. »Seen-, Wiesen- und Hoch-Thrithing-Geschirre unterscheiden sich für unsere Ohren wie Eure Stimme von der des Nordmanns, junger Than.«

»Wie sollten wir sonst bei Nacht und aus der Ferne unsere eigenen Pferde erkennen?« fragte Hotvig stirnrunzelnd. »Beim Vierfüßigen, wie hindert denn ihr Steinhäusler eure Nachbarn daran, euch zu bestehlen?«

Simon schüttelte den Kopf. »Jetzt wissen wir jedenfalls, wo Fengbald seine Söldner her hat. Könnt Ihr uns auch noch sagen, wie viele von den Männern dort unten zum Thrithing-Volk gehören?«

»Nach ihren Zelten dort schätze ich, daß mehr als die Hälfte dieser Truppen Männer der Stammlosen sind«, erwiderte Hotvig.

Simons Miene wurde grimmig. »Und ich wette, daß sie allesamt wacker kämpfen.«

Hotvig nickte. In der Linie seines Kinns lag ein gewisser Stolz. »Alle Grasländer können kämpfen. Aber die Männer ohne Stamm sind…«, er suchte nach einem Wort, »… am wildesten.«

»Und die Erkynwache ist auch nicht sanfter.« Sludigs Stimme klang mürrisch, aber in seinen Augen glitzerte ein raubtierhafter Funke. »Das wird ein blutiger Kampf, wenn Eisen auf Eisen trifft.«

»Es ist Zeit zum Umkehren.« Simon sah zu dem Streifen schwarzer Leere hinüber, der der Ymstrecca war. »Wir haben bisher viel Glück gehabt.«

Von neuem überquerte die kleine Schar das offene Feld. Simon dachte, wie verwundbar sie doch waren, so nahe an tausend Feinden, und dankte dem Himmel für das stürmische Wetter, das es ihnen ermöglicht hatte, sich so dicht an das Lager heranzuwagen, ohne ihre Pferde zurücklassen zu müssen. Die Vorstellung einer Flucht zu Fuß, falls sie von berittenen Posten entdeckt wurden, mitten durch Wind und Schnee, hatte etwas Entmutigendes.

Endlich hielten sie im Schutz eines Wäldchens aus windzerzausten Erlen, die verlassen am Hang des untersten Vorbergs standen. Als Simon auf die verstreuten Lichter zurückblickte, die den Rand von Fengbalds schönem, sicherem Lager markierten, begann der Zorn, den die Erregung eine Zeit lang in den Hintergrund gedrängt hätte, plötzlich wieder in ihm aufzusteigen – eine kalte Wut beim Gedanken an die Soldaten, die so gemütlich in ihren Zelten lagen wie Raupen, die sich an den Blättern eines schönen Gartens vollgefressen haben und jetzt verpuppt schlummern. Sie

waren es, die alles zerstörten, diese Männer der Erkynwache, die damals Morgenes verhaften wollten, die versucht hatten, Josuas Burg Naglimund zu stürmen. Unter Fengbalds Befehl hatten sie die Stadt Falshire dem Erdboden gleichgemacht, wie ein Kind einen Ameisenhaufen zertritt. Und was Simon am meisten aufbrachte, sie hatten ihn aus seiner Heimat vertrieben und wollten ihn nun auch vom Sesuad'ra verjagen.

»Wer von euch hat einen Bogen?« fragte er unvermittelt.

Einer der Thrithing-Männer sah überrascht auf. »Ich.«

»Gib ihn mir, und auch einen Pfeil.« Simon nahm den Bogen und hängte ihn an sein Sattelhorn. Noch immer starrte er auf die dunklen Schatten der aneinandergedrängten Zelte. »Und Ihr gebt mir die Fackel, Hotvig.«

Der Thrithing-Mann betrachtete ihn einen Augenblick, zog dann die unangezündete Fackel aus dem Gürtel und reichte sie ihm. »Was habt Ihr vor?« erkundigte er sich gelassen. Seiner Miene war nichts als freundliches Interesse zu entnehmen.

Simon antwortete nicht. Er war so mit anderen Dingen beschäftigt, daß er vorübergehend seine Befangenheit verlor und mit erstaunlicher Behendigkeit aus dem Sattel glitt. Er löste den Pechlappen vom Ende der Fackel und wickelte ihn um die Pfeilspitze. Dort schnürte er ihn mit dem dünnen Lederriemen fest, der sonst sein Qanuc-Messer am Oberschenkel hielt. Hinter Heimfinderins Körper, der ihn vor dem Wind schützte, kniete er nieder und griff zu Feuersteinen und Eisenstange.

»Komm, Simon.« Sludig klang halb besorgt, halb zornig. »Wir haben unseren Auftrag ausgeführt. Was hast du vor?«

Simon achtete nicht auf ihn. Er schlug so lange auf das Eisen, bis ein Funke die klebrigen Falten des um die Pfeilspitze gewundenen Lappens traf, und blies dann darauf, bis der Stoff brannte. Er steckte sein Feuerzeug ein und schwang sich wieder in den Sattel. »Wartet auf mich«, befahl er und trieb Heimfinderin aus dem Gehölz hinaus und wieder bergab. Sludig wollte ihm nachreiten, aber Hotvig streckte die Hand aus und ergriff das Pferd des Rimmersmanns am Zaumzeug, so daß es abrupt stehenblieb. Eine lebhafte Auseinandersetzung im Flüsterton entspann sich.

Seit der kurzen und schrecklichen Schlacht bei Haethstad, als Ethelbearn getötet worden war, hatte Simon kaum mehr Gelegenheit gehabt, sich im Bogenschießen zu üben, schon gar nicht vom Pferd aus. Aber es kam ihm auch weniger auf Zielsicherheit und Geschick an, wichtig war nur, daß er überhaupt etwas *tun* wollte, nämlich Fengbald und seinen allzu selbstsicheren Kriegern eine kleine Botschaft schicken. Die Hände noch an

den Zügeln, legte er den Pfeil auf die Sehne und hielt sich mit den Knien fest, während Heimfinderin vorsichtig durch die bucklige Schneelandschaft trottete. Die Flamme stieg am Pfeilschaft empor, bis er sie heiß an seinen Knöcheln fühlte. Endlich hatte er die Talsohle erreicht und zügelte die Stute. Mit den Beinen brachte er Heimfinderin dazu, einen großen Kreis zu beschreiben, und zog die Bogensehne zurück an sein Ohr. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß er wußte, was er sagte, so stark war der Bann der feurigen Kugel, die an der Spitze des Schafts bebte. Er atmete tief ein und schoß den Pfeil ab.

Hell und geschwind wie eine Sternschnuppe sauste das Geschoß dahin, in hohem Bogen über den Nachthimmel, wie ein in Blut getauchter Finger über schwarzes Tuch gleitet. Simon fühlte, wie sein Herz einen Sprung tat, als er dem unberechenbaren Flug nachsah. Er sah, wie der Wind die Flamme fast ausblies und den Pfeil von einer Seite zur anderen trieb, um ihn dann endlich mitten in die dichten Schatten des Lagers zu tragen.

Gleich darauf blühten dort grelle Lichter auf – ein Zelt hatte Feuer gefangen. Simon starrte hinunter, und sein Herz pochte schnell wie ein Vogelherz. Dann machte er kehrt und lenkte Heimfinderin wieder den Berg hinauf.

Als er seine Gefährten eingeholt hatte, verlor er kein Wort über den Pfeil, und nicht einmal Sludig fragte ihn danach. Der kleine Trupp scharte sich um Simon. Sie ritten geschwind durch die dunklen Berge, und der Wind blies ihnen eisig ins Gesicht.

»Ich wünschte, du würdest dich hinlegen«, bemerkte Josua.

Vara blickte auf. Sie saß auf einer Matte neben dem Kohlenbecken und flickte einen auf ihrem Schoß ausgebreiteten Mantel. Das junge Mädchen aus Neu-Gadrinsett, das ihr dabei half, sah ebenfalls auf und senkte dann den Blick sofort wieder auf ihre Näharbeit.

»Hinlegen?« fragte Vara mit schiefgelegtem Kopf. »Warum?«

Josua nahm seine Wanderungen im Zelt wieder auf. »Es … es wäre besser für dich.«

Vara betrachtete ihn, wie er von einer Seite des Zeltes zur anderen marschierte und von dort wieder zurück, eine Strecke von kaum zehn Ellen. Sie fuhr sich mit der Hand durch das Haar. Der Prinz war so groß, daß er nur in der Mitte aufrecht stehen konnte, was seinem Gang etwas sonderbar Buckliges gab.

»Ich will mich aber nicht hinlegen, Josua«, meinte sie, die Augen noch

immer auf ihn gerichtet. »Was hast du?«

Josua blieb stehen und bewegte unruhig die Finger. »Es wäre besser für das Kind … und für dich … wenn du dich hinlegen würdest.«

Vara schaute ihn an und lachte. »Du regst dich unnötig auf, Josua. Das Kind kommt nicht vor Ende des Winters.«

»Ich mache mir Sorgen um dich, Herrin«, antwortete Josua traurig. »Das schlimme Wetter, das harte Leben hier.«

Wieder lachte seine Frau, diesmal mit einem etwas schärferen Unterton. »Wir Frauen vom Hengststamm gebären unsere Kinder stehend im Grasland und arbeiten dann weiter. Wir sind nicht wie Städterinnen. Was fehlt dir, Josua?«

Heftige Röte überzog das schmale Gesicht des Prinzen. »Warum widersprichst du mir immer?« fragte er. »Bin ich nicht dein Gemahl? Ich fürchte um deine Gesundheit und sehe es ungern, wenn du dich noch spät am Abend so anstrengst.«

»Ich bin kein Kind«, gab Vara bissig zurück, »ich bekomme nur eines. Warum gehst du immer hin und her, hin und her? Bleib stehen und sprich mit mir!«

»Das versuche ich ja, aber du fängst Streit mit mir an.«

»Weil du mir sagst, was ich tun soll, als wäre ich ein Kind. Ich bin doch nicht dumm, auch wenn ich anders rede als deine Damen aus der Burg.«

»Bei Ädons Fluch, nie habe ich gesagt, du wärst dumm!« brüllte Josua. Kaum waren die Worte heraus, als sein erregtes Marschieren jäh abbrach. Er starrte einen Moment zu Boden und sah dann zu Varas junger Helferin hinüber. Das Mädchen duckte sich in peinlicher Verlegenheit und versuchte nach Kräften, sich unsichtbar zu machen. »Du da«, sagte Josua. »Würdest du uns eine Weile allein lassen? Meine Frau und ich möchten ungestört sein.«

»Sie hilft mir!« fauchte Vara wütend.

Josua durchbohrte das Mädchen mit harten grauen Augen. »*Geh.*«

Varas Helferin sprang auf und entfloh durch die Zelttür. Ihre Näharbeit ließ sie mitten auf die Bodenmatten fallen. Der Prinz sah ihr nach und drehte sich dann zu Vara um. Er schien etwas sagen zu wollen, schwieg aber und wendete den Kopf wieder zum Zelteingang.

»Gesegnete Elysia«, murmelte er, und man hätte nicht sagen können, ob es ein Gebet oder eine Verwünschung war. Er trat durch die Tür und verließ das Zelt.

»Wo willst du hin?« rief Vara ihm nach.

Josua spähte in die Dunkelheit, bis er vor einem nicht weit entfernten Zelt einen hellen Fleck wahrnahm. Er ging darauf zu und ballte dabei die Faust und öffnete sie wieder.

»Warte.« Er streckte die Hand nach der Schulter des Mädchens aus. Ihre Augen weiteten sich. Sie war vor ihm bis an die Zeltwand zurückgewichen; jetzt hob sie die Hände, als wollte sie einen Schlag abwehren. »Verzeih mir«, begann Josua. »Es war sehr lieblos von mir. Du bist freundlich zu meiner Herrin gewesen, und sie hat dich gern. Ich bitte dich um Verzeihung.«

»V-Verzeihung, Herr? Ich soll *Euch* verzeihen?« schniefte sie. »Ich? Ich bin ein Niemand.«

Josua zuckte zusammen. »Vor Gott ist jede Seele gleich wertvoll. Bitte geh jetzt in Vater Strangyeards Zelt. Dort drüben siehst du sein Feuer leuchten. Bei ihm ist es warm, und er gibt dir bestimmt etwas zu essen und zu trinken. Wenn ich mit meiner Gemahlin gesprochen habe, hole ich dich dort wieder ab.« Ein bekümmertes, müdes Lächeln trat auf sein hageres Gesicht. »Manchmal brauchen ein Mann und seine Frau ein bißchen Zeit für sich allein, auch wenn sie ein Prinz und seine Prinzessin sind.«

Sie schniefte wieder und versuchte einen Knicks, der jedoch mißlang, weil sie sich so eng an die Zeltbahn gedrängt hatte, daß sie sich nicht bücken konnte. »Jawohl, Prinz Josua.«

»Dann lauf.« Josua sah sie über den verschneiten Grund auf Strangyeards Zelt zueilen. Er stellte fest, daß der Archivar und eine zweite Person aufstanden, um sie zu begrüßen. Dann drehte er sich um und kehrte in sein eigenes Zelt zurück.

Dort erwartete ihn Vara, in deren Miene Neugier und Zorn sich deutlich mischten. Er berichtete ihr, was er gerade getan hatte.

»Du bist der seltsamste Mann, der mir je begegnet ist.« Sie holte tief und unsicher Atem und sah dann mit schmalen Augen auf ihre Näherei hinunter.

»Wenn die Starken die Schwachen unterdrücken, ohne sich zu schämen, worin unterscheiden wir uns dann noch von den wilden Tieren?«

»Unterscheiden?« Noch immer vermied sie seinen Blick. »Was soll uns schon unterscheiden? Dein Bruder hetzt seine Soldaten auf uns. Männer sterben, Frauen sterben, Kinder sterben, alles für Weideland und Namen und Fahnen. Wir *sind* Tiere, Josua. Wußtest du das noch nicht?« Sie sah ihn an, diesmal freundlicher, wie eine Mutter ihr Kind betrachtet, das die

rauhe Wirklichkeit noch nicht kennengelernt hat. Dann nahm sie kopfschüttelnd ihre Arbeit wieder auf. Der Prinz ging zum Bett und ließ sich auf den Haufen von Kissen und Decken nieder. »Komm, setz dich zu mir«, bat er und klopfte auf den Platz neben sich.

»Hier am Feuer ist es wärmer.« Vara schien ganz in ihre Stiche vertieft.

»Wenn du bei mir wärst, könnte es hier genauso warm sein.«

Vara erhob sich seufzend, legte die Näharbeit hin und kam zu ihm. Sie legte sich neben ihn und bettete den Kopf in die Kissen. Gemeinsam starrten sie an die Decke des Zeltes, die sich unter ihrer Schneelast bog.

»Es tut mir leid«, sagte Josua. »Ich wollte nicht hart mit dir umgehen. Aber ich mache mir Sorgen. Ich habe Angst um deine Gesundheit und die des Kindes.«

»Warum glauben Männer immer, sie seien stark und Frauen schwach? Frauen sehen mehr Blut und Schmerzen als die meisten Männer, es sei denn, die Männer kämpfen – und das ist sinnloses Blut.« Vara verzog das Gesicht. »Frauen pflegen die Wunden, die man nicht vermeiden kann.«

Josua antwortete nicht. Statt dessen legte er den Arm um ihre Schultern und ließ seine Finger durch ihre dunklen Locken gleiten. »Du mußt dich nicht um mich ängstigen«, sagte Vara. »Ich werde nicht weinen. Ich werde unser Kind gebären, und es wird gesund und kräftig sein.«

Josua schwieg eine ganze Weile und holte dann tief Atem. »Ich mache mir Vorwürfe«, erklärte er. »Ich habe dir gar keine Möglichkeit gelassen, über das, was du tatest, nachzudenken.«

Jäh blickte sie zu ihm auf, das Gesicht von Furcht verzerrt. Sie griff nach oben, zog seine Hand aus ihrem Haar und hielt sie fest. »Was meinst du?« fragte sie. »Sag es mir.«

Zögernd suchte er nach Worten. »Es ist etwas anderes, die Gemahlin eines Prinzen zu sein als seine Geliebte.«

Rasch rückte sie ein Stück von ihm ab, so daß sie sich umdrehen und ihm in die Augen sehen konnte. »Was soll das heißen? Daß du eine andere Frau an meine Stelle setzen willst? Ich werde dich töten und sie auch, Josua. Ich schwöre es bei meinem Stamm.«

Er lachte leise, obwohl sie durchaus den Eindruck machte, sie könne ihre Drohung ausführen. »Nein, das ist es nicht, was ich meine, ganz bestimmt nicht.« Sein Lächeln verschwand. »Bitte, Herrin, denk das nie wieder.« Er griff von neuem nach ihrer Hand, die sie ihm entzogen hatte, und umschloß sie. »Ich meine nur, daß du als Gemahlin eines Prinzen nicht wie andere

Frauen bist und unser Kind nicht wie andere Kinder sein wird.«

»Und?« Ihre Furcht war noch nicht besänftigt, Vara noch nicht versöhnt.

»Ich kann nicht zulassen, daß dir oder unserem Kind etwas zustößt. Wenn ich untergehe, ist das Kind, das du trägst, vielleicht das letzte Bindeglied zu der Welt von früher.«

»Und was bedeutet das?«

»Es bedeutet, daß unser Kind leben muß. Wenn wir unterliegen – wenn Fengbald uns besiegt oder wir zwar die Schlacht überstehen, ich jedoch darin falle –, dann muß unser Kind uns eines Tages rächen.« Er rieb sich das Gesicht. »Nein … das meine ich auch nicht. Es gibt etwas Wichtigeres als Rache. Unser Kind könnte in einem Zeitalter der Finsternis der letzte Lichtstrahl sein. Wir wissen nicht, ob Miriamel je wiederkommen wird, ob sie überhaupt noch lebt. Bleibt sie verschollen, könnte der Sohn – oder die Tochter – eines Prinzen, ein Enkelkind Johans des Priesters, der einzige Mensch sein, unter dessen Banner ein Widerstand gegen Elias und seinen gottlosen Verbündeten, den Sturmkönig, noch möglich wäre.«

Vara war erleichtert. »Ich habe dir doch gesagt, daß wir Thrithing-Frauen starke Kinder zur Welt bringen. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen – unser Kind wird leben, damit du stolz darauf bist. Und den Kampf werden wir auch gewinnen. Du bist stärker, als du glaubst, Josua.« Sie rückte näher an ihn heran. »Du machst dir viel zu viel Sorgen.«

Er seufzte. »Ich bete, daß du recht hast. Bei Usires und seiner Barmherzigkeit, gibt es etwas Schlimmeres, als Herrscher zu sein? Wie sehr ich mir doch wünsche, einfach von hier fortgehen zu können.«

»Das würdest du nicht tun. Mein Gemahl ist kein Feigling.« Sie richtete sich auf, um ihn scharf anzuschauen, als könne er ein verkappter Betrüger sein, und lehnte sich dann wieder zurück.

»Nein«, sagte Josua. »Du hast recht. Es ist mein Schicksal – vielleicht meine Prüfung – mein *Baum.* Und jeder Nagel in diesem *Baum* ist spitz und kalt. Doch selbst der Verurteilte darf von Freiheit träumen.«

»Sprich nicht mehr davon«, flüsterte sie an seiner Schulter. »Es bringt Unglück.«

»Ich kann aufhören, davon zu sprechen, Liebste. Aber meine Gedanken lassen sich nicht so leicht zum Schweigen bringen.«

Sie stieß ihn mit dem Kopf an wie ein junger Vogel, der sein Ei zu sprengen versucht. »Kein Wort mehr.«

Der schlimmste Teil des Sturms war vorüber, das Unwetter nach Südosten weitergezogen. Der Mond, wenn auch unsichtbar hinter einem Vorhang, verbreitete doch so viel Licht, daß der Schnee einen sanften Schimmer bekam. Es sah aus, als wäre das ganze Flußtal zwischen Gadrinsett und dem Sesuad'ra mit Diamantstaub bestreut.

Simon sah zu, wie der Schnee unter den Hufen von Sludigs Pferd aufspritzte, und fragte sich, ob er es noch erleben würde, einmal auf dieses Jahr zurückzublicken. Was würde er sein, wenn er durch irgendeinen Zufall nicht starb? Natürlich ein Ritter – schon das etwas so Großartiges, wie er es sich nur in seinen allerkindischsten Tagträumen ausgemalt hatte –, aber womit beschäftigte sich ein Ritter? Im Krieg kämpfte er selbstverständlich für seinen Lehensherrn, aber Simon wollte nicht mehr an Kriege denken. Falls es doch einmal Frieden gab und er ihn erlebte – zwei Möglichkeiten, die leider recht unwahrscheinlich aussahen –, wie sollte sein Leben dann weitergehen?

Denn was taten Ritter? Sie verwalteten ihr Lehen, sofern sie nämlich Land besaßen. Mehr oder weniger wie Bauern, nicht wahr? Auf jeden Fall nichts Großartiges. Aber plötzlich fand Simon den Gedanken, von einem nassen Tag in den Feldern nach Hause zu kommen, äußerst verlockend. Er würde Mantel und Stiefel ausziehen, in die Pantoffeln schlüpfen und sich an einem großen, prasselnden Feuer wärmen. Jemand würde ihm Wein bringen und mit einem heißen Schüreisen anwärmen … aber wer? Eine Frau? Seine Ehefrau? Er versuchte ein geeignetes Gesicht aus der Dunkelheit zu zaubern, aber es wollte ihm nicht gelingen. Selbst wenn Miriamel ihren Rang verlor und einwilligte, einen Nichtadligen zu heiraten – und dann auch noch Simon nahm – mit anderen Worten, wenn die Flüsse bergauf flössen und Fische flögen –, dann war sie, das fühlte er, noch immer nicht die Frau, die still zu Hause saß und darauf wartete, daß ihr Mann vom Feld heimkehrte. Sie sich so vorzustellen war fast, als denke man an einen wunderschönen Vogel mit gestutzten Flügeln.

Aber wenn er nicht heiratete und keine Familie gründete, was dann? Der Gedanke an Turniere, jenen Hauptinhalt ritterlicher Unterhaltung in Frühjahr und Sommer, um den seine erregten Gedanken jahrelang gekreist hatten, erregte ihm heute beinahe Übelkeit. Daß gesunde Männer einander grundlos Verletzungen zufügten und im Spiel Augen, Glieder und sogar das Leben verloren, obwohl die Welt auch ohne das ein so schrecklicher und gefährlicher Ort war, versetzte ihn darüber hinaus in Wut. »Kriegsspiel« nannten es manche. Als ob irgendein Spiel, und sei es noch

so riskant, so grauenvoll sein konnte wie das, was Simon wirklich erlebt hatte! Krieg, das war wie ein Sturmwind oder ein Erdbeben, etwas Furchtbares, mit dem man keinen Scherz trieb. Krieg zu *spielen* grenzte an Gotteslästerung. Mit Lanze und Schwert zu üben war etwas, das man tat, um am Leben zu bleiben, wenn man in einen Krieg hineingeriet. Wenn alles, was ihn jetzt quälte, einmal vorbei war – *falls* es jemals vorbei sein würde –, wollte Simon jeden Krieg, ob Spiel, ob Ernst, so weit hinter sich lassen wie nur irgend möglich.

Aber man suchte sich ja Krieg, Schmerz und Entsetzen nicht immer freiwillig aus, und ganz gewiß nicht den Tod. Mußte darum ein Ritter nicht stets bereit sein, seine Pflicht zu tun und sich selbst und andere zu verteidigen? Das hatte Herr Deornoth gesagt, und der machte auf Simon nicht den Eindruck eines Mannes, der grundlos oder zum Vergnügen kämpfte. Und was hatte ihm Doktor Morgenes einmal über den großen Camaris erzählt? Daß er sein berühmtes Kriegshorn Cellian nicht blies, um Hilfe herbeizurufen oder Ruhm zu gewinnen, sondern damit seine Feinde wußten, daß er kam, und sich in Sicherheit bringen konnten. Immer wieder hatte Morgenes in seinem Buch darüber geschrieben, daß Camaris keine Freude an Schlachten hatte, daß ihm seine große Tüchtigkeit nur eine Bürde war, weil sie Angreifer anlockte und ihn zum Töten zwang, ohne daß er es wollte. Das war ein Widerspruch in sich. So gut man auch war, immer gab es einen anderen, der das bewiesen haben wollte. Was war besser – sich auf den Krieg vorzubereiten oder ihm aus dem Weg zu gehen?

Von einem Ast fiel ein Schneeklumpen herunter, umging, als sei er lebendig, Simons dicken Schal und rutschte ihm ungehindert in den Nacken. Simon stieß vor Schreck ein ersticktes Quietschen aus und sah sich sofort um, ob jemand von den anderen dieses unmännliche Geräusch bemerkt hätte. Aber niemand beachtete ihn. Die Aufmerksamkeit seiner Begleiter schien allein den silbergrauen Bergen und stachligen, dunklen Bäumen zu gelten.

Was also war besser? Vor dem Krieg zu fliehen oder sich Mühe zu geben, so stark zu werden, daß einem keiner etwas anhaben konnte? Von Morgenes wußte er, daß das die Probleme waren, über die sich Könige den Kopf zerbrachen, die gutherzige Monarchen nachts wachhielten, wenn ihre Untertanen friedlich schliefen. Und als Simon sich über diese vage Antwort beschwert hatte, war die Antwort des alten Mannes ein trauriges Lächeln.

»Allerdings ist diese Antwort unbefriedigend, Simon«, hatte der alte Mann gesagt. »So verhält es sich mit allen Antworten auf derartige Fragen. Gäbe es nämlich eindeutige Antworten, dann wäre die Welt so ordentlich wie ein Dom – flacher Stein auf flachem Stein, rechter Winkel gepaart mit rechtem Winkel –, und alles wäre so fest und starr wie die Mauern von Sankt Sutrin.« Er hatte wie grüßend den Bierkrug gehoben. »Aber gäbe es in einer solchen Welt Liebe, Simon? Schönheit oder Anmut ohne etwas Häßliches als Kontrast? Was wäre eine Welt ohne Überraschungen?« Der alte Mann hatte einen tiefen Zug getan, sich den Mund abgewischt und von etwas anderem gesprochen. Und Simon hatte nie wieder über seine Worte nachgedacht – bis zu diesem Augenblick.

»Sludig.« Nach der langen Stille klang Simons Stimme erschreckend laut.

»Ja?« Sludig drehte sich im Sattel um.

»Möchtest du lieber in einer Welt ohne Überraschungen leben? Ich meine, ohne angenehme und auch ohne unangenehme Überraschungen?«

Der Rimmersmann musterte ihn kurz und finster. »Red keinen Unsinn«, brummte er, kehrte Simon den Rücken und trieb sein Pferd mit den Knien um einen Felsblock herum, der kahl aus den weißen Schneewehen hervorragte.

Simon zuckte die Achseln. Hotvig, der sich ebenfalls umgedreht hatte, betrachtete ihn einen Augenblick gespannt und schaute dann auch wieder nach vorn.

Trotzdem wollte der Gedanke sich nicht vertreiben lassen. Während Heimfinderin schwerfällig unter ihm dahinstampfte, erinnerte sich Simon an ein Bruchstück aus einem seiner letzten Träume – ein großer Rasen von so gleichmäßiger Farbe, daß er aussah wie gemalt; ein Himmel, so kalt und starr wie aus Ton geformt; die ganze Landschaft so ewig und tot wie Stein.

Ich glaube, ich entscheide mich für die Überraschungen, dachte Simon. *Auch wenn unangenehme darunter sind.*

Zuerst hörten sie die Musik, eine dünne, pfeifende Melodie, die im Rauschen des Windes manchmal verflog und dann wieder auftauchte. Als sie den Berg hinunterkamen und das schüsselförmige Tal rund um den Sesuad'ra vor ihnen lag, gewahrten sie am Rand des großen schwarzen Sees, der den Stein umfloß, ein kleines Feuer. Daneben saß eine kleine runde Gestalt, in Schatten gehüllt, von Flammen umrahmt. Sie senkte die Knochenflöte und erhob sich.

»Wir haben dich spielen hören«, sagte Simon. »Hast du keine Angst, daß

jemand anders dich hören könnte? Ein Feind?«

»Ich habe Schutz in Reichlichkeit.« Binabik zeigte ein winziges Lächeln. »So – ihr seid zurückgekehrt.« Es klang, als bemühe er sich, ruhig zu scheinen und auf gar keinen Fall merken zu lassen, daß er sich Sorgen gemacht hatte. »Befindet ihr euch alle wohl?«

»Ja, Binabik, es geht uns gut. Kein Posten Fengbalds ist von seinem Feuer weggegangen.«

»Genau wie ich«, versetzte der Troll. »Die Kähne liegen in der Richtung, in die ich deute. Möchtet ihr euch ausruhen und wärmen, oder wollen wir gleich zum Hügel hinaufsteigen?«

»Wir sollten Josua so schnell wie möglich Nachricht geben«, entschied Simon. »Fengbald verfügt über rund tausend Mann, und Hotvig sagt, fast die Hälfte davon sind Thrithing-Söldner.« Ein Schatten am dunklen Uferrand lenkte ihn ab. Als der Schatten an einer hohen Schneewehe entlangstrich, erkannte Simon, daß es Qantaqa war, die am Rande des Wassers dahinglitt wie ein Quecksilbertropfen. Die Wölfin hob den Kopf und schaute ihn an. In ihren Augen spiegelte sich der Feuerschein. Simon nickte. Ja, Binabik hatte Schutz genug, niemand konnte sich an Qantaqas Herrn heranschleichen, ohne sich zunächst mit der Wölfin auseinanderzusetzen.

»Dies sind nicht wahrhaft gute Nachrichten, aber ich denke, sie könnten noch übler sein«, meinte Binabik und setzte die Stücke seines Wanderstabs zusammen. »Der Hochkönig hätte seine gesamte Streitmacht gegen uns senden können wie damals in Naglimund.« Er seufzte. »Trotzdem, tausend Soldaten sind ein Gedanke ohne Tröstlichkeit.« Er steckte den zusammengefügten Stock in den Gürtel und griff nach Heimfinderins Zügeln. »Josua hat sich für die Nacht schlafen gelegt, aber ich glaube, ihr seid vernünftig, gleich hinaufzugehen. Besser, wir alle weilen in der Sicherheit des Steins. Auch wenn die Heere des Königs noch fern sind, ist dies ein wilder Ort, und ich glaube, der Sturm führt vielleicht seltsame Dinge hinaus in die Nacht.«

Simon schauderte zusammen. »Dann wollen wir diese Nacht verlassen und ein warmes Zelt aufsuchen.«

Sie folgten Binabiks kurzen Schritten zum Seeufer. Das Wasser schien einen eigentümlichen Glanz zu haben.

»Warum sieht der See so sonderbar aus?« fragte Simon.

Binabik verzog das Gesicht. »Das ist meine Nachricht, und sie bringt mir Bedauern. Ich fürchte, der letzte Sturm hat uns mehr Unglück beschert,

als wir ahnten. Unser Burggraben, wie ihr Festungsbewohner sagen würdet, friert zu.«

Sludig, der dicht neben ihm stand, stieß ein paar saftige Flüche aus. »Aber der See ist unser bester Schutz vor den Truppen des Königs!« Der kleine Mann zuckte die Achseln. »Er ist noch nicht ganz zugefroren – sonst würde es üble Widerstände geben, die Boote auf die andere Seite zu treiben. Vielleicht bekommen wir ein Tauwetter, dann wird uns der See von neuem ein Schild sein.« Sein Gesichtsausdruck – und Sludigs – deutete an, daß das nicht sehr wahrscheinlich war.

Am Ufer warteten zwei große, flache Kähne. »Männer und Wölfe gehen in diesen hier«, erläuterte Binabik. »Der andere befördert die Pferde und einen Mann, der sie beobachtet. Obwohl ich glaube, Simon, dein Pferd kennt Qantaqa gut genug, um in unserem Boot mitzureisen.«

»Ich bin es, um den du dir Sorgen machen solltest, Troll«, knurrte Sludig. »Ich mag Boote noch weniger als Wölfe – und Wölfe nicht viel mehr, als die Pferde sie mögen.«

Binabiks kleine Hand machte eine abwehrende Bewegung. »Du treibst Scherze, Sludig. Viele Male hat Qantaqa an deiner Seite ihr Leben gewagt, und das weißt du.«

»Also muß ich schon wieder mein kostbares Leben auf einem deiner verdammten Boote riskieren«, beschwerte sich der Rimmersmann, der sich ein Lächeln zu verbeißen schien. Wieder wunderte sich Simon über die seltsame Verbundenheit, die zwischen Binabik und dem Nordmann entstanden zu sein schien. »Na gut«, sagte Sludig. »Ich komme. Aber wenn du über dieses Riesentier fällst und ins Wasser plumpst, bin ich der letzte, der dir nachspringt.«

»Trolle«, versetzte Binabik mit großer Würde, »*plumpsen* nicht.«

Er zog einen brennenden Ast aus den Flammen, erstickte mit ein paar Händen Schnee das Lagerfeuer und stieg in den ersten Kahn. »Eure Fackeln haben zuviel Helligkeit«, sagte er. »Löscht sie aus. Laßt uns diese Nacht genießen, in der man endlich ein paar Sterne erblicken kann.« Er zündete die Lampe mit dem Hornschirm an, die am Bug des Kahns hing, kletterte dann vorsichtig vom ersten schaukelnden Deck zum zweiten und setzte auch im anderen Boot den Docht in Brand. Sanft wie ein Mond schien das Lampenlicht über das Wasser. Binabik warf seinen Ast über Bord, der in einer zischenden Dampfwolke verschwand. Simon und die anderen löschten ihre Fackeln und folgten dem Troll ins Boot.

Einer von Hotvigs Stammesbrüdern wurde mit der Beförderung der

Pferde im zweiten Kahn betraut. Die Stute Heimfinderin jedoch schien sich an Qantaqas Gegenwart nicht zu stören und durfte deshalb mit der übrigen Gesellschaft fahren. Sie stand am Heck des ersten Bootes und musterte von dort aus die anderen Pferde, wie eine Herzogin auf eine Bande von Trunkenbolden hinabschaut, die unter ihrem Balkon krakeelen. Qantaqa rollte sich mit heraushängender Zunge zu Binabiks Füßen zusammen und sah zu, wie Sludig und Hotvig den ersten Kahn in den See hinausstakten. Überall stieg Dunst auf. Fast sofort war das Land hinter ihnen verschwunden, und die beiden Boote schwammen durch eine Unterwelt aus Nebel und schwarzem Wasser.

An den meisten Stellen bestand das Eis lediglich aus einer dünnen Haut, die spröde wie Zuckerwerk auf dem Wasser lag. Wenn die Spitze des Bootes sie durchbrach, krachte und knackte es, ein leises, aber beunruhigendes Geräusch, bei dem sich Simons Nackenhaare aufstellten. Der Himmel über ihnen war fast klar, eine Folge des vorübergezogenen Sturms. Wie Binabik gesagt hatte, konnte man tatsächlich ein paar Sterne aus der Finsternis blinken sehen.

»Seht her«, sagte der Troll leise. »Während Männer sich zum Kampf bereiten, gibt Sedda noch immer nicht auf. Sie hat ihren Gatten Kikkasut bisher nicht gefangen, aber das hindert sie nicht, es weiter zu versuchen.«

Simon, der neben ihm stand, starrte nach oben in den tiefen Brunnen des Himmels. Bis auf das sanfte Klirren der gefrorenen Wasserkruste, die vor ihnen zersprang, und einen gelegentlichen, gedämpften Anprall, wenn sie auf eine größere Eisscholle stießen, war das Tal übernatürlich still.

»Was ist das?« fragte Sludig plötzlich. »Dort!«

Simon beugte sich vor und folgte seinem Blick. Der in Pelz gehüllte Arm des Rimmersmanns deutete über das Wasser nach dem dunklen Saum des Aldheorte, der wie die Außenmauer einer Burg über dem Nordufer des Sees aufragte.

»Ich sehe nichts«, flüsterte Simon.

»Jetzt ist es auch wieder weg«, knurrte Sludig so grimmig, als hätte Simon eine ungläubige Antwort gegeben und nicht nur sein Unvermögen festgestellt. »Es waren Lichter im Wald. Ich habe sie gesehen.«

Binabik trat an den Bootsrand und spähte ins Dunkel. »Dort drüben ist es nahe der Stelle, wo die Stadt Enki-e-Shao'saye steht, oder das, was noch von ihr übrig ist.«

Jetzt kam auch Hotvig zu ihnen. Der Kahn fing an zu schaukeln. Simon dachte erfreut, wie ruhig Heimfinderin doch am Heck stehenblieb, sonst

wäre das flache Boot vielleicht gekentert. »In der Geisterstadt?« Die narbigen Züge des Thrithing-Mannes zeigten plötzlich kindliche Furcht. »Ihr seht dort Lichter?«

»Ich sah sie«, antwortete Sludig. »Ich schwöre es beim Blute Ädons. Aber jetzt sind sie nicht mehr da.«

»Hm.« Binabik machte ein besorgtes Gesicht. »Es könnte sein, daß vielleicht unsere eigenen Lampen sich in irgendeiner Oberfläche der alten Stadt gespiegelt haben.«

»Nein.« Sludig beharrte auf seiner Meinung. »Das eine Licht war größer als alle unsere Lampen. Sie sind nur so schnell wieder ausgegangen.«

»Hexenlichter«, knurrte Hotvig grimmig.

»Es ist auch möglich«, schlug Binabik vor, »daß du sie nur für einen Augenblick zwischen Bäumen oder zerbrochenen Gebäuden gesehen hast und wir dann die Stelle verließen, von der aus man sie wahrnehmen konnte.« Er überlegte kurz und wandte sich dann an Simon. »Josua hat dir die Aufgabe dieser Nacht gestellt, Freund. Sollen wir zurückfahren und einen Weg suchen, diese Waldlichter wiederzufinden?«

Simon versuchte ruhig abzuwägen, was das Beste war. Offengesagt, hatte er nicht die geringste Lust, herauszufinden, was auf der anderen Seite des schwarzen Wassers los war. Nicht heute nacht.

»Nein.« Er bemühte sich, mit fester und gemessener Stimme zu sprechen. »Nein, wir wollen das jetzt nicht untersuchen. Nicht, wenn wir Nachrichten bringen, die wichtig für Josua sind. Es könnte schließlich auch einer von Fengbalds Spähtrupps sein. Je weniger sie von uns zu sehen bekommen, desto besser.« Wenn man es so formulierte, klang es durchaus überzeugend. Einen Moment lang war Simon erleichtert, schämte sich aber gleich wieder über seinen Versuch, die Männer, die unter seinem Befehl ihr Leben gewagt hatten, durch ein falsches Bild zu täuschen. »Und außerdem«, ergänzte er deshalb, »bin ich müde und mache mir Sorgen – genauer gesagt, ich habe Angst. Es war eine aufreibende Nacht. Wir wollen zu Josua gehen und ihm sagen, was wir gesehen haben, einschließlich der Lichter im Wald. Der Prinz soll entscheiden.«

Bei diesen Worten spürte er plötzlich etwas Gewaltiges im Rücken. Erschrocken fuhr er herum. Vor ihm ragte die ungeheure Masse des Sesuad'ra aus dem Wasser; er war so unerwartet aus dem Nebel getaucht, als wäre er gerade in diesem Augenblick aus dem Obsidianspiegel des Sees emporgestiegen wie ein atmender Wal. Simon stand da und starrte ihn mit offenem Mund an.

Binabik streichelte Qantaqas breiten Kopf. »Mich dünkt, daß Simon mit guter Vernunft spricht. Prinz Josua soll beschließen, was mit diesem Geheimnis anzufangen ist.«

»Sie waren aber da!« brummte Sludig wütend und schüttelte dabei den Kopf, als wäre er selbst nicht mehr so sicher wie noch eben.

Die Kähne setzten ihre Fahrt fort. Das bewaldete Ufer verschwand wieder im Mantel des Nebels, wie ein Traum, der sich in Licht und Geräuschen des Morgens auflöst.

Deornoth beobachtete Simon, der seinen Bericht erstattete, und stellte fest, daß ihm gefiel, was er sah. Die Erregung über seine neue Verantwortung hatte Simons Gesicht gerötet, und das graue Morgenlicht spiegelte sich in Augen, die für den Ernst der Dinge, die hier erörtert wurden, vielleicht ein wenig zu hell strahlten – schließlich ging es um Fengbalds Heer und seine gewaltige Überlegenheit in bezug auf Kopfzahl, Ausrüstung und Erfahrung; aber Deornoth bemerkte erfreut, daß Simon vorschnelle Erklärungen vermied, nicht zu unbegründeten Schlußfolgerungen neigte und sorgfältig nachdachte, bevor er Prinz Josuas Fragen beantwortete. Anscheinend hatte dieser frischgebackene Ritter in seinem kurzen Leben schon viel gesehen und gehört und dabei gut aufgepaßt. Als Simon ihr Abenteuer erzählte und Sludig und Hotvig den daraus gezogenen Schlüssen des jungen Mannes zustimmend beipflichteten, fand Deornoth, daß er ebenfalls nickte. Obwohl Simons Bart noch den daunigen Flaum der Jugend zeigte, erkannte Deornoths erfahrenes Auge darunter das Versprechen eines ungewöhnlichen Mannes, und er begann zu glauben, daß dieser Junge eines Tages zu denen gehören würde, denen andere gern und zu ihrem Vorteil folgten.

Josua hielt die Beratung vor seinem Zelt ab, wo ein loderndes Feuer die Morgenkälte vertrieb und zugleich den Mittelpunkt ihrer Beratung bildete. Während der Prinz fragte und sondierte, räusperte sich Freosel, der stämmige Hauptmann von Neu-Gadrinsett, und versuchte seine Aufmerksamkeit zu erregen.

»Ja, Freosel?«

»Mir fällt auf, Herr, daß alles, was Euer Ritter da sagt, also, daß es sich genauso anhört wie das, was uns der Oberbürgermeister erzählt hat.«

Simon sah den Mann aus Falshire an. »Oberbürgermeister? Wer ist das?«

»Helfgrim, der früher Bürgermeister von Gadrinsett war«, erklärte Josua. »Er kam zu uns, kurz nachdem Ihr mit den anderen fortgeritten seid.

Er ist aus Fengbalds Lager hierher geflohen. Er ist krank, und ich habe ihn ins Bett geschickt, sonst wäre er jetzt bei uns. Er hat einen langen, kalten Fußmarsch hinter sich, und Fengbalds Männer haben ihn schwer mißhandelt.«

»Wie ich sagte, Hoheit«, fuhr Freosel höflich, aber hartnäckig fort, »was Herr Seoman hier berichtet, bestätigt jedes Wort von Helfgrim. Wenn darum Helfgrim sagt, er weiß, wie Fengbald angreift und wo und wann…«, der junge Hauptmann zuckte die Achseln, »… nun, dann denke ich, wir sollten auf ihn hören. Wäre ein Geschenk des Himmels für uns, und davon haben wir viel zu wenige.«

»Ich verstehe durchaus, was Ihr meint, Freosel. Ihr sagt, der Oberbürgermeister sei ein zuverlässiger Mann, und Ihr, der wie er aus Falshire kommt, müßtet ihn am besten kennen.« Josua sah sich im Kreis um. »Was meinen die anderen? Geloë?«

Die Zauberfrau, die in die tanzenden, orangeroten Tiefen des Feuers gestarrt hatte, blickte überrascht auf. »Ich behaupte nicht, daß ich etwas von Kriegsführung verstünde, Josua.«

»Das weiß ich, aber Ihr verfügt über ausgezeichnete Menschenkenntnis. Wie weit können wir uns auf die Angaben des alten Oberbürgermeisters verlassen? Unsere Streitmacht ist viel zu klein, als daß wir auch nur einen Bruchteil davon sinnlos aufs Spiel setzen könnten.«

Geloë überlegte einen Augenblick. »Ich habe nur kurz mit Helfgrim gesprochen, Josua. Aber das eine will ich sagen: Es liegt etwas Dunkles in seinen Augen, das mir nicht gefällt – ein Schatten. Ich rate Euch, seid äußerst vorsichtig.«

»Ein Schatten?« Josua betrachtete sie scharf. »Könnte er die Spur seiner Leiden sein oder deutet er auf Verrat hin?«

Die Waldfrau schüttelte den Kopf. »Nein, ich würde nicht so weit gehen, bereits von Verrat zu sprechen. Natürlich könnte es Schmerz sein. Vielleicht haben die Mißhandlungen ihn verwirrt gemacht, und das, was ich sehe, ist ein Geist, der vor sich selbst Schutz sucht, sich versteckt hinter eingebildetem Wissen über das, was die Großen denken und tun. Trotzdem, gebt gut acht, Josua.«

Deornoth straffte sich. »Geloë ist weise, Herr«, warf er rasch ein, »aber wir sollten nicht den Fehler begehen, vor lauter Vorsicht keinen Gebrauch von Dingen zu machen, die uns retten könnten.«

Noch während er das sagte, fragte sich Deornoth, warum er sich schon wieder Sorgen machte, die Zauberfrau könne seinem Herrn die

Entschlußkraft rauben, und wieso diese Sorgen sogar dazu führten, daß er die mögliche Wahrheit ihrer Worte absichtlich übersah. Andererseits war es wichtig, daß Josua sich in diesen letzten Tagen entschlossen zeigte. Wenn der Prinz kühn und entscheidungsfreudig auftrat, würden viele kleine Fehler gar nicht auffallen – so ging es nach Deornoths Erfahrung nun einmal im Krieg zu. Verhielt sich Josua jedoch, ob nun in dieser oder jeder anderen Frage, unsicher und zaudernd, konnte das dem kleinen Heer der Überlebenden von Neu-Gadrinsett auch den wenigen noch vorhandenen Kampfgeist nehmen.

»Ich meine, wir sollten uns genau anhören, was Oberbürgermeister Helfgrim zu sagen hat«, mahnte er.

Hotvig vertrat dieselbe Meinung, und Freosel war ohnehin schon dafür. Die anderen schwiegen, obwohl Deornoth auffiel, daß der Troll Binabik, der mit einem Stock im Feuer herumstocherte, einen bedenklichen Ausdruck im runden Gesicht hatte. Der kleine Mann hielt zu viel von Geloë und ihrem ganzen Zauberspuk, dachte Deornoth. Aber hier ging es um etwas anderes. Sie führten Krieg.

»Ich glaube, ich werde heute abend ein Gespräch mit dem Oberbürgermeister führen«, sagte Josua nach einer Weile, »natürlich nur, wenn er dazu kräftig genug ist. Wie du sagst, Deornoth, können wir uns nicht mehr leisten, aus Stolz auf irgendeine Art von Hilfe zu verzichten. Wir sind in Not, und es heißt, daß Gott seinen Kindern in der Not beisteht, wenn sie auf ihn vertrauen. Trotzdem werde ich Eure Worte nicht vergessen, Geloë, denn auch das würde bedeuten, ein wertvolles Geschenk zu mißachten.«

»Verzeiht, Prinz Josua«, begann Freosel wieder. »Wenn dieser Punkt geklärt ist, gibt es noch mehr Dinge, die ich Euch mitteilen muß.«

»Sprecht.«

»Wir haben noch andere Schwierigkeiten als nur die Vorbereitungen auf den Kampf«, erklärte der Mann aus Falshire. »Ihr wißt, daß unsere Lebensmittel bedrohlich knapp sind. Wir haben die Flüsse fast leergefischt, aber jetzt, mit dem Eis, geht nicht einmal das mehr. Jeden Tag streifen die Jäger weiter und kommen mit weniger Beute zurück. Diese Frau«, er nickte Geloë zu, »hat uns geholfen, Pflanzen und Früchte zu finden, von denen wir vorher nicht wußten, daß man sie essen kann, aber auch das half nur, schon fast erschöpfte Vorräte noch etwas zu strecken.« Er hielt inne und schluckte, sichtbar ängstlich wegen seiner unverblümten Offenheit, zugleich aber entschlossen, zu sagen, was gesagt werden mußte. »Selbst

wenn wir siegen und eine Belagerung abwehren« – bei dem Wort *Belagerung* fühlte Deornoth, wie ein fast unmerkliches Schaudern ringsum ging –, »können wir nicht hierbleiben. Wir haben nicht genug zu essen, um durch den Winter zu kommen, das ist die Wahrheit.«

Diese unzweideutige Feststellung brachte den improvisierten Kriegsrat zum Verstummen.

»Was Ihr da sagt, überrascht uns nicht«, erwiderte Josua. »Glaubt mir, ich kenne den Hunger, den unser Volk leidet. Ich hoffe auch, daß die Siedler von Neu-Gadrinsett wissen, daß Ihr und ich und alle anderen hier auch nichts Besseres zu essen haben.«

Freosel nickte. »Sie wissen es, Hoheit, und darum gibt es auch keinen größeren Aufstand als Murren und Jammern. Aber wenn die Menschen verhungern, ist es ihnen gleichgültig, ob auch Ihr Hunger habt. Sie werden fortgehen. Ein paar sind schon gegangen.«

»Gütiger Himmel!« rief Strangyeard. »Wohin können sie denn gehen? Oh, diese Armen!«

»Unwichtig.« Freosel schüttelte den Kopf. »Entweder zurück nach Gadrinsett, um hinter Fengbalds Truppen herzulaufen und um ein paar Brocken zu betteln, oder über die Ebenen nach Erkynland. Es sind nur wenige. Bisher.«

»Wenn wir siegen«, sagte Josua, »ziehen wir weiter. Das war immer mein Plan, und Eure Worte beweisen mir nur, daß ich damit recht hatte. Weht der Wind für uns günstig, wäre es töricht, nicht aufzubrechen, solange er uns den Rücken steift.« Er schüttelte den Kopf. »Immer neue Sorgen. Angst und Schmerz, Hunger und Tod – wieviel Schuld hat mein Bruder auf sich geladen!«

»Nicht nur er, Prinz Josua«, bemerkte Simon, Zorn in den angespannten Zügen. »Nicht der König hat diesen Sturm zusammengebraut.«

»Nein, Simon, Ihr habt recht. Wir dürfen die Bundesgenossen meines Bruders nicht außer acht lassen.« Ihm schien etwas einzufallen, denn er wandte sich jetzt dem jungen Ritter zu. »Das erinnert mich. Ihr sagtet, Ihr hättet gestern abend am Nordostufer Lichter gesehen.«

Simon nickte. »Sludig hat sie gesehen. Aber wir sind sicher, daß sie da waren«, fügte er hastig hinzu und warf einen Seitenblick auf den Rimmersmann, der aufmerksam zuhörte. »Ich hielt es für am besten, es Euch mitzuteilen, bevor wir etwas unternahmen.«

»Wieder ein neues Rätsel! Es könnte eine List Fengbalds sein – ein Versuch, uns von der Seite zu umgehen. Aber das scheint nicht sehr

sinnvoll.«

»Vor allem, wenn sein Hauptheer noch so weit entfernt ist«, meinte Deornoth. Auch so, dachte er, sah es nicht nach Fengbald aus. Der Herzog von Falshire hatte nie zu den Füchsen gehört.

»Vielleicht sind es Eure Freunde, die Sithi, Simon, die sich uns anschließen wollen. Das wäre ein Glücksfall.« Josua hob eine Braue. »Hattet Ihr nicht kürzlich eine Unterredung mit Prinz Jiriki?«

Deornoth sah belustigt, wie die Wangen des jungen Manns hellrot anliefen.

»Ja … ja, Hoheit«, murmelte Simon. »Ich hätte es nicht tun sollen.«

»Darauf kommt es jetzt nicht an«, versetzte Josua trocken. »Eure Untaten, wenn man sie so nennen will, sind nicht Sache dieser Versammlung. Was ich wissen möchte, ist, ob Ihr glaubt, es könnten die Sithi sein.«

»Die Feen?« platzte Freosel heraus. »Dieser junge Mann spricht mit dem Feenvolk?«

Simon senkte verlegen den Kopf. »Jiriki schien zu sagen, daß es lange dauern würde, bis er zu uns kommen könnte, wenn überhaupt. Außerdem – aber das kann ich nicht beweisen, Hoheit, es ist nur ein Gefühl – glaube ich, daß er es mich irgendwie wissen lassen würde, wenn er sich auf den Weg zu uns machte. Jiriki weiß, wie ungeduldig wir Sterblichen sind.« Er lächelte betrübt. »Er weiß auch, wieviel Mut es uns machen würde, wenn sie kämen.«

»Barmherziger Ädon und seine Mutter!« Freosel war immer noch ganz benommen. »Feen!«

Josua nickte gedankenvoll. »Aha. Nun, wenn die Wesen, von denen diese Lichter stammen, keine Freunde sind, dann sind sie höchstwahrscheinlich Feinde – obwohl Ihr, wenn ich es mir überlege, vielleicht auch nur die Lagerfeuer der Leute gesehen habt, die den Sesuad'ra verlassen haben.« Er krauste die Stirn. »Auch darüber muß ich nachdenken. Vielleicht senden wir morgen einen Spähtrupp aus. Ich möchte auf jeden Fall wissen, wer diesen kleinen Winkel von Osten Ard mit uns teilt.« Er stand auf, klopfte sich die Asche von der Hose und schob den Stumpf des rechten Handgelenks unter den Mantel. »Das wäre zunächst alles. Ich entlasse Euch, damit Ihr Euch selbst Euer karges Frühstück suchen könnt.«

Der Prinz drehte sich um und verschwand in seinem Zelt. Deornoth blickte ihm nach und sah dann hinüber zum Rand des großen Felsens. Die

Steinsäulen ragten im grauen Nebel auf, als schwimme Sesuad'ra in einem Meer aus Nichts. Deornoth machte ein bedenkliches Gesicht bei dieser Vorstellung und rückte näher ans Feuer.

Im Traum stand Doktor Morgenes vor Simon. Er war wie für eine lange Reise gekleidet, in einen Reisemantel mit Quastenkapuze und von Feuerspuren schwarzversengtem Saum. Es sah aus, als sei er durch Flammen geritten. Vom Gesicht des alten Manns war in den dunklen Tiefen der Kapuze wenig zu erkennen – ein Aufblitzen seiner Augengläser, der weiße Schimmer des Bartes –, der übrige Teil blieb angedeutet, nicht mehr als ein Schatten. Hinter Morgenes lag keine vertraute Umgebung, nur eine wirbelnde Weite aus perlweißem Nichts wie das Auge eines Schneesturms.

»*Es ist nicht genug, sich zu wehren, Simon*«, sagte die Stimme des Doktors, »*selbst wenn du nur um dein Überleben kämpfst. Es gehört mehr dazu.*«

»*Mehr?*« So sehr er sich freute, diesen Traum-Morgenes zu sehen, spürte Simon doch, daß ihm nur Augenblicke blieben, um zu verstehen, was der alte Mann meinte. Kostbare Zeit verrann.

»*Was bedeutet das, ›mehr‹?*«

»*Es bedeutet, daß du für etwas kämpfen mußt. Sonst bist du nicht mehr als eine Vogelscheuche im Weizenfeld – du kannst die Krähen verscheuchen, sie vielleicht sogar töten, aber du wirst sie niemals für dich gewinnen. Und du kannst nicht alle Krähen auf der Welt steinigen…*«

»*Krähen töten? Was meint Ihr?*«

»*Haß ist nicht genug, Simon … nie genug.*« Der alte Mann schien mehr sagen zu wollen, aber plötzlich wurde die weiße Leere hinter ihm vom riesigen Streifen eines senkrechten Schattens zerschnitten, der aus dem Nichts selbst herauswuchs. Obwohl körperlos, schien der Schatten doch von lastender Schwere – eine dicke Säule aus Dunkelheit, die ein Turm sein konnte, ein Baum oder der aufrecht stehende Rand eines sich nähernden Rades; er halbierte die Leere hinter der Kapuzengestalt des Doktors so säuberlich wie der Strich auf einem Wappenschild.

»*Morgenes!*« schrie Simon, aber im Traum war seine Stimme auf einmal ganz matt, fast erstickt vom Gewicht des hohen Schattens. »*Doktor! Verlaßt mich nicht!*«

»*Ich mußte dich schon vor langer Zeit verlassen*«, rief der alte Mann, und auch seine Stimme klang schwach. »*Du hast die Arbeit ohne mich*

getan. Und vergiß nicht – den falschen Boten!« Die Stimme des Doktors wurde plötzlich ganz hoch und verwandelte sich in schrilles Kreischen. »*Falsch!*« schrie er. »*Faaaaalsch!*«

Seine Kapuzengestalt begann zu bröckeln und zu schrumpfen, vom Mantel wild umflattert. Dann war er verschwunden. An seiner Stelle schlug ein kleiner silberner Vogel mit den Flügeln. Jäh schoß er hinauf in die Leere, kreiste zuerst mit dem Lauf der Sonne, dann in die entgegengesetzte Richtung. Bald war er nur noch ein winziger Fleck am Horizont und dann verschwunden.

»*Doktor!*« Simon spähte ihm nach. Er streckte die Arme aus, aber etwas hielt ihn fest, etwas Schweres, das sich an ihn klammerte und ihn zu Boden drückte, als wäre die milchige Leere ringsum zur dicken, klatschnassen Decke geworden. Simon zappelte und schrie. »*Nein! Kommt zurück! Ich muß noch mehr wissen!*«

»Ich bin es, Simon!« zischte Binabik. »Mehr Ruhe, bitte!« Der Troll verlagerte erneut sein Gewicht, bis er dem jungen Mann fast auf der Brust saß. »Halt sofort ein! Wenn du diese Bewegungen des Herumstrampelns fortsetzst, wirst du meiner Nase noch einmal begegnen.«

»Was?« Nach und nach hörte Simon auf, um sich zu schlagen. »Binabik?«

»Von geprellter Nase bis hin zu verwundeten Zehen«, schnaufte der Troll. »Hast du das Herumwerfen deiner Arme und Beine beendet?«

»Habe ich dich geweckt?« war Simons Gegenfrage.

Binabik rutschte herunter und hockte sich neben den Strohsack. »Nein. Ich kam, um dich zu wecken, das ist die Wahrheit der Dinge. Aber was war das für ein Traum, der dir soviel Sorge und Furchtsamkeit gebracht hat?«

Simon schüttelte den Kopf. »Nichts Wichtiges. Ich erinnere mich schon gar nicht mehr richtig.«

In Wirklichkeit wußte er noch jedes Wort, aber er wollte erst noch in Ruhe darüber nachdenken, bevor er mit Binabik über das Thema sprach. In dem Traum war Morgenes ihm lebendiger vorgekommen als in früheren Träumen – *wirklicher*. Es war beinahe so gewesen, als hätte er seinen geliebten Doktor tatsächlich noch einmal getroffen, ein letztes Mal. Simon war im Lauf der Zeit eifersüchtig auf die wenigen Dinge geworden, die er sein eigen nennen konnte; er wollte selbst dieses kleine Erlebnis vorläufig mit niemandem teilen. »Warum hast du mich geweckt?« fragte er, um von

etwas anderem zu sprechen, und gähnte, damit es Binabik nicht auffiel. »Ich habe heute nacht keine Wache.«

»Sehr wahr.« Binabiks überraschendes Lächeln war ein kurzes, blasses Schimmern im Licht der verlöschenden Glut. »Aber ich wünsche mir, daß du aufstehst, deine Stiefel und die anderen Kleider, mit denen man sich ins Freie begibt, anziehst und mir folgst.«

»Was?« Simon richtete sich auf, lauschte nach Geräuschen von Alarm oder Angriff. Dann ließ er sich wieder auf sein Bett fallen und rollte sich auf die Seite, so daß er dem Troll den Rücken zukehrte. »Ich will nicht weggehen. Ich bin müde. Laß mich schlafen.«

»Dies ist etwas, von dem du finden wirst, daß es deine Mühe wert ist.«

»Was ist es denn?« brummte Simon in seinen Oberarm hinein.

»Ein Geheimnis, aber ein Geheimnis von großer Aufgeregtheit.«

»Sag es mir morgen früh, dann rege ich mich auf, soviel du willst.«

»Simon!« Binabiks Wohlwollen schien etwas abgenommen zu haben. »Sei nicht so faul. Diese Sache ist von heftiger Wichtigkeit. Hast du kein Vertrauen zu mir?«

Stöhnend, als laste das ganze Gewicht der Welt auf seinen Schultern, drehte Simon sich wieder um und richtete sich zu sitzender Stellung auf. »Ist es wirklich so wichtig?«

Binabik nickte.

»Und du willst es mir nicht sagen?«

Binabik schüttelte den Kopf. »Aber du wirst es bald entdecken. So lautet mein Versprechen.«

Simon starrte den Troll an, der für die dunkle Nachtstunde unerträglich munter zu sein schien. »Was immer es ist, dich hat es jedenfalls rundherum aufgeheitert«, knurrte er.

»Komm jetzt.« Binabik stand auf, erregt wie ein Kind beim Ädonfest. »Ich habe Heimfinderin schon mit dem Sattel auf dem Rücken. Auch Qantaqa wartet mit ungeheurer wölflicher Geduld. Komm!«

Simon ließ sich von ihm in Stiefel und dickes Wollhemd locken, wickelte sich in seinen warmen Schlafmantel und stolperte hinter Binabik aus dem Zelt. Gleich darauf wäre er fast umgekehrt und senkrecht wieder hineingerannt »Bei Gottes blutigem *Baum*!« fluchte er. »Ist das kalt!«

Bei dem Fluch biß Binabik sich auf die Lippen, sagte aber nichts. Seit Simon zum Ritter geschlagen worden war, schien der Troll ihn als Erwachsenen zu betrachten, der auch fluchen durfte, wenn ihm danach

war. Der kleine Mann hob die Hand und deutete auf Heimfinderin, die ein paar Schritte weiter auf dem verschneiten Boden scharrte, umspielt vom Licht einer Fackel, die mit dem Griff nach unten im Schnee steckte. Simon ging auf die Stute zu, streichelte ihr die Nase und flüsterte ein paar undeutliche Worte in ihr Ohr, dann hievte er sich schwerfällig in den Sattel. Der Troll stieß ein leises Pfeifen aus, und Qantaqa tauchte lautlos aus dem Dunkel auf. Binabik vergrub die Finger in ihren dichten grauen Pelz und kletterte auf den breiten Rücken. Dann beugte er sich vor, griff nach der Fackel und trieb die Wölfin vorwärts.

Sie durchquerten die engen Gassen der Zeltstadt und ritten über den weiten Gipfel des Sesuad'ra, wo der Wind kleine Schneewirbel über die halb verwehten Steinplatten fegte, vorbei am Haus des Abschieds, vor dem zwei Posten standen. Ein kleines Stück hinter den beiden Bewaffneten ragte eine Steinsäule auf. Sie zeigte das Ende der breiten Straße an, die vom Gipfel, immer um den Berg herum, nach unten führte. Die Wachen, gegen die Kälte so vermummt, daß nur noch die glänzenden Augen unter den Helmen zu sehen waren, hoben grüßend die Speere. Simon winkte erstaunt zurück. »Sie scheinen gar nicht wissen zu wollen, wohin wir gehen.«

»Wir haben Erlaubnis.« Binabik lächelte geheimnisvoll.

Der Himmel über ihnen war fast klar. Während sie über die geborstenen Steine der alten Sithistraße bergab ritten, blickte Simon auf und merkte, daß die Sterne wieder zu sehen waren. Ein Anblick, der Mut machte, auch wenn er verwirrt erkannte, daß keiner davon ihm wirklich vertraut war. Der Mond, der für kurze Zeit hinter einem Wolkenschleier hervortrat, zeigte ihm, daß es früher war, als er zunächst angenommen hatte, wohl nur wenige Stunden nach Sonnenuntergang. Immerhin war es so spät, daß fast ganz Neu-Gadrinsett schon auf den Strohsäcken lag. Wo führte Binabik ihn hin?

Auf ihrem Weg um den Stein herum glaubte Simon mehrfach, drüben im fernen Wald Lichter funkeln zu sehen, winzige Punkte, noch matter als die Sterne hoch über ihnen. Aber als er ihn darauf hinwies, nickte der Troll nur, als sei ein solcher Anblick durchaus nicht unerwartet.

Als sie die Stelle erreichten, an der die alte Straße sich wieder verbreiterte, hatte sich die bleiche Sedda hinter einen Nebelvorhang am Horizont zurückgezogen. Sie ritten auf den flach abfallenden Streifen Land am Fuß des Hügels hinaus. Das Wasser des großen Sees plätscherte gegen die Steine. Noch immer ragten hier und da die Wipfel ertrunkener Bäume

aus dem Wasserspiegel wie die Köpfe unter den Fluten schlummernder Riesen.

Binabik stieg wortlos ab und führte Qantaqa zu einem der am Ende der Straße angebundenen Kähne. Simon, in träge Träume versunken, glitt aus dem Sattel und führte sein Pferd in das Boot. Als Binabik die Lampe am Bug angezündet hatte, nahmen sie die Stangen zur Hand und stakten hinaus auf das gefrierende Wasser.

»Nicht mehr viele Reisen können wir so unternehmen«, meinte Binabik leise. »Zum Glück wird das bald nicht mehr wichtig sein.«

»Warum nicht?« fragte Simon, aber der Troll bewegte nur abwehrend die kleine Hand.

Bald begann die Böschung des überschwemmten Tals unter dem Boot abzufallen, bis ihre Stangen schließlich keinen Grund mehr fanden. Sie vertauschten sie mit den Paddeln, die im flachen Boden des Kahns gelegen hatten. Die Arbeit war hart; es war, als griffe das Eis nach Rumpf und Paddelblatt und setze sich daran fest, wie um das Boot aufzufordern, anzuhalten und ein Teil der großen Erstarrung zu werden.

Eine Zeit lang merkte Simon gar nicht, daß Binabik auf das Nordostufer zusteuerte, dorthin, wo einst Enki-e-Shao'saye gestanden hatte und wo sie das merkwürdige Glimmen gesehen hatten.

»Wir fahren zu den Lichtern!« sagte er. Seine Stimme schien zu seufzen und in der ungeheuren Weite des dunklen Tals sofort wieder zu verklingen.

»Ja.«

»Warum? Sind die Sithi dort?«

»Nicht die Sithi, nein.« Binabik starrte auf das vom Wind gekräuselte Wasser hinaus und sah aus, als könne er sich kaum noch zurückhalten. »Ich denke, daß du die Wahrheit gesprochen hast: Jiriki würde sein Kommen nicht zu einem Geheimnis machen.«

»Aber wer dann?«

»Du wirst sehen.«

Die ganze Aufmerksamkeit des Trolls richtete sich jetzt auf das andere Ufer, das immer näher kam. Simon sah die hohe Brustwehr der Bäume vor sich aufragen, schwarz und undurchdringlich. Unvermittelt mußte er an die Schreibpriester auf dem Hochhorst denken, die immer, wenn irgendein Auftrag den kleinen Simon in ihr Heiligtum führte, wie mit einer einzigen Bewegung die Köpfe gehoben hatten – eine unübersehbare Schar alter Männer, die sein Hereinpoltern aus ihren Pergamentträumen aufschreckte.

Bald scharrte der Bootsboden und lief auf den Strand. Simon und Binabik sprangen hinaus und zogen den Kahn an eine sichere, höhergelegene Stelle. Qantaqa hüpfte in großen, spritzenden Kreisen um sie herum. Als auch Heimfinderin an Land gelockt war, zündete Binabik seine Fackel wieder an, und sie ritten in den Wald hinein.

Die Bäume des Aldheorte wuchsen hier so dicht zusammen, als wollten sie sich gegenseitig wärmen. Die Fackel warf ihren Schein auf eine unvorstellbare Fülle von Blättern in unzähligen Formen und Größen, dazwischen so gut wie jede Art von Ranken, Flechten und Moosen, alles zu einem ausufernden Pflanzendschungel verwachsen. Binabik schlug einen schmalen Hirschpfad ein. Simons Stiefel waren naß, und seine Füße wurden immer kälter. Wieder fragte er sich, was sie um diese Zeit hier mitten im Wald vorhatten.

Lange bevor er etwas anderes sehen konnte als das erstickende Gewirr der Bäume, hörte er den Lärm, ein jaulendes, mißtöniges Flötentrillern, das sich um einen dumpfen, kaum wahrnehmbaren Trommelschlag rankte. Simon drehte sich nach Binabik um, aber der Troll lauschte und nickte und bemerkte Simons fragenden Blick nicht. Kurz darauf sahen sie Licht, wärmer und unruhiger als Mondlicht, durch die dicken Stämme flackern. Die eigentümliche Musik wurde lauter, und Simon merkte, daß sein Herz schneller schlug. Binabik würde schon wissen, was er tat, schalt er sich selbst. Sie hatten so viele schlimme Tage gemeinsam durchgestanden, daß Simon seinem Freund vertrauen konnte. Aber Binabik machte einen so seltsam zerstreuten Eindruck! Der kleine Mann hatte den Kopf zur Seite gelegt, ganz wie Qantaqa es immer tat, als erkenne er in der unheimlichen Melodie und dem unaufhörlichen Trommeln etwas, das Simon nicht einmal ahnen konnte.

Der junge Mann war unruhig und gespannt. Ihm fiel auf, daß er schon seit einiger Zeit einen vage vertrauten Geruch in der Nase spürte. Selbst als er sich nicht länger darüber hinwegtäuschen konnte, glaubte er zunächst noch, es handele sich um den Geruch seiner eigenen Kleidung. Bald aber ließ sich das Stechende, das *Lebendige* der Ausdünstung nicht mehr wegleugnen.

Nasse Wolle.

»Binabik!« schrie Simon, erkannte die Wahrheit und fing an zu lachen.

Sie traten hinaus. Unter ihnen erstreckte sich eine weite Lichtung. Überall lagen die Ruinen und Trümmer der alten Sithistadt. Heute aber

tauchten tanzende Flammen die toten Steine in warmes Licht. Das Leben war zurückgekehrt, auch wenn die Erbauer der Stadt vielleicht nicht dieses Leben gemeint hatten. Der ganze obere Rand der Senke war von einer großen Herde sich drängender und leise blökender, schneeweißer Widder bedeckt. Der Boden des Tals, wo die fröhlichen Feuer brannten, war ebenso dicht bevölkert – von Trollen. Manche tanzten oder sangen. Andere spielten auf Trollinstrumenten und erzeugten schrille Trillermusik. Die meisten sahen einfach zu und lachten.

»*Sisqinanamook!*« schrie Binabik, den Mund zu einem unfaßlich breiten Lachen des Entzückens verzogen. »*Henimaatuq! Ea kup!*«

Ein Dutzend Gesichter, zwei Dutzend, drei Dutzend und mehr fuhren herum und starrten nach der Stelle, wo er und Simon standen. In Sekundenschnelle drängte eine große Trollmenge sich durch die empörten, unwirsch mähenden Widder. Eine kleine Gestalt rannte allen anderen voraus und lag in kürzester Zeit in Binabiks weit ausgebreiteten Armen.

Simon war umringt von schnatternden Trollen. Sie schrien und lachten, zupften an seinen Kleidern und tätschelten ihm Arme und Beine; das Wohlwollen in ihren Gesichtern war unverkennbar. Auf einmal hatte er das Gefühl, bei lauter alten Freunden zu sein, und merkte, daß auch er sie anstrahlte und feuchte Augen bekommen hatte. Der intensive Geruch nach Öl und Fett, an den er sich aus Yiqanuc so gut erinnerte, stieg ihm in die Nase, aber in diesem Augenblick war es der angenehmste Duft der Welt. Staunend drehte er sich zu Binabik um.

»Woher hast du das gewußt?« rief er.

Sein Freund stand in geringer Entfernung, den Arm um Sisqi gelegt. Sie grinste fast ebenso breit wie er. Ihre Wangen waren gerötet. »Meine kluge Sisqinanamook hat mir einen von Ookequks Vögeln geschickt!« erklärte Binabik stolz. »Schon seit zwei Tagen lagert mein Volk hier und baut Boote.«

»Baut Boote?« Simon wurde vom Meer der kleinen Leute, das ihn umwogte, sanft hin und her geschaukelt.

»Um über unseren See zu kommen und sich Josua anzuschließen!« lachte Binabik. »Einhundert tapfere Trolle bringt Sisqi uns zu Hilfe. Jetzt wirst du in Wahrheit sehen, warum die Rimmersmänner ihre Kinder noch heute mit geflüsterten Geschichten über das Huhinka-Tal erschrecken!« Wieder schloß er Sisqi in die Arme.

Sie kuschelte für einen Augenblick den Kopf an seinen Hals und drehte sich dann zu Simon um. »Ich lese Ookequk-Buch«, begann sie. Ihr

Westerling war stockend, aber verständlich. »Ich spreche jetzt mehr, deine Worte.« Ihr Nicken war fast eine Verbeugung. »Grüße, Simon.«

»Grüße, Sisqi«, antwortete er. »Es ist schön, dich wiederzusehen.«

»Darum wollte ich, daß du mitkommst, Simon.« Binabik deutete mit der Hand über die Lichtung. »Morgen wird noch genug Zeit sein für Gespräche über Krieg. Heute nacht sind Freunde wieder vereint. Wir werden singen und tanzen.«

Simon grinste über die Freude, die so deutlich in Binabiks Zügen stand, eine Freude, die sich in den schwarzen Augen seiner Verlobten spiegelte. Seine eigene Müdigkeit war verschwunden. »Das würde mir gefallen«, sagte er und meinte es ehrlich.

IX

Blätter aus einem alten Buch

Klauenartige Hände griffen nach ihr. Leere Augen starrten. Sie waren überall, grau und glänzend wie Frösche, und sie konnte nicht einmal schreien.

Miriamel wachte auf. Die Kehle war ihr so zugeschnürt, daß es schmerzte. Es gab keine Klauenhände, keine Augen, nur ein Stück Segeltuch über ihr und das Geplätscher von Wellen. Minutenlang blieb sie flach auf dem Rücken liegen und rang nach Atem. Dann richtete sie sich auf.

Keine Hände, keine Augen, beruhigte sie sich selbst. Die Kilpa, anscheinend noch satt vom Festmahl auf der *Eadne-Wolke*, hatten das Landungsboot kaum belästigt.

Miriamel rutschte unter dem behelfsmäßigen Sonnenschutz hervor, den sie und der Mönch aus der geölten Segeltuchabdeckung des Bootes errichtet hatten. Sie kniff die Augen zusammen und suchte nach einer Andeutung von Sonne, um die Tageszeit zu schätzen. Der Ozean ringsum hatte ein stumpfes, bleiernes Aussehen, als hätte eine Legion von Schmieden die ungeheure Wasserfläche flachgehämmert. Nach allen Seiten dehnte sich die graugrüne Weite, glatt bis auf ein paar Wellenkämme, die im trüben Licht schimmerten.

Vor ihr auf einer der vorderen Bänke saß Cadrach, die Ruder unter die Arme geklemmt, und betrachtete seine Hände. Die Mantelstreifen, die er sich zum Schutz um die Handflächen gewickelt hatte, waren vom Hin- und Hergleiten der Rudergriffe zerfetzt. »Eure armen Hände.« Miriamel war überrascht, wie heiser ihre Stimme klang. Cadrach, noch erschrockener als sie, zuckte zusammen.

»Herrin.« Er spähte zu ihr hinüber. »Ist alles in Ordnung?«

»Nein«, antwortete sie, versuchte aber dabei zu lächeln. »Mir tut alles weh. Am ganzen Körper. Aber Eure Hände – sie sehen furchtbar aus.«

Kummervoll blickte Cadrach auf die aufgescheuerte Haut. »Ich fürchte, ich habe ein bißchen zu viel gerudert. Ich bin noch nicht wieder bei Kräften.«

Miriamel runzelte die Stirn. »Ihr seid verrückt, Cadrach! Ihr habt tagelang in Ketten gelegen, wie könnt Ihr jetzt rudern? Ihr werdet Euch umbringen.«

Der Mönch schüttelte den Kopf. »Es hat nicht sehr lange gedauert, Herrin. Die Wunden an meinen Händen sind ein Tribut meines schwachen Fleisches, nicht meiner fleißigen Arbeit.«

»Und ich habe nichts, um sie einzureiben«, sagte Miriamel unzufrieden. Unvermittelt sah sie auf. »Welche Tageszeit haben wir?«

Der Mönch brauchte einen Moment, um sich auf die unerwartete Frage einzustellen. »Oh … frühen Abend, Prinzessin. Kurz nach Sonnenuntergang.«

»Und Ihr habt mich den ganzen Tag schlafen lassen! Wie konntet Ihr!«

»Ihr brauchtet den Schlaf, Herrin. Ihr habt schlecht geträumt, aber ich denke trotzdem, daß es Euch jetzt wesentlich bessergeht, denn…« Cadrach verstummte und hob in einer Gebärde der Ohnmacht die gekrümmten Finger. »Jedenfalls war es so am besten.«

Miriamel zischte empört. »Ich werde etwas für Eure Hände suchen. Vielleicht ist etwas in Gan Itais Paketen.« Sie biß die Zähne zusammen, auch wenn ihre Mundwinkel zuckten, als sie den Namen der Niskie aussprach. »Bleibt sitzen und rührt die Ruder nicht einen Zoll, wenn Euch Euer Leben lieb ist.«

»Ja, Herrin.«

Um ihre schmerzenden Muskeln zu schonen, bewegte sich Miriamel nur ganz behutsam, so daß es eine Weile dauerte, bis sie das kleine Öltuchpäckchen mit nützlichen Dingen fand, das Gan Itai zu den Wasserschläuchen und Lebensmitteln gelegt hatte. Es enthielt die versprochenen Angelhaken und ein größeres Stück kräftiger und sonderbar farbloser Schnur, wie Miriamel sie noch nie gesehen hatte. Außerdem gab es ein kleines Messer und einen Beutel mit einer Anzahl winziger Krüge, nicht größer als ein Männerdaumen. Miriamel entkorkte sie einen nach dem anderen und roch vorsichtig daran.

»Das hier ist Salz, glaube ich«, meinte sie, »aber wozu braucht man auf See Salz, wenn es doch genügt, Wasser verdunsten zu lassen?« Sie schaute Cadrach fragend an, aber der schüttelte nur den runden Kopf. »Hier drin ist ein gelbliches Pulver.« Sie schloß die Augen und schnüffelte noch einmal.

»Es duftet angenehm, aber nicht nach Eßbarem.« Sie öffnete drei weitere Gefäße und fand im ersten zerstampfte Blütenblätter, im zweiten süßes Öl und im dritten eine helle Salbe, von der ihr die Augen zu tränen begannen, als sie sich darüber beugte.

»Diesen Geruch kenne ich«, erklärte Cadrach. »Hohnblatt. Gut für Umschläge und dergleichen – Grundstock jeder ländlichen Heiler-Apotheke.«

»Dann ist es das, wonach ich gesucht habe.« Miriamel schnitt ein paar Streifen von dem Nachthemd, das sie unter ihrer Männerkleidung immer noch anhatte, rieb auf einige davon Salbe und umwickelte damit fest Cadrachs blasenbedeckte Hände. Darüber band sie ein paar trockene Lappen, um den Verband sauberzuhalten.

»So. Das hilft wenigstens ein bißchen.«

»Ihr seid sehr freundlich, Herrin.« Obwohl der Ton leicht war, bemerkte Miriamel einen unerwarteten Glanz in seinem Auge, als fließe eine Träne. Verlegen und ein wenig unsicher vermied sie es, genauer hinzusehen.

Der Himmel, der seine helleren Töne längst verloren hatte, färbte sich jetzt rasch purpurblau. Der Wind frischte auf, und Miriamel und Cadrach zogen ihre Mäntel am Hals enger. Lange Minuten lehnte Miriamel sich schweigend gegen die Bordwand und fühlte, wie das große Boot in seiner Wasserwiege auf und ab schaukelte.

»Und was tun wir jetzt? Wo sind wir? Wohin wollen wir?«

Cadrach tastete immer noch an seinen Verbänden herum. »Nun, wo wir sind, Herrin – ich würde sagen, wir schwimmen irgendwo zwischen den Inseln Spenit und Risa, mitten in der Bucht von Firannos und schätzungsweise zehn Meilen von der Küste entfernt. Ein paar Tage Rudern, selbst wenn wir den ganzen Tag keine Pause machen.«

»Eine gute Idee.« Miriamel kletterte nach vorn zu der Bank, auf der Cadrach gesessen hatte, und tauchte die Ruder ein. »Beim Reden können wir genausogut weiterrudern. Stimmt denn die Richtung?« Sie lachte mißmutig. »Aber wie könnt Ihr das sagen, wenn wir wahrscheinlich gar nicht wissen, wohin die Reise gehen soll!«

»Eigentlich ist unsere jetzige Richtung ganz in Ordnung, Herrin. Wenn die Sterne herauskommen, werde ich es noch einmal prüfen, aber anhand der Sonne habe ich schon feststellen können, daß wir uns nach Nordosten bewegen, und das ist fürs erste ausgezeichnet. Aber seid Ihr sicher, daß Ihr Euch schon wieder anstrengen solltet? Vielleicht schaffe ich noch ein kleines Stück.«

»Cadrach, Ihr mit Euren blutenden Händen? Unsinn.« Sie senkte die Ruderblätter ins Wasser und pullte. Plötzlich tauchte das eine klatschend wieder auf. Miriamel rutschte auf ihrem Sitz nach hinten. »Nein, zeigt es mir nicht«, sagte sie schnell. »Ich habe es als kleines Kind gelernt – es liegt nur daran, daß ich lange keine Gelegenheit mehr dazu hatte.« Sie runzelte die Brauen, um sich an den fast vergessenen Ruderschlag zu erinnern. »Wir haben immer auf den kleinen Nebenarmen des Gleniwent geübt, mein Vater und ich.«

Jäh durchzuckte sie die Erinnerung an Elias, vor ihr auf einer Ruderbank, lachend, als eines der Ruder im grün überwachsenen Wasser davontrieb. Im Aufblitzen des Gedankens kam ihr ihr Vater kaum älter vor, als sie selbst jetzt war – vielleicht, begriff sie auf einmal mit staunender Verwunderung, war er in mancher Hinsicht noch wie ein Junge gewesen, wenn auch ein Mann an Jahren. Unzweifelhaft war, daß das eindrucksvolle Gewicht seines mächtigen, legendären und geliebten Vaters schwer auf ihm gelastet und ihn zu immer tollkühneren Taten angestachelt hatte. Sie erinnerte sich, daß ihre Mutter Tränen der Angst unterdrückt hatte, wenn sie von Elias' Raserei auf dem Schlachtfeld hörte, Tränen, die die Erzähler derartiger Geschichten nie verstehen konnten. Seltsam, so an ihren Vater zu denken. Vielleicht war er trotz aller Tapferkeit auch unsicher und furchtsam gewesen – besessen von der Angst, immer ein Kind zu bleiben, der Sohn eines unsterblichen Vaters.

Bestürzt bemühte sie sich, die erstaunlich hartnäckige Vorstellung zu verscheuchen und ihre Gedanken auf den uralten Rhythmus der Ruder im Wasser zu richten.

»Gut, Herrin, ausgezeichnet.« Cadrach lehnte sich zurück. Die verbundenen Hände und das runde, blasse Gesicht schimmerten im rasch hereinbrechenden Abend fahl wie Pilzfleisch. »Wir wissen nun also, wo wir sind – ein paar Millionen Eimer Seewasser hin oder her. Und was unser Ziel betrifft – was denkt Ihr, Prinzessin? Schließlich seid Ihr es, die *mich* gerettet hat.«

Die Ruder in Miriamels Hand wurden plötzlich schwer wie Stein. Eine Wolke von Sinnlosigkeit drohte sie zu ersticken. »Ich weiß nicht«, flüsterte sie. »Ich habe keinen Ort, an den ich gehen könnte.«

Cadrach nickte, als hätte er diese Antwort erwartet. »Dann erlaubt, daß ich Euch ein Stück Brot und für einen Cintis Käse abschneide, Herrin, und ich werde Euch sagen, was ich denke.«

Weil Miriamel mit dem Rudern nicht aufhören wollte, fand sich der

Mönch freundlich bereit, ihr zwischen den Schlägen kleine Bissen in den Mund zu stecken. Sein komischer Gesichtsausdruck, wenn er dem Rückschwung der Ruder auswich, reizte Miriamel zum Lachen. Dabei blieb ihr ein trockener Krümel im Hals stecken. Cadrach klopfte ihr auf den Rücken und gab ihr einen Schluck Wasser.

»Das reicht, Herrin. Ihr müßt einen Moment aufhören und erst einmal essen. Danach könnt Ihr immer noch weiterrudern. Es hieße Gottes Barmherzigkeit verhöhnen, wenn wir den Kil … den vielen Gefahren entronnen wären, nur um hier sinnlos zu ersticken.« Miriamel aß. Cadrach betrachtete sie kritisch. »Ihr seid viel zu dünn. Ein Mädchen Eures Alters sollte mehr Fleisch auf den Rippen haben. Was habt Ihr auf diesem verfluchten Schiff denn gegessen?«

»Was mir Gan Itai brachte. In der letzten Woche konnte ich es nicht mehr ertragen, mit … mit diesem Mann am selben Tisch zu sitzen.« Sie kämpfte gegen einen neuen Anfall von Verzweiflung und fuchtelte empört mit ihrem Brotkanten herum. »Aber seht Euch doch selber an! Ihr seid ein Skelett – gut reden habt Ihr.« Sie drückte ihm das Stück Käse, das er ihr gegeben hatte, wieder in die Hand. »Eßt.«

»Ich wünschte, ich hätte jetzt einen schönen Krug.« Cadrach spülte den Bissen mit einem Schluck Wasser hinunter. »Bei Ädons goldenem Haar, ein paar Tropfen roter Perdruin würden Wunder tun.«

»Aber den habt Ihr nicht«, versetzte Miriamel ärgerlich. »Es gibt keinen Wein … für lange Zeit. Denkt an etwas anderes. Erzählt mir, wohin wir Eurer Meinung nach steuern sollten, wenn Ihr wirklich einen Einfall habt.« Sie leckte sich die Finger, streckte sich, bis die verkrampften Muskeln zuckten, und griff erneut nach den Rudern. »Und erzählt mir auch alles, was Euch sonst in den Kopf kommt. Zerstreut mich.« Langsam nahm sie ihr rhythmisches Pullen wieder auf. Eine Zeit lang blieb das Klatschen und Plätschern der ein- und auftauchenden Ruder neben dem endlosen Murmeln der See das einzige Geräusch.

»Es gibt einen Ort«, begann Cadrach dann endlich. »Es ist eine Schenke – eine Herberge, vermute ich – in Kwanitupul.«

»Der Marschstadt?« fragte Miriamel mißtrauisch. »Warum sollten wir dorthin gehen, und wenn, wieso ausgerechnet in diese Herberge? Ist der Wein dort so gut?«

Der Mönch war ganz gekränkte Würde. »Ihr tut mir unrecht, Herrin.« Seine Miene wurde ernster. »Nein, ich schlage dieses Ziel deshalb vor, weil es vielleicht ein Zufluchtsort in diesen gefährlichen Zeiten ist – und

weil Dinivan Euch dorthin schicken wollte.«

»Dinivan!« Der Name kam als Schock. Miriamel merkte plötzlich, daß sie seit vielen Tagen überhaupt nicht an den Priester gedacht hatte, trotz seiner Güte und seines grausigen Endes unter Pryrates' Händen. »Woher in aller Welt wollt Ihr wissen, was Dinivan vorhatte? Und was sollte uns das jetzt noch nützen?«

»Woher ich weiß, was er vorhatte, kann ich leicht erklären. Ich habe an Schlüssellöchern gelauscht – und anderswo. Ich hörte, wie er mit dem Lektor über Euch sprach und ihm seine Pläne für Euch darlegte – obwohl er dem Lektor nicht alle Gründe dafür angab.«

»Das habt Ihr getan?« Die Erinnerung daran, daß sie genau das gleiche auch schon fertiggebracht hatte, erstickte Miriamels Entrüstung im Keim. »Ach, laßt nur. Mich überrascht nichts mehr. Aber Ihr müßt Euch bessern, Cadrach. Dieses Herumschnüffeln liegt auf einer Linie mit Eurer Trinkerei und dem Schwindeln.«

»Ich glaube nicht, daß Ihr so viel von Wein versteht, Herrin«, erwiderte Cadrach mit schiefem Lächeln, »daß ich Euch als Lehrmeisterin auf diesem Gebiet anerkennen könnte. Was meine weiteren Fehler angeht – nun ja: ›Wenn die Notwendigkeit winkt, folgt der Eigennutz von selbst‹, wie sie in Abaingeat sagen. Und meine Fehler könnten vielleicht sogar unsere Rettung sein, zumindest aus unserer jetzigen Lage.«

Miriamel verzichtete auf weitere Belehrungen. »Warum wollte mich also Dinivan zu dieser Herberge schicken?« fragte sie. »Weshalb konnte ich nicht in der Sancellanischen Ädonitis bleiben, wo ich in Sicherheit gewesen wäre?«

»In Sicherheit wie Dinivan und der Lektor, Herrin?« Aus der rauhen Stimme klang echter Schmerz. »Ihr wißt, was dort geschehen ist, obwohl Ihr es, den Göttern sei gedankt, nicht mit Euren armen jungen Augen ansehen mußtet. Jedenfalls hatten Dinivan und ich uns zwar zerstritten, aber er war ein guter Mann und kein Dummkopf. Es gingen zu viele Leute aus und ein auf dem Sancellanischen Hügel, zu viele Menschen mit zu vielen unterschiedlichen Wünschen und Bedürfnissen und Sorgen … und vor allem mit viel zu vielen schwatzhaften Zungen. Ich schwöre Euch, sie nennen Ädons Denkmal die *Mutter* Kirche, aber in Wirklichkeit ist sie dort in der Sancellanischen Ädonitis die schwatzhafteste aller Klatschtanten, die die Weltgeschichte aufzuweisen hat.«

»Und deshalb wollte er mich zu einer Herberge in den Marschen schicken?«

»Ja, das glaube ich. Selbst dem Lektor gegenüber drückte er sich allgemein aus und nannte keine Namen. Aber ich bin sicher, daß ich recht habe, weil wir nämlich alle diese Herberge kannten. Doktor Morgenes half der Eigentümerin, sie zu erwerben. Es ist ein Ort, der mit den Geheimnissen, die Dinivan, Morgenes und ich miteinander teilten, in enger Verbindung steht.«

Miriamel brachte die Ruder zu einem ungeschickten Halt, stützte sich darauf und starrte Cadrach an. Er begegnete ihrem Blick so gelassen, als hätte er weiter nichts Ungewöhnliches gesagt. »Herrin?« fragte er schließlich.

»Doktor Morgenes … vom Hochhorst?«

»Natürlich.« Er senkte das Kinn bis fast auf sein Schlüsselbein. »Ein großer Mann. Ein sehr, sehr gütiger Mann. Ich habe ihn geliebt, Prinzessin Miriamel. Für viele von uns war er wie ein Vater.«

Über dem Wasserspiegel stieg allmählich Dunst auf, weiß wie Watte. Miriamel holte tief Atem und schauderte. »Ich verstehe Euch nicht. Woher kanntet Ihr ihn? Wer ist ›uns‹?«

Der Blick des Mönchs schweifte von ihrem Gesicht auf das verhüllte Meer. »Das ist eine lange Geschichte, Prinzessin – eine sehr lange. Habt Ihr je den Namen *Bund der Schriftrolle* gehört?«

»Ja, in Naglimund. Der alte Jarnauga gehörte dazu.«

»Jarnauga.« Cadrach seufzte. »Auch er war ein guter Mann, obwohl wir unsere Meinungsverschiedenheiten hatten, die Götter wissen es. In Josuas Festung habe ich mich immer vor ihm versteckt. Wie fandet Ihr ihn?«

»Ich hatte ihn gern«, antwortete Miriamel langsam. »Er war einer der wenigen, die einem wirklich zuhörten. Aber ich habe nur ein paarmal mit ihm gesprochen. Was mag aus ihm geworden sein, als Naglimund fiel?« Sie warf einen scharfen Blick auf Cadrach. »Und was hat das alles mit Euch zu tun?«

»Wie ich schon gesagt habe – das ist eine lange Geschichte.«

Miriamel lachte; schnell wurde neues Schaudern daraus. »Wir haben nicht viel anderes zu tun. Erzählt mir alles.«

»Ich will Euch erst noch etwas Warmes holen.« Cadrach kroch unter das Schutzdach und brachte ihre Mönchskutte. Er legte sie ihr um die Schultern und zog die Kapuze über ihr kurzes Haar. »Jetzt seht Ihr wirklich wie eine Edelfrau auf dem Weg ins Kloster aus, wie Ihr damals behauptet habt.«

»Erzählt mir – erzählt mir irgend etwas, dann spüre ich die Kälte nicht.«

»Aber Ihr seid noch schwach. Mir wäre es lieber, Ihr hörtet mit dem Rudern auf und ließet Euch von mir ablösen, oder Ihr legtet Euch wenigstens eine Weile unter das Schutzdach, damit Ihr aus dem kalten Wind herauskommt.«

»Behandelt mich nicht wie ein kleines Kind, Cadrach.« Obwohl Miriamel ein böses Gesicht machte, war sie seltsam gerührt. War das noch der Mann, den sie zu ersäufen versucht hatte – der Mann, der sie in die Sklaverei verkaufen wollte? »Ihr faßt mir die Ruder heute nicht mehr an. Wenn ich zu müde werde, werfen wir den Anker aus. Bis dahin rudere ich langsam weiter. Und nun erzählt.«

Der Mönch hob in einer Geste der Unterwerfung die Hände. »Also out.« Er wickelte sich ebenfalls in seinen Mantel und setzte sich mit angezogenen Knien, eine Bank im Rücken, so hin, daß er vom dunklen Boden des Bootes zu ihr aufsah. Der Himmel war inzwischen fast völlig schwarz, und Cadrachs Gesicht im Mondschein gerade noch zu erkennen. »Ich fürchte, ich weiß nicht, wo ich beginnen soll.«

»Am Anfang natürlich.« Miriamel hob die Ruder aus dem Wasser und tauchte sie wieder ein. Ein paar Tropfen Gischt sprühten ihr ins Gesicht.

»Ah. Ja.« Er überlegte. »Gut … wenn ich wirklich ganz von vorn anfange, sind vielleicht die späteren Teile meiner Geschichte besser zu verstehen; auf diese Weise kann ich auch das Schlimmste noch ein wenig hinausschieben. Es ist keine erfreuliche Geschichte, Miriamel, und sie windet sich durch viele Schatten … Schatten, die längst über viel mehr Menschen als nur einen versoffenen Hernystiri-Mönch gefallen sind.

Ihr müßt wissen, daß ich in Crannhyr geboren bin. Wenn ich mich Cadrach ec-Crannhyr nenne, so stimmt das nur teilweise. Mein Geburtsname lautet Padreic. Ich habe auch andere Namen getragen, wenige davon schmeichelhaft, aber als Padreic bin ich geboren, und Cadrach bin ich wohl jetzt.

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß Crannhyr eine der unheimlichsten Städte von ganz Osten Ard ist. Es ist von Mauern umgeben wie eine riesige Festung, aber niemals wurde es angegriffen, und es gibt dort auch nichts Wertvolles, das das Stehlen lohnte. Die Bewohner von Crannhyr sind so zurückhaltend, daß selbst andere Hernystiri es nicht nachvollziehen können. Man sagt, daß ein Mann aus Crannhyr lieber sämtliche Gäste einer Schenke freihält, als seinen besten Freund zu sich nach Hause einzuladen – und nie hat jemand erlebt, daß ein Mann aus

Crannhyr für einen Schluck bezahlt, den er nicht selbst getrunken hat. Das Volk von Crannhyr ist verschlossen, ich glaube, so beschreibt man es am besten. Sie begnügen sich mit wenig Worten, ganz anders als die übrigen Hernystiri, die voller Poesie sind, und nie tragen sie ihren Reichtum oder ihr Glück öffentlich zur Schau, aus Furcht, die Götter könnten neidisch werden und ihnen alles wieder nehmen. Selbst die Straßen haben ihre Heimlichkeiten wie Verschwörer, und an manchen Stellen drängen die Häuser sich so eng zusammen, daß man ganz tief ausatmen muß, bevor man sich dazwischen wagt, und erst wieder Luft holen darf, wenn man auf der anderen Seite herauskommt.

Crannhyr war eine der ersten Städte der Menschen in Osten Ard, und dieses große Alter atmet in jedem Stein, so daß die Bewohner von Geburt an flüstern, als fürchteten sie, wenn sie zu laut sprächen, würden die alten Mauern einstürzen und alle ihre Geheimnisse ans Tageslicht kommen. Manche behaupten, die Sithi seien am Bau der Stadt beteiligt gewesen, aber obwohl wir Hernystiri niemals so töricht waren, nicht mehr an die Sithi zu glauben – anders als manche unserer Nachbarn –, bin ich selbst der Auffassung, daß die *Friedlichen* nichts mit Crannhyr zu schaffen hatten. Ich habe Ruinen der Sithi gesehen, und sie haben mit den aneinandergedrängten, nur auf den eigenen Schutz bedachten Mauern der Stadt, in der ich meine Kindheit verbrachte, keine Ähnlichkeit. Nein, es waren Menschen, die Crannhyr erbauten, und zwar furchtsame Menschen, wenn mein Blick mich nicht täuscht.«

»Es muß ein schrecklicher Ort sein«, sagte Miriamel. »All das Gewisper und Getuschel!«

»Ja. Mir gefiel es auch nicht besonders gut.« Cadrach lächelte, ein winziger Schimmer im Dunkeln. »Den größten Teil meiner Jugend war ich damit beschäftigt, mich von dort wegzuwünschen. Seht Ihr, meine Mutter starb, als ich noch klein war, und mein Vater war ein harter, kalter Mann, der zu der harten, kalten Stadt paßte. Nie sprach er ein Wort mehr als unbedingt nötig zu meinen Geschwistern oder mir, und auch diese wenigen Worte waren nicht von Freundlichkeit verschönt. Von Beruf war er Kupferschmied. Vermutlich zeigt die Tatsache, daß er den ganzen Tag in seiner heißen Schmiede herumhämmerte, damit wir zu essen hatten, daß er seine Verpflichtungen uns gegenüber anerkannte; zu weiterem sah er sich nicht veranlaßt. So sind die meisten Crannhyri – mürrisch und voller Verachtung für alle, die anders sind. Ich konnte es nicht abwarten, meine eigenen Wege zu gehen.

Seltsamerweise jedoch – obwohl das gar nicht so selten ist – entwickelte ich für jemanden, der so unter Geheimnissen und fremder Schweigsamkeit leidet, eine überraschende Liebe zu alten Büchern und uralten Lehren. Mit den Augen längst Verstorbener gesehen – Gelehrter wie Plesinnen Myrmenis und Cuimnhes Frethis – war selbst Crannhyr voller Wunder und Mysterien, und hinter seiner verschlossenen Art verbargen sich nicht nur unerfreuliche Dinge von einst, sondern auch ein ganz ungewöhnliches Wissen, dessen sich freizügigere, weniger unzugängliche Orte nicht rühmen konnten. In der Tethtain-Bibliothek, Jahrhunderte zuvor vom großen König Stechpalm selbst in unserer Stadt gegründet, stieß ich auf die einzigen verwandten Seelen hinter all diesen Gefängnismauern, Menschen, die, wie ich selbst, in einer vergangenen Welt lebten und Freude daran hatten, Resten verschollener Überlieferungen nachzujagen, wie andere Männer ihre Lust darin finden, einen Hirsch zu hetzen und ihm einen Pfeil durch das Herz zu schießen.

Dort begegnete ich Morgenes. Damals – und es ist nun fast vierzig Jahre her, Prinzessin – reiste er noch gern. Wenn es einen Menschen gibt, der mehr als Morgenes herumgekommen ist, dann habe ich zumindest nie von ihm gehört. Der Doktor verbrachte viele Stunden mit den Schriftrollen der Tethtain-Bibliothek und kannte die Archive besser als selbst die alten Priester, die sie hüteten. Er sah mein Interesse an alter Geschichte und vergessenen Überlieferungen und nahm mich unter seine Fittiche. Er führte mich auf Pfade, die ich ohne ihn niemals gefunden hätte. Als er nach einigen Jahren merkte, daß mein Lerneifer nicht von der Art war, die man mit der Kindheit abstreift, erzählte er mir vom *Bund der Schriftrolle*, den vor langer Zeit der heilige Eahlstan Fiskerne ins Leben gerufen hatte, der Fischerkönig vom Hochhorst. Eahlstan hatte Fingils Burg und sein Schwert Minneyar geerbt, aber mit dem Erbe der Zerstörung, das der Rimmersmann ihm hinterlassen hatte, wollte er nichts zu tun haben – vor allem nicht mit der Zerstörung von Wissen. Statt dessen wollte Eahlstan Kenntnisse, die sonst vielleicht untergehen würden, erhalten und im Notfall davon Gebrauch machen.«

»Welchen Gebrauch?«

»Darüber haben wir oft debattiert, Prinzessin. Es war nie einfach ›für das Gute‹ oder ›für die Gerechtigkeit‹; denn die Träger der Schriftrolle begriffen, daß man sich, um einem so weitgespannten Ideal zu folgen, in *alles* einmischen muß. Ich denke, die beste Erklärung ist, daß der Bund dann tätig wird, wenn es gilt, eben diese Kenntnisse zu schützen und ein

dunkles Zeitalter zu verhindern, das die Geheimnisse, die der Bund so mühsam ausgegraben hat, wieder verschütten will. Allerdings hat der Bund bei anderen Anlässen auch nur gehandelt, um sich selbst und nicht sein Wissen zu verteidigen. Aber damals wußte ich noch nichts von solchen schwierigen Fragen. Für mich klang der Bund wie ein Geschenk des Himmels – eine glückliche Bruderschaft herausragender Gelehrter, die gemeinsam die Geheimnisse der Schöpfung erforschten. Ich war ganz versessen darauf, zu ihnen gehören zu dürfen. Und als sich aus der Liebe zur Gelehrsamkeit, die Morgenes und ich miteinander teilten, eine Freundschaft entwickelt hatte – obwohl ich ihn eher liebte wie einen gütigen Vater –, da nahm er mich mit zu Trestolt, Jarnaugas Vater, und dem alten Ookequk, einem Weisen des Trollvolks, das im hohen Norden wohnt. Morgenes stellte mich als Kandidaten für den Bund vor, und die beiden nahmen mich ohne Zögern in ihren Kreis auf, so rückhaltlos und vertrauensvoll, als hätten sie mich ihr ganzes Leben lang gekannt; das verdankte ich natürlich Morgenes. Mit Ausnahme von Trestolt, dessen Frau ein paar Jahre zuvor gestorben war, hatte kein anderer Schriftrollenträger geheiratet. Das ist in den Jahrhunderten, seit es den Bund gibt, oft so gewesen. Seine Mitglieder zählen in der Regel zu den Menschen, die für Wissen mehr übrig haben als für ihre Mitmenschen; das gilt übrigens auch für die Frauen, die die Schriftrolle getragen haben. Nicht, daß ihnen nichts an anderen Menschen läge, versteht Ihr, aber sie lieben sie mehr aus der Entfernung; im täglichen Leben sind Menschen nur eine Ablenkung von der Arbeit. Darum wird für die Schriftrollenträger der Bund zu einer Art Familie. Es war folglich nicht überraschend, daß ein vom Doktor eingeführter Kandidat wärmstens begrüßt wurde. Morgenes lehnte zwar jeden Vorschlag ab, der ihm Macht übertragen wollte, war aber in gewisser Weise für die Mitglieder des Bundes wie ein Vater ungeachtet der Tatsache, daß manche von ihnen älter wirkten als er. Aber wer wird je erfahren, wann – oder wo – Morgenes das Licht der Welt erblickte?«

Unten im dunklen Bootsrumpf lachte Cadrach. Miriamel tauchte träge die Ruder ein und lauschte halb träumend seinen Worten, während das Boot auf und nieder schwankte.

»Später«, fuhr Cadrach fort, »lernte ich eine weitere Schriftrollenträgerin kennen, Xorastra von Perdruin. Sie war Nonne gewesen, hatte aber, als ich ihr begegnete, ihren Orden bereits verlassen. Die Herberge in Kwanitupul, von der ich vorhin gesprochen habe, gehört übrigens ihr. Ihr Geschlecht hinderte sie daran, das Leben zu führen, zu dem sie getaugt hätte – sie hätte

Ministerin eines Königs sein sollen. Auch Xorastra stimmte meiner Aufnahme in den Bund zu und machte mich dann mit ihren beiden eigenen Kandidaten bekannt; denn sie und Morgenes planten seit langem, den Bund wieder auf sieben Mitglieder zu bringen, traditionsgemäß seine volle Zahl. Beide Kandidaten waren jünger als ich. Dinivan war damals fast noch ein Knabe und studierte bei den Usires-Brüdern. Xorastras scharfe Augen hatten den Funken in ihm entdeckt. Sie glaubte, wenn man ihn mit Morgenes und den anderen zusammenbringen könnte, würde aus dem Funken vielleicht ein helles und wärmendes Feuer entstehen, das der Kirche, an der sie noch immer hing, große Vorteile bringen könnte. Der andere, den sie vorschlug, war ein kluger, junger Priester, gerade frisch geweiht. Er stammte aus einer armen Inselfamilie, hatte aber durch seinen raschen Verstand bereits eine Art von bescheidenem Ruf erworben. Nachdem Morgenes sich lange mit Xorastra und den beiden Mitgliedern aus dem Norden besprochen hatte, stimmte er der Aufnahme dieser beiden Neulinge zu. Als wir uns im darauffolgenden Jahr alle in Trestolts Langhaus in Tungoldyr trafen, hatte der Bund der Schriftrolle die volle Siebenzahl wieder erreicht.«

Cadrachs Worte waren schwer und langsam geworden. Als er nach einer Weile innehielt, dachte Miriamel schon, er sei eingeschlafen. Aber er sprach weiter, und seine Stimme klang erschreckend hohl. »Besser wäre es gewesen, sie hätten keinen von uns aufgenommen. Besser, der Bund selbst wäre zum Staub der Geschichte zerfallen.«

Er schwieg. Miriamel richtete sich auf. »Was meint Ihr, Cadrach? Was könnt Ihr so Furchtbares getan haben?«

Er stöhnte. »Nicht ich, Prinzessin – meine Sünden kamen später. Nein, das Unglück geschah, als wir den jungen Priester zu einem der Unseren machten … denn es war Pryrates.«

Miriamel holte tief Atem. Sekundenlang hatte sie trotz ihrer wärmer gewordenen Gefühle für Cadrach den Eindruck, das Netz einer schrecklichen Verschwörung ziehe sich über ihr zusammen. Standen denn alle ihre Feinde miteinander im Bunde? Spielte der Mönch noch ein zweites, heimliches Spiel, das sie ihm nun, hier mitten auf dem öden Meer, ganz in die Hände geliefert hatte? Dann dachte sie an den Brief, den ihr Gan Itai gebracht hatte.

»Aber das hattet Ihr mir ja schon erzählt«, sagte sie erleichtert. »Ihr habt mir geschrieben und dabei Pryrates erwähnt – Ihr hättet ihn zu dem gemacht, was er ist.«

»Wenn ich das geschrieben habe«, versetzte Cadrach traurig, »dann habe ich vor lauter Kummer übertrieben. Die üble Saat des Bösen muß bereits in ihm gelegen haben, sonst hätte sie nie so schnell und mächtig aufgehen können; anders kann ich es mir nicht vorstellen. Meine eigene Mitwirkung fand viel später statt, und meine Schande besteht darin, gewußt zu haben, daß er eine schwarze Seele und kein Herz hatte, und ihm trotzdem zu helfen.«

»Aber warum? Und wie?«

»Ach, Prinzessin! Heute nacht fühle ich die betrunkene Ehrlichkeit der Hernystiri in mir, ohne auch nur einen Schluck Wein getrunken zu haben. Und doch gibt es Dinge, die ich lieber nicht erzählen möchte. Die Geschichte meines Untergangs geht nur mich etwas an. Die meisten der Freunde, die mich in diesen Jahren gekannt haben, leben nicht mehr. Ich will nur soviel sagen: Aus vielerlei Gründen, sowohl der Dinge wegen, die ich erforschte – und von vielen wünschte ich heute, ich hätte die Finger davon gelassen –, als auch wegen meines eigenen Schmerzes und der vielen berauschten Nächte, in denen ich ihn zu ertränken versuchte, war die Freude, die ich eine Zeit lang am Leben fand, nur von kurzer Dauer.

Als Kind glaubte ich an die Götter meines Volks. Als ich älter wurde, begann ich an ihnen zu zweifeln und glaubte statt dessen an den einen Gott der Ädoniter – einen einzigen, obwohl zwischen ihm, seinem Sohn Usires und der gesegneten Gottesmutter Elysia ein fürchterliches Durcheinander herrscht. Später, in der ersten Jugendblüte meines Gelehrtendaseins, glaubte ich an gar keine Götter mehr, ob alt oder neu. Aber als ich ein Mann wurde, ergriff eine neue, sonderbare Furcht mein Herz, und heute glaube ich wieder an die Götter – ach, und wie ich an sie glaube! –, denn ich weiß, daß ich verflucht bin.« Still wischte er sich Augen und Nase mit dem Ärmel ab. Er saß jetzt so tief im Schatten, daß selbst das Mondlicht ihn nicht mehr fand.

»Verflucht? Was meint Ihr? Wie verflucht?«

»Das weiß ich nicht, sonst hätte ich schon längst irgendeinen Feld-, Wald- und Wiesenzauberer gefunden, der mir ein Pülverchen mahlt. Nein, ich scherze, Herrin, und es ist ein trauriger Scherz. Es gibt Verwünschungen auf der Welt, die kein Zauberspruch aufheben kann – so wie ich glaube, daß es ein Glück gibt, das kein böser Blick und kein neidischer Rivale zerstören können. Nur der, dem es gehört, kann es verlieren. Ich weiß nur, daß mir vor langer Zeit die Welt zur schweren Last wurde und meine Schultern sich als zu schwach erwiesen, sie zu tragen.

Ich wurde ein wirklicher Trunkenbold – kein fröhlicher Zecher, der zu viele Krüge leert und auf dem Heimweg die Nachbarn aus dem Schlaf singt, sondern ein Mann, der mit kaltem Kopf und einsamem Herzen nach Vergessen sucht. Mein einziger Trost waren meine Bücher, aber auch aus ihnen schien der Hauch des Grabes zu dringen; sie erzählten nur von totem Leben, toten Gedanken und, was das Schlimmste war, von toten, blutleeren Hoffnungen; und für jede Hoffnung, die einen kurzen Schmetterlingsflug in der Sonne erleben durfte, gab es eine Million tot geborener.

Also trank ich und beschimpfte die Sterne und trank noch mehr. Meine Trunkenheit warf mich in einen tiefen Abgrund der Verzweiflung, und meine Bücher, vor allem das, mit dem ich mich damals am meisten beschäftigte, vergrößerten nur noch meine Angst. Immer wünschenswerter schien mir das Vergessen. Bald war ich dort, wo sich früher alle meine Freunde genannt hatten, nicht mehr willkommen, was mich nur noch bitterer machte. Als die Hüter der Tethtain-Bibliothek mir mitteilten, daß mir ihre Türen nicht länger offenstünden, versank ich in einen tiefen Abgrund, eine Orgie schwarzer Betäubung, die ein ganzes Jahr dauerte. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einem Straßengraben in der Nähe von Abaingeat, nackt und ohne ein einziges Cintis-Stück. Nur mit Dornen und Blättern bekleidet wie der niedrigste Bettler, schlich ich mich nachts zum Haus eines Edelmanns, den ich kannte. Er war ein guter Mensch, ein Liebhaber der Gelehrsamkeit; von Zeit zu Zeit hatte er mich bereitwillig unterstützt. Er ließ mich ein und gab mir zu essen und ein Nachtlager. Bei Sonnenaufgang reichte er mir eine Mönchskutte, die seinem Bruder gehört hatte, und wünschte mir viel Glück und eine gute Reise aus seinem Haus.

Es lag Abscheu in seinem Blick an diesem Morgen, Herrin, eine Art Ekel, von dem ich hoffe, daß Ihr ihm in den Augen anderer nie begegnet. Ihr müßt wissen, er kannte meine Gewohnheiten, und mein Märchen von Entführung und Beraubung täuschte ihn nicht. Als sich seine Tür hinter mir schloß, wußte ich, daß ich die Mauern, mit denen meine Mitmenschen sich umgaben, hinter mir gelassen hatte und nun unrein war wie ein Pestkranker. Denn meine ganze Trinkerei und alle meine Missetaten hatten nur eines bewirkt: sie hatten den Fluch, der auf mir lag, für andere so deutlich erkennbar gemacht, wie er es für mich schon seit langem war.«

Cadrachs Stimme, die bei diesem Bericht immer unversöhnlicher geworden war, erstarb in einem heiseren Wispern. Lange lauschte Miriamel seinem Atmen und wußte nicht, was sie ihm sagen sollte.

Endlich versuchte sie es mit einer Frage. »Aber was habt Ihr nun wirklich verbrochen? Ihr sagt, Ihr wärt verflucht, aber Ihr hattet doch gar nichts Böses getan – außer natürlich zu viel Wein zu trinken.«

Cadrachs Lachen klang unangenehm, wie geborsten. »Oh, der Wein sollte ja nur den Schmerz betäuben. Das ist so mit diesen Flecken, Herrin. Auch wenn andere, vor allem Unschuldige wie Ihr, sie nicht immer sehen können, sind sie trotzdem da, und die anderen Menschen spüren sie, so wie wilde Tiere es spüren, wenn eines von ihnen krank oder wahnsinnig ist. Ihr wolltet mich doch auch ertränken, oder nicht?«

»Aber das war doch etwas ganz anderes!« rief Miriamel empört. »Das war für etwas, das Ihr wirklich getan habt!«

»Keine Sorge«, murmelte der Mönch. »Seit der Nacht an der Straße von Abaingeat habe ich genug auf dem Kerbholz, um jede Art von Strafe zu verdienen.«

Miriamel zog die Ruder ein. »Ist es hier seicht genug zum Ankern?« fragte sie und bemühte sich, mit ruhiger Stimme zu sprechen. »Meine Arme sind müde.«

»Ich werde es prüfen.«

Während der Mönch den Anker aus dem Stauraum zog und sich vergewisserte, daß das Tau fest am Boot saß, zerbrach sich Miriamel den Kopf, wie sie ihm helfen könnte. Je mehr sie ihn zum Reden brachte, desto tiefer erschienen ihr seine Wunden. Seine frühere gute Laune, das fühlte sie, war nichts als eine dünne Haut, die über die offenen Stellen gewachsen war. War es besser, wenn er sprach, obwohl es ihm sichtlich weh tat, oder sollte man einfach schweigen? Miriamel wünschte sich, Geloë wäre bei ihr oder der kleine Binabik, der so klug und feinfühlig an alles heranging.

Als der Anker klatschend über Bord gegangen und das Tau ihm in die Tiefe nachgesaust war, saßen die beiden eine Zeit lang stumm beisammen. Endlich fing Cadrach wieder an, und seine Stimme klang etwas leichter als vorher.

»Die Schnur hat sich nur etwa zwanzig Ellen abgewickelt, bevor sie den Boden berührte. Vielleicht sind wir der Küste näher, als ich dachte. Trotzdem solltet Ihr versuchen, noch etwas zu schlafen, Miriamel. Wir haben morgen einen langen Tag. Wenn wir bis ans Land kommen wollen, müssen wir uns beim Rudern abwechseln, um den ganzen Tag in Bewegung zu bleiben.«

»Könnte es hier nicht vielleicht ein Schiff geben, das uns sehen und an Bord nehmen würde?«

»Ich weiß nicht, ob das gut für uns wäre. Vergeßt nicht, daß Nabban jetzt ganz und gar Eurem Vater und Pryrates gehört. Ich hielte es für am günstigsten, wenn wir unauffällig landen und in den ärmeren Gegenden von Nabban verschwinden könnten, um uns dann zu Xorastras Herberge durchzuschlagen.«

»Ihr habt noch nicht erklärt, was es nun mit Pryrates auf sich hatte«, sagte sie kühn und betete innerlich, keinen Fehler begangen zu haben. »Was ist zwischen Euch und ihm vorgefallen?«

Cadrach seufzte. »Wollt Ihr mich wirklich zwingen, Euch von solch dunklen Ereignissen zu berichten, Herrin? Nur Schwäche und Furcht haben mich verleitet, sie in meinem Brief zu erwähnen, weil ich Angst hatte, Ihr würdet den Grafen von Eadne für einen besseren Menschen halten, als er ist.«

»Ich möchte Euch nicht zu etwas überreden, das Euch noch mehr weh tut, Cadrach. Aber ich würde gern die Wahrheit wissen. Es sind diese Geheimnisse, die allen unseren Schwierigkeiten zugrunde liegen, erinnert Ihr Euch? Ihr könnt sie jetzt nicht länger verschweigen, so schlimm sie auch sein mögen.«

Der Mönch nickte langsam. »Gesprochen wie eine Königstochter – aber gut gesprochen. Ach, Götter von Erde und Himmel, hätte ich je geahnt, daß ich eines Tages solche Geschichten erzählen und sagen müßte, ›das ist mein Leben‹! Ich glaube, ich hätte den Kopf in meines Vaters Brennofen gesteckt.«

Miriamel gab keine Antwort, sondern zog den Mantel enger. Der Nebel hatte sich zum Teil aufgelöst, und das Meer lag vor ihnen wie eine große schwarze Tischplatte. Die Sterne über ihnen schienen zu klein und zu kalt, um Licht zu spenden; ohne zu funkeln hingen sie am Himmel wie milchige Kieselsteinchen.

»Ich verließ die Gemeinschaft meiner Mitmenschen nicht mit völlig leeren Händen«, begann Cadrach wieder. »Es gab bestimmte Dinge, die ich, vielfach durchaus rechtmäßig, in meiner ersten Zeit als Gelehrter erworben hatte. Eins davon war ein großer Schatz, von dem niemand wußte, daß ich ihn besaß.

Soweit ich diese Besitztümer nicht schon in Wein umgesetzt hatte, befanden sie sich in der Obhut eines alten Freundes. Als feststand, daß ich für den Umgang mit denen, die ich früher gekannt hatte, nicht länger geeignet war, nahm ich die Sachen wieder an mich … gegen seinen Protest, denn er wußte, daß sie bei mir nicht mehr sicher waren. Immer,

wenn es mir dann besonders schlecht ging, fand ich einen Händler, der seltene Manuskripte oder von der Kirche verbotene Bücher ankaufte, gewöhnlich zu Preisen, die so niedrig waren, daß sie an Straßenraub grenzten. So bekam ich im Austausch gegen eines meiner kostbaren Bücher etwas Geld. Aber, wie gesagt, es gab da etwas, das ich gefunden hatte, das tausendmal mehr wert war als der ganze Rest. Wie ich daran gekommen bin, ist eine eigene Geschichte für eine ganze Nacht; aber es war lange Zeit das einzige, von dem ich mich nicht trennen wollte, so verzweifelt auch meine Lage aussah. Denn seht Ihr, ich hatte ein Exemplar von *Du Svardenvyrd* entdeckt, dem sagenhaften Buch des wahnsinnigen Nisses, das einzige Stück, von dem man in neuerer Zeit je gehört hat. Ob es das Original war, weiß ich nicht, denn der Einband war längst verschwunden, aber … die Person … von der ich es hatte, schwor, es sei echt. Doch auch als Fälschung wäre es ein großes Meisterwerk gewesen. Aber ob Original oder Kopie, es enthielt Nisses' eigene Worte, daran bestand kein Zweifel. Niemand konnte etwas so Schreckliches lesen, dann die Welt um sich herum anschauen und nicht daran glauben.«

»Man hat mir davon erzählt«, sagte Miriamel. »Wer war Nisses?«

Cadrach stieß ein kurzes Gelächter aus. »Eine Jahrtausendfrage. Er war ein Mann, der aus dem Norden kam, noch hinter Elvritshalla, von dort, wo am Fuß von Sturmspitze die Schwarz-Rimmersmänner wohnen. Eines Tages erschien er bei Fingil, dem König von Rimmersgard. Er war kein Hofzauberer, aber er soll Fingil die Macht verliehen haben, die es ihm ermöglichte, halb Osten Ard zu erobern. Vielleicht bestand diese Macht nur aus Weisheit, denn Nisses wußte die Wahrheit über Dinge, von deren bloßer Existenz andere Menschen nichts ahnten. Nachdem Asu'a erobert und Fingil schließlich gestorben war, diente Nisses seinem Sohn Hjeldin. In diesen Jahren schrieb er auch sein Buch – ein Buch, das einen Teil des schrecklichen Wissens enthielt, das er einst mitgebracht hatte, als er in einem mörderischen Schneesturm an Fingils Tore klopfte. Er und Hjeldin starben beide in Asu'a. Der junge König warf sich aus dem Fenster des Turms, der seinen Namen trägt. Nisses wurde in dem Raum, aus dem Hjeldin gesprungen war, tot aufgefunden. Es war kein Zeichen an ihm. Er lächelte und hielt mit den Händen sein Buch fest.«

Miriamel schauderte. »Dieses Buch. In Naglimund wurde davon gesprochen. Jarnauga sagte, daß man annimmt, es erzähle von der Rückkehr des Sturmkönigs und anderen, damit zusammenhängenden Dingen.«

»Ach, Jarnauga«, sagte Cadrach betrübt. »Wie gern hätte er es gesehen! Aber ich habe es weder ihm noch den anderen Schriftrollenträgern je gezeigt.«

»Aber warum? Wenn es sich in Eurem Besitz befand – auch wenn es nur eine Abschrift war –, warum habt Ihr es dann Morgenes und die anderen nicht lesen lassen? Ich dachte, das wäre gerade der Sinn Eures Bundes gewesen.«

»Vielleicht. Aber als ich es zu Ende gelesen hatte, war ich schon kein Träger der Schriftrolle mehr. Ich wußte es in meinem Herzen. Von dem Augenblick an, als ich die letzte Seite umblätterte, vertauschte ich die Liebe zum Lernen mit der Liebe zum Vergessen – diese beiden können nicht zusammen existieren. Schon bevor ich Nisses' Buch fand, war ich auf den falschen Wegen zu weit gegangen und hatte Dinge erfahren, die niemand wissen wollte, der nachts ruhig schlafen möchte. Und ich war eifersüchtig auf die anderen Träger der Schriftrolle, eifersüchtig auf das schlichte Glück, das sie in ihren Studien fanden, zornig auf ihre ruhige Gewißheit, daß alles, was man untersuchen könne, sich auch begreifen lasse. Sie waren so überzeugt, wenn man das Wesen der Welt nur genau genug betrachten könne, würde man auch seinen ganzen Sinn und Zweck erkennen … aber ich hatte etwas, das sie nicht hatten, ein Buch, dessen bloße Lektüre ihnen nicht nur Dinge, die ich bereits angedeutet hatte, beweisen, sondern auch das Gebäude ihrer Vernunft zum Einsturz bringen würde. Ich war voller Zorn, Miriamel, zugleich aber voller Verzweiflung.« Er unterbrach sich, und der Schmerz in seiner Stimme war deutlich hörbar. »Die Welt sieht anders aus, wenn Nisses sie Euch erklärt hat. Es ist, als seien die Blätter seines Buchs mit einem langsam wirkenden Gift getränkt, das den Geist tötet. Ich habe jedes einzelne Blatt berührt.«

»Es klingt grauenvoll.« Miriamel erinnerte sich an das Bild, das sie in einem von Dinivans Büchern gesehen hatte, einen gehörnten Riesen mit roten Augen. Es war ihr seither in vielen Träumen erschienen. War es denn besser, manches überhaupt nicht zu wissen, bestimmten Bildern und Ideen mit Blindheit zu begegnen?

»Es ist grauenvoll, aber nur, weil es das wahre Grauen widerspiegelt, das hinter der wachenden Welt lauert, die Schatten, die die Rückseite des Sonnenlichts sind. Und doch wurde am Ende etwas so Mächtiges wie Nisses' Buch für mich nur ein weiteres Mittel zum Vergessen. Als ich es so oft gelesen hatte, daß mir von seinem bloßen Anblick übel wurde, begann ich nach und nach die einzelnen Blätter zu verkaufen, eines nach dem

andern.«

»Elysia, Mutter der Barmherzigkeit! Wer kauft so etwas?«

Cadrach lachte rauh. »Selbst Menschen, die überzeugt waren, es handele sich um eine geschickte Fälschung, überschlugen sich fast, mir ein einziges Blatt aus der Hand zu reißen. Ein verbanntes Buch übt eine große Anziehungskraft aus, mein Kind, aber ein von Grund auf böses Buch – von denen es nicht viele gibt – zieht die Neugierigen an wie Honig die Fliegen.« Sein Lachen wurde lauter und erstickte dann jäh in einem Laut, der wie Schluchzen klang. »Süßer Usires, ich wünschte, ich hätte es verbrannt!«

»Aber was geschah mit Pryrates?« Miriamel ließ nicht locker. »Habt Ihr ihm auch solche Blätter verkauft?«

»Niemals!« Cadrach schrie fast. »Selbst damals wußte ich, daß er ein Dämon war. Lange vor meinem eigenen Sturz wurde er aus dem Bund ausgestoßen, und jeder von uns wußte, wie gefährlich er war.« Er faßte sich wieder. »Nein, ich habe eher den Verdacht, daß er zu denselben Antiquaren ging wie ich – es ist ein recht kleiner Kreis, wißt Ihr – und daß einige Seiten den Weg in seine Hände fanden. Er weiß unendlich viel über alle Dinge des Dunklen, Prinzessin, vor allem über die bedrohlichen Seiten der Kunst. Ich bin sicher, daß es ihm nicht schwerfiel, herauszufinden, wer das Ding der Macht besessen hatte, von dem die Blätter stammten. Genauso leicht war es für ihn, mich zu finden, auch wenn ich mich so tief in Schatten gehüllt hatte, wie es mir nur möglich war, und meine ganze eigene Kunst darauf verwendete, mich unauffällig bis zur Unsichtbarkeit zu machen. Wie gesagt, er fand mich trotzdem. Er sandte ein paar von den Wachen Eures Vaters nach mir aus, denn Ihr müßt wissen, daß er damals schon zum Ratgeber von Fürsten aufgestiegen war, oder, wie im Falle Eures Vaters, von zukünftigen Königen.«

Miriamel dachte an den Tag, an dem sie Pryrates zum ersten Mal gesehen hatte. Der rote Priester war zu ihrem Vater nach Meremund gekommen und hatte Elias Nachrichten über Vorgänge in Nabban gebracht. Die junge Miriamel hatte gerade ein recht schwieriges Gespräch mit ihrem Vater geführt und mühsam nach etwas gesucht, das sie ihm erzählen konnte, um ihn, und sei es nur für einen Moment, zum Lächeln zu bringen; früher, als sie noch das Licht seiner Augen war, hatte er oft gelächelt. Jetzt dienten ihm die Staatsgeschäfte als willkommener Vorwand, einer unbequemen Unterredung mit seiner Tochter aus dem Weg zu gehen, und er hatte sie fortgeschickt. Beim Hinausgehen war sie an der

Tür Pryrates' Blick begegnet.

Selbst als kleines Mädchen war Miriamel schon an den unterschiedlichen Ausdruck der Blicke gewöhnt, mit denen die Höflinge ihres Vaters sie betrachteten. Da gab es ärgerliche Blicke von denen, die sie als Hindernis für ihre eigenen Pläne ansahen, mitleidige von solchen, die ihre Einsamkeit und Verwirrung durchschauten, und unverhohlen berechnende Blicke von anderen, die sich fragten, wen sie wohl einmal heiraten, ob sie zu einer reizvollen Frau heranwachsen und ob sie nach dem Tod ihres Vaters eine gefügige Königin werden würde. Aber nie zuvor hatte sie jemand so interesselos gemustert wie Pryrates, in dessen Blick nichts Menschliches lag; es war ein Anstarren, so kalt wie ein Sprung in Eiswasser. In seinen schwarzen Augen fand sich nicht die geringste Spur eines Gefühls. Miriamel hatte gewußt, daß er sie genauso angesehen hätte, wenn sie als abgehäutetes Stück Fleisch auf dem Tisch eines Schlächters gelegen hätte. Gleichzeitig war es ihr vorgekommen, als schaue er ihr mitten ins Herz und durch sie hindurch, als zwinge er alle ihre Gedanken, nackt vor ihn hinzutreten und sich unter seinem prüfenden Blick zu winden. Entgeistert hatte sie sich von diesen furchtbaren Augen abgewandt und war den Korridor hinuntergeflohen. Sie hatte geweint und wußte nicht, warum. Hinter sich hörte sie das trockene Summen der Stimme des Alchimisten, der zu sprechen angefangen hatte. Sie verstand, daß sie für diesen neuen Vertrauten ihres Vaters nicht wichtiger war als eine Fliege – er würde keinen weiteren Gedanken an sie verschwenden –, sie jedoch, wenn er sich etwas davon versprach, erbarmungslos zerquetschen. Für ein Mädchen, das in der beruhigenden Gewißheit seiner eigenen Wichtigkeit aufgewachsen war, einer Wichtigkeit, die sogar die Liebe ihres Vaters überdauert hatte, war es eine schreckliche Erkenntnis.

Ihr Vater war trotz aller Fehler nie ein solches Ungeheuer gewesen. Warum hatte er dann Pryrates zum Mitglied seines inneren Kreises gemacht und den Teufelspriester schließlich zu seinem engsten und vertrautesten Berater erhoben? Es war eine Frage, die sie seit langem quälte, ohne daß sie bisher eine Antwort darauf gefunden hatte.

Jetzt bemühte sie sich in dem sanft schaukelnden Boot, mit fester Stimme zu sprechen. »Erzählt mir, wie es weiterging, Cadrach.«

Es war offensichtlich, daß der Mönch keine Lust dazu hatte. Miriamel hörte seine Finger leise über den hölzernen Sitz kratzen, als suche er etwas in der Dunkelheit.

»Sie fanden mich im Stall eines Gasthofs im südlichen Erchester«, sagte

er dann zögernd. »Ich schlief im Dreck. Die Wachsoldaten zerrten mich nach draußen, warfen mich in einen Wagen und fuhren mit mir zum Hochhorst. Es war in der schlimmsten Zeit jener schrecklichen Dürre, und im Licht des Spätnachmittags sah alles golden und braun aus, selbst die Bäume waren steif und stumpf wie getrockneter Schlamm. Ich weiß noch, wie ich vor mich hin starrte und mein Kopf dröhnte wie eine Kirchenglocke – ich war natürlich dabeigewesen, einen gewaltigen Rausch auszuschlafen. Ich fragte mich, ob die gleiche Trockenheit, die mir das Gefühl gab, Augen, Nase und Mund seien von Staub verstopft, auch der Welt ringsum alle Farben geraubt hatte.

Die Soldaten nahmen wohl an, ich sei irgendein Verbrecher, und zwar einer, der den Nachmittag nicht lange überleben würde. Sie sprachen über mich, als wäre ich schon tot, und beschwerten sich über die lästige Pflicht, einen so stinkenden und ungewaschenen Kadaver wie meinen hinaustragen und beerdigen zu müssen. Einer von ihnen erklärte sogar, er wolle für diese unangenehme Arbeit einen zusätzlichen Stundensold verlangen. Ein anderer grinste hämisch und fragte: ›von Pryrates?‹, worauf der Prahler verstummte. Einige seiner Kameraden lachten über sein betretenes Gesicht, aber es klang gezwungen, als reiche der bloße Gedanke an den roten Priester aus, ihnen den Tag zu verderben. Das war der erste Hinweis auf das, was mir bevorstand, und ich ahnte, daß es etwas viel Übleres sein würde als lediglich das Aufhängen als Dieb oder Verräter – was ich beides war.

Ich versuchte, mich vom Wagen zu stürzen, wurde aber sofort wieder hineingerissen. ›Ho‹, sagte einer, ›er kennt den Namen.‹

›Ich bitte euch‹, flehte ich, ›bringt mich nicht zu diesem Mann! Wenn auch nur eine Spur von Ädons Barmherzigkeit in euch wohnt, tut mit mir, was ihr wollt, nur liefert mich nicht dem Priester aus.‹ Der Soldat, der zuletzt gesprochen hatte, sah mich an, und ich glaubte ein gewisses Mitleid in seinen harten Augen zu lesen; aber er antwortete: ›Damit wir es sind, die sich seinen Zorn zuziehen? Damit unsere Kinder vaterlos werden? Nein. Reiß dich zusammen und trag es wie ein Mann.‹

Ich weinte den ganzen Weg bis zum Nerulagh-Tor.

Der Wagen hielt vor der eisenbeschlagenen Eingangstür des Hjeldinturms. Ich wurde hineingeschleppt, vor Verzweiflung so geschwächt, daß ich mich nicht wehrte – nicht daß mein verwüsteter Körper gegen vier bewaffnete Männer der Erkynwache viel hätte ausrichten können. Halb trug man mich in den Vorraum, dann eine

anscheinend endlose Zahl von Stufen hinauf. Oben schwangen zwei große, eichene Türflügel auf. Ich wurde hineingeworfen wie ein Sack Mehl und fiel auf den harten Steinfliesen eines vollgestopften Zimmers auf die Knie.

Mein erster Gedanke, Prinzessin, war, daß ich in einen See aus Blut gestürzt sein mußte. Der ganze Raum war scharlachrot, bis in die letzten Ecken und Winkel; selbst meine Hände, die ich vor mein Gesicht hielt, hatten die Farbe gewechselt. Voller Grauen blickte ich auf die hohen Fenster. Jedes einzelne bestand von oben bis unten aus Scheiben von hellrotem Glas, durch die die untergehende Sonne hereinströmte. Sie blendete die Augen, als wäre jedes Fenster ein riesiger Rubin. Das rote Licht nahm allen Dingen im Raum die Farbe, so wie der Abend sie grau werden läßt. Es gab keine Schattierungen außer Rot und Schwarz. Überall standen Tische und hohe, schiefe Regale herum, von denen jedoch kein einziges die Außenwand des Zimmers berührte. Statt dessen drängten sie sich in der Mitte zusammen. Jede freie Fläche war mit Büchern und Schriftrollen bedeckt … und mit anderen Dingen, von denen ich hastig die Augen abwenden mußte. Die Wißbegier dieses Priesters ist entsetzlich. Es gibt nichts, vor dem er zurückschrecken würde, um die Wahrheit über ein Ding herauszufinden, sofern ihm diese Wahrheit wichtig scheint. Viele Gegenstände seiner Untersuchungen, hauptsächlich Tiere, waren in Käfige eingesperrt, die wahllos zwischen den Büchern aufgeschichtet standen; die meisten dieser Geschöpfe lebten noch, obwohl das Gegenteil besser für sie gewesen wäre. Im Vergleich zu dem Chaos in der Zimmermitte war die Wand erstaunlich leer. Bis auf ein paar aufgemalte Symbole schien sie kahl.

›Ah‹, sagte eine Stimme. ›Sei mir gegrüßt, Bruder der Schriftrolle.‹ Es war natürlich Pryrates, der mitten in seinem seltsamen Nest auf einem schmalen Stuhl mit hoher Rückenlehne saß. ›Ich hoffe, du hattest eine angenehme Reise?‹

›Wir wollen auf unnützes Geschwätz verzichten‹, antwortete ich. Mit der Verzweiflung hatte sich eine gewisse Schicksalsergebenheit eingestellt. ›Du bist kein Schriftrollenträger mehr, Pryrates, und ich bin auch keiner. Was willst du von mir?‹

Er grinste und zeigte keine Neigung, etwas zu verkürzen, das für ihn eine vergnügliche Abwechslung bedeutete. ›Einmal ein Bruder, immer ein Bruder, denke ich doch‹, lachte er. ›Denn sind wir nicht beide nach wie vor innig mit lauter Altertümern beschäftigt, alten Handschriften … alten Büchern?‹

Bei diesen letzten Worten stockte mir das Herz in der Brust. Zuerst hatte ich angenommen, er wollte mich nur quälen, um sich für den Hinauswurf aus dem Bund zu rächen, obwohl ich daran weit weniger schuld war als andere, denn mein Abstieg ins Dunkel hatte schon begonnen, als man Pryrates ausstieß. Jetzt begriff ich, daß er auf etwas ganz anderes aus war. Unzweifelhaft wollte er ein Buch haben, das er in meinem Besitz glaubte, und ich wußte recht gut, welches Buch er meinte.

Den guten Teil einer Stunde dauerte unser Duell, bei dem ich mit Worten kämpfte wie ein Krieger mit seinem Schwert. Eine Zeit lang leistete ich ihm Widerstand, denn das letzte, was ein Trunkenbold verliert, ist seine Verschlagenheit; sie hält eine gute Jahreszeit länger als seine Seele. Aber wir wußten beide, daß ich zum Schluß nachgeben mußte. Ich war müde, sehr müde und krank.

Während wir miteinander debattierten, betraten zwei Männer den Raum. Es waren keine Soldaten der Erkynwache, sondern Männer in düsteren Gewändern und mit geschorenen Köpfen. Sie hatten die dunkle Haut und die dunklen Augen der südlichen Inselbewohner. Keiner von ihnen sprach – vielleicht waren sie stumm –, aber ihre Aufgabe war unmißverständlich: sie sollten mich festhalten, damit Pryrates Kopf und Hände freihatte, wenn er zu einer anstrengenderen Verhandlungsmethode überging.

Als die beiden meine Arme packten und mich zum Stuhl des Priesters schleiften, gab ich auf. Es war nicht der Schmerz, den ich fürchtete, Miriamel, nicht einmal das Grauenvolle, das er meiner Seele zufügen konnte. Das schwöre ich Euch, auch wenn ich nicht weiß, warum es jetzt noch wichtig sein könnte. Es war vielmehr so, daß mir plötzlich alles gleichgültig war. Soll er doch haben, was er will, dachte ich. Soll er doch damit anfangen, was er will. Es war ja nicht so, sagte ich mir, daß diese sündenschwarze Welt unverdient bestraft werden sollte … denn ich hatte so lange im Abgrund gelebt, daß mir nichts mehr gut erschien außer dem Nichts.

›Du hast mit Blättern aus einem gewissen alten Buch um dich geworfen, Padreic‹, sagte er, ›oder erinnere ich mich recht, daß du dich jetzt anders nennst? Gleichviel. Ich brauche das Buch. Wenn du mir sagst, wo du es versteckt hältst, kannst du frei in die Abendluft hinauswandern.‹ Er zeigte auf die Welt hinter den Rubinfenstern. ›Wenn nicht…‹ Er wies auf einige Gegenstände, die auf dem Tisch gleich neben seinem Stuhl lagen, Dinge, die schon schmutzig waren von Haaren und Blut.

›Ich habe es nicht mehr‹, antwortete ich, und das war die Wahrheit, denn

ich hatte vor zwei Wochen die letzten Seiten verkauft. In jenem ekelhaften Stall hatte ich den Rest des Rauschs ausgeschlafen, den der Erlös mir beschert hatte.

›Ich glaube dir nicht, Kleiner‹, erklärte Pryrates, und seine Diener taten etwas mit mir. Ich schrie. Als ich ihm trotzdem nicht sagen konnte, wo das Buch war, begann er selbst Hand anzulegen, und hörte erst auf, als ich nicht mehr kreischen konnte und meine Stimme nur noch ein heiseres Flüstern war. ›Hm‹, meinte er und kratzte sich das Kinn, als wollte er Doktor Morgenes nachahmen, der das oft tat, wenn er über einer kniffligen Übersetzung brütete. ›Vielleicht muß ich dir doch glauben. Ich kann mir schwer vorstellen, daß Unrat wie du nur aus Gewissensgründen schweigt. Sag mir also, wem du die Blätter verkauft hast – jedes einzelne.‹

Ich verfluchte mich stumm, weil ich am Tod aller dieser Händler schuld sein würde; denn ich wußte, daß Pryrates sie umbringen und ihre Waren beschlagnahmen lassen würde, ohne einen Augenblick zu zögern. Aber ich nannte ihm alle Namen, die ich wußte. Wenn ich einmal zögerte, ermunterten mich … seine … seine zwei Diener…«

Cadrach brach plötzlich in lautes, stöhnendes Schluchzen aus. Miriamel hörte, wie er versuchte, es zu unterdrücken, bis es in einen Hustenanfall mündete. Sie beugte sich vor, griff nach seiner kalten Hand und drückte sie kräftig, damit er nicht vergaß, daß sie bei ihm war. Nach einer Weile ging sein Atem wieder ruhiger.

»Verzeiht mir, Prinzessin«, krächzte er. »Ich denke nicht gern daran.«

Auch in Miriamels Augen standen Tränen. »Es ist meine Schuld. Ich hätte Euch nicht überreden sollen, davon zu sprechen. Wir wollen aufhören, und Ihr könnt schlafen.«

»Nein.« Sie fühlte, daß er zitterte. »Nein. Jetzt habe ich damit angefangen. Ich könnte ohnehin nicht schlafen. Vielleicht hilft es mir, wenn ich meine Geschichte zu Ende erzähle.« Er streckte die Hand aus und strich ihr über den Kopf. »Ich dachte, er hätte nun alles von mir, was er wünschen konnte, aber das war ein Irrtum. ›Und wenn diese ehrenwerten Herren die Blätter, die ich brauche, nicht mehr haben, Padreic?‹ fragte er mich. Oh, ihr Götter, es gibt nichts Abstoßenderes als das Lächeln dieses Priesters! ›Ich denke, du solltest mir mitteilen, woran du dich noch erinnerst – es wird doch in diesem Weinschlauch von Schädel noch ein Rest Verstand stecken? Komm, sag mir den Inhalt her, mein kleiner Meßdiener.‹

Und das tat ich. Ich wiederholte ihm jedes Wort und jede Zeile, an die

ich mich erinnern konnte, wild durcheinander und ungeordnet, wie man es von einem heruntergekommenen Geschöpf wie mir erwarten konnte. Am meisten schienen ihn Nisses' rätselhafte Bemerkungen über den Tod zu fesseln, vor allem etwas, das ›durch den Schleier sprechen‹ hieß. Dabei schien es sich um Rituale zu handeln, mit deren Hilfe man zu etwas gelangt, das Nisses ›Lieder der oberen Luft‹ nennt – das sind offenbar die Gedanken derjenigen, die jenseits der Sterblichkeit stehen, sowohl der Toten als auch der Niemals-Lebenden. Ich würgte alles heraus, gierig danach, ihn zufriedenzustellen, während Pryrates dasaß und nickte, immer wieder nickte, und sein haarloser Schädel im unheimlichen Licht glänzte.

Plötzlich, mitten in diesem grausigen Geschehen, fiel mir etwas Merkwürdiges auf. Ihr könnt Euch denken, daß es eine Weile dauerte, bis ich es bemerkte, aber seitdem ich angefangen hatte, freimütig über meine Erinnerungen an Nisses' Buch zu erzählen, hatte man mir nichts mehr zuleide getan. Einer der schweigenden Diener gab mir sogar einen Becher Wasser, damit ich deutlicher sprechen konnte. Während ich so dahinplapperte und auf jede Frage von Pryrates so eifrig antwortete wie ein Kind bei seiner ersten heiligen Mansa, begann mich etwas an der Art zu beunruhigen, wie sich das Licht durch den Raum bewegte. Zuerst war ich, müde und voller Schmerzen, fest überzeugt, Pryrates sei es irgendwie gelungen, die Sonne in ihrer Bahn zurückrollen zu lassen, denn das Licht, das von Osten nach Westen über die blutigen Fenster hätte wandern müssen, schlug statt dessen den umgekehrten Weg ein. Ich sann darüber nach – in solchen Augenblicken ist es gut, wenn man an etwas anderes denken kann als das, was einem gerade widerfährt – und kam zu dem Ergebnis, daß die Gesetze des Himmels doch noch gültig waren. Es war vielmehr der Turm, oder jedenfalls das oberste Geschoß, in dem wir uns befanden, das sich langsam in Richtung der Sonne drehte, geringfügig schneller, als die Sonne selbst ihre Bahn zog, jedoch so gemächlich, daß man es in Verbindung mit dem rundum gleichmäßigen Aussehen des obersten Turmstockwerks von außen wahrscheinlich nie bemerkt hatte.

Darum also, dachte ich, durfte nichts an den Steinen der Zimmerwände stehen! Selbst in meinem großen Schmerz und all meiner Angst staunte ich über die riesigen Getriebe und Räder, die sich lautlos hinter dem Mörtel oder unter meinen Füßen bewegen mußten. Solche Dinge hatten mir früher viel Freude gemacht – in meiner Jugend brachte ich viele Stunden mit dem Studium der Gesetze der Mechanik zu, die die Umdrehung der Weltkugel und den Himmel regieren. Und, bei allen Göttern, es ließ mich an etwas

anderes denken als an das, was man mir angetan hatte und was ich selbst meinen Mitmenschen antat.

Während ich fleißig weiterschwatzte, sah ich mich in dem runden Raum um und bemerkte zum ersten Mal die unauffälligen Zeichen, die in das rote Fensterglas geätzt waren. Diese Zeichen, als schwache Linien aus dunklerem Rot an die Wand geworfen, kreuzten die seltsamen Symbole, mit denen die Innenmauer des Turms bemalt war. Mir fiel keine andere Erklärung ein, als daß Pryrates die Spitze des Hjeldinturms in eine Art gigantische Wasseruhr verwandelt hatte, einen Zeitmesser von phantastischer Größe und Kompliziertheit. Ich habe seither darüber gesonnen und gegrübelt, aber bis heute ist mir nichts eingefallen, das so gut zu den Tatsachen paßt. Ich nehme an, für die schwarzen Künste, denen Pryrates sich widmet, sind Stundenglas und Sonnenuhr zu ungenau, um ihm noch eine Hilfe zu sein.«

Miriamel gönnte ihm eine lange Pause. »Und was geschah dann?«

Cadrach zögerte noch. Als er dann weitersprach, redete er etwas schneller, als quälte ihn dieser Teil seiner Erinnerung sogar noch mehr als der vorhergehende.

»Nachdem ich Pryrates alles gesagt hatte, was ich wußte, saß er so lange da und brütete vor sich hin, bis der letzte Sonnenstrahl durch eines der Fenster verschwand und am Rand des nächsten wieder sichtbar wurde. Dann stand er auf und winkte. Einer der Diener trat hinter mich. Ich bekam einen Hieb auf den Kopf und verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Dickicht am Ufer des Kynslagh. Meine Kleider waren zerrissen und mit meinen Körperflüssigkeiten beschmutzt. Ich glaube, sie haben mich für tot gehalten. Jedenfalls glaubte Pryrates nicht, daß ich noch die geringste Mühe wert war, nicht einmal die, mich endgültig umzubringen.« Cadrach holte tief Atem.

»Man sollte meinen, daß ich vor Seligkeit außer mir war, weil ich noch lebte und etwas überstanden hatte, von dem ich es nie vermutet hätte«, fuhr er dann fort. »Aber alles, wozu ich noch fähig war, bestand darin, mich tiefer im Unterholz zu verkriechen und auf den Tod zu warten. Aber die Tage waren warm und trocken; ich starb nicht. Als ich mich einigermaßen erholt hatte, schleppte ich mich nach Erchester. Dort stahl ich etwas zum Anziehen und ein paar Lebensmittel. Ich badete sogar im Kynslagh, damit ich mich wieder an Orte wagen konnte, wo Wein verkauft wurde.« Der Mönch stöhnte. »Aber es gelang mir nicht, die Stadt zu verlassen, so sehr

ich mich auch danach sehnte. Der Anblick des Hjeldinturms, der die Außenmauer des Hochhorsts überragte, flößte mir Grauen ein, und doch konnte ich nicht fliehen. Es war, als hätte Pryrates ein Stück aus meiner Seele gerissen und mich damit festgebunden, damit er mich jederzeit rufen und ich mich ihm nicht entziehen könnte; und das trotz der Tatsache, daß es ihm offensichtlich völlig gleichgültig war, ob ich lebte oder tot war. Ich blieb also in der Stadt, stahl und trank und versuchte erfolglos, den furchtbaren Verrat zu vergessen, den ich begangen hatte. Natürlich vergaß ich ihn nicht – ich werde ihn *nie* vergessen –, aber im Lauf der Zeit wurde ich wieder stark genug, mich vom Schatten des Turms loszureißen und aus Erchester zu fliehen.« Es sah aus, als wollte er noch etwas hinzufügen, aber er schauderte und verstummte.

Wieder griff Miriamel nach der Hand des Mönchs, die unruhig über die Holzbank fuhr. Irgendwo im Süden ertönte ein einsamer Möwenschrei. »Ihr könnt Euch keine Vorwürfe machen, Cadrach. Das ist töricht. Jeder andere hätte ebenso gehandelt.«

»Nein, Prinzessin«, murmelte er traurig. »Nicht jeder. Manche wären lieber gestorben, als solche schrecklichen Geheimnisse zu verraten. Und was noch wichtiger ist – andere hätten von vornherein einen derartigen Schatz, noch dazu, wenn er so gefährlich ist wie Nisses' Buch, nicht für den Gegenwert von ein paar Weinkrügen verschleudert. Ich hatte eine heilige Pflicht. Denn das ist der Sinn des Bundes der Schriftrolle, Miriamel: Wissen zu bewahren und zugleich Osten Ard vor Menschen wie Pryrates zu schützen, die das alte Wissen nur dazu benutzen wollen, Macht über andere zu erlangen. Ich habe in beiden Punkten versagt.

Eine weitere Aufgabe des Bundes war, auf die Wiederkehr von Ineluki, dem Sturmkönig, zu achten. Dabei versagte ich am kläglichsten, denn ich weiß ganz genau, daß ich es war, der Pryrates dazu verhalf, diesen furchtbaren Geist zu finden und ihn von neuem Anteil am Geschlecht der Menschen nehmen zu lassen. Und alle diese Verbrechen verübte ich nur deshalb, damit ich mich am Wein berauschen und mir das ohnehin trübe Gehirn noch mehr vernebeln konnte.«

»Aber warum wollte Pryrates alle diese Dinge wissen? Warum übt der Tod einen solchen Reiz auf ihn aus?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Cadrach müde. »Sein Kopf ist verfault wie ein morscher Apfel, und wer weiß, was für wunderliche Gedanken einem solchen Hirn entspringen?«

Miriamel preßte zornig seine Finger. »Das ist keine Antwort.«

Cadrach straffte sich ein wenig. »Es tut mir leid, Herrin, aber ich weiß keine bessere. Das einzige, was ich noch sagen kann, ist, daß ich nach den Fragen, die Pryrates mir stellte, nicht glaube, daß er damals schon eine Verbindung mit dem Sturmkönig suchte – das kam später. Nein, er verfolgte einen anderen Zweck mit diesem, wie Nisses es nannte, ›durch den Schleier sprechen‹. Und ich nehme an, als er diese lichtlosen Gefilde zu erforschen begann, bemerkte man ihn. Die meisten lebenden Menschen, die dort entdeckt werden, sterben oder verfallen in Wahnsinn, aber ich vermute, daß der rachsüchtige Ineluki in Pryrates ein mögliches Werkzeug erkannte. Und nach dem, was ich von Euch und anderen höre, hat sich dieses Werkzeug in der Tat als äußerst nützlich erwiesen.«

Miriamel fror in der nächtlichen Brise und duckte sich tiefer. Etwas in Cadrachs Worten ging ihr im Kopf herum und wollte untersucht werden. »Ich möchte nachdenken«, sagte sie.

»Wenn ich Euch jetzt anwidere, Herrin, ist das nur verständlich.« Cadrach klang sehr förmlich. »Ich bin schon lange selbst von mir unaussprechlich angewidert.«

»Redet keinen Unsinn.« Impulsiv hob sie seine kalte Hand und drückte sie an ihre Wange. Verblüfft ließ er sie einen Moment liegen und zog sie dann zurück. »Ihr habt Fehler gemacht, Cadrach. Das habe ich auch, und viele andere ebenfalls.« Sie gähnte. »Jetzt müssen wir schlafen, damit wir morgen aufstehen und weiterrudern können.« Sie kletterte an ihm vorbei in die behelfsmäßige Kabine.

»Herrin?« fragte der Mönch hörbar überrascht, aber sie antwortete nicht mehr.

Etwas später, als Miriamel schon fast eingeschlafen war, merkte sie, wie auch er unter das Segeltuchdach kroch. Er rollte sich vor ihren Füßen zusammen, aber sein Atem blieb ruhig, als denke auch er nach. Bald wiegten das leise Plätschern der Wellen und das Schaukeln des Bootes am Anker sie in den Schlaf und die Träume.

X

Reiter der Morgendämmerung

Trotz des kalten Morgendunstes, der über dem Sesuad'ra lag wie ein grauer Mantel, herrschte in Neu-Gadrinsett eine geradezu festliche Stimmung. Die Trollschar, von Binabik und Simon über den allmählich zufrierenden See geführt, war ein neues und erfreuliches Wunder in einem Jahr, dessen sonstige Überraschungen fast alle unangenehm gewesen waren. Als Simon und seine kleinen Freunde um die letzte Windung der alten Sithistraße bogen, umringte sie sofort ein Schwarm schnatternder Kinder, die ihren Eltern und größeren Geschwistern vorausgelaufen waren. Die vom Lärm der Qanuc-Dörfer abgehärteten Widder ließen sich von ihnen nicht stören. Rauhe braune Hände hoben ein paar von den ganz Kleinen in die Sättel, wo sie vor den Trollhirten und Jägerinnen sitzen und mitreiten durften. Ein kleiner Junge, der eine so plötzliche und enge Berührung mit den Ankömmlingen nicht erwartet hatte, brach in lautes Geschrei aus. Der Troll, der ihn hochgehoben hatte, grinste besorgt in seinen spärlichen Bart und hielt das zappelnde Bürschchen sanft, aber kräftig fest, damit es nicht herunterfiel und von den Widdern, die Horn an Horn weiterdrängten, verletzt wurde. Das Gebrüll des Jungen war so laut, daß es selbst die Rufe der anderen Kinder und das entfesselte Wummern und Dudeln der Qanuc-Marschmusik übertönte.

Binabik hatte Josua von der Ankunft seiner Stammesgenossen unterrichtet, bevor er Simon mit hinunter in den Wald nahm, und der Prinz hatte sein Bestes getan, für einen gebührenden Empfang zu sorgen. Die Widder wurden in warme Stallhöhlen gebracht, wo sie Seite an Seite mit den Pferden von Neu-Gadrinsett ihr Heu malmten. Dann marschierten Sisqi und die übrige Troll-Abordnung hinauf zum Haus des Abschieds, das, glattpoliert vom Wind, hoch vor ihnen aufragte. Nach wie vor folgte ihnen eine Herde neugieriger Siedler. Man vereinte die mageren Sesuad'ra-Vorräte mit dem Reiseproviant der Trolle zu einer gemeinsamen, bescheidenen Mahlzeit. Noch immer hatte Neu-Gadrinsett nicht so viele

Einwohner, daß sie und weitere hundert Männer und Frauen, noch dazu so winzige, die riesige Halle der Sithi ganz gefüllt hätten, aber weil man enger saß, wurde es doch wärmer. Essen war knapp, aber die Gesellschaft exotisch und aufregend.

Sangfugol, in seinem besten – wenn auch vielleicht schon etwas fadenscheinigen – Wams und den elegantesten seiner Beinlinge, stand auf und trug ein paar besonders beliebte alte Lieder vor. Die Trolle applaudierten, indem sie sich mit den Handflächen auf die Stiefel klatschten, ein Brauch, der die Bürger von Neu-Gadrinsett sehr erheiterte. Als nächstes führten ein Mann und eine Frau der Qanuc, angefeuert von ihren Gefährten, einen akrobatischen Tanz vor, bei dem zwei ihrer vorn gekrümmten Hirtenspeere eine Rolle spielten und viel gesprungen und Purzelbäume geschlagen wurden. Die meisten Menschen aus Neu-Gadrinsett, selbst solche, die den kleinen Fremden beim Betreten der Halle noch Mißtrauen entgegengebracht hatten, wurden schnell mit den Trollen warm. Nur die wenigen ursprünglich aus Rimmersgard stammenden Siedler schienen weiterhin unfreundlich gesonnen; die uralte Feindschaft zwischen Qanuc und Rimmersleuten ließ sich nicht durch ein einziges Festmahl und ein paar Tänze und Lieder beseitigen.

Simon saß da und beobachtete alles voller Stolz. Er trank nicht, denn vom *Kangkang* der letzten Nacht dröhnte ihm noch jetzt höchst unangenehm das Blut im Schädel, aber er fühlte sich so fröhlich beschwipst, als hätte er gerade einen ganzen Schlauch davon hinuntergekippt. Alle Verteidiger des Sesuad'ra freuten sich über neue Verbündete, gleich welcher Art. Die Trolle waren klein, aber Simon erinnerte sich an den Sikkihoq und daran, wie tapfer sie dort gekämpft hatten. Noch immer waren die Aussichten gering, daß es Josuas Streitern gelingen könnte, Fengbald abzuwehren, aber wenigstens standen die Verhältnisse nicht mehr ganz so ungleich wie noch gestern. Das Beste von allem aber war, daß Sisqi Simon feierlich dazu eingeladen hatte, an der Seite der Trolle zu fechten, ein Antrag, der, soweit er wußte, nie zuvor einem *Utku* gestellt worden war und darum eine wirkliche Auszeichnung bedeutete. Sie hatte ihm erklärt, daß die Qanuc von seiner Tapferkeit sehr beeindruckt seien und seine Treue gegenüber Binabik hochschätzten.

Simon konnte nicht umhin, einen gewissen Stolz auf sich selbst zu empfinden, hatte sich jedoch vorgenommen, die Ehre vorläufig noch für sich zu behalten. Trotzdem grinste er jeden, der seinem Blick begegnete, quer über den ganzen Tisch weg vergnügt an.

Als Jeremias eintrat, zwang Simon ihn, sich an seine Seite zu setzen. In Gesellschaft des Prinzen und der anderen »Vornehmen«, wie Jeremias sie bezeichnete, fühlte sich der einstige Wachszieherlehrling zwar immer wohler, wenn er als Simons Leibdiener fungieren konnte, aber dabei fühlte sich wiederum Simon sehr unwohl.

»Es gehört sich nicht«, stöhnte Jeremias und starrte in den Becher, den Simon vor ihn hingestellt hatte. »Ich bin dein Knappe, Simon. Ich sollte nicht an der Tafel des Prinzen sitzen, sondern dir den Becher füllen.«

»Unsinn.« Simon winkte lässig mit der Hand. »Bei uns ist das anders. Außerdem, wenn du damals an meiner Stelle aus der Burg geflohen wärst, hättest du alle diese Abenteuer erlebt, und ich wäre bei Inch im Keller gelandet.«

»Sag das nicht!« keuchte Jeremias, jähe Angst in den Augen. »Du weißt ja nicht …!« Er bemühte sich um Fassung. »Nein, Simon, sprich es nicht einmal aus – es bringt Unglück, die Worte könnten es wahr machen!« Nur langsam entspannte sich sein Gesicht; der Ausdruck von Furcht verwandelte sich in Wehmut. »Außerdem hast du unrecht. Mir wären diese Dinge nie geschehen – der Drache, das Feenvolk und alles andere. Wenn du nicht selber merkst, daß du etwas Besonderes bist, dann…«, er holte tief Luft, »… bist du wirklich strohdumm.«

Bei solchen Bemerkungen fühlte Simon sich noch viel unbehaglicher. »Besonders oder strohdumm«, knurrte er, »für eins davon solltest du dich schon entscheiden.«

Jeremias schaute ihn an, als könne er Simons Gedanken lesen. Er schien noch etwas dazu sagen zu wollen, verzog jedoch gleich darauf das Gesicht zu einem spöttischen Lächeln. »Hm. Jetzt, wo du es erwähnst – ›besonders strohdumm‹ wäre wohl der richtige Ausdruck.«

Erleichtert, sich wieder auf festem Boden zu bewegen, tunkte Simon die Finger in seinen Weinbecher und spritzte Jeremias ein paar Tropfen ins blasse Gesicht, was seinen Freund zum Prusten brachte. »Und Ihr, Bursche, taugt auch nicht mehr. Ich habe Euch gesalbt und verleihe Euch nun den Titel ›Herr Strohdumm von Besonders‹.« Feierlich bespritzte er ihn mit ein paar weiteren Tropfen. Jeremias fauchte und schlug nach dem Becher, dessen restlicher Inhalt sich über Simons Hemd ergoß. Sie fingen an, die Arme gegeneinanderzudrücken, lachten und klatschten mit den freien Händen aufeinander ein wie verspielte Jungbären.

»Herr Besonders von Strohdumm!«

»Herr Strohdumm von Besonders!«

Ihr Wettkampf, wenn auch immer noch freundschaftlich, wurde bald ein wenig hitziger. Die unmittelbar neben den Kämpen sitzenden Gäste rückten zur Seite, um Platz zu machen. Prinz Josua hatte trotz leichter Bedenken Mühe, seine Miene kühler Mißbilligung zu bewahren. Die Herrin Vara gab sich keine Mühe, ihr Lachen zu verbergen.

Die Trolle, deren Festveranstaltungen in der ehrfurchtgebietenden Weite des Chidsik ub Lingit stattfanden, bei denen niemals etwas so Alltägliches wie der Ringkampf von zwei Freunden vorgefallen wäre, die sich gegenseitig Wein in die Haare schmierten, beobachteten den Vorgang mit feierlichem Interesse. Manche fragten laut, ob durch den Sieger des Wettkampfs eine besondere Weissagung oder Prophezeiung bestimmt würde, andere, ob es die religiösen Anschauungen der Gastgeber beleidigte, wenn man ein paar unauffällige Wetten darüber abschloß, wer gewinnen würde. Was das letztere anging, kam man zu der stillschweigenden Übereinkunft, daß etwas, das unbemerkt blieb, auch niemanden kränken konnte. Je nachdem, welcher der beiden Streiter kurz vor einer vernichtenden Niederlage zu stehen schien, wechselten mehrfach die Quoten.

Als die Minuten vergingen und keiner der beiden Kämpen Zeichen des Aufgebens erkennen ließ, wuchs die Anteilnahme der Trolle noch. Wenn bei einem Festbankett in der Höhle dieses Tiefländerhirten und seiner Jägerin ein solcher Kampf derartig lange dauerte, dann mußte es sich, so erläuterten die weltläufigeren Qanuc ihren Gefährten, um mehr als ein bloßes Wetteifern handeln. Offensichtlich war es eher eine komplizierte Art Tanz, der für die bevorstehende Schlacht von den Göttern Glück und Stärke herabrief. Nein, meinten andere, es wäre wahrscheinlich nichts Komplizierteres als ein Kampf um Paarungsrechte. Bei Widdern war das üblich, warum also nicht auch bei Tiefländern?

Als Simon und Jeremias merkten, daß ihnen fast der ganze Saal zuschaute, fand der Wettkampf im Armdrücken ein jähes Ende. Die beiden verlegenen Streiter rückten schwitzend und mit roten Gesichtern ihre Hocker zurecht und vertieften sich in ihr Essen, von dem sie nicht zu den anderen Gästen aufzusehen wagten. Die Trolle tuschelten betrübt. Wie schade, daß weder Sisqi noch Binabik hier waren, um ihre vielen Fragen über das merkwürdige Ritual zu übersetzen. Eine Chance zum besseren Verständnis der *Utku*-Sitten war verspielt, zumindest für den Augenblick.

Draußen vor dem Haus des Abschieds standen Binabik und seine

Verlobte knöcheltief im Schnee, der die bröckelnden Steinplatten des Feuergartens bedeckte. Die Kälte machte ihnen nicht das geringste aus – ein später Frühling in Yiqanuc konnte weit schlimmer sein, und sie waren schon lange nicht mehr miteinander allein gewesen.

Das Paar in seinen Kapuzen stand eng beieinander; Gesicht an Gesicht, wärmten sie sich mit ihrem Atem die Wangen. Binabik streifte mit sanften Fingern eine schmelzende Schneeflocke von Sisqis Nase.

»Du bist sogar noch schöner«, sagte er. »Ich dachte, meine Einsamkeit hätte die Sinne getäuscht, aber du bist noch lieblicher als in meiner Erinnerung.«

Sisqi zog ihn lachend an sich. »Schmeichelei, Singender Mann, Schmeichelei. Hast du sie an diesen Riesenfrauen aus dem Tiefland geübt? Sei vorsichtig, eine von ihnen könnte beleidigt sein und dich zerquetschen.«

Binabik tat, als runzele er die Stirn. »Ich sehe keine andere als dich, Sisqinanamook, und so war es von jener Sekunde an, als du zum ersten Mal die Augen zu mir aufschlugst.«

Sie schlang die Arme um seine Brust und hielt ihn, so fest sie konnte. Dann ließ sie ihn los, drehte sich um und ging weiter. Binabik folgte ihr.

»Deine Nachricht war sehr willkommen«, sagte er. »Ich habe mir seit dem Tag, an dem ich vom Blauschlammsee wegritt, Sorgen um unser Volk gemacht.«

Sisqi zuckte die Achseln. »Wir werden es überleben. Seddas Kinder überstehen alles. Trotzdem war es, als entferne man einen Stein vom Fuß eines zornigen Widders, bis ich meine Eltern davon überzeugte, daß sie mich wenigstens dieses kleine Aufgebot der Unsrigen hierher führen ließen.«

»*Hirte* und *Jägerin* mögen sich damit abgefunden haben, daß Ookequk die Wahrheit schrieb«, meinte Binabik. »Aber nur, weil man etwas Unangenehmes als wahr erkennt, wird es dadurch nicht leichter verdaulich. Trotzdem sind Josua und seine Gefährten euch aufrichtig dankbar; jeder Arm, jedes Auge hilft. Auch ohne es zu wollen, haben der *Hirte* und die *Jägerin* eine gute Tat getan.« Er hielt inne. »Und auch du hast ein gutes Werk vollbracht. Ich danke dir, daß du so freundlich zu Simon warst.«

Sisqi sah ihn fragend an. »Was meinst du?«

»Du hast ihn eingeladen, mit den Qanuc zu kämpfen. Das bedeutet ihm viel.«

Sie lächelte. »Das war keine Gunst, Geliebter. Es war eine Ehre, die er verdient hat, und unsere gemeinsame Entscheidung – nicht allein meine, Binabik, sondern die von allen, die bei mir sind.«

Er sah sie überrascht an. »Aber sie kennen ihn doch gar nicht!«

»Einige schon. Unter den Hundert sind ein paar, die unseren Abstieg vom Sikkihoq überlebten. Hast du Snenneq nicht gesehen? Und die vom Sikkihoq brachten den anderen ihre Geschichten mit. Dein junger Freund hat großen Eindruck auf unser Volk gemacht, Geliebter.«

»Der junge Simon.« Binabik überlegte einen Augenblick. »Es ist ein merkwürdiger Gedanke, aber ich weiß, daß du die Wahrheit sprichst.«

»Er ist sehr gewachsen, dein Freund, seit wir am See Abschied nahmen. Das muß dir aufgefallen sein.«

»Ich weiß, daß du nicht seine Größe meinst – er ist immer groß gewesen, selbst für sein eigenes Volk.«

Sisqi lachte und drückte ihn wieder an sich. »Nein, natürlich nicht. Ich finde, seit er von unseren Bergen herunterkam, sieht er aus, als sei er den *Weg des Mannes* gegangen.«

»Die Tiefländer haben diesen Brauch nicht, Liebste; aber ich glaube, das ganze letzte Jahr war für ihn sein *Weg des Mannes*; und ich glaube außerdem, daß dieser Weg noch nicht zu Ende ist.« Binabik schüttelte den Kopf und nahm ihre Hand, die er mit seinen Fingern umschloß. »Aber trotzdem habe ich Simon unrecht getan, als ich annahm, du wolltest ihm lediglich eine Freundlichkeit erweisen. Er ist jung und verändert sich schnell. Vielleicht stehe ich ihm zu nahe, um diese Veränderungen so klar zu sehen wie du.«

»Du siehst klarer als wir alle, Binbiniqegabenik. Darum liebe ich dich, und darum darf dir nichts zustoßen. Ich habe meinen Eltern keine Ruhe gelassen, bis ich mit einer Schar deines eigenen Volks an deiner Seite sein konnte.«

»Ach, Sisqi«, erwiderte Binabik wehmütig, »nicht tausendmal tausend der stärksten Trolle sind in diesen furchtbaren Zeiten genug, um uns zu schützen. Aber mehr wert als eine Million Speere ist es, dich wieder bei mir zu haben.«

»Wieder Schmeichelei«, lachte sie. »Aber du sagst sie so wunderbar. «

Arm in Arm spazierten sie durch den Schnee.

Auch wenn der Proviant knapp war, Holz gab es genug. Im Haus des

Abschieds hatte man das Feuer so hoch aufgeschichtet, daß der Rauch die Decke schwärzte. An sich hätte sich Simon darüber entrüstet, daß man den heiligen Ort der Sithi in dieser Weise entweihte, aber heute nacht sah er das große Feuer nur als etwas, das sie jetzt nötig hatten – eine tapfere und freudige Geste in einer fast hoffnungslosen Zeit. Er warf einen Blick auf den Kreis der Gäste, der sich jetzt, nachdem das Essen beendet war, um das Feuer gebildet hatte.

Die meisten der Siedler hatten sich in ihre Zelte und Schlafhöhlen zurückgezogen, ermüdet von einem langen Tag und einem unerwarteten Fest. Auch von den Trollen waren nicht mehr alle da. Einige sahen nach den Widdern – denn was, so hatten sie sich gefragt, verstanden Tiefländer *wirklich* von Schafen? –, andere hatten sich in den Höhlen, die die Leute des Prinzen für sie vorbereitet hatten, schlafen gelegt. Binabik und Sisqi saßen jetzt in leiser Unterhaltung mit dem Prinzen an der hohen Tafel. Ihre Gesichter waren weit ernster als die der fröhlichen Zecher, die in der Runde am Feuer ein paar kostbare Weinschläuche hin- und hergehen ließen. Simon kämpfte einen Moment mit sich und steuerte dann auf die letztere Gruppe zu.

Die Herrin Vara hatte die Tafel des Prinzen verlassen und war gerade auf dem Weg zur Tür. Herzogin Gutrun begleitete sie und hielt die Thrithing-Frau so sanft am Ellenbogen fest wie eine Mutter, die immer bereit ist, ein lebhaftes Kind zu bändigen. Als Vara Simon sah, blieb sie stehen. »Da seid Ihr ja«, sagte sie und winkte ihn zu sich. Das Kind war jetzt allmählich zu sehen, eine Wölbung in ihrer Mitte.

»Herrin. Herzogin.« Simon fragte sich, ob er den beiden Damen eine Verbeugung machen sollte, bis ihm einfiel, daß sie ihm vorhin beide zugeschaut hatten, wie er auf Jeremias eindrosch. Er errötete und senkte hastig den Kopf, um sein Gesicht zu verbergen.

In Varas Stimme lag ein Lächeln. »Prinz Josua sagt, diese Trolle seien Eure geschworenen Verbündeten, Simon – oder soll ich Euch Herr Seoman nennen?«

Es wurde immer schlimmer. Seine Wangen fühlten sich schmerzhaft heiß an. »Bitte, Herrin, nur Simon.« Er warf ihr einen verstohlenen Blick zu und richtete sich langsam auf.

Herzogin Gutrun lachte. »Himmel noch mal, Junge, reg dich nicht so auf. Laßt ihn zu den anderen laufen, Vara – er ist ein junger Mann und möchte lange aufbleiben, trinken und prahlen.«

Vara sah sie einen Moment scharf an, dann wurden ihre Züge weicher.

»Ich wollte ihm nur sagen…« Sie wandte sich zu Simon. »Ich wollte Euch nur sagen, daß ich gern mehr von Euch wüßte. Ich hatte immer geglaubt, wir hätten nach der Flucht aus Naglimund ein abenteuerliches Leben geführt, aber Josua hat mir erzählt, was Ihr gesehen habt…« Sie lachte ein wenig traurig und legte die langen Finger an ihren Bauch. »Aber es ist gut von Euch, uns diese Hilfe zu bringen. Ich habe nie etwas gesehen wie diese Trolle.«

»Ihr kennt doch … mmmmh … Binabik schon lange«, meinte Gutrun und gähnte hinter der vorgehaltenen Hand.

»Ja, aber ein kleiner Mann ist etwas ganz anderes als so viele … so viele!« Vara blickte sich wie hilfesuchend nach Simon um. »Versteht Ihr das?«

»O ja, Herrin Vara.« Bei der Erinnerung mußte er grinsen. »Als ich die Stadt, in der Binabik wohnt, zum erstenmal sah – Hunderte von Höhlen im Berg, schwankende Seilbrücken und mehr junge und alte Trolle, als Ihr Euch überhaupt vorstellen könnt –, da war das plötzlich etwas ganz anderes als die Bekanntschaft mit Binabik.«

»Genau so.« Vara nickte. »Jedenfalls danke ich Euch nochmals. Vielleicht besucht Ihr mich einmal und erzählt mir mehr von Euren Reisen. Ich fühle mich jetzt manchmal etwas schwach, und Josua macht sich soviel Sorgen, wenn ich draußen spazierengehe«, sie lächelte wieder, aber es lag eine Spur von Bitterkeit in ihrem Lächeln, »darum wäre es schön für mich, Gesellschaft zu haben.«

»Natürlich, Herrin. Es wäre mir eine Ehre.«

Gutrun zupfte Vara am Ärmel. »Kommt jetzt, Vara. Laßt den jungen Mann zu seinen Freunden gehen.«

»Ja. Nun, dann gute Nacht, Simon.«

»Edle Damen.« Wieder verbeugte er sich, diesmal schon geschmeidiger. Offenbar brauchte man dazu Übung.

Als Simon ans Feuer trat, blickte Sangfugol auf. Der Harfner machte einen müden Eindruck. Neben ihm saß der alte Strupp und führte eine ebenso einseitige wie weitschweifige Debatte mit ihm – eine Debatte, an der Sangfugol schon eine ganze Zeit lang nicht mehr beteiligt zu sein schien.

»Guten Abend, Simon«, sagte der Harfner. »Setzt Euch und trinkt mit uns.« Er bot ihm den Weinschlauch an.

Simon nahm aus Höflichkeit einen Schluck. »Das Lied, das Ihr heute

abend gesungen habt, hat mir gut gefallen – das über den Bären.«

»Das Osgal-Lied? Das ist wirklich gut. Ich habe nämlich daran gedacht, daß Ihr mir erzählt habt, es gäbe Bären da oben im Troll-Land, und deshalb hoffte ich, es würde ihnen gefallen.«

Simon brachte es nicht übers Herz, ihm zu verraten, daß von ihren hundert neuen Gästen nur eine Frau ein einziges Wort Westerling sprach und der Harfner genausogut von Sumpfgeflügel hätte singen können, ohne daß es jemandem aufgefallen wäre. Aber obwohl der Inhalt ihnen ein vollständiges Geheimnis geblieben war, hatten den Qanuc die schwungvollen Kehrreime und Sangfugols glotzäugige Grimassen trotzdem außerordentlich viel Freude bereitet. »Geklatscht haben sie jedenfalls wie toll«, meinte Simon. »Ich glaubte, das Dach würde einfallen.«

»Auf die Stiefel haben sie sich geschlagen, habt Ihr das bemerkt?« Beim Gedanken an seinen großen Triumph straffte sich Sangfugols Haltung sichtlich. Vielleicht war er ja der einzige Harfner, der jemals den Applaus von Trollfüßen genossen hatte, eine Leistung, die nicht einmal von dem sagenhaften Eoin-ec-Cluias überliefert war.

»Stiefel?« Strupp beugte sich vor und umklammerte Simons Knie. »Und wer hat ihnen überhaupt beigebracht, sich Stiefel anzuziehen? Das würde ich gern wissen. Solche Wilde aus den Bergen tragen keine Stiefel.«

Simon wollte etwas antworten, aber Sangfugol schüttelte ärgerlich den Kopf. »Du redest schon wieder Unsinn, Strupp. Du hast keine Ahnung von Trollen.«

Beschämt sah der Narr sich in der Runde um. Der Knoten an seinem Hals hüpfte. »Ich fand es nur komisch, daß…« Sein Blick fiel auf Simon. »Und du kennst sie, Sohn? Diese kleinen Leute?«

»Ja. Binabik ist mein Freund – aber den habt Ihr ja schon oft hier gesehen, nicht wahr?«

»Gewiß, gewiß.« Strupp nickte, aber seine wäßrigen Augen blieben unsicher. Simon wußte nicht, ob er sich wirklich erinnerte.

»Nun, als wir von Naglimund zum Drachenberg ritten«, begann Simon bedächtig, »dem Berg, den Ihr uns finden halft, Strupp, mit Euren Erinnerungen an das Schwert *Dorn* – als wir also auf diesem Drachenberg gewesen waren, gingen wir dorthin, wo Binabiks Volk wohnt, und lernten dort ihren König und die Königin kennen. Und nun haben sie uns diese Kämpfer aus ihrem Stamm als Verbündete geschickt.«

»Oh, sehr freundlich. Außerordentlich freundlich.« Strupp spähte

mißtrauisch durch das Feuer, hinüber zu der nächstsitzenden Trollgruppe, einem halben Dutzend Männer, die lachend am Boden hockten und im feuchten Sägemehl würfelten. Das Gesicht des alten Narren hellte sich auf. »Und sie sind hier, weil ich das damals gesagt habe!«

Simon zögerte und sagte dann: »Ja – in gewisser Weise schon. Ihr habt recht.«

»Ha!« Strupp zeigte grinsend seine wenigen Zahnstümpfe. Er sah richtig glücklich aus. »Ich habe Josua und all den anderen von den Schwertern erzählt, stimmt's? Von den beiden Schwertern.« Er schaute wieder auf die Trolle. »Was tun sie?«

»Sie würfeln.«

»Nachdem ich sie schon hierhergebracht habe, sollte ich ihnen wenigstens zeigen, wie man richtig spielt. Ich sollte ihnen *Bullenhorn* beibringen.« Strupp stand auf und torkelte ein paar Schritte auf die würfelnden Trolle zu, ließ sich mit gekreuzten Beinen in ihrer Mitte nieder und versuchte ihnen die Spielregeln von *Bullenhorn* zu erklären. Die Trolle lachten über seine unverkennbare Betrunkenheit, schienen sich jedoch über seinen Besuch zu freuen. Schon bald steckten der Narr und die Gäste mitten in einer äußerst komischen Pantomime, als Strupp, vom Alkohol und den Aufregungen des Abends ohnehin schon recht beschwingt, der Gruppe kleiner Gebirgsbewohner, die kein Wort davon verstehen konnten, die Feinheiten eines Würfelspiels zu erläutern versuchte.

Simon drehte sich lachend zu Sangfugol um. »Damit ist er erst einmal ein paar Stunden beschäftigt, wenn nicht länger.«

Sangfugol verzog das Gesicht. »Ich wünschte, das wäre mir eingefallen. Dann hätte ich ihn schon viel früher zu ihnen geschickt, und er hätte sie belästigen können.«

»Ihr braucht doch nicht ständig auf Strupp aufzupassen. Wenn Ihr Josua sagen würdet, wie ungern Ihr es tut, wird er bestimmt jemand anders damit betrauen.«

Der Harfner schüttelte den Kopf. »Es ist nicht so einfach.«

»Erzählt es mir.« Aus der Nähe konnte Simon dunklen Schmutz in den kleinen Falten um Sangfugols Augen und einen Fleck auf der Stirn unter dem lockigen braunen Haar sehen. Der Harfner schien lange nicht mehr so verwöhnt zu sein wie früher, aber Simon konnte sich nicht entscheiden, ob das ein Vorteil war – ein ungepflegter Sangfugol erschien ihm als Widerspruch gegen die Natur, so wie eine schlampige Rachel oder ein plumper Jiriki.

»Strupp war einmal ein guter Mann, Simon.« Der Harfner sprach langsam, fast widerwillig. »Nein, das ist ungerecht. Er ist vermutlich immer noch ein guter Mann, nur daß er heutzutage vor allem alt und töricht ist – und sich bei jeder Gelegenheit betrinkt. Er ist nicht böse, er ist nur anstrengend. Aber als ich anfing, meine Kunst zu erlernen, nahm er sich Zeit für mich und half mir, obwohl ihn nichts dazu verpflichtete; er tat es aus reiner Freundlichkeit. Er lehrte mich Lieder und Tonarten, die ich nicht kannte, und zeigte mir den richtigen Umgang mit meiner Stimme, damit sie mich nicht im Stich ließ, wenn es darauf ankam.« Sangfugol zuckte die Achseln. »Wie kann ich mich jetzt von ihm abwenden, nur weil er mir manchmal lästig ist?«

Die Stimmen der Trolle neben ihnen waren lauter geworden, aber was zunächst nach einem beginnenden Streit klang, war in Wirklichkeit ein Lied, das sie anhoben, ein kehliger, abgehackter Singsang. Die Melodie war so fremdartig wie nur möglich, aber der Humor selbst in der unbekannten Sprache so unüberhörbar, daß Strupp, der mitten unter den Sängern saß, kichernd in die Hände klatschte.

»Schaut ihn Euch an«, sagte Sangfugol ein wenig gedankenverloren. »Er ist wie ein Kind – und vielleicht werden wir ja alle einmal so. Wie kann ich ihn hassen? Würde ich ein Kind hassen, das nicht weiß, was es tut?«

»Aber er scheint Euch zum Wahnsinn zu treiben.«

Der Harfner schnaubte. »Und treiben nicht auch Kinder ihre Eltern manchmal zum Wahnsinn? Und doch werden eines Tages die Eltern selbst wieder wie Kinder und rächen sich so an Söhnen und Töchtern, denn nun sind es die alten Eltern, die weinen und sabbern und sich am Kochfeuer verbrennen, und ihre Kinder, die darunter zu leiden haben.« Er lachte, aber es klang wenig fröhlich. »Als ich damals auszog, um mein Glück zu machen, war ich froh, von meiner Mutter wegzukommen. Und nun seht dort den Lohn meiner Treulosigkeit.« Er wies auf Strupp, der den Kopf in den Nacken geworfen hatte und mit den Trollen mitsang, ein wortloses und unmelodisches Heulen wie von einem Hund unter dem Erntemond.

Das Lächeln über dieses Bild verschwand sehr schnell wieder von Simons Gesicht. Zumindest hatten Sangfugol und andere wählen können, ob sie bei ihren Eltern bleiben wollten oder nicht. Waisen hatten diese Möglichkeit von vornherein nicht.

»Es kann aber auch anders sein.« Sangfugol sah hinüber zu Josua, der noch immer in sein Gespräch mit den beiden Qanuc vertieft war. »Manche Menschen können sich sogar nach dem Tod ihrer Eltern nicht von ihnen

befreien.« Sein auf den Prinzen gerichteter Blick war voller Liebe, zugleich aber, zu Simons Überraschung, voller Zorn. »Manchmal sieht es aus, als fürchte er sich, auch nur einen Schritt zu tun – nur damit er nicht über den Schatten des Andenkens an den alten König Johan springen muß.«

Simon starrte auf Josuas schmales, bekümmertes Gesicht. »Er macht sich zuviel Sorgen.«

»Ja, und zwar auch dann, wenn es keinen Sinn hat.« Bei diesen Worten Sangfugols kam Strupp wieder auf sie zugeschwankt. Der *Kangkang* seiner Mitwürfler schien den Alten in ein neues, wacheres Stadium der Trunkenheit versetzt zu haben.

»Wir stehen kurz davor, von Fengbald und tausend Soldaten angegriffen zu werden, Sangfugol«, knurrte Simon. »Das dürfte Grund genug für Josua zu sein, sich Sorgen zu machen. Manchmal nennt man solche Sorgen auch ›Vorausplanung‹, versteht Ihr.«

Der Harfner machte eine entschuldigende Gebärde. »Ich verstehe es sehr gut, und an Josua als Heerführer habe ich auch nicht das geringste auszusetzen. Wenn jemand überhaupt einen Weg findet, diesen Kampf zu gewinnen, dann unser Prinz. Aber ich schwöre Euch, Simon, manchmal glaube ich, wenn er einmal unter seine Füße schauen und dort die Ameisen und Flöhe bemerken würde, die er zwangsläufig mit jedem Schritt tötet, würde er nie mehr ein Bein vor das andere setzen. Man kann aber kein Anführer und schon gar kein König sein, wenn einen jeder Schmerz, den einer der Untertanen erleidet, so brennt, als sei es der eigene. Josua, glaube ich, hat zuviel Mitleid, um sich je auf einem Thron glücklich zu fühlen.«

Strupp hatte mit hellen, aufmerksamen Augen zugehört. »Er ist das Kind seines Vaters, daran gibt es keinen Zweifel.«

Sangfugol sah ärgerlich auf. »Du schwatzt schon wieder Unsinn, Alter. Priester Johan war ganz anders, das weiß jeder – und du solltest es am allerbesten wissen!«

»Ah«, sagte Strupp feierlich, und sein Gesicht war ausdruckslos. »Ah. Ja.« Einen Moment herrschte Schweigen. Gerade als es schien, als wolle er noch etwas hinzufügen, drehte der Narr sich jäh um und entfernte sich wieder.

Simon überging die Worte des alten Mannes mit einem Achselzucken. »Wie kann es einem guten König nicht weh tun, wenn sein Volk leidet, Sangfugol?« fragte er. »Sollte er denn kein Mitgefühl haben?«

»Natürlich sollte er das. Ja, bei Ädons Blut! Denn sonst wäre er nicht

besser als Josuas verrückter Bruder. Nur – wenn Ihr Euch am Finger verletzt, legt Ihr Euch dann ins Bett und steht erst dann wieder auf, wenn er geheilt ist? Oder stillt Ihr das Blut und setzt Eure Arbeit fort?«

Simon überlegte. »Ihr meint, Josua ist wie der Bauer in der alten Geschichte – der das schönste, dickste Schwein auf dem ganzen Markt kaufte und es dann nicht über sich brachte, es zu schlachten, so daß er und seine Familie verhungerten und das Schwein am Leben blieb?«

Der Harfner lachte. »So ungefähr. Obwohl ich nicht sagen will, daß Josua seine Leute abstechen lassen sollte wie Schweine – nur daß eben manchmal etwas Schlimmes passiert, auch wenn ein gütiger Prinz sich noch so sehr anstrengt, es zu verhindern.«

Sie saßen und schauten ins Feuer. Simon dachte über die Worte seines Freundes nach. Endlich fand Sangfugol, Strupp sei in der Gesellschaft der Qanuc gut aufgehoben – der alte Narr war gerade damit beschäftigt, ihnen mit großer Mühe ein paar äußerst zweifelhafte Balladen beizubringen –, und ging schlafen. Simon blieb noch eine Weile sitzen und hörte dem Konzert zu, bis ihm allmählich der Kopf weh tat.

Schließlich stand er auf, um noch ein paar Worte mit Binabik zu wechseln. Sein Trollfreund unterhielt sich immer noch mit Josua. Sisqi schlief schon fast, den Kopf an Binabiks Schulter gelehnt, die Augen mit den langen Wimpern halb geschlossen. Als Simon näher kam, lächelte sie ihn verträumt an, sagte jedoch nichts. Zu dem Liebespaar und Josua hatten sich der stämmige Hauptmann Freosel und ein dürrer alter Mann gesetzt, den Simon nicht kannte. Gleich darauf fiel ihm ein, daß das Helfgrim sein mußte, der einstige Oberbürgermeister von Gadrinsett, der aus Fengbalds Lager zu ihnen geflohen war.

Während er Helfgrim beobachtete, mußte Simon an Geloës Zweifel denken. Der Mann sah, als er so mit dem Prinzen sprach, sichtlich verängstigt und verstört aus, als könne er jeden Moment etwas Falsches sagen und dadurch eine schreckliche Strafe auf sich herabbeschwören. Simon konnte nicht umhin, sich zu fragen, ob sie diesem unsicher wirkenden alten Mann wirklich vertrauen sollten, schalt sich aber sofort wegen seiner Gefühllosigkeit. Wer wußte schon, welche Qualen der arme alte Helfgrim erduldet hatte, die ihn in diesen Zustand gebracht hatten? War nicht auch Simon nach seiner Flucht aus dem Hochhorst in den Wäldern herumgeirrt wie ein wildes Tier? Wer hätte ihn bei seinem damaligen Äußeren noch für vertrauenswürdig halten können?

»Ah, Simon-Freund.« Binabik schaute auf. »Ich bin froh, dich zu sehen.

Ich will morgen etwas tun, zu dem deine Hilfe gebraucht wird.«

Simon nickte, um zu zeigen, daß er zur Verfügung stand.

»In Wahrheit«, erklärte Binabik, »sind es zwei Dinge. Eines ist, daß ich dich ein wenig Qanuc lehren muß, damit du im Kampf zu meinem Volk sprechen kannst.«

»Natürlich.« Simon freute sich, daß Binabik es nicht vergessen hatte. Daß er in Josuas ernsthafter Gegenwart davon sprach, machte die ganze Angelegenheit noch wirklicher. »Natürlich nur, wenn mir der Prinz die Erlaubnis gibt, mit den Qanuc zu kämpfen.« Er sah Josua an.

Der Prinz nickte. »Binabiks Leute können uns am besten helfen, wenn sie verstehen, was wir von ihnen möchten. Das ist auch am besten für ihre eigene Sicherheit. Ihr habt meine Erlaubnis, Simon.«

»Ich danke Euch, Hoheit. Und was noch, Binabik?«

»Wir müssen außerdem die Boote einsammeln, die den Menschen von Neu-Gadrinsett gehören.« Binabik grinste. »Es müssen alles in allem vierzig Stück sein.«

»Boote? Aber der See um den Sesuad'ra ist zugefroren. Was können sie uns nützen?«

»Nicht die Boote selbst werden nützlich sein«, versetzte der Troll, »aber Teile von ihnen.«

»Binabik hat einen Verteidigungsplan«, erklärte Josua, machte aber ein etwas bedenkliches Gesicht.

»Es ist nicht einfach ein Plan«, lächelte Binabik. »Nicht nur eine Idee, die auf mir gelandet ist wie ein Stein. Es ist ein bestimmter Weg der Qanuc, den ich Euch *Utku* zeigen will – und das bedeutet große Glückseligkeit für Euch.« Er lachte befriedigt.

»Was ist es?«

»Ich werde es dir morgen mitteilen, wenn wir uns auf der Bootsjagd befinden.«

»Noch etwas, Simon«, sagte Josua. »Ich weiß, daß ich es schon früher erwähnt habe, aber ich finde, es lohnt sich, die Frage noch einmal zu stellen. Seht Ihr noch irgendeine Möglichkeit, daß Eure Freunde, die Sithi, zu uns stoßen? Dieser Ort ist ihnen heilig – werden sie ihn nicht verteidigen?«

»Ich weiß es nicht, Josua. Wie ich schon sagte – Jiriki schien zu glauben, daß er es sehr schwer haben würde, sein Volk zu überzeugen.«

»Sehr schade.« Josua fuhr sich mit den Fingern durch das

kurzgeschorene Haar. »Aufrichtig gestanden, fürchte ich, daß wir einfach zu wenige sind, selbst mit diesen wackeren Trollen. Die Hilfe der *Schönen* wäre von unschätzbarem Wert. Ha! Ist das Leben nicht merkwürdig? Mein Vater war so stolz darauf, die letzten Sithi in ihre Verstecke gejagt zu haben, und jetzt betet sein Sohn, sie möchten kommen und ihm helfen, das zu verteidigen, was vom Reich seines Vaters noch übrig ist.«

Simon schüttelte traurig den Kopf. Hier war jedes Wort überflüssig. Der alte Oberbürgermeister, der dem Gespräch schweigend gelauscht hatte, sah zu Simon auf und betrachtete ihn genau. Simon versuchte in den wäßrigen Augen des Alten etwas über seine Gedanken zu lesen, fand jedoch nichts.

»Weck mich, wenn wir aufbrechen müssen, Binabik«, sagte er schließlich. »Gute Nacht, alle miteinander. Gute Nacht, Prinz Josua.« Er drehte sich um und ging zur Tür. Das Singen der Trolle und Tiefländer am Feuer war leiser geworden, die Lieder getragen und schwermütig. Das herabbrennende Feuer warf rotes Licht auf die schattendunklen Wände.

Der Spätmorgenhimmel war fast wolkenlos. Die Luft war bitterkalt. Vor Simons Gesicht erstarrte der Atem zu einer Wolke. Seit Tagesanbruch hatte er mit Binabik die wichtigsten Worte der Qanuc-Sprache geübt. Simon bewies größere Geduld als sonst und machte gute Fortschritte.

»Sag ›jetzt‹.« Binabik zog eine Braue hoch.

»*Ummu.*«

Qantaqa, die neben ihnen hertrottete, hob den Kopf und gab einen dumpfen Laut von sich, fand dann ihre Stimme und bellte kurz.

Binabik lachte. »Sie versteht nicht, warum du jetzt so mit ihr sprichst«, erklärte er. »Dies ist ein Wort, das sie sonst nur von mir hört.«

»Aber ich dachte, du hättest gesagt, dein Volk verfüge über eine besondere Sprache, in der ihr zu euren Tieren sprecht.« Simon schlug die Handschuhe aneinander, damit seine Finger nicht zu Eiszapfen gefroren.

Binabik bedachte ihn mit einem vorwurfsvollen Blick. »Ich rede nicht mit Qantaqa, wie wir Trolle mit unseren Widdern plaudern, oder mit Vögeln und Fischen. Sie ist meine Freundin. Ich spreche mit ihr wie mit jedem anderen Freund.«

»Oh.« Simon beäugte die Wölfin. »Was heißt ›tut mir leid‹, Binabik?«

»*Chem ea dok.*«

Simon klopfte der Wölfin den Rücken. »*Chem ea dok*, Qantaqa.« Sie grinste zu ihm auf und stieß ein paar Dampfwölkchen aus.

Ein Stück weiter fragte Simon: »Wohin gehen wir eigentlich?«

»Wie ich gestern abend schon berichtete: Wir sammeln die Boote ein. Oder vielmehr, wir senden die Eigentümer der Boote zur Schmiede, wo Sludig und andere die Kähne zerbrechen werden. Aber wir geben jedem eins von diesen Dingen«, er zog einen Stoß Pergamentstreifen hervor, von denen jedes groß und deutlich den Abdruck von Josuas Rune trug, »damit sie wissen, daß ihnen der Prinz sein Wort gibt und sie eine Entschädigung bekommen.«

Simon staunte. »Ich begreife immer noch nicht, was du vorhast. Diese Leute brauchen ihre Boote zum Fischfang, um sich und ihre Familien zu ernähren.«

Binabik schüttelte den Kopf. »Nicht, wenn selbst die Flüsse von so dickem Eis bedeckt sind wie jetzt. Und wenn wir nicht siegen, wird es von geringer Wichtigkeit sein, ob die Menschen von Neu-Gadrinsett noch Boote haben.«

»Willst du mir nicht endlich deinen Plan verraten?«

»Bald, Simon, bald. Wenn wir das Werk dieses Morgens beendet haben, führe ich dich zur Schmiede, und du wirst alles erblicken.« Sie näherten sich der Siedlung.

»Wahrscheinlich wird Fengbald in Kürze angreifen.«

»Ich bin sicher«, antwortete Binabik. »Diese Kälte muß den Mut seiner Männer beeinträchtigen, selbst wenn sie mit dem Gold des Königs bezahlt werden.«

»Aber für eine Belagerung sind es eigentlich zu wenige, findest du nicht auch? Selbst für tausend Mann ist Sesuad'ra recht groß.«

»Ich stimme deinem Gedanken zu, Simon. Josua und Freosel und andere sprachen letzte Nacht darüber. Sie denken, daß Fengbald nicht versuchen wird, den Stein zu belagern. Jedenfalls bin ich gar nicht sicher, daß er weiß, wie traurig unsere Vorbereitungen und wie mager unsere Vorräte sind.«

»Aber was wird er dann tun?« Simon bemühte sich, so zu denken wie Fengbald. »Vermutlich wird er uns einfach zu überrennen versuchen. Nach dem, was ich über ihn gehört habe, ist er nicht besonders geduldig.«

Der Troll sah beifällig zu ihm auf, ein Zwinkern in den dunklen Augen. »Ich glaube, du hast wohl gedacht, Simon. So dünkt es auch mich am wahrscheinlichsten. Wenn du einen Trupp spähender Männer zu Fengbalds Lager führen konntest, so ist es nur vernünftig, daß er das gleiche tun

konnte. Sludig und Hotvig denken, sie haben Beweise dafür gefunden, Pferdespuren und anderes. Also wird er wissen, daß eine breite Straße auf den Berg hinaufführt, und wenn man etwas wie diese Straße auch verteidigen kann, so gleicht sie doch nicht einer Burg, von der man Steine hinunterwerfen kann. Ich habe in meinem Kopf, daß er versuchen wird, mit seinen stärkeren und mehr Furcht einflößenden Männern unseren Widerstand zu überwältigen und nach oben zum Gipfel vorzudringen.«

Simon dachte nach. »Wir haben mehr Krieger, als er vielleicht weiß, jetzt, nachdem dein Volk gekommen ist. Vielleicht können wir ihn länger aufhalten, als er annimmt.«

»Ohne Zweifel«, entgegnete Binabik lebhaft. »Doch am Ende werden wir versagen. Sie werden andere Wege bergauf finden – auch anders als eine Burg kann ein Berg von Männern mit Entschlossenheit erstiegen werden, selbst in diesem kalten und glatten Wetter.«

»Das heißt, wir können – nichts tun?«

»Wir können unser Hirn und nicht nur unser Herz gebrauchen, Simon-Freund.« Binabik lächelte ein mildes gelbes Lächeln. »Und darum jagen wir jetzt nach Booten, oder vielmehr nach den Nägeln, die Boote zusammenhalten.«

»Nägel?« Simon verstand überhaupt nichts mehr.

»Du wirst sehen. Jetzt schnell, gib mir das Wort für ›Angriff‹!«

Simon grub in seinem Gedächtnis. »*Nihuk.*«

Binabik streckte den Arm aus und versetzte ihm einen leichten Stoß gegen die Hüfte. »*Nihut.* Mit dem Laut ›t‹, nicht ›k‹.«

»*Nihut!*« sagte Simon laut.

Grollend sah Qantaqa sich um und suchte nach Feinden.

Simon hatte einen Traum. Er stand im großen Thronsaal des Hochhorsts und sah zu, wie Josua und Binabik und viele, viele andere nach den drei Schwertern suchten. Obwohl sie in allen Ecken und Winkeln stöberten, jeden einzelnen Wandteppich anhoben und sogar den Standbildern der früheren Könige des Hochhorsts unter die Malachitröcke schauten, schien nur Simon sehen zu können, daß das schwarze *Dorn*, das graue *Leid* und eine dritte, silberglänzende Klinge, die nur König Johans Hellnagel sein konnte, vor aller Augen vor dem großen Thron aus vergilbtem Elfenbein, dem Drachenbeinthron, standen.

Simon hatte dieses dritte Schwert in seiner Zeit auf dem Hochhorst nie näher als aus hundert Fuß Entfernung gesehen, erkannte es aber in seinem

Traum trotzdem ganz deutlich, den in Gestalt eines heiligen *Baumes* gearbeiteten, goldenen Griff, die Schneide, die so blankpoliert war, daß sie selbst in diesem düsteren Saal funkelte. Die Klingen waren mit den Griffen nach oben aneinandergelehnt, ähnlich einem ungewöhnlichen Dreibeinhocker. Über ihnen gähnte der große, grinsende Schädel des Drachen Shurakai, als wollte er jeden Augenblick nach ihnen schnappen und sie für immer verschlingen. Wie war es möglich, daß Josua und die anderen sie nicht sahen? Sie standen doch vor aller Augen da! Simon wollte seine Freunde auf sie hinweisen, aber er fand seine Stimme nicht. Er versuchte mit dem Finger zu zeigen, sie durch ein Geräusch aufmerksam zu machen, aber anscheinend hatte er seinen Körper verloren. Er war ein Geist, und seine geliebten Freunde und Verbündeten begingen einen schrecklichen, schrecklichen Fehler…

»Verdammt noch mal, Simon, steh auf!« Sludig schüttelte ihn grob. »Hotvig und seine Männer melden, daß Fengbald im Anmarsch ist. Er wird hier sein, ehe die Sonne über der Baumgrenze steht.«

Simon richtete sich mühsam halb auf. »Was ist los?« gurgelte er. »Was?«

»Fengbald kommt.« Der Rimmersmann stand schon am Eingang. »Du mußt aufstehen.«

»Wo ist Binabik?« Simon gab sich die größte Mühe, richtig wach zu werden. Sein Herz klopfte wild. Was sollte er tun?

»Schon bei Prinz Josua und den andern. Beeil dich.« Sludig schüttelte den Kopf und grinste mit grimmiger Fröhlichkeit. »Endlich ein Gegner!« Er duckte sich und verschwand unter der Zeltklappe.

Simon kroch aus seinem Mantel und fuhr ungeschickt in die Stiefel. Als er sie hastig und mit kalten Fingern zuschnüren wollte, riß er sich den Daumennagel ein. Leise fluchend zog er sich das Oberhemd an, fand sein Qanuc-Messer und band sich die Scheide um. Das Schwert, das Josua ihm verliehen hatte, lag in sein Poliertuch gewickelt unter dem Strohsack. Als er es auspackte, fühlte der Stahl sich an wie Eis. Simon lief es kalt über den Rücken. Fengbald kam. Der Tag, von dem sie so viele Wochen geredet hatten, war da. Menschen und Trolle würden sterben, manche vielleicht, noch ehe die graue Sonne im Mittag stand. Vielleicht würde er dazugehören.

»Unglücksgedanken«, murmelte er und schnallte den Schwertgurt um, »bringen Unglück.« Zum Schutz gegen seine eigenen unheilverkündenden Worte schlug er das Zeichen des *Baumes*. Er mußte sich beeilen. Man

brauchte ihn.

Als er in der Ecke des Zelts nach seinen Handschuhen wühlte, stieß er auf das seltsam geformte Bündel, das ihm Aditu damals gegeben hatte. Nach der Nacht, in der er heimlich zur Sternwarte geschlichen war, hatte er es völlig vergessen. Was war darin? Plötzlich fiel ihm jäh und erschreckend ein, daß Amerasu es für Josua bestimmt hatte.

Barmherziger Ädon, was habe ich getan?

Enthielt das Bündel ein Mittel zu ihrer Rettung? Hatte er in seiner Torheit, seiner Mondkalb-Vergeßlichkeit, eine Waffe vernachlässigt, die seinen Freunden das Leben erhalten konnte? Oder war es vielleicht etwas, mit dem sich die Hilfe der Sithi herbeirufen ließ? War es jetzt zu spät?

Die Ungeheuerlichkeit seiner Verfehlung ließ sein Herz rasen. Er riß das Bündel an sich – selbst in seiner atemlosen Hast fiel ihm die seltsam schlangenhafte Glätte des Gewebes auf – und rannte in die eisige Morgendämmerung hinaus.

Im Haus des Abschieds hatte sich bereits eine große Menschen- und Trollmenge versammelt, die sich mit ungeheurem Eifer, der jeden Moment in wilde Panik umzuschlagen drohte, mit einer Vielzahl von Dingen beschäftigte. Mittendrin fand Simon Josua mit einer kleinen Gruppe, zu der Deornoth, Geloë, Binabik und Freosel gehörten. Der Prinz, von dem jede Spur von Unentschlossenheit gewichen war, rief Befehle, prüfte Pläne und Vorkehrungen und feuerte die ängstlicheren unter den Verteidigern von Neu-Gadrinsett an. Seine Augen glänzten. Simon kam sich vor wie ein Verräter.

»Hoheit.« Er trat einen Schritt vor und sank vor dem Prinzen auf ein Knie. Josua betrachtete ihn mit gelindem Staunen.

»Aufstehen, Simon«, sagte Deornoth ungeduldig. »Wir haben zu tun.«

»Ich fürchte, ich habe einen großen Fehler begangen, Prinz Josua.«

Der Prinz hielt inne und zwang sich sichtlich zum ruhigen Zuhören. »Was meint Ihr damit, mein Sohn?«

Sohn. Das Wort traf Simon zutiefst. Er wünschte sich, Josua wäre wirklich sein Vater, denn irgend etwas war an diesem Mann, das Simon liebte. »Ich habe eine riesige Dummheit gemacht«, gestand er. »Eine ganz große Dummheit.«

»Sprich mit Sorgfalt«, ermahnte ihn Binabik. »Berichte nur die Tatsachen von Bedeutung.«

Josuas erschrockene Miene hellte sich auf, als er Simons bestürzte Erklärung hörte. »Dann gebt es mir jetzt«, forderte er ihn auf. »Es hat keinen Sinn, Euch selbst zu quälen, bevor wir überhaupt wissen, um was es sich handelt. Nach Eurem Gesichtsausdruck fürchtete ich schon, Ihr hättet Fengbald den Angriff auf uns erleichtert. So aber ist in Eurem Bündel höchstwahrscheinlich nur ein Zeichen der Freundschaft.«

»Ein Feengeschenk?« erkundigte sich Freosel besorgt. »Sind solche Dinge nicht gefährlich?«

Josua hockte sich nieder und nahm Simon das Bündel ab. Es bestand aus einem verschnürten Beutel. Für Josua war es schwierig, mit nur einer Hand die Zugschnur aufzuknoten, aber niemand wagte ihm Hilfe anzubieten. Als er den Beutel endlich geöffnet hatte, drehte er ihn um. Etwas in ein besticktes schwarzes Tuch Gewickeltes rollte in seinen Schoß.

»Es ist ein Horn«, sagte er, schlug die Umhüllung zur Seite und hielt es hoch. Das Horn bestand aus einem einzigen Stück Elfenbein oder unvergilbtem Knochen und war über und über mit feinster Schnitzerei bedeckt. Lippe und Mundstück waren aus silberglänzendem Metall geschmiedet, und das Horn selbst hing an einem Band, das ebenso kostbar bestickt war wie die Umhüllung. Seine Gestalt hatte etwas Ungewöhnliches, faszinierend und undefinierbar zugleich. Obwohl jede Linie von Alter und häufigem Gebrauch sprach, glänzte es gleichzeitig, als sei es brandneu. Simon sah, daß es ein Ding der Macht war; wenn auch anders als *Dorn*, das manchmal fast zu atmen schien, besaß das Horn doch etwas, das alle Blicke anzog.

»Es ist wunderschön«, murmelte Josua. Er musterte es von allen Seiten und betrachtete die Schnitzerei. »Ich kann nichts davon lesen, obwohl manche Zeichen wie Runenschrift aussehen.«

»Prinz Josua?« Binabik streckte die Hände aus, und Josua reichte ihm das Horn. »Es sind Sithi-Runen – weiter nichts Verwunderliches auf einem Geschenk von Amerasu.«

»Aber das Einwickeltuch und das Band sind von Menschenhand gewebt«, warf Geloë unvermittelt ein. »Das ist sehr seltsam.«

»Könnt Ihr etwas von der Schrift lesen?« fragte Josua.

Binabik schüttelte den Kopf. »Jetzt nicht. Vielleicht später, mit etwas Mühe.«

»Aber vielleicht das?« Deornoth beugte sich vor und zog aus der Schallöffnung des Horns einen schimmernden Pergamentstreifen. Er rollte ihn auf, stieß einen erstaunten Pfiff aus und gab ihn Josua.

»Es ist in unseren Westerling-Buchstaben geschrieben«, erklärte der Prinz überrascht. »›*Möge dies in die Hände des rechtmäßigen Eigentümers gelangen, wenn alles verloren scheint.*‹ Dahinter steht ein merkwürdiges Zeichen, wie ein ›A‹.«

»Amerasus Zeichen.« Geloës tiefe Stimme klang traurig. »Ihr Zeichen.«

»Aber was kann es bedeuten?« fragte Josua. »Was ist es, und wer könnte sein rechtmäßiger Eigentümer sein? Unzweifelhaft ist es von großem Wert.«

»Um Vergebung, Prinz Josua«, mischte sich Freosel aufgeregt ein, »aber vielleicht wär's am besten, sich nicht mit solchen Dingen abzugeben … vielleicht liegt ein Fluch drauf oder solche Dinge. Es heißt, die Geschenke der *Friedlichen* können zweischneidig sein.«

»Aber wenn es dazu da ist, Hilfe herbeizurufen«, widersprach Josua, »wäre es schade, wenn wir es nicht versuchen. Wenn wir heute besiegt werden, *scheint* nicht alles verloren – es ist verloren.«

Er zögerte einen Augenblick, setzte dann das Horn an die Lippen und blies. Zu aller Staunen ertönte nicht der geringste Laut. Josua schaute in die Schallöffnung, um festzustellen, ob sie verstopft war, und blies dann nochmals die Backen auf. Aber obwohl er dabei fast in die Knie ging, blieb das Horn stumm. Mit unsicherem Lachen richtete der Prinz sich auf.

»Nun, ich scheine jedenfalls nicht der rechtmäßige Eigentümer zu sein. Versucht Ihr es, am besten jeder von Euch.«

Deornoth war der erste, der sich daran wagte, aber er hatte nicht mehr Erfolg als Josua. Freosel winkte ab. Simon versuchte es, aber obwohl er pustete, bis ihm schwarze Flecken vor den Augen tanzten, gab das Horn keinen Ton von sich.

»Aber wozu ist es dann gut?« keuchte er.

Josua zuckte die Achseln. »Wer weiß? Ich glaube jedenfalls nicht, daß Eure Vergeßlichkeit Schaden angerichtet hat, Simon. Wenn dieses Horn einen Zweck hat, dann hat man ihn uns noch nicht offenbart.« Er wickelte das Horn wieder ein, steckte es in den Beutel und legte ihn neben sich. »Wir haben jetzt andere Dinge, um die wir uns kümmern müssen. Wenn wir diesen Tag überleben, können wir uns nochmals damit beschäftigen. Vielleicht gelingt es Binabik oder Geloë, die Schnitzerei zu enträtseln. Jetzt bring mir die Liste der Männer, Deornoth, damit wir unsere abschließenden Maßnahmen treffen können.«

Binabik löste sich aus der Gruppe und nahm Simon beim Arm. »Da sind noch Dinge, die du haben solltest«, erklärte er, »und dann solltest du zu

deinen Qanuc-Kriegern gehen.«

Simon folgte seinem Freund durch das wirre Getümmel des Abschiedshauses nach draußen. »Hoffentlich gelingen deine Pläne, Binabik.«

Der Troll machte ein Handzeichen. »Wie auch ich hoffe. Aber wir werden tun, was unser Bestes ist. Mehr können die Götter oder dein Gott oder unsere Ahnen nicht von uns erwarten.«

An der anderen Ecke der Westmauer wartete eine Reihe von Männern vor einem rasch abnehmenden Haufen Holzschilde, von denen einige noch Flußmoosflecken aus ihrem früheren Dasein als Bootsplanken trugen. Sangfugol, in einer Art Kampfanzug aus grauen Lumpen, beaufsichtigte die Verteilung.

Als der Harfner sie sah, rief er ihnen zu: »Da seid ihr ja! Er liegt da drüben in der Ecke. He! Schluß damit, Mann!« fauchte er einen bärtigen älteren Kämpfer an, der den Stoß durchwühlen wollte. »Nimm den obersten!«

Binabik ging zu der Stelle, die Sangfugol ihm gezeigt hatte, und zog etwas unter einem Haufen Säcken hervor. Es war ebenfalls ein hölzerner Schild, aber jemand hatte ihn mit dem Wappen bemalt, das Vara und Gutrun für Simons Banner entworfen hatten, dem weißen Drachen, der sich um das schwarze Schwert schlang, darunter ein Untergrund aus Josuas Grau und Rot.

»Er ist nicht mit der Hand der Kunst gefertigt«, erklärte der Troll, »jedoch mit der Hand der Freundschaft.«

Simon bückte sich und umarmte ihn, nahm dann den Schild auf und schlug mit dem Handballen dagegen. »Ich finde ihn großartig.«

Binabik machte ein bedenkliches Gesicht. »Gewünscht hätte ich mir nur, dir wäre mehr Zeit geblieben, damit zu üben, Simon. Es ist nicht leicht, zu reiten, einen Schild zu gebrauchen und auch noch zu fechten.«

Sein Blick wurde noch besorgter, und er hielt Simons Finger fest in der kleinen Faust. »Sei nicht unklug, Simon. Du selbst bist von großer Bedeutung, und ebenso ist es mein Volk … aber bei dir wird auch das Allerbeste sein, das ich kenne.«

Er wandte das runde Gesicht ab. »Sie ist eine Jägerin unseres Volks und tapfer wie ein Gewittersturm, aber – *Qinkipa!* – wie sehr ich doch wünschte, Sisqi kämpfte heute nicht in dieser Schlacht.«

»Wirst du denn nicht mit uns kämpfen?« erkundigte sich Simon.

»Nein. Ich werde bei dem Prinzen weilen und sein Bote sein. Qantaqa und ich können uns mit Schnelligkeit und Stille bewegen, wo ein größerer Mann und ein Pferd auffallen würden.« Der Troll lachte leise. »Dennoch werde ich zum ersten Mal, seit ich den *Weg des Mannes* ging, einen Speer tragen, und seltsam wird er sich anfühlen in meiner Hand.« Sein Lächeln verschwand. »Die Antwort auf deine Frage ist ›nein‹, Simon – ich werde nicht bei euch sein, zumindest nicht in der Nähe. Darum bitte, mein guter Freund, hab ein Auge auf Sisqinanamook. Wenn du sie vor Schaden behütest, schirmst du mein Herz vor einem Schlag, der mein Sterben bedeuten könnte.« Noch einmal drückte er Simon die Hand. »Komm. Es gibt noch einiges zu tun. Nicht genug ist es, kluge Pläne zu haben«, er tippte sich an die Stirn und lächelte spöttisch, »wenn sie nicht ordentlich vollbracht werden.«

Zuletzt kamen alle Verteidiger des Sesuad'ra noch einmal im Feuergarten zusammen, sowohl die, die kämpfen, als auch die, die zurückbleiben sollten. Sie versammelten sich auf dem großen steinernen Anger. Obwohl die Sonne schon weit am Himmel stand, war der Tag dunkel und sehr kalt. Viele hatten Fackeln mitgebracht. Simon gab es einen Stich, als er die Fackeln auf der freien Fläche flackern sah wie in seiner Vision der Vergangenheit. Einst hatten tausend Sithi hier gewartet, wie jetzt seine Freunde und Verbündeten warteten – auf etwas, das ihr Leben für immer verändern würde.

Josua hatte sich auf ein umgestürztes Mauerstück gestellt, von dem aus er die verstummte Menge überblicken konnte. Simon, der dicht neben ihm stand, sah sein enttäuschtes Gesicht, das deutlich verriet, wie gering ihm die Zahl der Verteidiger und wie armselig ihre Ausrüstung schien.

»Männer und Frauen von Neu-Gadrinsett, freundliche Helfer aus Yiqanuc«, begann Josua. »Über das, was uns jetzt bevorsteht, brauche ich nicht viel zu sagen. Herzog Fengbald, der in seinem eigenen Lehen Falshire Frauen und Kinder abgeschlachtet hat, ist auf dem Weg zu uns. Wir müssen uns gegen ihn wehren. Das ist schon fast alles. Er ist das Werkzeug einer bösen Macht, der an dieser Stelle Einhalt geboten werden muß, weil sonst niemand übrig sein wird, der ihr noch widerstehen kann. Ein Sieg wird zwar gewiß nicht bedeuten, daß unsere Feinde niedergeworfen sind, aber wenn wir verlieren, so haben diese Feinde einen großen und vollständigen Erfolg errungen. Darum geht nun und tut euer Bestes, die Krieger und auch die, die zurückbleiben und andere Aufgaben

erfüllen. Ich weiß, daß Gott auf euch niederblickt und eure Tapferkeit sieht.«

Das Gemurmel, das sich erhoben hatte, als Josua von einer bösen Macht sprach, verwandelte sich in Hochrufe. Der Prinz gab Vater Strangyeard die Hand und half ihm beim Hinaufklettern, damit er von oben den Segen sprechen sollte.

Der Archivar strich sich aufgeregt die wenigen Haarsträhnen glatt. »Ich werde mich bestimmt verhaspeln«, flüsterte er.

»Ihr kennt den Segen doch ganz genau«, zischte Deornoth. Simon nahm an, daß er es beruhigend meinte, aber der Ritter konnte den ungeduldigen Unterton nicht verbergen.

»Ich fürchte, ich bin nicht zum Kriegspriester geschaffen.«

»Das solltet Ihr auch nicht sein«, versetzte Josua rauh. »Kein Priester sollte es, wenn Gott seine Pflicht täte.«

»Prinz Josua!« Vater Strangyeard zog erschrocken die Luft ein. »Hütet Euch vor Lästerung!«

Der Prinz betrachtete ihn grimmig. »Nach diesen beiden letzten Jahren der Qual überall im Land wird Gott wohl gelernt haben, etwas … nachsichtiger zu sein. Ich bin überzeugt, daß er versteht, was ich meine.«

Strangyeard konnte nur den Kopf schütteln.

Sobald der Priester den Segen, dessen größter Teil für die große Masse ohnehin unverständlich blieb, beendet hatte, erklomm Freosel die Mauer, mühelos wie ein erfahrener Kletterer. Der vierschrötige Mann hatte einen immer größeren Teil der Verteidigung auf seine breiten Schultern genommen und schien unter der Verantwortung aufzublühen.

»Also los dann!« rief er, und seine harte Stimme erreichte jeden einzelnen der mehreren Hundert an diesem kalten, windigen Ort Versammelten. »Ihr habt Prinz Josuas Worte gehört. Was brauchen wir mehr zu wissen? Wir verteidigen unsere Heimat, nicht mehr und nicht weniger. Das tut jeder Dachs ganz selbstverständlich. Wollt ihr dulden, daß Fengbald und die andern euch eure Heimat wegnehmen und eure Familie umbringen? Wollt ihr das?«

Die Menge antwortete mit einem undeutlichen, aber von Herzen kommenden Nein.

»Richtig. Nun, dann kommt.«

Freosels Worte blieben Simon noch einen Augenblick im Kopf. Der Sesuad'ra war auch seine Heimat, wenigstens jetzt. Wenn er überhaupt

noch hoffen durfte, ein Zuhause für längere Zeit zu finden, mußte er diesen Tag überleben, mußte Fengbalds Heer zurückgeschlagen werden.

Er trat zu Snenneq und den anderen Trollen, die ein Stückchen entfernt vom Rest der Verteidiger ruhig gewartet hatten.

»*Nenit, henimaatuya*«, sagte Simon und winkte ihnen, zu den Ställen zu gehen, in denen Widder und Pferde geduldig ausharrten. »Kommt, Freunde.«

Trotz des kalten Tages war Simon unter seinem Helm und dem Kettenpanzer mächtig ins Schwitzen geraten. Als er mit seinen Trollen von der Hauptstraße abschwenkte und den Abstieg im dichten Unterholz fortsetzte, begriff er, daß er in gewisser Weise völlig auf sich gestellt war – es war niemand bei ihm, der ihn wirklich verstehen konnte. Was war, wenn er sich vor den Trollen als Feigling zeigte oder Sisqi etwas zustieß? Wenn er Binabik im Stich ließ? Er drängte die Gedanken beiseite. Es gab Dinge zu tun, die seine ganze Aufmerksamkeit erforderten. Mondkalb-Dummheiten wie bei dem vergessenen Geschenk Amerasus durfte er sich nicht mehr leisten.

Als sie sich dem Fuß des Steins und den Verstecken am unteren Ende der Straße näherten, stieg Simons Truppe ab und führte die Tiere zu ihren Stellungen. Der Hang war mit eisverkrustetem Farnkraut bewachsen, das nach Füßen griff und Mäntel zerriß. Sie brauchten fast eine Stunde, bis sie endlich einen passenden Platz gefunden hatten und das Prasseln und Knistern sich legte. Als sich alle eingerichtet hatten, kletterte Simon aus der kleinen Schlucht, um die Barrikade im Blick zu behalten, die Sludig und andere am unteren Rand des Berges gebaut hatten. Sie versperrte den Zugang zu der breiten, gepflasterten Straße. Simons Aufgabe war es, die Befehle des Prinzen weiterzuleiten.

Jenseits der Eisfläche, die noch vor kurzem den aus Überschwemmungswasser entstandenen Burggraben des Sesuad'ra gebildet hatte, bedeckte eine dunkle, wimmelnde Masse das Ufer. Simon brauchte ein paar Schrecksekunden, bevor er begriff, daß es sich um Fengbalds Heer handelte, das am Rand des zugefrorenen Sees Aufstellung genommen hatte. Es war aber nicht das Heer allein, denn der Herzog schien zusätzlich halb Gadrinsett mitgebracht zu haben: ein ungeordneter Haufen von Zelten, Kochfeuern und improvisierten Schmieden breitete sich bis weit in die Ferne aus und erfüllte das kleine Tal mit Rauch und Dampf. Simon wußte, daß die Streitmacht des Herzogs nur runde tausend Krieger

umfaßte, aber für jemanden, der das zehnmal größere Heer nicht gesehen hatte, das Naglimund belagerte, schien sie so unermeßlich groß wie die legendäre Heerschar des Anitulles, die die Hügel von Nabban mit einem einzigen Wald aus Speeren bedeckt hatte. Von neuem begann ihm kalter Schweiß von der Stirn zu perlen. Sie waren so nah! Zwar lagen zwischen Simons verstecktem Beobachterposten und Fengbalds Männern noch über zweihundert Ellen, aber er konnte einzelne Gesichter unter den Bewaffneten deutlich erkennen. Es waren Menschen, lebendige Menschen, und sie wollten ihn töten. Im Gegenzug würden Simons Freunde sich Mühe geben, so viele wie möglich von diesen Soldaten umzubringen. Am Ende dieses Tages würde es viele neue Witwen und Waisen geben.

Das unerwartete Trillern einer Melodie hinter seinem Rücken ließ ihn zusammenfahren. Er wirbelte herum und sah einen der Trolle, der sich langsam hin und her wiegte und mit erhobenem Kopf leise vor sich hin sang. Von Simons plötzlicher Bewegung erschreckt, blickte er ihn fragend an. Simon versuchte zu lächeln und gab dem kleinen Mann ein Zeichen weiterzusingen. Gleich darauf stieg das klagende Lied des Trolls von neuem in die eisige Luft, einsam wie die Stimme eines Vogels in einem kahlen Baum.

Ich will nicht sterben, dachte Simon. *Und, Gott, bitte, ich möchte Miriamel wiedersehen – das wünsche ich mir von ganzem Herzen.*

Ganz plötzlich stieg ihr Bild vor ihm auf, die Erinnerung an die letzten, verzweifelten Sekunden an der Steige, als er es gerade geschafft hatte, die Fackel anzuzünden und der Riese krachend auf sie zustampfte. Ihre Augen, Miriamels Augen … Furcht hatte in ihnen gelegen, aber auch Entschlossenheit. Sie war tapfer, erinnerte er sich in ohnmächtigem Schmerz, tapfer und schön. Warum hatte er ihr nie gesagt, wie sehr er sie bewunderte – und wenn sie hundertmal eine Prinzessin war?

Unten am Hang an der Barrikade aus umgestürzten Stämmen entstand eine Bewegung. Josua, auch aus der Entfernung an seinem verstümmelten rechten Arm zu erkennen, kletterte auf den Behelfswall. Drei weitere Gestalten in Mantel und Kapuze folgten ihm.

Der Prinz legte die Hand an den Mund und rief mit lauter Stimme: »Wo ist Fengbald?« Sein Ruf hallte über den gefrorenen See und brach sich in den Schluchten der nahen Berge. »Fengbald!«

Nach kurzer Zeit löste sich aus der Horde am Ufer eine kleine Gruppe und ritt ein Stück auf das Eis hinaus. In ihrer Mitte auf hohem Schlachtroß ein Mann in silberner Rüstung und leuchtend scharlachrotem Mantel. Auf

seinem Helm, den er jetzt abnahm und unter den Arm steckte, spreizte ein silberner Vogel die Schwingen. Das lange Haar war schwarz und flatterte im frischen Wind.

»Da seid Ihr ja endlich, Josua«, schrie der Reiter. »Ich hatte mir schon Gedanken gemacht.«

»Ihr dringt widerrechtlich in freies Land ein, Fengbald. Wir erkennen meinen Bruder Elias hier nicht an, denn seine Verbrechen haben ihm das Recht entzogen, über das Reich meines Vaters zu herrschen. Wenn Ihr jetzt umkehrt, habt Ihr freien Abzug und könnt ihm diese Worte wiederholen.«

Es sah nach ehrlicher Erheiterung aus, als Fengbald den Kopf zurückwarf und lachte. »Sehr gut, Josua, sehr gut!« brüllte er. »Aber *Ihr* seid es, der sich *mein* Angebot überlegen sollte. Wenn Ihr Euch der Gerechtigkeit des Königs unterwerfen wollt, verspreche ich, daß mit Ausnahme der wenigen Hauptschuldigen das ganze verräterische Pack, mit dem Ihr Euch umgebt, heimkehren kann und alle ihren Platz als ehrenwerte Untertanen wieder einnehmen dürfen. Ergebt Euch, Josua, und sie sollen verschont werden.«

Simon fragte sich, welche Auswirkungen dieses Versprechen auf die eingeschüchterten und hoffnungslosen Streiter von Neu-Gadrinsett wohl haben würde. Sicher überlegte sich das auch Fengbald.

»Ihr lügt, Mörder!« schrie jemand hinter Josua. Der Prinz hob die Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen, und rief dann laut: »Habt Ihr den Wollhändlern von Falshire nicht das gleiche versprochen, bevor Ihr ihre Frauen und Kinder in ihren Betten verbranntet?«

Fengbald war zu weit weg, als daß man seinen Gesichtsausdruck hätte erkennen können, aber an der Art, wie er sich im Sattel aufrichtete und gegen die Steigbügel stemmte, bis er fast stand, war abzulesen, welche Wut ihn erfüllte.

»Eure Lage rechtfertigt solche beleidigenden Worte in keiner Weise, Josua!« schrie der Herzog. »Ihr seid ein Prinz von nichts als Bäumen und ein paar zerlumpten, hungrigen Schafhirten. Wollt Ihr Euch ergeben und damit großes Blutvergießen verhindern?«

Jetzt trat eine der Gestalten vor, die neben Josua gestanden hatten. »Hört mich!« Es war Geloë, die beim Sprechen die Kapuze abstreifte. »Wißt, daß ich Valada Geloë bin, die Hüterin des Waldes.« Sie wies mit dem Arm auf das dunkle Antlitz des Aldheorte, das über den Bergkamm sah wie ein riesenhafter, stummer Zeuge. »Ihr mögt mich nicht kennen, Herzog aus den Städten, aber Eure Thrithing-Verbündeten haben von mir gehört. Fragt

Euren Söldnerfreund Lesdraka, ob ihm mein Name etwas sagt.«

Fengbald gab keine Antwort. Er schien mit jemandem in seiner Nähe zu sprechen.

»Wenn Ihr uns angreifen wollt, Vergeßt eine Tatsache nicht«, fuhr Geloë fort. »Der Ort, vor dem Ihr steht, ist der Sesuad'ra, eine der heiligsten Stätten der Sithi. Ich glaube nicht, daß sie es gern sehen, wenn Ihr ihn entweiht. Wenn Ihr versucht, Euch den Zugang zu erzwingen, könntet Ihr feststellen, daß sie furchtbarere Feinde sind, als Ihr ahnt.«

Simon war sicher, oder doch ziemlich sicher, daß die Worte der Zauberfrau nur eine leere Drohung darstellten, aber wieder sehnte er sich danach, daß Jiriki bei ihnen wäre. Empfand so ein Verurteilter, der durch den Fensterschlitz zusah, wie man seinen Galgen errichtete? Simon hatte das dunkle, aber deutliche Gefühl, daß er und Josua und die übrigen gar nicht gewinnen konnten. Fengbalds Heer auf der verschneiten Ebene hinter dem See kam ihm vor wie ein großer Ausschlag, eine Pest, die sie alle vernichten würde.

»Ich sehe«, schrie Fengbald plötzlich, »daß nicht nur Ihr allein verrückt seid, Josua, sondern daß Ihr Euch auch mit anderen Wahnsinnigen umgebt. Sagt der alten Frau, sie soll sich beeilen und ihre Waldgeister rufen. Vielleicht kommen die Bäume Euch ja zu Hilfe. Meine Geduld ist jedenfalls erschöpft!« Er gab ein Handzeichen, und von den Männern am Ufer stieg ein Pfeilschwarm auf. Keiner erreichte die Barrikade. Sie rutschen über das Eis und blieben liegen. Josua und die anderen sprangen in das Unterholz, das um den Holzstapel wuchs, und verschwanden wieder aus Simons Sicht.

Auf einen Zuruf Fengbalds schob sich langsam etwas auf das Eis, das einem großen Schleppkahn ähnelte. Die Kriegsmaschine wurde von kräftigen Karrengäulen gezogen, die gepolsterte Schutzpanzer trugen, und gab beim Scharren über das Eis einen unaufhörlichen, kreischenden Ton von sich. Es klang so schaurig wie ein Marktwagen voll verdammter Seelen. Auf der Ladefläche waren dicke Säcke hoch aufgestapelt.

Simon mußte trotz jäher Furcht beeindruckt den Kopf schütteln. Jemand in Fengbalds Lager hatte gut geplant.

Während sich der breite Schlitten über das Eis bewegte, prallten die mageren Pfeilsalven der Verteidiger, die nur über wenig Munition verfügten und von Josua ermahnt worden waren, sie nicht zu vergeuden, wirkungslos von seinen stahlbewehrten Seitenwänden ab oder blieben, ohne Schaden zu verursachen, in den Panzern der Pferde stecken, bis die

Tier aussahen wie eine sagenhafte Rasse hochbeiniger Stachelschweine. Wo der Schlitten vorüberzog, ritzten seine gekreuzten Kufen das Eis auf. Aus Löchern im Berg der Säcke rieselte ein breiter Strom Sand über die schräge Fläche des Schlittens und verteilte sich auf der gefrorenen Seedecke. Fengbalds Soldaten, die in breiter Front dem Schlitten folgten, fanden weit besseren Halt, als Josua und die Verteidiger hätten vermuten können.

»Ädons Fluch über sie!« Simon merkte, wie ihm das Herz in der Brust schwer wurde. Fengbalds Heer, eine wimmelnde, einem Ameisenzug gleichende Kolonne, begann den Graben zu überqueren.

Einer der Trolle sagte mit großen Augen etwas, das Simon nur halb verstand.

»*Shummuk.*« Zum ersten Mal spürte Simon wirkliche Angst, die sich um sein Inneres legte wie eine Schlange und alle Hoffnung erdrückte. Aber auch wenn jetzt alles in Frage gestellt wurde, mußte er sich an den Plan halten. »Wartet. Wir warten.«

Weit entfernt vom Berg Sesuad'ra und doch zugleich seltsam nahe, regte sich etwas im Herzen des uralten Aldheorte-Forstes. In einem dichten Hain, den der Schnee, der seit vielen Monaten den Wald bedeckte, kaum berührt hatte, wurde zwischen zwei steinernen Säulen ein Reiter sichtbar. Inmitten der Lichtung ließ er sein Roß im Kreis traben, wieder und immer wieder.

»Kommt hervor!« rief er. Die Sprache, in der er sprach, war die älteste in Osten Ard. Seine Rüstung war blau und gelb und silbergrau und so glänzend poliert, daß sie funkelte.

»Kommt durch das Tor der Winde!«

Andere Reiter begannen zwischen den Steinsäulen hervorzuströmen, bis die Senke dunstig von ihren Atemwolken war.

Der erste Reiter zügelte sein Pferd vor der versammelten Menge. Vor sich reckte er ein Schwert, so hoch, als wolle er die Wolken damit durchbohren. Sein Haar, nur von einem Band aus blauem Stoff gehalten, war einmal lavendelfarben gewesen. Jetzt leuchtete es so weiß wie der Schnee in den Zweigen.

»Folgt mir und folgt Indreju, dem Schwert meines Großvaters!« rief Jiriki. »Wir eilen Freunden zu Hilfe. Zum ersten Mal seit fünf Jahrhunderten reiten die Zida'ya.«

Die anderen hoben ihre Waffen und schüttelten sie zum Himmel. Ein fremdartiges Lied begann aufzusteigen, dumpf wie das Dröhnen der

Marschrohrdommel, wild wie Wolfsgeheul, bis alle sangen, so machtvoll, daß die Lichtung bebte.

»Auf, Häuser der Morgendämmerung!« Jirikis schmales Gesicht war grimmig. Seine Augen glühten und brannten wie Kohlen. »Auf nun und kommt! Mögen unsere Feinde zittern! Die Zida'ya reiten wieder!«

Und mit einem gewaltigen Aufschrei und wildem Gesang spornten Jiriki und die übrigen – darunter seine Mutter Likimeya auf ihrem großen schwarzen Roß, Yizashi vom grauen Speer, der kühne Cheka'iso Bernsteinlocken und sogar Jirikis grüngekleideter Onkel Khendraja'aro mit seinem Langbogen – ihre Pferde aus der Lichtung. So tosend war ihr Aufbruch, daß die Bäume sich vor ihnen zu beugen schienen und hinter ihnen der Wind ein Weile schwieg wie beschämt.

XI

Der Weg zurück

Miriamel duckte sich tiefer in ihren Mantel und versuchte sich unsichtbar zu machen. Sie hatte das Gefühl, jeder Vorüberkommende verlangsame den Schritt, um sie zu mustern, die schlanken Wranna mit den ruhigen braunen Augen und angestrengt ausdruckslosen Gesichtern so gut wie die perdruinesischen Händler in ihrem leicht schäbigen Prunk. Alle schienen sich ihre Gedanken über das Äußere dieses kurzhaarigen Mädchens im fleckigen Mönchshabit zu machen, und das stimmte Miriamel sehr besorgt. Wo steckte Cadrach nur so lange? Sie hätte ihn inzwischen wirklich besser kennen müssen, als ihn allein in eine Schenke gehen zu lassen.

Endlich tauchte der Mönch auf. Er machte einen mit sich selbst ungemein zufriedenen Eindruck, ganz, als hätte er eine besonders schwierige Aufgabe glänzend erfüllt.

»Es ist unten am Torfkahn-Kai; ich hätte mich daran erinnern sollen. Keine sehr erfreuliche Gegend.«

»Ihr habt Wein getrunken.« Ihr Ton war unfreundlicher als eigentlich beabsichtigt; aber sie fror und hatte sich geärgert.

»Und wie kann ich von einem Gastwirt erwarten, daß er mir den richtigen Weg zeigt, wenn ich nichts bei ihm verzehre?« So leicht ließ sich Cadrach nicht einschüchtern. Er schien die Verzweiflung, die ihn auf dem Boot überwältigt hatte, abgeschüttelt zu haben, obwohl Miriamel sehr wohl sehen konnte, daß sie noch immer da war, eine nur ungenügend verborgene, tödliche Trostlosigkeit, die unter den zerfetzten Säumen der Fröhlichkeit hervorlugte, in die er sich eingehüllt hatte wie in einen Mantel.

»Aber wir haben doch kein Geld«, beschwerte sie sich. »Das ist ja der Grund, weshalb wir diese ganze verfluchte Stadt durchstreifen und einen Ort suchen müssen, von dem Ihr gesagt habt, er sei Euch bestens bekannt.«

»Laßt nur, Herrin. Ich habe eine kleine Wette über den Wurf einer

Münze abgeschlossen und gewonnen – zum Glück, denn ich hatte gar keine Münze, die ich hätte verlieren können. Aber jetzt ist alles gut. Außerdem ist es der Fußmarsch durch diese Stadt der Kanäle, der mich so verwirrt hat, aber dank der Wegbeschreibung des Wirts werden wir jetzt keine Schwierigkeiten mehr haben.«

Keine Schwierigkeiten mehr! Miriamel konnte darüber nur bitter lachen. Seit drei Wochen lebten sie nun schon wie Bettler. Mehrere Tage lang waren sie auf dem Boot fast verdurstet und hatten sich dann mühsam durch die Küstenstädtchen des südöstlichen Nabban geschleppt, um Essen gebettelt, wann immer es ging, und sich, wenn das Glück ihnen lachte, ein Stück auf Ackerwagen mitnehmen lassen. Den größten Teil des Weges aber waren sie gelaufen, nur gelaufen, bis es Miriamel vorgekommen war, als würden ihre Beine, wenn sie sie irgendwie vom Körper schrauben könnte, auch ganz allein weitermarschieren. Für Cadrach bedeutete dieses Dasein nichts Neues, und er schien es ganz gelassen wieder aufgenommen zu haben, aber Miriamel fand es jeden Tag unerträglicher. Zwar würde sie nie wieder am Hof ihres Vaters leben können, aber selbst die erstickende Enge von Onkel Josuas Burg Naglimund erschien ihr plötzlich wesentlich verlockender als noch vor wenigen Monaten.

Unvermittelt drehte sie sich um, weil sie noch etwas Bissiges zu Cadrach sagen wollte – sie konnte den Wein in seinem Atem auf eine Armlänge riechen –, und sah seinen unverstellten Gesichtsausdruck. Die Maske der Fröhlichkeit war von ihm abgeglitten; die einst so runden, jetzt hohlen Wangen und die Schatten unter den unruhigen Augen dämpften ihren Zorn und verwandelten ihn in eine Art unwirsche Zuneigung.

»Also dann kommt.« Sie nahm seinen Arm. »Aber wenn Ihr dieses Haus nicht bald findet, stoße ich Euch in den Kanal.«

Weil sie sich die Überfahrt mit einem Bootsmann nicht leisten konnten, brauchten Cadrach und Miriamel fast den ganzen Vormittag, um sich durch den abschreckenden Irrgarten der hölzernen Laufstege von Kwanitupul bis zum Torfkahn-Kai durchzuarbeiten. Es war, als führe jede Biegung sie in eine neue Sackgasse, einen anderen Durchgang, der auf einer verlassenen Bootswerft, vor einer verschlossenen Tür mit rostigen Angeln oder an einem wackligen Zaun endete, hinter dem nur ein weiterer Wasserweg lag. Enttäuscht kehrten sie dann wieder um und suchten eine neue Abzweigung, und die aufreibende Suche begann aufs neue.

Endlich, als schon die Mittagssonne den wolkigen Himmel weiß malte, stolperten sie um die Ecke eines langgestreckten, sehr

heruntergekommenen Lagerhauses und erkannten überrascht ein vom Salz verrottetes Holzschild, das die Herberge, vor der es hing, als *Pelippas Schüssel* auswies. Sie lag in der Tat, wie Cadrach warnend erwähnt hatte, in einer ziemlich unerfreulichen Gegend.

Während Cadrach nach der Tür forschte – die Vorderseite des Gebäudes zeigte eine fast einheitliche Wand aus grauem, verwittertem Holz –, war Miriamel auf den vorderen Landungssteg der Herberge getreten und sah einem Kranz aus gelben und weißen Blumen nach, der unter der Warftleiter auf dem aufgewühlten Kanal schwamm. »Das ist ja ein Seelentagskranz«, sagte sie.

Cadrach, der die Tür gefunden hatte, nickte.

»Das heißt, daß es über vier Monate her ist, seit ich Naglimund verließ«, bemerkte Miriamel langsam. Der Mönch nickte wieder, zog die Tür auf und winkte ihr. Miriamel wurde von einem Schwall wilden Grams erfaßt. »Und es war alles umsonst! Weil ich ein eigensinniger Dummkopf war!«

»Es wäre nichts besser geworden, vielleicht sogar vieles schlechter, wenn Ihr bei Eurem Onkel geblieben wärt«, erwiderte Cadrach. »Wenigstens seid Ihr am Leben. Nun wollen wir aber hineingehen und nachschauen, ob Soria Xorastra sich an einen alten, wenn auch leicht heruntergekommenen Freund erinnert.«

Sie betraten die Herberge durch den Torhof, vorbei an den verwitternden Rümpfen zweier Fischerboote, und erlebten dann sehr schnell gleich zwei unangenehme Überraschungen. Die erste war, daß die Herberge verwahrlost wirkte und unverkennbar nach Fisch stank, die zweite, daß Xorastra seit drei Jahren tot war. Ihre Nichte Charystra mit dem spitzen Kinn erwies sich als eine ganz andere Art Herbergsmutter als ihre Vorgängerin.

Sie starrte ihre abgewetzte, vom Reisestaub befleckte Kleidung an und meinte nur: »Euer Aussehen gefällt mir nicht. Zeigt mir Euer Geld.«

»Nun, nun«, antwortete Cadrach so besänftigend er konnte. »Eure Tante war eine gute Freundin von mir. Wenn Ihr uns heute nacht ein Bett gebt, werden wir morgen Geld haben, Euch zu bezahlen – ich bin wohlbekannt in dieser Stadt.«

»Meine Tante war verrückt und zu nichts nutze«, erwiderte Charystra nicht ohne eine gewisse Befriedigung. »Ihre stinkende Wohltätigkeit ist schuld, daß mir nichts als dieser baufällige Schuppen geblieben ist.« Sie zeigte auf den niedrigen Schankraum, der mehr an den Bau eines verzagten Tiers erinnerte. »Der Tag, an dem ich einen Mönch und seine Dirne hier

umsonst schlafen lasse, wird der Tag sein, an dem sie mich in einer Holzkiste nach Perdruin zurückschaffen.«

Miriamel konnte eine gewisse Vorfreude auf diesen Tag nicht unterdrücken, hütete sich jedoch, es die Wirtin merken zu lassen. »Es ist nicht so, wie Ihr glaubt«, sagte sie. »Dieser Mann ist mein Lehrer. Ich bin die Tochter eines Adligen – Baron Seoman von Erkynland ist mein Vater. Ich wurde entführt; mein Lehrer fand und rettete mich. Mein Vater wird jedem, der mir hilft, zu ihm zurückzukehren, große Freundlichkeit erweisen.« Cadrach neben ihr straffte sich vor Freude, der Held einer, wenn auch frei erfundenen, Rettungstat zu sein.

Charystra kniff die Augen zusammen. »Ich habe in letzter Zeit mehr als nur eine wilde Geschichte gehört.« Sie nagte an ihrer Unterlippe. »Eine davon hat sogar gestimmt, aber das heißt nicht, daß Eure auch wahr ist.« Ihr Gesicht verfinsterte sich. »Ich muß meinen Lebensunterhalt verdienen, ob Euer Vater nun Baron oder der Hochkönig auf dem Hochhorst persönlich ist. Geht und beschafft Euch das Geld, wenn es so leicht ist, wie Ihr sagt. Laßt Euch von Euren Freunden helfen.«

Von neuem begann Cadrach zu betteln und zu schmeicheln. Er nahm die Fäden der Geschichte auf, die Miriamel angefangen hatte, und verknüpfte sie zu einem üppigen Teppich mit einer Charystra, die sich, die Taschen voller Gold, zur Ruhe setzen konnte, ein Geschenk des dankbaren Vaters. Als Miriamel hörte, wie die Geschichte unter Cadrachs flüssiger Zunge auszuufern begann, tat ihr die Frau, deren gesunden Verstand ihre eigene Habgier sichtlich umnebelt hatte, beinahe leid. Gerade wollte sie Cadrach bitten, die Sache aufzugeben, als ihr Blick auf einen großen Mann fiel, der langsam die Treppe zum Schankraum herunterkam. Trotz seiner Kleidung – er trug eine Kapuzenkutte, Cadrachs sehr ähnlich, und einen Strick als Gürtel – und eines kaum einen Fingerbreit langen Bartes, war ihr sein Anblick sofort so vertraut, daß sie es fast nicht glauben konnte. Als er unten ins Licht der Talglampen trat, blieb der Mann stehen und riß die Augen weit auf.

»Miriamel?« fragte er endlich. Seine Stimme klang schwerfällig und zögernd. »Prinzessin?«

»Isgrimnur!« schrie sie. »Herzog Isgrimnur!« Das Herz schien ihr in der Brust zu schwellen, bis sie zu ersticken glaubte. Sie rannte durch den unaufgeräumten, vollgestopften Raum, sprang an den krummbeinigen Bänken vorbei und warf sich laut weinend an seinen dicken Bauch.

»Ach, mein armes Kind«, sagte der Herzog und drückte sie, ebenfalls

unter Tränen, an sich. »Ach, meine arme Miriamel!« Er hielt sie einen Moment von sich weg und starrte sie aus geröteten Augen an. »Seid Ihr verletzt? Geht es Euch gut?«

Sein Blick fiel auf Cadrach, und seine Augen wurden schmal.

»Da ist ja auch der Schurke, der Euch gestohlen hat!«

Cadrach, der wie Charystra mit offenem Mund auf das Bild geglotzt hatte, zuckte zusammen; Isgrimnur warf einen langen Schatten.

»Nein, nein«, lachte Miriamel und weinte dabei. »Cadrach ist mein Freund, der mir geholfen hat. Ich bin ausgerissen – macht ihm deshalb keine Vorwürfe.« Sie umarmte Isgrimnur von neuem und vergrub ihr Gesicht in seinem tröstlichen Umfang. »Ach, Isgrimnur, ich war ja so unglücklich. Wie geht es Onkel Josua? Und Vara und Simon und Binabik, dem Troll?«

Der Herzog schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, ich weiß nicht viel mehr als Ihr.« Er seufzte, und sein Atem bebte. »Es ist ein Wunder. Endlich hat Gott meine Gebete erhört. Segen über Segen! Kommt, setzt Euch.« Er drehte sich zu Charystra um und machte eine ungeduldige Handbewegung. »Nun? Steht hier nicht so herum, Frau! Bringt uns Bier und etwas zu essen!«

Charystra wankte halbbetäubt hinaus.

»Wartet!« brüllte Isgrimnur. Die Wirtin fuhr herum.

»Wenn Ihr irgend jemandem ein Sterbenswörtchen hiervon erzählt, reiße ich Euch eigenhändig das Dach über dem Kopf ein.«

Die Wirtin, jenseits von Überraschung und Furcht, nickte nur schlaff und entfloh ins Allerheiligste ihrer Küche.

Tiamak eilte weiter, obwohl er mit dem lahmen Bein kaum schneller vorwärtskam, als es einem gewöhnlichen Gehschritt entsprach. Das Herz hämmerte ihm gegen die Rippen, aber er zwang sich zu einer unbekümmerten Miene.

Du-der-stets-auf-Sand-tritt, flüsterte er lautlos, *mach, daß ich keinem auffalle! Ich bin fast da!*

Die Leute, die die schmalen Stege mit ihm teilten, schienen ihn absichtlich am Vorwärtskommen hindern zu wollen. Ein stämmiger Trockenländer mit einem Korb voller Sandfische rempelte ihn an und hätte ihn beinahe umgeworfen. Als Tiamak weiterhinkte, rief er ihm auch noch ein Schimpfwort nach. Der kleine Mann wäre vor Wut fast geplatzt –

schließlich war Kwanitupul immer noch eine Wrannastadt, und wenn sich noch so viele Trockenländer am Ufer der Chamul-Lagune teure Stelzenhäuser errichten oder ihre schweren Lastkähne von Mannschaften aus Tiamaks Volk durch die Kanäle staken ließen. Aber heute wagte er keine Bemerkung. Er hatte keine Zeit für einen Streit, auch wenn er noch so gerechtfertigt war. Er hastete durch den Schankraum von *Pelippas Schüssel* und warf dabei trotz Charystras seltsamen Gesichtsausdrucks kaum einen Blick auf die Eigentümerin. Diese stand, ein mit Brot, Käse und Oliven belegtes Brett umklammernd, am Fuß der Treppe und schwankte hin und her, als wisse sie nicht, ob sie sich der Anstrengung unterziehen sollte, die Stufen hinaufzusteigen.

Tiamak drückte sich an ihr vorbei und humpelte die schmale Stiege hinauf zum Treppenabsatz und zur ersten verzogenen, schlecht eingehängten Tür im Gang. Er stieß sie auf und holte gerade tief Luft, um seine Neuigkeiten hervorzusprudeln, als ihn das merkwürdige Bild, das sich seinen Augen bot, überrascht zum Stehen brachte.

Isgrimnur saß auf dem Boden. In einer Ecke lehnte ein nicht sehr großer, stämmig gebauter Mann mit eigenartig verschlossenem, rundem Gesicht. Er war wie der Herzog in die Tracht eines ädonitischen Pilgermönchs gekleidet. Der alte Camaris hockte auf dem Bett, die langen Beine nach Seemannsart untergeschlagen. Neben ihm saß eine junge Frau mit gelbem, kurzem Haar. Auch sie trug eine Mönchskutte, und ihr hübsches Gesicht mit den scharfen Zügen zeigte einen fast ebenso verwirrten Ausdruck wie das von Charystra. Tiamak schloß mit hörbarem Schnappen den Mund und öffnete ihn sofort wieder. »Was?« fragte er nur.

»Ah!« Isgrimnur schien vor Freude fast aus dem Häuschen zu sein; er wirkte geradezu beschwipst. »Und das hier ist Tiamak; ein edler Wranna und Freund von Dinivan und Morgenes. Tiamak, die Prinzessin ist da. Miriamel ist gekommen.«

Miriamel sah gar nicht auf, sondern starrte weiter den alten Mann an. »Das ist … Camaris?«

»Ich weiß, ich weiß.« Isgrimnur lachte. »Ich konnte es selbst nicht glauben, Gott straf mich, aber er ist es! Lebendig, nach dieser langen Zeit!« Sein Gesicht wurde unvermittelt ernst. »Aber er hat den Verstand verloren, Miriamel. Er ist wie ein Kind.«

Tiamak schüttelte den Kopf. »Ich … ich bin froh, Isgrimnur. Froh, daß Eure Freunde hier sind.« Nochmaliges Kopfschütteln. »Ich habe auch Neuigkeiten.«

»Nicht jetzt.« Isgrimnur strahlte. »Später, kleiner Mann. Heute abend feiern wir.« Er hob die Stimme. »Charystra! Wo steckt Ihr, Frau?«

Die Herbergswirtin wollte gerade die Tür öffnen, als Tiamak sich umdrehte und sie ihr vor der Nase zuschlug. Er hörte ein erschrockenes Ächzen und das Poltern eines schweren Brotlaibs, der die Stufen hinunterrollte. »Nein«, sagte der Wranna. »Das hier kann nicht warten, Isgrimnur.«

Der Herzog starrte ihn unter dichten, buschigen Brauen an.

»Nun?«

»Es sind Männer in der Stadt, die nach dieser Herberge suchen. Soldaten aus Nabban.«

Isgrimnurs Ungeduld war sofort verschwunden, seine volle Aufmerksamkeit auf den kleinen Wranna gerichtet. »Woher wißt Ihr das?«

»Ich sah sie unten an der Markthalle. Sie stellten den Bootsleuten Fragen und gingen dabei sehr grob mit ihnen um. Der Anführer der Soldaten schien die Herberge um jeden Preis finden zu wollen.«

»Und haben sie Auskunft bekommen?« Isgrimnur stand auf und ging in die Zimmerecke, wo er sein Schwert Kvalnir aufnahm, das dort eingepackt gestanden hatte.

Tiamak zuckte die Achseln. »Ich wußte, daß ich nicht viel schneller vorwärtskommen würde als die Soldaten, obwohl ich die Stadt sicher besser kenne. Weil ich sie aber aufhalten wollte, trat ich vor und erklärte ihnen, ich würde für sie mit den Bootsleuten reden, weil sie auch alle Wranna wären wie ich.« Zum ersten Mal seit Beginn seiner Erzählung sah Tiamak die junge Frau an. Sie war ganz blaß geworden, aber der benommene Ausdruck lag nicht mehr auf ihrem Gesicht. Sie hörte aufmerksam zu. »Ich sagte den Bootsleuten in unserer Sprache, daß die Soldaten böse Männer wären und sie nur mit mir, und nur in unserer Zunge, sprechen sollten. Ich erklärte ihnen, wenn die Soldaten fortgingen, sollten auch sie sich entfernen und erst später wieder zur Markthalle zurückkehren. Nachdem ich so mit ihnen gesprochen und so getan hatte, als erhielte ich von ihnen Hinweise auf den Weg – in Wirklichkeit berichteten sie mir nur, daß diese Tiefländer sich aufgeführt hätten wie Wahnsinnige –, erläuterte ich dem Anführer der Soldaten, wo er und seine Männer *Pelippas Schüssel* finden könnten. Macht kein so böses Gesicht, Herzog Isgrimnur! Natürlich habe ich sie ans entgegengesetzte Ende der Stadt geschickt! Es war wirklich seltsam: als ich es dem Mann sagte, zitterte er am ganzen Leibe, als könnte er es nicht abwarten, dorthin zu

kommen.«

»Wie … wie sah der Anführer aus?« Miriamels Stimme klang gepreßt.

»Sehr … sonderbar.« Tiamak zögerte. Er wußte nicht, wie er eine Tiefländerprinzessin anreden sollte, schon gar nicht eine, die Männerkleidung trug. »Er war der einzige, der nicht wie ein Soldat gekleidet war. Groß und kräftig, in reichen Trockenländergewändern. Aber sein Gesicht war voller blauer Flecken und die Augen blutunterlaufen wie Eberaugen. Sein Kopf sah aus, als hätte ein Krokodil ihn zerquetscht, und es fehlten ihm Zähne.«

Miriamel stöhnte auf und glitt vom Bett zu Boden. »Rette mich, o Elysia! Es ist Aspitis.« Aus ihrer erstickten Stimme klang nackte Verzweiflung. »Cadrach, woher konnte er wissen, wohin wir wollten? Habt Ihr mich wieder verraten?«

Der Mönch zuckte zusammen, aber in seinen Worten lag kein Zorn. »Nein, Herrin. Offensichtlich hat er es auch geschafft, die Küste zu erreichen, und ich nehme an, daß er von dort aus Botschaften mit seinem wahren Herrn gewechselt hat.« Cadrach sah Isgrimnur an. »Pryrates kennt dieses Haus gut, Herzog, und Aspitis ist sein Geschöpf. «

»Aspitis?« Isgrimnur, der sich gerade den Schwertgurt um die breite Mitte schnallte, schüttelte ratlos den Kopf. »Ich kenne ihn nicht, aber er scheint kein Freund zu sein.«

»Nein.« Cadrach blickte auf Miriamel, die, den Kopf in die Hände gestützt, vor dem Bett hockte. »Er ist kein Freund.«

Isgrimnur grollte tief in der Kehle. Erschrocken drehte sich Tiamak zu ihm um, denn der Herzog klang genau wie ein wütender Bär; aber Isgrimnur dachte nur nach und zwirbelte dabei mit den Fingern seinen kurzen Bart. »Die Feinde sind uns auf den Fersen«, bemerkte er schließlich. »Selbst wenn wir hier mit dem Camaris von vor vierzig Jahren säßen – ach, Gott segne ihn, er war der Größte von allen –, würde ich unsere Aussichten trotzdem ungünstig beurteilen. Darum müssen wir hier weg … und zwar schnell.«

»Wohin können wir gehen?« fragte Cadrach.

»Nach Norden, zu Josua. Tiamak – was habt Ihr neulich gesagt, kleiner Mann? Wenn Ihr mit Camaris und mir flüchten müßtet, würdet Ihr einen anderen Weg finden?«

Tiamak merkte, wie ihm die Kehle eng wurde. »Ja. Aber es wird nicht leicht sein.« Ihn fröstelte auf einmal, als streife der kalte Atem von Ihr-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen seinen Nacken. Plötzlich

mißfiel ihm der Gedanke, seine Trockenländerfreunde durch den Irrgarten des Wran zu führen. Miriamel stand auf. »Lebt Josua?«

»Das Gerücht behauptet es, Prinzessin.« Isgrimnur schüttelte den Kopf. »Er soll sich nordöstlich von den Thrithingen aufhalten. Aber es kann eine falsche Hoffnung sein.«

»Nein!« In Miriamels Augen, die noch tränennaß waren, lag eine eigentümliche Gewißheit. »Ich glaube daran.«

Cadrach, der immer noch in der Ecke lehnte wie ein vernachlässigter Hausgott, bemerkte achselzuckend: »Wenn man sonst nichts hat, an das man sich klammern kann, ist ein Glaube durchaus nützlich. Aber was meint Ihr mit Eurem anderen Weg?« Er richtete den düsteren Blick auf den Marschmann.

»Durch das Wran.« Tiamak räusperte sich. »Ich denke, daß es für sie fast unmöglich sein wird, uns dorthin zu folgen. Wir können uns nach Norden durchschlagen, zum südlichsten Zipfel des Seen-Thrithings.«

»Wo man uns sofort finden wird – zu Fuß und mitten in hundert Meilen offenem Gelände«, meinte Cadrach bissig.

»Verdammt, Mann«, fauchte Isgrimnur, »was bleibt uns anderes übrig? Sollen wir denn versuchen, zuerst durch Kwanitupul zu fliehen, vorbei an diesem Aspitis, und dann mitten durch das ganze feindselige Nabban? Seht uns doch an! Könnt Ihr Euch eine ungewöhnlichere und auffälligere Gesellschaft vorstellen? Ein Mädchen, zwei Mönche – davon einer mit Bart –, ein kindischer alter Riese und ein Wranna? Was haben wir schon für eine Wahl?«

Der Hernystiri schien Einwendungen erheben zu wollen, zuckte dann aber erneut die Achseln und zog sich in sich selbst zurück wie eine Schildkröte in ihren Panzer. »Wahrscheinlich haben wir wirklich keine«, bemerkte er gelassen.

»Also, was tun wir?« Miriamels Furcht hatte etwas nachgelassen. Noch immer erschüttert, machte sie doch einen wachen und entschlossenen Eindruck. Tiamak konnte nicht umhin, ihren Mut zu bewundern.

Isgrimnur rieb sich die großen Pranken. »Ja. Wir müssen weg von hier, spätestens in einer Stunde, wenn möglich schneller. Das heißt, daß wir keine Zeit verlieren dürfen. Tiamak, Ihr haltet vom Vordach der Herberge Ausschau. Vielleicht hat ein anderer den Soldaten bessere Anweisungen gegeben als Ihr. Wenn sie uns überraschen, ist es unser Ende. Ihr werdet am wenigsten auffallen.« Er sah sich überlegend um. »Ich werde Camaris veranlassen, das weniger beschädigte der beiden Boote im Torhof zu

flicken. Cadrach, Ihr helft ihm. Vergeßt nicht, er ist zwar einfältig, hat aber jahrelang hier gearbeitet – er weiß, was zu tun ist, und versteht, auch wenn er nicht spricht, viele Worte. Ich packe inzwischen den Rest unserer Sachen zusammen und komme dann zu Euch, um Euch mit dem Boot zu helfen, damit wir es nachher auch ins Wasser tragen können.«

»Und ich, Isgrimnur?« Miriamel hüpfte vor lauter Tatendrang buchstäblich von einem Bein aufs andere.

»Ihr nehmt diese zänkische Wirtin, geht mit ihr in die Küche und stellt den Proviant für uns zusammen. Sucht Lebensmittel aus, die haltbar sind, denn wir wissen nicht, wie lange wir damit auskommen müssen.« Er unterbrach sich, von einem jähen Einfall gepackt. »Wasser! Frischwasser! Süßer Usires, wir fahren ja in die Sümpfe! Nehmt alles mit, was Ihr finden könnt. Ich werde Euch helfen, die Krüge, oder welche Behälter Ihr sonst wählt, ins Boot zu tragen. Auf dem Hinterhof dieser Herberge steht ein Regenfaß – voll, glaube ich. Ha! Ich wußte doch, daß das schlechte Wetter zu etwas gut sein würde!« Er zupfte an seinen Fingern und dachte fieberhaft nach. »Nein, Prinzessin … noch nicht. Sagt Charystra, wir würden für alles bezahlen, das wir mitnehmen, aber laßt kein Wort über unser Ziel verlauten. Sie würde unsere unsterblichen Seelen für einen krummen Cintis pro Stück verhökern. Ich wünschte, ich könnte auch so sein, aber ich werde sie trotzdem für alles entschädigen, auch wenn es mein letztes Geld ist.« Der Herzog holte tief Atem. »So! Nun geht. Und wo immer Ihr alle Euch befindet, achtet auf Tiamaks Ruf und rennt sofort zum Torhof, wenn Ihr ihn hört.«

Er ging zur Tür und öffnete sie. Charystra saß mit völlig verdutztem Gesicht und umgeben von Nahrungsmitteln auf der obersten Treppenstufe. Isgrimnur warf einen kurzen Blick auf sie, trat dann dicht neben Miriamel und beugte sich über ihr Ohr. Tiamak stand nahe genug, um sein Flüstern zu verstehen.

»Laßt sie nicht aus den Augen«, murmelte der Herzog. »Vielleicht müssen wir sie mitnehmen, zumindest so weit, daß sie nicht ausplaudern kann, welche Richtung wir genommen haben. Wenn sie Ärger macht, ruft – ich bin sofort bei Euch.« Er nahm Miriamels Ellenbogen und führte sie zu Charystra, die still sitzen geblieben war.

»Seid nochmals gegrüßt, gute Frau«, sagte die Prinzessin. »Mein Name ist Marya. Wir haben uns unten schon gesehen. Kommt jetzt, wir wollen in die Küche gehen und für meine Freunde und mich etwas zu essen suchen – wir sind weit gereist und sehr hungrig.« Sie bückte sich und half Charystra

beim Aufstehen, bückte sich dann nochmals und hob das heruntergefallene Brot und den Käse auf. »Seht Ihr?« rief sie vergnügt und ergriff die sprachlose Frau beim Arm. »Wir werden bestimmt nichts vergeuden und für alles bezahlen.«

Sie verschwanden treppab.

Miriamel kam es vor, als arbeitete sie in einer Art Nebel. Sie konzentrierte sich so intensiv auf das, was sie gerade tat, daß sie die Gründe, warum sie es tat, völlig vergaß – bis sie Tiamaks erregten Aufschrei und sein Kaninchenklopfen über sich auf dem Dach hörte. Ihr Herz raste, als sie nach einer letzten Handvoll verdorrter Zwiebeln griff – Charystra strengte sich nicht weiter an, ihre Speisekammer gut gefüllt zu halten – und in Richtung Hof stürzte. Die murrende Wirtin scheuchte sie vor sich her.

»He, was glaubt Ihr wohl, was Ihr da tut?« beschwerte sich Charystra. »Ihr habt keinen Grund, so mit mir umzugehen, wer immer Ihr sein mögt.«

»Schweigt! Alles wird gut.« Miriamel wünschte nur, sie könnte selbst daran glauben.

An der Tür zum Schankraum hörte sie Isgrimnurs schwere Tritte auf der Treppe. Schnell schob er sich vor sie und versperrte der sich sträubenden Charystra den Fluchtweg. Zusammen erreichten die drei den Torhof. Hier arbeiteten Camaris und Cadrach so eifrig, daß sie nicht einmal aufsahen, als ihre Kameraden zu ihnen traten. Der alte Ritter hatte einen pechverschmierten Quast in der Hand, der Mönch ein Stück schweres Segeltuch, auf das er mit dem Messer einhackte.

Gleich darauf rutschte Tiamak von den Dachbalken zu ihnen herunter. »Ich habe Soldaten gesehen, ziemlich nah«, verkündete er atemlos. »Sie sind vielleicht noch tausend Schritte entfernt, vielleicht auch weniger, und auf dem Weg hierher.«

»Sind es dieselben?« fragte Isgrimnur. »Verdammt, natürlich sind sie es! Wir müssen weg. Ist das Boot fertig?«

»Ich gehe davon aus, daß es das Wasser eine Weile abhält«, antwortete Cadrach gelassen. »Wenn wir die Sachen dort mitnehmen«, er deutete auf Pechquast und Segeltuch, »können wir später irgendwo anhalten und alles besser und gründlicher instand setzen.«

»Wenn wir noch zum Anhalten kommen«, knurrte der Herzog. »Also gut. Miriamel?«

»Ich habe die Speisekammer ausgeräumt – viel Arbeit war es leider nicht.«

Charystra, die einen Teil ihrer Hochnäsigkeit wiedergefunden hatte, richtete sich auf. »Und was sollen meine Gäste und ich verzehren?« erkundigte sie sich spitz. »Schließlich führe ich die feinste Tafel in Kwanitupul.«

Isgrimnur schnaubte, daß sein Backenbart zitterte. »Gegen Eure Tafel hat auch niemand etwas einzuwenden – das Problem ist der Schund, den Ihr den Leuten darauf vorsetzt. Frau, Ihr bekommt Euer Geld, aber zuerst werdet Ihr eine kleine Reise machen.«

»Was?« kreischte Charystra. »Ich bin eine gottesfürchtige Ädonitin! Was habt Ihr mit mir vor?«

Der Rimmersmann verzog das Gesicht und sah die anderen an. »Die Sache mißfällt mir, aber wir können sie nicht hierlassen. Wir werden sie an einem sicheren Ort absetzen – mit ihrem Geld. Cadrach, nehmt einen Strick und fesselt sie. Und versucht, ihr nicht weh zu tun.«

Unter Charystras empörtem Protest wurden die letzten Vorkehrungen getroffen. Tiamak, der sich offenbar große Sorgen machte, Isgrimnur könnte irgendwelche kostbaren Bestandteile ihres Gepäcks vergessen haben, rannte noch einmal nach oben, um sich zu vergewissern, daß auch wirklich nichts mehr im Zimmer lag. Als er wiederkam, schloß er sich den Anstrengungen der anderen an, das schwere Boot zur breiten Seitentür des Hots hinauszuschieben.

»Jeder anständige Bootshof hat eine Winde«, schimpfte Isgrimnur, dem der Schweiß über das Gesicht strömte. Miriamel war voller Sorge, die beiden älteren Männer könnten sich zuviel zumuten; aber Camaris schien trotz seiner Jahre sein Anteil an der Last nicht das geringste auszumachen, und Isgrimnur war nach wie vor ein Mann von ungewöhnlicher Körperkraft.

Tatsächlich waren es Cadrach, ausgelaugt von den Leiden der letzten Wochen, und der schmale Tiamak, denen die Arbeit am schwersten fiel. Miriamel hätte gern geholfen, wagte aber nicht, die gefesselte Charystra auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen, vor lauter Angst, sie könnte laut zu schreien anfangen oder ins Wasser fallen und ertrinken.

Als sie die Rampe zum hinteren Dock hinabstolperten, glaubte Miriamel bereits, die stampfenden Schritte von Aspitis und seinen Schergen zu hören. Das Boot schien sich kaum vorwärtszubewegen, ein blinder, achtbeiniger Käfer, der an jeder engen Biegung steckenblieb.

»Schneller!« sagte sie. Ihr Schützling Charystra, der nur die eigene mißliche Lage im Kopf hatte, stöhnte.

Endlich erreichten sie das Wasser. Als sie das Boot über den Rand des schwimmenden Landungsstegs schoben, griff Cadrach zwischen die Bänke und hob aus dem Haufen der Werkzeuge, die sie mitgenommen hatten, um den Rumpf zu flicken, den schweren Holzhammer hoch. Dann rannte er die Rampe wieder hinauf und zurück in die Herberge.

»Was habt Ihr vor?« schrie Miriamel. »Sie werden gleich hier sein!«

»Ich weiß.« Cadrach, den großen Hammer an die Brust gedrückt, setzte sich in einen ungleichmäßigen Trab.

Isgrimnur machte ein wütendes Gesicht. »Ist der Mann verrückt?«

»Ich weiß nicht.« Miriamel drängte Charystra zum Boot, das sanft am Steg entlangschabte. Als die Wirtin sich wehrte, stand der alte Camaris auf und hob sie so leicht hinunter wie ein Vater seine kleine Tochter. Er setzte sie neben sich auf die Bank, wo sie sich zusammenkauerte. Eine Träne schlängelte sich über ihre Wange; wider Willen empfand Miriamel Mitleid.

Gleich darauf kam Cadrach die Rampe wieder hinuntergerannt. Mit Hilfe der anderen kletterte er ins Boot und stieß es dann vom Steg ab. Der Bug schwenkte zur Mitte des Kanals.

Miriamel half dem Mönch, sich noch auf die Bank zu quetschen. »Was habt Ihr getan?«

Cadrach mußte erst einmal Atem holen. Er legte den Holzhammer wieder sorgfältig auf das Bündel aus Segeltuch und sagte dann: »Da war schließlich noch ein zweites Boot. Ich wollte dafür sorgen, daß sie sehr viel mehr Zeit dazu brauchen, es fahrbereit zu machen, als wir für dieses hier nötig hatten. Ohne ein Boot kann man niemanden durch Kwanitupul jagen.«

»Guter Mann«, lobte Isgrimnur. »Obwohl ich sicher bin, daß sie sich ziemlich schnell eins besorgen werden.«

Tiamak hob den Finger. »Seht!« Ein Dutzend Männer in blauen Mänteln und mit Helmen liefen über den hölzernen Laufsteg auf *Pelippas Schüssel* zu.

»Zuerst werden sie klopfen«, meinte Cadrach ruhig. »Dann reißen sie die Tür auf. Dann sehen sie, was wir getan haben, und fangen an, nach einem Boot zu suchen.«

»Darum sollten wir lieber unseren Vorsprung nützen. Rudert!«

Isgrimnur folgte seiner eigenen Aufforderung und beugte sich über sein

Ruder. Camaris tat das gleiche, und als ihre beiden Ruderblätter das grüne Wasser zerschnitten, sauste das Boot vorwärts.

Miriamel saß am Heck und sah auf die rasch entschwindende Herberge. Im Ameisengewimmel der Männer am Tor glaubte sie sekundenlang goldene Haare aufblitzen zu sehen. Betroffen senkte sie den Blick in das aufgewühlte Wasser und betete zur Gottesmutter und verschiedenen Heiligen, sie vor jedem Wiedersehen mit Aspitis zu beschützen.

»Nur noch ein kurzes Stück.« Der schielende Rimmersmann betrachtete den Wall aus knorrigen Kiefern so liebevoll, als hätte er eine heimatliche Straße vor sich. »Dann könnt Ihr Euch ausruhen und essen.«

»Habt Dank, Dypnir«, erwiderte Isorn. »Das wäre schön.«

Er hätte vielleicht noch mehr gesagt, aber Eolair griff nach seinen Zügeln und zwang Isorns Pferd, langsamer zu gehen. Dypnir, der es nicht bemerkt zu haben schien, war ein Stück vorangeritten und bald nur noch ein Schatten in der Abenddämmerung des Waldes.

»Seid Ihr sicher, daß Ihr diesem Mann vertrauen könnt, Isorn?« fragte der Graf von Nad Mullach. »Wenn nicht, laßt uns *jetzt* einen weiteren Beweis von ihm verlangen, bevor wir in einen Hinterhalt reiten.«

Isorn furchte die breite Stirn. »Er ist aus Skoggey. Die Leute dort sind meinem Vater treu.«

»Er sagt, er sei aus Skoggey. Und sie *waren* Eurem Vater treu.« Eolair schüttelte den Kopf und staunte, daß der Sohn eines Herzogs so wenig von Staatskunst verstand. Trotzdem mußte er Isorns Freundlichkeit und sein offenes Herz bewundern.

Jemand, der inmitten von soviel Grauen ein Gemüt bewahren kann wie er, ist ein Mensch, den man gar nicht hoch genug schätzen kann, dachte der Graf, aber er fühlte eine Verantwortung für – unter anderem – seine eigene Haut, die ihn nicht schweigen ließ, auf die Gefahr hin, daß er Herzog Isgrimnurs Sohn beleidigte.

Isorn lächelte über Eolairs Besorgnis. »Er kennt die Menschen, die er kennen müßte. Außerdem wäre das eine recht umständliche Art, ein halbes Dutzend Männer in einen Hinterhalt zu locken. Meint Ihr nicht, wenn dieser Mann zu Skali gehörte, hätte er uns einfach von hundert Kaldskrykern überfallen lassen?«

Eolair sah bedenklich aus. »Nicht, wenn er nur ein Kundschafter ist und sich mit einer geschickten Gefangennahme seine Sporen verdienen will.

Aber genug davon. Ich werde trotzdem mein Schwert locker in der Scheide halten.«

Der junge Rimmersmann lachte. »Das werde ich auch, Graf Eolair. Vergeßt nicht, daß ich in meiner Kindheit sehr viel mit Einskaldir zusammen war – dem mißtrauischsten Mann, der je geatmet hat.«

Der Hernystiri merkte, daß auch er lachen mußte. Einskaldirs Ungeduld und aufbrausendes Wesen hatten immer mehr zu dem alten heidnischen Rimmersgard gepaßt, dessen Götter so wankelmütig waren wie das Wetter und so hart wie die Berge von Vestivegg.

Eolair, Isorn und die vier Thrithing-Männer, die ihnen Hotvig mitgegeben hatten, waren nun schon mehrere Wochen miteinander unterwegs. Hotvigs Männer waren durchaus freundlich, aber die Reise durch die zivilisierten Gegenden im Osten von Erkynland – mit festen Häusern und Feldern, die Spuren von Bearbeitung zeigten, auch wenn alles jetzt fast menschenleer schien – erfüllte sie mit einem gewissen Unbehagen. Als der Ritt weiterging und die Grasländer sich täglich mehr von den Ebenen ihrer Geburt entfernten, wurden sie mißmutig und finster, sprachen fast nur noch untereinander und in ihrer kehligen Thrithing-Sprache und saßen nachts am Feuer und sangen Lieder aus ihrer Heimat. Das hatte dazu geführt, daß Eolair und Isorn immer mehr aufeinander angewiesen gewesen waren.

Dabei hatte der Graf erleichtert festgestellt, daß der gelbhaarige Bär von Herzogssohn weit mehr zu bieten hatte, als es im ersten Moment aussah. Er war tapfer, daran bestand kein Zweifel, aber es war nicht die Tapferkeit vieler anderer mutiger Männer, die Eolair gekannt hatte, nämlich das Gefühl, in den Augen anderer zu versagen, wenn sie nicht genügend Stärke bewiesen. Der junge Isorn schien ganz einfach wenig Furcht zu empfinden und das, was er tat, nur deshalb zu tun, weil er es für richtig und notwendig hielt. Das hieß nicht, daß er völlig ohne Nerven gewesen wäre. Die furchtbaren Erlebnisse seiner Gefangenschaft bei den Schwarz-Rimmersmännern, die Folter, die er und seine Kameraden erlitten hatten, und die spukhaften Erscheinungen der bleichen, unsterblichen Besucher wirkten noch jetzt so in ihm nach, daß er nur mit Mühe davon erzählen konnte. Trotzdem fand Eolair mit dem Scharfblick des erfahrenen Ränkeschmieds, daß manch anderer, der ähnliches überstanden hätte, weit mehr darunter leiden würde. Für Isorn war es eine schreckliche Zeit gewesen, aber jetzt war sie vorbei und erledigt.

Während die kleine Schar so an den Hügeln des unheimlichen, leeren

Hasutals und am Saum des Aldheorte entlanggeritten war – um die Bedrohung des verschneiten Erchesters, des Hochhorsts und auch, Eolair wurde die Erinnerung daran nicht los, des hohen Thisterborgs hatten sie einen großen Bogen gemacht –, gewann der Graf von Nad Mullach den jungen Rimmersmann immer lieber. Isorns Liebe zu Vater und Mutter war so stark und schlicht wie die Liebe zu seinem Volk, die fast genauso tief und von den Gefühlen für seine Familie so gut wie nicht zu trennen war. Und doch fragte Eolair, vom Schicksal erschöpft und verwundet, von den Greueln des Kriegs schon angewidert, bevor dieser neueste Krieg noch recht begonnen hatte, sich manchmal, ob er jemals wirklich so jung gewesen war wie Isorn.

»Fast da.« Dypnirs Stimme lenkte Eolairs Gedanken wieder zurück auf den dämmrigen Waldpfad.

»Ich hoffe nur, sie haben etwas zu trinken«, meinte Isorn grinsend, »und genug für alle.«

Eolair wollte gerade antworten, als eine neue Stimme durch den Abend schnarrte.

»Halt! Stillgestanden!« Es war Westerling, gesprochen mit der Schwerfälligkeit von Rimmersgard. Isorn und Eolair zügelten die Pferde. Die vier Thrithing-Männer hinter ihnen brachten ihre Gäule mühelos zum Halt. Eolair hörte sie untereinander tuscheln.

»Ich bin's«, rief ihr Führer und drehte den bärtigen Kopf zur Seite, damit ihn der verborgene Wächter erkennen konnte. »Dypnir. Ich bringe Verbündete.«

»Dypnir?« Die Frage klang zweifelnd. Ein Wortschwall in Rimmerspakk folgte. Isorn schien aufmerksam zuzuhören.

»Was sagen sie?« flüsterte Eolair. »Ich kann ihnen nicht folgen, wenn sie so schnell reden.«

»So ziemlich das, was man erwartet. Dypnir war mehrere Tage fort, und sie fragen, warum. Er erklärt den Vorfall mit seinem Pferd.«

Eolair und seine Gefährten hatten Dypnir neben einem Waldpfad im westlichen Aldheorte gefunden, in einem Versteck nahe dem Kadaver seines Pferdes, das sich in einem Erdloch das Bein gebrochen und dem Dypnir kurz danach die Kehle durchgeschnitten hatte. Sie hatten die Lasten eines Packpferds neu verteilt und dem Rimmersmann das Tier gegeben. Dafür wollte er sie bei der Suche nach Männern unterstützen, die ihnen helfen konnten. Um was für eine Art Hilfe es sich handelte, hatten sie nicht näher erörtert; es herrschte jedoch ein stillschweigendes Einverständnis

unter den Beteiligten, daß es dabei nicht um Skali Scharfnases Vorteil ging.

»Also gut.« Der unsichtbare Posten sprach wieder in Westerling. »Ihr folgt Dypnir. Aber reitet langsam und haltet eure Hände dort, wo wir sie sehen können. Wir haben Bogen, also glaubt nicht, daß ihr hier alberne Spiele im dunklen Wald mit uns treiben könnt, sonst wird es euch leid tun.«

Isorn straffte sich im Sattel. »Wir verstehen. Aber spielt auch ihr keine Spiele mit uns.« Er fügte etwas in Rimmerspakk hinzu. Einen Augenblick war es still, dann schien jemand ein Zeichen zu geben, und Dypnir ritt weiter, Eolairs Schar hinter ihm her.

So ging es eine Weile weiter in den sinkenden Abend hinein.

Zuerst bemerkte der Graf von Nad Mullach nur ein paar kleine Funken wie rote Sterne. Als sie darauf zuritten und die Lichter schwankten und tanzten, begriff er, daß er durch engverschlungene Nadelbaumäste die Flammen eines Feuers sah. Die Reiter machten eine unerwartete Schwenkung, duckten sich auf Dypnirs geflüsterte Aufforderung unter einer Baumhecke und standen plötzlich im warmen Licht der Lohe.

Das Lager war eines von denen, die man »Holzfäller-Schloß« nennt – eine Lichtung in einem Gehölz, die man durch zwischen den Baumstämmen befestigte Bündel aus Kiefern- und Fichtenzweigen windfest gemacht hatte. In der Mitte gab es eine freie Fläche. Dort saßen um die Feuerstelle drei oder vier Dutzend Männer, in deren Augen sich der Schein der Flammen spiegelte. Sie beobachteten die Fremden schweigend. Viele trugen die schmutzigen und zerlumpten Überreste von Kampfanzügen, und alle sahen aus wie Männer, die schon lange kein Dach mehr über dem Kopf haben.

Rhynns Kessel, es ist ein Lager von Gesetzlosen! Man wird uns ausrauben und töten. Eolair empfand einen kurzen, schmerzhaften Stich bei dem Gedanken, daß seine Reise so sinnlos enden sollte, und Ärger über sich selbst, weil er so vertrauensvoll zur Schlachtbank geritten war.

Ein paar von den Männern, die dem Eingang am nächsten saßen, zogen ihre Waffen. Die Thrithing-Männer regten sich auf ihren Pferden; Hände glitten zum Schwertgriff. Bevor jedoch eine unüberlegte Bewegung die tödliche Auseinandersetzung auslösen konnte, fuchtelte Dypnir mit den Händen in der Luft und stieg von dem geborgten Gaul. Der stämmige Rimmersmann, am Boden weit plumper als zu Pferd, stampfte in die Mitte der Lichtung.

»Einen Augenblick!« knurrte er. »Diese Männer sind Freunde.«

»Niemand ist ein Freund, der aus unserm Topf fressen will«, grollte einer der am grimmigsten Aussehenden. »Wer sagt uns denn, daß sie keine Spione von Skali sind?«

Isorn, der wie Eolair ruhig zugeschaut hatte, beugte sich plötzlich im Sattel vor. »Ule?« fragte er staunend. »Bist du nicht Ule, Frekke Grauhaars Sohn?«

Der Mann starrte ihn aus schmalen Augen an. Er war etwa so alt wie Eolair. Sein gefurchtes, wettergegerbtes Gesicht starrte so von Schmutz, daß es den Anschein hatte, als trüge er eine Maske. In seinem Gürtel steckte eine Axt mit schartiger Klinge. »Ich bin Ule Frekkesohn. Woher kennst du meinen Namen?« Er saß steif und wie sprungbereit da.

Isorn stieg ab und trat einen Schritt auf ihn zu. »Ich bin Isorn, Herzog Isgrimnur von Elvritshallas Sohn. Dein Vater war einer der treuesten Gefährten meines Vaters. Erinnerst du dich nicht an mich, Ule?«

Das einzige Ergebnis dieser Enthüllung waren das trockene Rascheln einer Bewegung auf der Lichtung und ein paar geflüsterte Bemerkungen. Wenn Isorn erwartet hatte, der Mann vor ihm würde aufspringen und ihn begeistert in die Arme schließen, hatte er sich geirrt. »Du bist gewachsen, seit ich dich zuletzt sah, Bursche«, sagte Frekkesohn, »aber ich sehe das Gesicht deines Vaters in deinem.« Er starrte Isorn an. Unter dem stillen Zorn des Mannes regte sich etwas. »Dein Vater ist nicht mehr Herzog, und alle seine Männer sind geächtet. Warum kommst du, uns zu quälen?«

»Wir kommen, um euch um Hilfe zu bitten. Es sind noch viele andere heimatlos. Sie haben angefangen, sich zu sammeln und wollen zurückholen, was man ihnen gestohlen hat. Ich bringe euch Botschaft von meinem Vater, eurem rechtmäßigen Herzog, und von Josua von Erkynland, der im Kampf gegen Skali Scharfnase sein Verbündeter ist.«

Das Murmeln der Überraschung wurde stärker. Ule achtete nicht darauf. »Das ist ein schlechter Scherz, Junge. Dein Vater liegt tot in Naglimund und Prinz Josua mit ihm. Erzähl uns keine Koboldgeschichten, nur weil du Lust hast, wieder über eine Gefolgschaft von Leibeigenen zu herrschen. Wir sind jetzt freie Männer.« Einige seiner Kameraden brummten beifällig.

»Freie Männer?« Isorns Stimme wurde scharf vor Zorn. »Seht euch doch an! Seht euch um!« Er deutete auf die Lichtung. Eolair beobachtete ihn und staunte über die jähe Leidenschaftlichkeit des jungen Mannes. »Frei, in den Wäldern herumzustreunen wie ein aus der Halle gepeitschter Hund? Meint ihr das? Wo sind eure Häuser, Frauen, Kinder? Mein Vater lebt!« Er

hielt inne und bemühte sich, seiner Stimme einen festeren Klang zu geben. Eolair fragte sich, ob ihm eingefallen war, daß Isgrimnurs Sicherheit keineswegs so unstreitig war, wie er behauptet hatte. »Mein Vater wird sein Land zurückerobern«, erklärte er. »Wer ihm hilft, bekommt seinen alten Hof zurück und mehr dazu; denn wenn wir fertig sind, werden Skali und seine Kaldskryker viele Frauen ohne Männer und so manches ungepflügte Feld hinterlassen haben. Jeder wackere Mann, der sich uns anschließt, wird reich belohnt werden.«

Die Männer brachen in wildes Gelächter aus, aber es lag Belustigung über Isorns große Worte darin, kein Hohn. Eolair, mit von jahrelangen höfischen Wortgefechten geschärftem Feingefühl, konnte spüren, wie sich die Gunst des Augenblicks ihnen zuwandte.

Plötzlich stand Ule auf, bärenhaft breit in seinen zerfetzten Pelzen. Der Tumult der Zuschauer verstummte. »Dann sag mir noch eins, Isorn Isgrimnursohn«, forderte er. »Sag mir, was aus meinem Vater geworden ist, der deinem Vater sein Leben lang diente. Wartet er auf mich am Ende dieses Weges wie die nach Männer hungernden Witwen und weiten, herrenlosen Felder, von denen du gesprochen hast? Wartet er, um seinen Sohn zu umarmen?« Er bebte vor Wut.

Isorn mit den klaren Augen zuckte nicht zurück. Er holte tief Luft und antwortete: »Dein Vater war in Naglimund, Ule. Die Burg fiel vor der Belagerung durch König Elias. Nur wenige entkamen; dein Vater war nicht bei ihnen. Aber wenn er starb, dann starb er tapfer.« Er brach ab, von Erinnerungen überwältigt. »Er war immer sehr freundlich zu mir.«

»Der verfluchte alte Kerl hat dich geliebt wie seinen eigenen Enkel«, sagte Ule bitter und machte einen schwankenden Schritt auf ihn zu. Lähmende Stille trat ein. Eolair verfluchte die eigene Langsamkeit und tastete nach seinem Schwert. Aber schon hatte Ule Isorn umarmt, daß ihm die Rippen krachten, zog den Herzogssohn an sich und hob den Größeren hoch in die Luft.

»Gottes Fluch über Skali!« Tränen hinterließen helle Spuren auf Ules schmutzigem Gesicht. »Dieser Mörder, dieser vom Teufel verwünschte Mörder! Zwischen uns ist Blutfehde auf immer.« Er ließ Isorn los und wischte sich mit dem Ärmel das Gesicht ab. »Scharfnase muß sterben. Dann wird mein Vater im Himmel lachen.«

Isorn starrte ihn an, bis auch ihm Tränen in die Augen stiegen. »Mein Vater hat Frekke geliebt, Ule. Auch ich liebte ihn.«

»Blut am *Baum*, gibt es denn in diesem elenden Lager nichts zu

trinken?« brüllte Dypnir, und überall drängten die zerlumpten Männer heran, um Isorn in der Heimat willkommen zu heißen.

»Was ich euch heute zu sagen habe, wird euch sehr seltsam vorkommen«, begann Maegwin. Aufgeregter, als sie selbst für möglich gehalten hätte, strich sie sich erst noch einmal die Falten ihres alten schwarzen Kleids glatt. »Aber ich bin König Lluths Tochter und liebe Hernystir mehr als mein eigenes Leben. Ich würde mir eher das Herz aus dem Leibe reißen, als euch zu belügen.«

Ihr Volk, das sich in der größten von den Höhlen unter dem Grianspog versammelt hatte, der riesigen Katakombe mit der hohen Decke, in der sonst Recht gesprochen und Essen ausgeteilt wurde, lauschte aufmerksam. Vielleicht würde ihnen wirklich seltsam scheinen, was Maegwin erzählen wollte, aber sie würden ihr geduldig zuhören. Was konnte schon so sonderbar sein, daß man es in einer verrückten Welt wie dieser nicht glauben sollte?

Maegwin sah sich zu Diawen um, die unmittelbar hinter ihr stand. Die Seherin, aus deren Augen ein ganz persönliches Glück strahlte, lächelte beifällig. »Sagt es ihnen«, flüsterte sie.

»Ihr wißt, daß die Götter in Träumen zu mir gesprochen haben«, fuhr Maegwin mit lauter Stimme fort. »Sie erinnerten mich an ein Lied aus alten Tagen und gaben mir so den Gedanken ein, euch in diese Felshöhlen zu führen, wo wir sicher sind. Dann zeigte mir Cuamh Erdhund, der Gott der Tiefen, den Weg zu einem geheimen Ort, den seit den Zeiten König Tethtains kein menschliches Auge mehr erblickt hatte – einen Ort, an dem ein Geschenk der Götter auf uns wartete. Du dort!« Sie wies auf einen der Schreiber, die mit Eolair nach Mezutu'a hinabgestiegen waren, um die Karten der Unterirdischen abzuzeichnen. »Steh auf und berichte unserem Volk, was du gesehen hast.«

Der alte Mann stand, gestützt auf einen seiner jungen Schüler, unsicher auf. »Es war wirklich eine Stadt der Götter«, erklärte er mit zittriger Stimme, »tief in der Erde – größer als ganz Hernysadharc – und sie lag in einer Höhle, so groß wie die Bucht von Crannhyr.« In einem hilflosen Versuch, die ungeheure Ausdehnung der steinernen Stadt verständlich zu machen, breitete er weit die dünnen Arme aus. »Es gab dort Wesen, wie ich sie noch nie gesehen hatte, und sie flüsterten in den Schatten.« Als mehrere unter den Zuschauern Abwehrzeichen gegen das Böse machten, hob er die Hand. »Aber sie fügten uns keinen Schaden zu und brachten uns

sogar an ihre geheimen Orte, wo wir taten, was die Prinzessin uns geboten hatte.«

Maegwin winkte ihm, sich wieder hinzusetzen. »Die Götter zeigten mir die Stadt, und wir fanden dort Dinge, die das Schlachtenglück gegen Skali und seinen Herrn, Elias von Erkynland, wenden werden. Eolair bringt diese Geschenke zu unseren Verbündeten – ihr alle saht ihn fortreiten.«

Überall in der Menge nickten Köpfe. Für Menschen, die so einsam lebten, wie es bei diesen Erdbewohnern inzwischen der Fall war, hatte der Aufbruch des Grafen von Nad Mullach zu einer geheimnisvollen Mission Gesprächsstoff für mehrere Wochen bedeutet.

»Zweimal also haben die Götter zu mir gesprochen. Zweimal haben sie recht behalten.«

Noch während sie das sagte, kamen Maegwin plötzlich Bedenken. Stimmte es denn wirklich? Hatte sie sich nicht selbst verflucht, weil sie ihre Träume falsch ausgelegt hatte – nicht manchmal sogar den Göttern Vorwürfe gemacht, weil sie ihr grausame, falsche Zeichen geschickt hatten? Von jähem Zweifel erfüllt, schwieg sie. Diawen legte die Hand auf ihre Schulter, als hätte die Seherin ihre verstörten Gedanken gehört. Maegwin faßte Mut und sprach weiter.

»Jetzt haben die Götter wieder zu mir geredet, zum dritten Mal und mit den mächtigsten Worten von allen. Ich sah Brynioch selbst!« Denn er mußte es gewesen sein. Das fremdartige Gesicht und die goldenen Augen hatten sich in ihr Gedächtnis eingebrannt, wie das Nachbild der Sonne in die Schwärze geschlossener Lider. »Und Brynioch verkündete mir, daß die Götter Hernystir Hilfe senden würden.«

Einige Zuhörer, von Maegwins Begeisterung mitgerissen, brachen in Jubelrufe aus. Andere, unsicher, aber voller Hoffnung, tauschten Blicke mit ihren Nachbarn.

»Craobhan«, befahl Maegwin. »Erhebt Euch und berichtet unserem Volk, wie man mich fand.«

Der alte Ratgeber stand mit sichtlichem Widerwillen auf. Sein Gesichtsausdruck sagte alles: er war ein Staatsmann, ein nüchterner Mensch, der von hochtrabendem Unfug wie Prophezeiungen und Göttern, die mit Prinzessinnen redeten, wenig hielt.

Die in der Höhle Versammelten wußten das sehr wohl. Gerade darum war die Bestätigung durch ihn Maegwins Meisterstreich.

Craobhan blickte sich in der Höhle um. »Wir fanden Prinzessin Maegwin auf dem Bradach Tor«, sagte er. Trotz seines Alters hatte er noch

immer eine klangvolle Stimme; er hatte sie im Dienst von Maegwins Vater und Großvater höchst wirkungsvoll eingesetzt. »Ich selbst war zwar nicht dabei, aber die Männer, die die Prinzessin ins Tal brachten, sind mir wohlbekannt und … vertrauenswürdig. Die Prinzessin hatte sich drei Tage auf dem Berg aufgehalten, ohne daß ihr die Kälte etwas anhaben konnte. Als man sie fand, war sie…«, er sah Maegwin ratlos an, entdeckte aber in ihren strengen Zügen keinen Ausweg, diesem Moment zu entgehen, »war sie in einen tiefen, tiefen Traum versunken.«

Die Versammlung summte. Bradach Tor war ein Berg, um den sich allerlei Gerüchte rankten, und noch sonderbarer war, daß ihn mitten im eisigen Winter eine Frau ganz allein bestiegen hatte.

»War es nur ein Traum?« fragte Diawen hinter Maegwins Rücken scharf. Craobhan warf ihr einen erbosten Blick zu, zuckte dann aber die Achseln. »Die Männer sagten, es sei wie kein anderer Traum gewesen, den sie je gesehen hätten. Ihre Augen waren offen, und sie sprach, als stünde jemand vor ihr … doch es war nichts da als leere Luft.«

»Mit wem sprach sie?« fragte Diawen.

Wieder hob der alte Craobhan die Schultern. »Sie … sie sprach, als rede sie mit … den Göttern, und manchmal lauschte sie, als ob … als ob sie ihr antworteten.«

»Danke, Craobhan«, sagte Maegwin sanft. »Ihr seid ein treuer und ehrlicher Mann. Es ist kein Wunder, daß mein Vater Euch so hochschätzte.« Der alte Ratgeber nahm wieder Platz. Er sah nicht sehr glücklich aus. »Ich weiß, daß die Götter zu mir gesprochen haben«, fuhr Maegwin fort. »Ich durfte einen Blick auf die Stätte ihrer Wohnung werfen und auch auf die Götter selbst in ihrer unwiderstehlichen Schönheit, gerüstet zum Krieg.«

»Zum Krieg?« rief einer der Männer. »Zum Krieg gegen wen, Herrin? Gegen wen kämpfen die Götter?«

»Nicht ›gegen wen‹«, erwiderte Maegwin und hob mahnend den Finger, »sondern ›für wen‹. Die Götter kämpfen für uns.«

Sie beugte sich vor und brachte das aus der Menge aufsteigende Gemurmel zum Verstummen. »Sie wollen unsere Feinde vernichten – aber nur wenn wir ihnen wirklich unsere Herzen weihen.«

»Aber sie haben unsere Herzen doch schon, Herrin!« rief eine Frau, und eine andere Stimme schrie: »Warum haben sie uns dann nicht früher geholfen? Wir haben sie stets geehrt.«

Maegwin wartete, bis der Tumult sich gelegt hatte. »Ja, wir haben sie

stets geehrt – so, wie man einem alten Verwandten Ehre erweist, ungern und nur aus Gewohnheit. Nie haben wir sie so angebetet, wie es ihrer Macht und Schönheit gebührte und wie sie es nach allem, was sie unserem Volk geschenkt haben, verdienen!«

Ihre Stimme hob sich. Wieder konnte sie die Nähe der Götter fühlen; die Gewißheit stieg in ihr auf wie ein klarer Quell. Es war ein so eigentümlich berauschendes Gefühl, daß sie in lautes Lachen ausbrach. Die Menschen um sie her schnitten erstaunte Gesichter. »Nein!« rief sie. »Wir haben die Rituale vollzogen, die Schnitzereien poliert und die heiligen Feuer entzündet; aber kaum einer von uns hat sich je gefragt, welche Beweise dafür, daß wir ihrer Hilfe würdig sind, die Götter sich wirklich wünschen.«

Craobhan räusperte sich. »Und was wünschen sie Eurer Meinung nach, Maegwin?« Die Art seiner Anrede schien allzu vertraulich, aber Maegwin lachte nur nochmals.

»Sie wollen, daß wir ihnen unser Vertrauen zeigen! Unsere Ergebenheit! Unsere Bereitwilligkeit, unser Leben in ihre Hände zu legen – wo es in Wirklichkeit schon immer lag. Die Götter wollen uns helfen, das habe ich selbst gesehen, jedoch nur, wenn wir uns ihrer würdig erweisen. Warum gab Bagba den Menschen damals Rinder? Weil sie im Kampf für die Götter ihre Pferde verloren hatten, in der Stunde der größten Not der Götter.«

Noch während sie sprach, wurde Maegwin plötzlich alles glasklar. Wie recht Diawen gehabt hatte! Die Unterirdischen, die Sitha, die so angstvoll durch den *Scherben* gesprochen hatte, der grausam endlose Winter – es war alles so klar!

»Denn seht«, schrie sie, »die Götter führen selber Krieg! Was glaubt ihr, warum dieser Schnee gefallen und dieser Winter gekommen ist, der niemals fortgeht, obwohl der Mond mehr als ein dutzendmal gewechselt hat? Warum geht nachts Grauen in der Frostmark um – Wesen, die seit Herns Tagen nicht mehr gesehen wurden? Weil die Götter Krieg führen, genau wie wir. Und wie das Soldatenspiel der Kinder die Schlacht der Krieger nachahmt, so ist unser kleiner Streit hier unten ein Abbild des gewaltigen Kriegs, der im Himmel tobt.« Sie holte Luft und fühlte den Quell des Göttlichen in sich sprudeln. Er erfüllte sie mit freudiger Kraft. Sie war jetzt sicher, daß sie die Wahrheit erkannt hatte, leuchtend wie Sonnenlicht in den Augen eines frisch erwachten Schläfers. »Doch so wie das, was wir als Kinder lernen, unsere Kriege als Erwachsene beeinflußt, so hat unser Zwist hier auf der grünen Erde Einfluß auf die Kriege des

Himmels. Wenn wir also die Hilfe der Götter begehren, müssen auch wir ihnen helfen. Wir müssen kühn sein und ihrem Wohlwollen vertrauen. Wir müssen den größten Zauber gegen die Dunkelheit einsetzen, über den wir verfügen.«

»Zauber?« rief eine neue Stimme, das mißtrauische Krächzen eines alten Mannes. »Hat Euch das die Seherfrau gelehrt?«

Maegwin hörte, wie Diawen zischend den Atem einsog, aber sie fühlte sich zu mutig, um zornig zu sein. »Unsinn!« rief sie. »Ich meine nicht die törichten Kunststücke vorgeblicher Hexenmeister. Ich meine die Art von Zauber, die im Himmel so deutlich spricht wie auf der Erde: den Zauber unserer Liebe zu Hernystir und den Göttern. Wollt ihr unsere Feinde geschlagen sehen? Wollt ihr wieder durch euer grünes Land gehen?«

»Sagt uns, was wir tun müssen!« schrie eine Frau in ihrer Nähe.

»Das will ich.« Ein Gefühl tiefen Friedens und großer Stärke überkam Maegwin. In der Höhle war es still geworden. Mehrere hundert Gesichter blickten gespannt zu ihr auf. Unmittelbar vor sich erkannte sie die tiefgefurchte, mißtrauische Stirn des alten Craobhan, in dessen Zügen Zorn und Sorge zu lesen waren. In dieser Sekunde liebte ihn Maegwin, denn im Ausdruck der Niederlage auf seinem Gesicht fand sie Entschädigung für ihr Leiden und den Beweis für die Macht ihrer Träume. »Ich will es euch allen sagen«, wiederholte sie noch einmal lauter, und ihre Stimme erfüllte die große Höhle und hallte darin wider, so stark, so voll triumphierender Gewißheit, daß kaum jemand daran zweifeln konnte, er höre wirklich die auserkorene Botin der Götter.

Miriamel und ihre Gefährten hielten nur wenige Minuten an, um Charystra auf einem einsam gelegenen Steg am äußersten Ende von Kwanitupul an Land zu setzen. Die schmerzhaft verletzten Gefühle der Herbergsmutter wurden von dem Beutel mit Münzen, den Isgrimnur auf die verwitterten Bretter zu ihren Füßen warf, nicht völlig besänftigt.

»Gott wird euch dafür bestrafen, daß ihr eine gottesfürchtige Ädonitin so behandelt habt!« zeterte sie hinter den Davonrudernden her. Sie stand am Rand des windschiefen Stegs, drohte ihnen mit der Faust und schrie unverständliche Worte, bis das dahingleitende Boot in einem von verkrüppelten Bäumen gesäumten Kanal verschwand und Charystra nicht mehr zu sehen war.

Cadrach verzog das Gesicht. »Wenn das, was wir in letzter Zeit erlebt haben, Gottes Art ist, uns seine Gunst zu zeigen, dann wäre ich fast bereit,

es einmal eine Weile mit seiner Strafe zu versuchen … nur zur Abwechslung.«

»Keine Lästerungen«, knurrte Isgrimnur und stemmte sich fest gegen sein Ruder. »Gegen alle Vernunft sind wir immer noch am Leben und sogar frei. Das ist gewiß ein Geschenk.«

Der Mönch zuckte ungerührt die Achseln, schwieg jedoch.

Sie trieben jetzt auf eine offene Lagune hinaus, die so seicht war, daß Marschgrashalme über den Wasserspiegel wuchsen und sich im Wind wiegten. Miriamel sah zu, wie hinter ihnen Kwanitupul versank. Im Licht des Spätnachmittags erinnerte die niedrige graue Stadt an einen Haufen Treibgut, der sich an einer Sandbank verfangen hat, riesengroß, aber sinnlos. Miriamel sehnte sich von ganzer Seele nach einem Zuhause, nach den ödesten und langweiligsten Dingen eines normalen Alltags. Im Augenblick war die Aussicht auf weitere Abenteuer ohne den geringsten Reiz für sie.

»Bisher ist noch niemand hinter uns«, bemerkte Isgrimnur mit einiger Befriedigung. »Wenn wir erst die Sümpfe erreicht haben, sind wir in Sicherheit.«

Tiamak, der am Bug des Bootes saß, stieß ein merkwürdig ersticktes Lachen aus. »Sagt nicht so etwas.« Er zeigte nach rechts. »Da … steuert auf diesen kleinen Kanal zu, genau zwischen den beiden Baobab-Bäumen. Nein, führt nicht solche Reden. Ihr könntet Aufmerksamkeit erregen.«

»Was für eine Aufmerksamkeit?« fragte der Herzog verärgert.

»Von Ihnen-die-Dunkelheit-atmen. Sie lieben es, die tapferen Worte von Menschen zu hören und sie mit Furcht zu beantworten.«

»Heidnische Unholde«, brummte Isgrimnur.

Der kleine Mann lachte wieder, ein trauriges, hilfloses Kichern. Er schlug sich mit der Hand so hart auf den knochigen Schenkel, daß das Klatschen über das träge Wasser hallte. Dann erklärte er mit jäher Ernüchterung: »Ich schäme mich sehr. Ihr müßt mich für einen Narren halten. Ich habe bei den größten Gelehrten von Perdruin studiert und bin so zivilisiert wie nur irgendein Trockenländer! Aber jetzt fahren wir in meine Heimat zurück … und ich habe Angst. Plötzlich kommen mir die alten Götter meiner Kindheit so wirklich vor wie nie.«

Cadrach, der neben Miriamel saß, nickte voll kalter Genugtuung.

Die Bäume und ihre Gewänder aus wuchernden Ranken wurden im Lauf des Nachmittags immer dichter, und die Kanäle, in die Tiamak sie führte,

immer schmaler und schwerer zu finden. Üppiges Unkraut bedeckte das Wasser. Als die Sonne sich dem belaubten Horizont näherte, waren Camaris und Cadrach – Isgrimnur hielt eine wohlverdiente Ruhepause – kaum noch imstande, die Ruder durch das bemooste Naß zu ziehen.

»Bald werden wir die Ruder sowieso nur noch zum Staken benutzen können.« Tiamak betrachtete den schlammigen Wasserlauf. »Hoffentlich ist das Boot nicht zu groß, um es dorthin mitzunehmen, wo wir es brauchen. Bestimmt werden wir uns bald etwas Flacheres suchen müssen, aber es wäre gut, wenn wir uns dann schon tiefer in den Sümpfen befänden, damit unsere Verfolger weniger leicht herausfinden, wie wir vorgegangen sind.«

»Ich habe kein einziges Cintis-Stück mehr.« Isgrimnur fächelte die Wolke winziger Insekten zur Seite, die seinen Kopf umschwärmte. »Womit wollen wir ein anderes Boot bezahlen?«

»Mit diesem hier«, antwortete Tiamak. »Wir werden zwar nicht wieder etwas so Solides bekommen, aber wer immer mit uns tauscht, weiß, daß er dieses Boot in Kwanitupul für den Gegenwert von zwei oder drei Flachbooten verkaufen kann und noch ein Faß Palmwein obendrauf erhält.«

»Da wir gerade von Booten sprechen«, warf Cadrach ein und lehnte sich einen Augenblick an sein Ruder. »Ich fühle mehr Wasser an meinen Zehen, als mir lieb ist. Sollten wir nicht bald das Rudern einstellen und dieses Boot flicken, vor allem dann, wenn wir es noch ein paar Tage benutzen müssen? Ich würde nicht gern im Dunkeln auf diesem schlammigen Boden nach einem Lagerplatz suchen.«

Tiamak nickte. »Der Mönch hat recht«, sagte er zu Isgrimnur. »Es ist Zeit, haltzumachen.«

Während sie langsam dahinglitten und der Wranna am Bug stand und an der unübersichtlichen Uferlinie nach einer geeigneten Anlegestelle suchte, fiel Miriamels Blick ab und zu durch die engstehenden Bäume auf kleine, windschiefe Hütten. »Sind das die Häuser Eures Volkes?« fragte sie Tiamak.

Er schüttelte mit leichtem Lächeln den Kopf. »Nein, Herrin. Wer von den Unseren in Kwanitupul leben muß, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, der wohnt auch in Kwanitupul. Das hier ist nicht das echte Wran, und an einem Ort wie diesem zu leben, wäre schlimmer für sie, als die sechs Monate im Jahr auszuhalten, die sie in der Stadt verbringen, um danach, wenn sie genügend Geld zusammenhaben, in ihre Dörfer

zurückzukehren. Nein, hier draußen wohnen hauptsächlich Trockenländer, Perdruinesen und Nabbanai, die ihre Städte verlassen haben. Es sind merkwürdige Leute, die nicht mehr viel Ähnlichkeit mit ihren Landsleuten haben, denn viele von ihnen leben schon sehr lange am Rand der Marschen. In Kwanitupul nennt man sie *Sandbänkler* oder *Randläufer* und hält sie für fragwürdige Sonderlinge.« Wieder lächelte er, ein wenig verlegen, als schäme er sich wegen seiner langen Erklärung. Dann begann er von neuem mit seiner Suche nach einem Lagerplatz.

Miriamel sah von einem der versteckten Häuser einen Rauchfaden aufsteigen und fragte sich, wie es wohl sein mußte, wenn man so einsam lebte, daß man von morgens bis abends keine menschliche Stimme hörte. Sie blickte hinauf in die überhängenden, seltsam geformten Bäume, deren Wurzeln sich wie Schlangen zum Wasser hinabwanden und deren knorrige Äste nach ihr zu greifen schienen. Es war, als sei der schmale Wasserlauf, auf dem der Schatten der sterbenden Sonne lag, gesäumt von einsamen Gestalten, die ihre Arme ausstreckten, als wollten sie das kleine Boot packen und festhalten, es nicht loslassen, bis das Wasser stieg und Schlamm, Wurzeln und Ranken es verschlangen. Ein Schauder überlief sie. Irgendwo in den dunklen Niederungen schrie ein Vogel, schrill wie ein verängstigtes Kind.

XII

Rabentanz

Im Anfang erschien Simon die Schlacht unwirklich. Von seiner Stellung am unteren Hang des Sesuad'ra sah er die weite Fläche des zugefrorenen Sees vor sich liegen wie eine Tischplatte aus Marmor. Dahinter dehnten sich die schneebestäubten Hügel bis zu den bewaldeten, tief verschneiten Bergen auf der anderen Talseite. Es war alles so klein und so weit weg. Fast konnte Simon sich einreden, er befinde sich wieder auf dem Hochhorst und blicke vom Grünengelturm hinunter auf das harmlos geschäftige Treiben des Burgvolks.

Von Simons Aussichtspunkt aus machte der erste Ausfall der Sesuad'ra-Verteidiger, der Herzog Fengbalds Truppen auf dem Eis fest- und von der Barrikade aus Baumstämmen, die den Zugang zur Sithistraße schützte, fernhalten sollte, den Eindruck eines wildbewegten, höchst kunstvollen Puppenspiels. Männer schwangen Schwerter und Äxte und stürzten, durchbohrt von unsichtbaren Pfeilen, auf das Eis, wo sie so plötzlich zusammensackten, als habe ein riesiger Spielleiter ihre Fäden losgelassen. Und alles schien so weit weg zu sein! Doch noch während er diesen Miniatur-Kampf bestaunte, wußte Simon, daß das Spiel tödlicher Ernst war und er es schon bald aus der Nähe sehen würde.

Widder und Widderreiter wurden allmählich unruhig. Soweit Simons Qanuc-Krieger von ihren Verstecken aus den vereisten See nicht sehen konnten, riefen sie den anderen im Flüsterton Fragen zu. Der dampfende Atem der ganzen Schar hing dicht über ihnen. Ringsum schmolz der Schnee in kleinen, schimmernden Tröpfchen von den Ästen.

Simon, nicht weniger ungeduldig als seine Trollgefährten, bückte sich tief über Heimfinderins Nacken. Er atmete ihren beruhigenden Geruch ein und spürte die Wärme ihres Fells. Er wollte so gern das Richtige tun, um Josua und seinen anderen Freunden zu helfen, und hatte doch zugleich eine entsetzliche Angst vor allem, was dort unten auf der gläsernen Oberfläche des gefrorenen Sees geschehen konnte. Vorläufig blieb ihm nichts übrig,

als zu warten. Sowohl Tod als auch Ruhm mußten sich gedulden, zumindest, was Simon und seine kleinen Krieger anbelangte.

Mit großer Aufmerksamkeit beobachtete er alles und versuchte, in das Chaos dort unten wenigstens einen gewissen Sinn zu bringen. Die Reihe von Fengbalds Soldaten, die sich eng an den von ihren Kampfschlitten für sie gestreuten Sandweg hielt, war, als die Welle der Verteidiger gegen sie anbrandete, in Unordnung geraten. Aber obwohl sie an einigen Stellen wankte, hielt Fengbalds Front stand und ging nun ihrerseits zum Angriff über. Dabei gelang es ihr, den ursprünglichen Trupp der Verteidiger in mehrere kleinere Gruppen aufzusplittern. Die vorderste Hundertschaft Fengbalds schwärmte aus und verteilte sich auf die Angreifer, so daß die starre Linie der herzoglichen Streitkräfte sich jetzt rasch in mehrere bewegliche Einzelglieder auflöste, die aus weitgehend in sich geschlossenen Gefechten bestanden. Simon fühlte sich an Wespen erinnert, die sich um verstreute Krümel drängten.

Gedämpfter Kampflärm stieg zu ihm auf. Das leise Klirren der Schwerter und Äxte, wenn sie auf Rüstungen trafen, und das undeutliche Wut- und Schreckgeheul verstärkten den Eindruck großer Entfernung. Es war, als fände die Schlacht unter der Eisdecke des Sees statt und nicht auf ihr.

Selbst für Simons ungeübtes Auge war bald nicht zu übersehen, daß der erste Ausfall der Verteidiger fehlgeschlagen war. Die Überlebenden versuchten sich aus Fengbalds Schlachtreihe zu lösen, die immer breiter wurde, je mehr von seinen Kriegern auf den See nachrückten. Wer sich von Josuas Männern den Weg freikämpfen konnte, rutschte und kroch über das blanke Eis in die zweifelhafte Sicherheit der Barrikade und des bewaldeten Berghangs zurück.

Heimfinderin schnaubte unter Simons streichelnder Hand und bewegte unruhig den Kopf. Simon biß die Zähne zusammen. Er wußte, daß er und seine Leute keine Wahl hatten. Der Prinz hatte ihnen befohlen zu warten, bis sie gerufen wurden, auch wenn es so aussehen würde, als sei schon alles verloren, bevor ihr Einsatz kam.

Warten. Simon stieß einen zornigen Seufzer aus. Warten war so schwer…

Vater Strangyeard hüpfte vor Sorge und Qual im Kreis herum.

»Oh!« jammerte er und wäre um ein Haar auf dem schlammigen Boden ausgerutscht. »Der arme Deornoth!«

Sangfugol streckte die Hand aus und packte den Archivar am Ärmel,

was den Priester vor einem tiefen Sturz ins Tal bewahrte.

Josua stand weiter oben am Hang und beobachtete das Schlachtfeld. In der Nähe wartete sein rotes Thrithing-Roß Vinyafod, dessen Zügel locker um einen niedrigen Ast gewunden waren.

»Da!« Josua konnte die Begeisterung in seiner Stimme nicht verhehlen. »Ich sehe seinen Helmschmuck – er steht noch!« Er lehnte sich so weit nach vorn, daß er zu kippen drohte. Sangfugol unter ihm ging instinktiv einen Schritt auf ihn zu, als müsse er auch seinen Herrn festhalten wie eben den Priester. »Jetzt hat er sich den Weg freigekämpft!« rief Josua erleichtert. »Tapferer Deornoth! Er sammelt seine Männer, und sie ziehen sich zurück, aber langsam. Ach, bei Gottes Frieden! Ich liebe diesen Mann!«

»Preis sei Ädons Namen.« Strangyeard schlug das Zeichen des *Baumes*. »Mögen sie doch alle heil zurückkehren.« Sein Gesicht war vor Anstrengung und Aufregung erhitzt, die Augenklappe ein schwarzer Fleck auf rosiggesprenkeltem Grund.

Sangfugol seufzte bitter. »Die Hälfte liegt schon jetzt blutend auf dem Eis. Wichtig ist nur, daß es einigen von Fengbalds Männern auch nicht besser geht.« Er kletterte auf einen Felsen und sah auf das Getümmel. »Ich glaube, ich sehe Fengbald, Josua!« rief er.

»In der Tat«, stimmte der Prinz ihm zu. »Aber hat er den Köder geschluckt?«

»Fengbald ist ein Dummkopf«, antwortete Sangfugol. »Er wird danach schnappen wie die Forelle nach der Maifischfliege.«

Josua wandte den Kopf für einen Augenblick von der Schlacht weg und betrachtete den Harfner mit dem Ausdruck kühler, wenn auch etwas zerstreuter Belustigung. »Ach ja? Ich wünschte, ich hätte deine Zuversicht, Sangfugol.«

Der Harfner errötete. »Verzeiht mir, Hoheit. Ich meinte nur, daß Fengbald von der Kriegskunst weniger versteht als Ihr.«

Der Prinz schaute wieder auf den See. »Verschwende jetzt keine Zeit auf Schmeicheleien, Harfner – ich fürchte, ich bin zu beschäftigt, um sie zu würdigen. Und begeh auch niemals den Fehler, einen Feind zu unterschätzen.« Er legte die Hand an die Augen, um sie vor dem Gleißen der verhüllten Sonne zu schützen, die hinter den Wolken immer höher stieg. »Verdammt! Er hat ihn *nicht* geschluckt, nicht ganz! Sieh doch, er hat nur einen Teil seiner Männer vorgeschickt. Die anderen warten immer noch am Ufer.«

Sangfugol schwieg verlegen. Strangyeard hüpfte schon wieder auf und ab. »Wo ist Deornoth? Oh, mein verwünschtes altes Auge!«

»Immer noch beim Rückzug.« Josua sprang von seinem Ausguck herunter und kam den Berg hinunter zu ihnen. »Binabik ist noch nicht von Hotvig zurück. Ich kann nicht länger warten. Wo ist Simons Knappe?«

Jeremias, der vor einem umgestürzten Baumstamm gehockt und versucht hatte, niemandem im Weg zu sein, kam mit einem Satz auf die Füße. »Hier, Hoheit.«

»Gut. Du gehst jetzt los. Zuerst zu Freosel, dann nach unten zu Hotvig und seinen Reitern. Sag ihnen, sie sollten sich bereithalten, wir würden nun doch angreifen. Sie hören in Kürze mein Signal.«

Jeremias machte eine rasche Verbeugung. Sein Gesicht war bleich, aber gefaßt. Er drehte sich um und rannte den Weg hinauf.

Josua runzelte die Stirn. Unten auf dem Eis schien Fengbalds Heer aus Soldaten der Erkynwache und Söldnern nur sehr zögernd vorzurücken, trotz ihres Erfolgs im ersten Scharmützel.

»Schau an«, bemerkte der Prinz, »Fengbald ist mit zunehmendem Alter und wachsender Belastung vorsichtiger geworden. Verfluchter Kerl! Aber uns bleibt nichts anderes übrig, als die Falltür hinter so vielen von seinen Leuten zuschnappen zu lassen, wie wir erwischen können.« Sein Lachen klang mürrisch. »Das Morgen überlassen wir dem Teufel.«

»Prinz Josua!« keuchte Strangyeard und stellte vor lauter Schreck das Hüpfen ein. Hastig zeichnete er einen neuen *Baum* vor sich in die Luft.

Über dem See hing der heiße Atem von Männern und Pferden wie ein Nebel. Man konnte nach allen Seiten kaum weiter als ein paar Ellen sehen, und selbst die wenigen Männer, die Deornoth noch erkennen konnte, wirkten verschwommen und körperlos. Der Kampflärm schien von einer Geisterschlacht zu stammen.

Deornoth parierte den von oben geführten Hieb des Wachsoldaten mit dem Griff. Der Anprall riß ihm fast das Schwert aus der Hand, aber es gelang ihm, es so lange mit den prickelnden Fingern zu umklammern, daß er zum Gegenschlag ausholen konnte. Der Streich verfehlte das Ziel, verwundete jedoch das Pferd seines Gegners am ungeschützten Bein. Der gescheckte Gaul schrie laut auf, sprang ein paar Schritte zurück, verlor dann den Halt und stürzte krachend auf das zerkratzte Eis, von dem eine Pulverschneewolke aufstieg. Deornoth zügelte Vildalix, um dem gefallenen Streitroß auszuweichen, das wild um sich trat. Der Reiter lag

unter seinem Pferd, war aber im Gegensatz zu ihm vollkommen still.

Deornoths Atem pfiff durch den engen Helm. Er hob das Schwert und hämmerte damit aus Leibeskräften gegen seinen Schild. Sein Hornist, einer der jungen, ungeübten Kämpfer aus Neu-Gadrinsett, war im ersten Gefecht gefallen, so daß niemand mehr da war, der zum Rückzug blasen konnte.

»Herhören!« schrie Deornoth und trommelte, so laut er konnte. »Zu – rück, alle Mann zu – rück!«

Während er sich umblickte, füllte sich sein Mund mit etwas Salzigem. Er spuckte aus. Ein roter Klumpen flog durch den senkrechten Helmschlitz auf das Eis. Die Feuchtigkeit auf seinem Gesicht war Blut, vermutlich eine Wunde, die er sich zugezogen hatte, als ihm ein anderer Wachsoldat vorhin den Kopfschutz eingebeult hatte. Er merkte nichts davon – im Schlachtgetümmel spürte er solche kleinen Verletzungen nie –, schickte jedoch ein rasches Stoßgebet zu Mutter Elysia, das Blut möge ihm nicht in die Augen laufen und ihn in einer lebenswichtigen Sekunde blenden.

Einige seiner Männer harten ihn gehört und begannen sich zu ihm zurückzuziehen. Sie waren noch keine wirklichen Soldaten, aber bei Gott, bisher hatten sie sich gegen die eindrucksvolle Schlachtreihe der Erkynwache tapfer geschlagen. Sie sollten Fengbalds Front auch nicht zurückdrängen, sondern nur aufhalten und womöglich so sorglos machen, daß sie sich auf die Barrikade und Josuas erste kleine Überraschung zulocken ließ: die wenigen tüchtigen Bogenschützen von Neu-Gadrinsett und ihren kleinen Vorrat von Pfeilen. Zwar konnten Bogenschützen allein den Ausgang der Schlacht nicht entscheiden – die berittenen Kämpfer auf beiden Seiten waren zu gut gepanzert –, aber sie konnten einiges Unheil anrichten und Fengbalds Männer dazu bringen, daß sie es sich zweimal überlegten, bevor sie den Fuß des Sesuad'ra zu stürmen versuchten. Bisher waren erst wenige Pfeile gewechselt worden, obwohl einige von Deornoths schlecht ausgebildeten Männern schon gleich zu Beginn des Ausfalls mit in ihren Hälsen zitternden Schäften oder sogar an Brust und Bauch durchbohrten Kettenhemden gefallen waren. Inzwischen erschwerte der von der aufsteigenden Sonne erzeugte Nebel es Fengbalds Kriegern erheblich, von ihren Bogen Gebrauch zu machen. *Gott sei Dank ist es Fengbald, gegen den wir kämpfen*, dachte Deornoth und mußte sich fast sofort ducken, überrascht vom weit ausholenden Schwerthieb eines berittenen Wachsoldaten, der ohne Vorwarnung aus dem Dunst auftauchte. Das Pferd rasselte vorbei und verschwand wieder im Wesenlosen. Deornoth holte ein paarmal schnell und tief Atem.

Mit Reitern und Fußtruppen können wir es zumindest eine Weile aufnehmen. Nur Fengbald kann so tollkühn sein, einen befestigten Berg ohne ein oder zwei Hundertschaften Langbogenschützen einnehmen zu wollen! Sie hätten uns in der ersten Minuten allesamt niedermähen können.

Allerdings hatte sich Fengbald bei aller Selbstüberschätzung doch nicht als ganz so unklug erwiesen, wie Josua und die anderen gehofft hatten. Sie hatten alle gebetet, daß er wenigstens eine größere Einheit seiner Thrithing-Söldner voranschicken würde, im Vertrauen auf ihre selbst auf trügerischem Eis überragende Reitkunst. Die Grasländer waren furchtbare Krieger, aber sie liebten vor allem den heldenhaften Einzelkampf. Der Prinz war überzeugt gewesen, ein paar kleine Nadelstich-Angriffe von Deornoths Leuten könnten die Söldner aus dem Glied locken, so daß man leichter mit ihnen fertigwerden und zugleich Fengbalds Front in Verwirrung bringen konnte. Aber keiner hatte mit den Schlitten – und von wem, dachte Deornoth staunend, mochte wohl dieser schlaue Plan stammen? – und dem verbesserten Halt gerechnet, den die Decke aus Sand den Soldaten gewährte; sie hatte es dem Herzog ermöglicht, die disziplinierte Erkynwache zuerst ins Feld zu schicken.

Ein Geräusch wie anschwellender Trommelwirbel drang an Deornoths Ohr. Er sah auf und erkannte den Wachsoldaten, der ihn beim ersten Mal verfehlt hatte. Dem Mann war es endlich gelungen, sein Pferd zu wenden. Der Untergrund war so gefährlich und zwang beide Seiten, sich so vorsichtig zu bewegen, daß der Gesamteindruck eines merkwürdigen Tanzes unter Wasser entstand. Nun ritt der Soldat, diesmal weit langsamer, von neuem aus dem Nebel heran, wobei er das Pferd vorsichtig im Schritt gehen ließ. Deornoth versetzte Vildalix einen höflichen Stoß mit der Ferse, schwenkte den Fuchs herum, damit er dem Angreifer ins Gesicht sah, und hob das Schwert. Auch der andere schwang seine Klinge, kam aber noch immer nicht schneller auf ihn zu, als ein kräftig ausschreitender Mann läuft.

Es kam Deornoth merkwürdig vor, die grüne Uniform der Erkynwache an einem Feind zu sehen. Noch merkwürdiger war es, daß ihm soviel Zeit blieb, über diese Tatsache nachzudenken, während er darauf wartete, daß dieser Feind in aller Ruhe über das Eis ritt. Der Soldat duckte sich unter dem wilden Schwerthieb eines von Deornoths Kameraden – ein Schlag, der aus dem Nebel blitzte wie die hervorschießende Zunge einer Schlange – und setzte ungerührt seinen Weg fort. Überall um sie herum kämpften

Josuas Krieger, verzweifelt bemüht, sich zum geordneten Rückzug zu sammeln. Deornoth mußte ständig daran denken, ob er das Gesicht unter dem Helm seines kühnen Gegners wohl wiedererkennen würde, ob er mit dem Mann getrunken und gewürfelt hatte…

Vildalix, der trotz seiner Tapferkeit so empfindlich sein konnte wie ein rohes Ei, reagierte auf Deornoths hauchleisen Zügelzug und warf sich in der Sekunde, als der Angreifer sie erreichte, mit seinem ganzen Gewicht zur Seite, so daß der erste Hieb des Wachsoldaten nur harmlos über Deornoths Schild kratzte. Vildalix tanzte einen Augenblick auf der Stelle, um nicht auf den verkrümmten Körper des Reiters treten zu müssen, der vorhin unter seinem eigenen Pferd begraben worden war. Durch diese Bewegung ging Deornoths Gegenschlag weit am Ziel vorbei. Der Angreifer zügelte sein Pferd, dessen Beine sich bei dem Versuch, ganz plötzlich anzuhalten, ein Stück spreizten, so daß es ins Rutschen geriet. Deornoth erkannte die Gelegenheit, warf Vildalix herum und ritt auf den anderen zu. Dem Thrithing-Pferd, das mit Josuas Männern auf dem Eis exerziert hatte, gelang eine verhältnismäßig mühelose Schwenkung, so daß Deornoth den Soldaten der Erkynwache einholte, bevor dieser sein eigenes ungeschicktes Wendemanöver abgeschlossen hatte.

Deornoths erster Schlag prallte am erhobenen Schild des Gegners ab. Eine Wolke kleiner Funken stob in die Luft. Er ließ sich vom Schwung des eigenen Schwertes weitertragen in einen zweiten Hieb, drehte die Handgelenke mit und beugte sich im Sattel fast seitwärts, um nicht loslassen zu müssen. Gerade, als sein Gegner den Schild wieder senkte, traf Deornoth den Grünuniformierten mit einem gewaltigen Rückhandstreich am Kopf; die seitliche Helmwand brach in grausigem Winkel nach innen. Schon rann das Blut in den Hals und auf die Brünne. Der Wachsoldat taumelte aus dem Sattel, verfing sich sekundenlang in den Steigbügeln und fiel dann krachend auf das Eis, wo er schwach zuckend liegenblieb. Deornoth wandte sich ab und verdrängte mit der Leichtigkeit jahrelanger Erfahrung jeden Anflug von Bedauern. Dieser blutende Rumpf war vielleicht einmal jemand gewesen, den er gekannt hatte, aber jetzt war jeder Soldat der Erkynwache nur noch sein Feind und nichts anderes.

»Herhören, Männer! Herhören!« schrie Deornoth und stellte sich in die Steigbügel, um im Nebel die Stellung der anderen besser erkennen zu können. »Folgt mir zum Rückzug! Vorsichtig!« Es war schwer festzustellen, aber er glaubte etwas mehr als die Hälfte der Männer, die er in den Kampf geführt hatte, um sich zu sehen. Er schwang das Schwert

hoch empor und trieb Vildalix auf die große Baumstammbarrikade zu. Ein Pfeil sauste an seinem Kopf vorbei, dann noch einer, aber sie waren schlecht gezielt oder die Bogenschützen im Nebel unsicher. Deornoths Männer brachen in ein paar dünne Hochrufe aus.

»Wo ist Binabik?« schäumte Josua. »Er sollte doch mein Bote sein! Er ist von Hotvig noch nicht zurückgekommen.« Er schnitt eine Grimasse. »Herr, gib mir Geduld! Vielleicht ist ihm ja etwas zugestoßen.« Er wandte sich dem jungen Jeremias zu, der keuchend vor ihm stand. »Und Hotvig hat gesagt, Binabik sei schon eine ganze Weile von dort weg?«

»Ja, Herr. Er hat gesagt, die Sonne hätte schon eine Hand gehoben, seit der Troll fortging, was immer das heißen soll.«

»Verdammtes Pech.« Ohne den Kampf im Tal eine Sekunde aus den Augen zu lassen, begann Josua auf und ab zu marschieren. »Nun gut, dann geht es eben nicht anders. Ich bin nicht sicher, daß man das Horn weit genug hören kann, Junge. Darum geh zu Simon und sag ihm, wenn er, nachdem Hotvigs Leute losgeritten sind, etwa bis fünfhundert gezählt und nichts gehört hat, sollen er und die Trolle eingreifen. Hast du verstanden?«

»Wenn er das Horn nicht hört, warten, bis Hotvig kommt, dann bis fünfhundert zählen, dann eingreifen, ja.« Jeremias überlegte kurz und fügte dann hinzu: »Hoheit.«

»In Ordnung. Dann lauf los. Es kommt jetzt auf jede Minute an.« Josua scheuchte ihn fort und sah zu Sangfugol hinüber. »Und du bist auch bereit?«

»Ja, Herr«, erwiderte der Harfner. »Ich hatte die allerbesten Lehrer. Es sollte mir nicht allzu schwerfallen, einem so einfachen Instrument wie einem Horn ein paar Quietscher zu entlocken.«

Josua lachte grimmig. »Deine Unverschämtheit hat etwas Tröstliches, Sangfugol. Aber vergiß nicht, du Meister der Töne, daß du mehr als nur quietschen sollst: du mußt den Ruf zum Sieg blasen.«

Simon war dabei, seine kleine Schar wieder einmal genau zu mustern, hauptsächlich, um eine Beschäftigung zu haben, als ihm plötzlich auffiel, daß Sisqi sich nicht unter den Trollen befand. Sofort begann er sie zu suchen. Er schaute in jedes Gesicht, fand aber keine Spur von Binabiks Verlobter. Sie war doch die Anführerin – wo konnte sie geblieben sein? Als er aber einen Augenblick überlegte, wurde ihm klar, daß er sie seit der Musterung vor dem Haus des Abschieds tatsächlich nicht mehr gesehen

hatte.

Oh, Ädons Barmherzigkeit, dachte er verzweifelt. *Was wird Binabik sagen? Ich habe seine Liebste schon verloren, bevor die Schlacht auch nur angefangen hat!*

Er wandte sich an den nächststehenden Troll und fragte »Sisqi?«, wobei er mit Achselzucken und Gebärden zu erklären versuchte, daß er wissen wollte, wo sie sich aufhielt. Zwei Trollfrauen betrachteten ihn verständnislos. Verflixt, Sisqi nannte sie ja nur Binabik, wie lautete doch ihr vollständiger Name? »Sis-Sisqimook?« versuchte er es. »Sisqinamok?«

Eine der Frauen nickte eifrig, sichtlich erfreut, ihn verstanden zu haben. »Sisqinanamook.«

»Wo ist sie?« Die Trollworte wollten Simon nicht einfallen. »Sisqinanamook? Wo?« Er zeigte nach allen Seiten und zuckte dann wieder die Achseln, um zu zeigen, daß es sich um eine Frage handelte. Seine kleinen Gefährten schienen auch zu begreifen, was er wollte. Nach einem längeren Austausch gemurmelter Qanuc-Sprache machten sie ihm mit Hilfe unmißverständlicher Gesten klar, daß sie nicht wußten, wohin Sisqinanamook gegangen war.

Simon stand da und fluchte kräftig, als Jeremias erschien.

»He, Simon? Ist es nicht großartig?« Der Knappe sah ganz aufgeregt aus. »Es ist genauso, wie wir es uns damals auf dem Hochhorst ausgemalt haben.«

Simon verzog schmerzlich das Gesicht. »Nur daß wir uns damals mit ein paar Faßdauben geprügelt haben und die Männer dort unten scharfen Stahl benutzen. Jeremias, weißt du, wo Sisqi ist – das Trollmädchen, das Binabik heiraten will? Sie sollte eigentlich hier bei uns sein.«

»Nein, das weiß ich nicht, aber Binabik ist auch nicht zu finden. Aber warte, Simon, ich muß dir zuerst Josuas Nachricht übermitteln.« Jeremias begann Simon die Anweisungen des Prinzen vorzutragen und wiederholte sie dann vorsorglich und pflichtgetreu noch einmal.

»Sag ihm, daß ich bereit bin … daß wir bereit sind. Wir werden tun, was er uns befohlen hat. Aber, Jeremias, ich muß Sisqi finden. Sie ist ihre Anführerin!«

»Nein, das mußt du nicht.« Sein Knappe war keineswegs unzufrieden. »Du bist ein Kriegshäuptling der Trolle geworden, Simon, das ist alles. Ich muß jetzt zu Josua zurück. Seitdem Binabik nicht mehr da ist, bin ich sein erster Meldegänger. So ist es eben im Krieg.« Er sagte es leichthin, aber nicht ohne Stolz.

»Aber was ist, wenn sie mir nicht folgen?« Simon starrte ihn an. »Du machst ja einen sehr vergnügten Eindruck«, knurrte er. »Jeremias, hier werden Menschen getötet. Wir können die nächsten sein.«

»Ich weiß.« Jeremias wurde plötzlich ernst. »Aber wenigstens ist es unsere freie Entscheidung, Simon, und ein ehrenhafter Tod.« Ein sonderbarer Ausdruck huschte über seine Züge, und er verzog den Mund, als wolle er jede Sekunde in Tränen ausbrechen. »Damals, als ich … unter der Burg … war, habe ich lange Zeit gedacht … ein schneller, sauberer Tod … müßte etwas Wunderbares sein.« Er drehte sich um und zog die Schultern hoch. »Aber jetzt muß ich wohl am Leben bleiben. Leleth braucht mich als Freund, und du brauchst jemanden, der dir sagt, was du zu tun hast.« Er seufzte, streckte sich und bedachte Simon mit einem eigentümlich flachen Lächeln. Dann deutete er ein Winken an, trottete zurück in den Schatten des Laubwerks und verschwand in der Richtung, aus der er gekommen war. »Viel Glück, Simon – Herr Seoman, meine ich.« Simon wollte ihm noch etwas nachrufen, aber Jeremias war schon fort.

Binabiks Rückkehr kam überraschend und einigermaßen erschreckend. Josua hörte ein leises Rascheln, blickte auf und begegnete den gelben Augen und dem scharfzahnigen Rachen Qantaqas, die keuchend auf einem kleinen Felsvorsprung gegenüber stand. Auf ihrem Rücken saß der Troll, wischte sich ein paar Zweige aus dem runden Gesicht und beugte sich vor. »Prinz Josua«, sagte er so gelassen, als begrüßten sie einander bei einer Veranstaltung des Hofs.

»Binabik!« Josua trat einen Schritt zurück. »Wo seid Ihr gewesen?«

»Ich erbitte Eure Verzeihung, Josua.« Der Troll rutschte von Qantaqas Rücken und stieg zu der ebenen Stelle hinunter, wo der Prinz wartete. »Ich sah einige von Fengbalds Männern, die auskundschafteten, wo wir sie nicht wünschten. Ich folgte ihnen.« Er sah Josua bedeutungsvoll an. »Sie suchten nach einem Ort zum leichteren Hinaufklettern. Fengbald ist nicht so unklug, wie wir gedacht haben – offenbar weiß er, daß uns sein erster Angriff vielleicht nicht von hier vertreiben wird.«

»Wie viele waren es?«

»Keine große Anzahl. Sechs … fünf.«

»Ihr konntet es nicht erkennen? Wie nah konntet Ihr an sie herankommen?«

Binabiks mildes Lächeln erreichte seine Augen nicht. »Zuerst waren es

sechs.« Er klopfte auf seinen Wanderstab und das Blasrohr mit den Dornen, das darin steckte. »Dann fiel einer den Berg wieder hinab.«

Josua nickte. »Und die übrigen?«

»Nachdem sie von den Orten abgelenkt waren, an denen sie sich nicht befinden sollten, ließ ich Sisqi zurück, um sie ein wenig zu zerstreuen, während ich zum Gipfel eilte. Ein paar Frauen aus Neu-Gadrinsett kamen uns zu Hilfe.«

»Frauen? Binabik, Ihr dürft keine Frauen und Kinder in Gefahr bringen.«

Der kleine Mann schüttelte den Kopf. »Ihr wißt, daß sie ebenso tapfer wie Männer kämpfen, um ihre Heimat zu retten – nie hat es bei den Qanuc etwas anderes gegeben. Aber beruhigt Euer Herz. Alles, was sie taten, war, Sisqi und mir zu helfen, ein paar große Steine zu rollen.« Er deutete mit der flachen Hand Erledigung an. »Diese Männer sind kein Schrecken mehr für uns, und ihr Suchen wird Fengbald keinen Lohn bringen.«

Josua seufzte hilflos. »Ich darf doch hoffen, daß Ihr wenigstens meine Gemahlin nicht zum Steinerollen mitgeschleppt habt?«

Binabik lachte. »Sie war voller Eifer, Prinz Josua, das muß ich sagen. Ihr habt eine Frau von erfreulicher Wildheit – eine gute Qanuc-Braut würde sie abgeben! Aber Herzogin Gutrun gestattete ihr nicht einen Schritt aus dem Lager.« Er sah sich um. »Wie steht es unten? Ich konnte auf meinem Rückweg nicht bequem beobachten.«

»Wie Ihr gesagt habt, war Fengbald besser vorbereitet, als wir erwarteten. Sie haben eine Art Schlitten oder Karren gebaut, die das Eis aufrauhen, damit die Soldaten besseren Halt finden. Deornoths Ausfall wurde zurückgeworfen, aber Fengbalds Erkynwache hat ihn nicht verfolgt; sie ziehen sich immer noch unten am See zusammen. Ich werde … aber genug, Ihr werdet es dann schon selbst sehen.«

»Und wollt Ihr, daß ich jetzt Hotvig aufsuche?« fragte Binabik.

»Nein. Jeremias hat Eure Aufgaben übernommen, während Ihr Fengbalds Spione mit den Damen von Neu-Gadrinsett bekanntgemacht habt.« Ein kleines Lächeln. »Danke, Binabik. Ich wußte, wenn Ihr nicht verletzt oder gefangen wart, würdet Ihr mit etwas Wichtigem beschäftigt sein. Aber versucht mir nächstes Mal trotzdem Bescheid zu geben.«

»Meine Entschuldigungen, Josua. Ich hatte Furcht, zu lange zu warten.«

Der Prinz drehte sich um und winkte Sangfugol, der sofort zu ihm trat. Er hatte ein Horn in der Hand. In einiger Entfernung beobachteten Vater

Strangyeard und Strupp mit ernsten Gesichtern die Kampfhandlungen. Strupp schien allerdings bereits eine leichte Schlagseite zu haben, als sei selbst die tödliche Schlacht dort unten nicht aufregend genug, ihn noch lange von seinem Mittagsschläfchen abzuhalten.

»Sangfugol, das Zeichen für Freosel«, befahl Josua. »Drei kurze Stöße, dann drei lange.«

Sangfugol setzte das Horn an die Lippen, blähte die magere Brust und blies. Laut hallte es über den bewaldeten Hang, und sekundenlang schien das Schlachtgetümmel unten auf dem Eis zu stocken. Wieder sog der Harfner tief die Luft ein und blies noch einmal. Als das Echo verklungen war, wiederholte er den Ruf ein drittes Mal.

»So«, sagte Josua mit fester Stimme, »nun werden wir sehen, wie gut Fengbald auf einen wirklichen Kampf vorbereitet ist. Erkennt Ihr ihn dort unten, Binabik?«

»Ich glaube, ja. In dem wehenden Umhang?«

»Ja. Paßt auf, was er tut.«

Noch während er das sagte, entstand in Fengbalds vorderster Linie plötzlich Verwirrung. Die Soldaten, die der hölzernen Barrikade am nächsten waren, kamen jäh zum Halt und strömten in ungeordneten Haufen zurück.

»Hurra!« schrie Strangyeard und machte einen Luftsprung. Gleich darauf schien er sich seiner priesterlichen Würde zu entsinnen und setzte die Miene besorgter Anteilnahme wieder auf.

»Bei Ädons Blut, seht, wie sie hüpfen!« meinte Josua mit grimmigem Vergnügen. »Aber leider wird auch das sie nicht lange aufhalten. Wenn wir doch nur mehr Pfeile hätten!«

»Freosel wird von denen, die wir besitzen, guten Gebrauch machen«, bemerkte Binabik. »›Ein gutgezielter Speer ist drei andere wert‹, heißt es bei uns in Yiqanuc.«

»Doch nun müssen wir die Verwirrung nutzen, die wir Freosels Schützen verdanken.« Josua ging gedankenverloren auf und ab, wobei er fortfuhr, alles genau zu beobachten. Als ein paar Minuten vergangen waren und er das Warten sichtlich nicht mehr ertragen konnte, rief er: »Sangfugol! Jetzt das Zeichen für Hotvig!«

Wieder erscholl das Horn – zweimal lang, zweimal kurz, zweimal lang.

Die Pfeilsalve der Sesuad'ra-Verteidiger kam für Fengbalds Männer

überraschend. Verwirrt wichen sie zurück und ließen dabei mehrere Dutzend ihrer Kameraden durchbohrt auf dem Eis zurück. Viele waren tot, andere versuchten auf der glatten Fläche fortzukriechen und zogen dabei blutige Streifen hinter sich her wie Schneckenspuren. Im allgemeinen Durcheinander gelang es Deornoth und dem Rest seiner Männer zu entkommen.

Deornoth selbst lief noch dreimal zurück und half, auch die letzten Verwundeten hinter den großen Baumstammwall zu tragen. Als er sicher war, nichts weiter tun zu können, ließ er sich im Schatten der hohen Barrikade in den zertrampelten Schlamm fallen und nahm den Helm ab. Noch immer tobte auf der anderen Seite der Kampf.

»Herr Deornoth«, sagte jemand, »Ihr blutet.«

Deornoth, der sich ungern umsorgen ließ, verscheuchte den Mann, nahm aber das Stück Tuch, das dieser ihm hinhielt. Mit dem Stoff und einer Handvoll Schnee wischte er sich das Blut aus Gesicht und Haaren und betastete dann mit den kalten Fingern die Kopfwunde. Es war nur ein Schnitt, der nicht tief ging. Deornoth war froh, daß er den Mann weggeschickt hatte, anderen zu helfen, die es nötiger brauchten. Ein Streifen des jetzt blutigen Stoffs genügte als Verband, und der Druck beim Verknoten trug dazu bei, seine Kopfschmerzen zu mildern.

Als er auch seine sonstigen Verletzungen untersucht hatte – alle eher geringfügig und keine so blutig wie der Ritz in der Kopfhaut –, zog er sein Schwert aus der Scheide. Es war eine schmucklose Klinge mit lederumwickeltem Griff. Der Knauf bestand aus einem roh geschmiedeten Falkenkopf, vom langen Gebrauch bis zur Unkenntlichkeit abgewetzt. Er wischte die Klinge mit einem sauberen Zipfel des Tuchs ab und betrachtete unzufrieden die neuen Scharten, so ehrenvoll sie auch erworben waren. Danach hielt er das Schwert hoch, damit es das matte Sonnenlicht einfing, und prüfte es noch einmal genau, um sich zu vergewissern, daß kein Blutstropfen zurückgeblieben war, der die geschliffene Schneide hätte angreifen können.

Es ist keine berühmte Klinge, dachte er bei sich. *Sie hat keinen Namen und hat doch viele Jahre treu gedient. Ganz wie ich, nehme ich an.* Er lachte leise vor sich hin; ein paar Krieger, die sich in der Nähe ausruhten, sahen zu ihm hinüber. *Ich glaube, an mich wird sich keiner erinnern, so lange man auch die Namen von Josua und Elias noch nennt. Aber das ist mir recht. Ich tue, was unser Herr Usires von mir erwartet – war er nicht auch ein bescheidener Mann?*

Trotzdem gab es Augenblicke, in denen Deornoth sich wünschte, die Leute von Hewenshire könnten ihn jetzt sehen – wie er treu für einen großen Fürsten stritt und dieser Fürst sich ganz auf ihn verließ. War das zuviel Stolz für einen frommen Ädoniten? Vielleicht…

Vom Berg herunter schrillte ein neuer Hornstoß und riß ihn aus seinen Gedanken. Hastig stand er auf, um zu sehen, was vorging. Er war schon im Begriff, auf die Barrikade zu klettern, sprang aber gleich wieder hinunter und holte seinen Helm.

Hat keinen Sinn, einen Pfeil zwischen den Augen einzufangen, wenn man's vermeiden kann.

Zusammen mit ein paar anderen Männern kletterte er vorsichtig so weit nach oben, daß sie über die obersten Stämme blicken und durch die rohen Beobachtungsscharten spähen konnten, die Sludig und seine Helfer mit ihren Handbeilen ausgehauen hatten. Während sie sich dort zusammendrängten, hörten sie lautes Rufen. Ein kleines Stück weiter östlich sprengte ein Reitertrupp aus den Bäumen hervor, hinaus auf das Eis und senkrecht auf Fengbalds sich soeben wieder sammelnde Kämpfer zu. Es war etwas Besonderes an diesen Reitern, aber in dem Gewirr aus Nebel, um sich schlagenden Männern und trampelnden Pferden konnte man es nicht gleich herausfinden.

»Reite, Hotvig!« schrie Deornoth. Die Männer neben ihm nahmen den Schrei mit heiseren Anfeuerungsrufen auf. Als die Thrithing-Männer über das Eis des Sees donnerten, zeigte sich rasch, daß sie sich weit geschickter und leichter bewegten als Fengbalds Reiter. Fast schien es, als hätten sie festen Boden unter den Hufen, so sicher lenkten sie ihre Rosse.

»Schlauer Binabik«, flüsterte Deornoth, »du könntest noch unsere Rettung sein.«

»Seht, wie sie reiten!« rief einer der Männer, ein bärtiger Alter, der zum letzten Mal in einer Schlacht gekämpft hatte, als Deornoth noch ein Wickelkind gewesen war. »Diese Troll-List nutzt tatsächlich!«

»Aber wir bleiben trotzdem bei weitem in der Minderzahl«, warnte Deornoth. »Reite, Hotvig, reite!«

Gleich darauf griffen die Thrithing-Männer Fengbalds Wachsoldaten an; die Hufe ihrer Pferde hallten sonderbar klirrend über das Eis. Sie trafen die vorderste Linie wie ein Keulenschlag und erzwangen sich mühelos den Durchbruch. Sofort schien sich der Lärm, das Krachen von Waffen und Schilden, das Schreien von Männern und Pferden, zu verdoppeln. Hotvig selbst, den Bart mit scharlachroten Kriegsbändern durchflochten, führte

den langen Speer so geschickt wie ein erfahrener Flußfischer. Jeder Stoß schien sein Ziel zu finden, Ströme von Blut, rot wie die seidenen Knoten in Hotvigs Bart, spritzten empor.

Die Grasländer sangen beim Kämpfen, ein brüllendes Lied, wenig melodisch, aber mit einem grausigen Rhythmus, der jeden einzelnen Stoß und Hieb unterstrich. Sie umkreisten Fengbalds Männer mit verblüffender Behendigkeit; es war, als schwömmen die erfahrenen Krieger der Erkynwache durch Schlamm. Die vordersten Reihen der herzoglichen Truppen wankten und fielen zurück. Das wilde Lied der Thrithing-Männer schwoll an.

»Gottes Augen!« kreischte Fengbald und fuchtelte in sinnloser Wut mit dem langen Schwert in der Luft herum. »Haltet die Stellungen, verdammte Kerle!« Er sah auf Lesdraka. Der Söldnerhauptmann starrte mit geschlitzten Raubtieraugen auf Hotvig und seine Reiter. »Sie haben einen verfluchten Sithizauber«, tobte der Herzog. »Sieh nur, wie sie über das Eis traben, als wäre es ein Turnierplatz!«

»Kein Zauber«, grollte Lesdraka. »Seht Euch die Pferdehufe an. Sie tragen besondere Hufeisen – schaut, wie die Dornen blitzen! Ich glaube, Euer Josua hat seine Pferde mit Nägeln aus Metall beschlagen.«

»Verdammt soll er sein!« Fengbald richtete sich in den Steigbügeln auf und sah sich um. Sein blasses, hübsches Gesicht war schweißbedeckt. »Nun ja, es ist ein guter Einfall, aber nicht genug zum Sieg. Wir sind immer noch in der Überzahl, wenn er dort oben nicht noch ein dreimal so großes Heer versteckt hat – und das hat er nicht. Ruf deine Männer, Lesdraka. Wir werden meine Erkynwache beschämen, damit sie sich besser schlägt.« Er ritt ein Stück weiter auf seine Front zu und stieß einen schrillen Schrei aus. »Verräter! Haltet eure Stellungen oder ihr hängt am Galgen des Königs!«

Lesdraka, angewidert von Fengbalds Raserei, grunzte und ritt zur ersten Hundertschaft seiner Thrithing-Söldner hinüber, die bis jetzt ruhig im Sattel gesessen und sich wenig um ihre Umgebung gekümmert hatten. Sie warteten, bis sie selbst an die Reihe kamen, ihr Handwerk auszuüben. Die Männer trugen Brustpanzer aus gesottenem Leder und lederne Helme mit Metallrändern, die Rüstung des Graslands. Auf Lesdrakas Zeichen straffte sich die narbige, schweigsame Schar.

In ihren Augen schien ein Licht aufzuglühen.

»Aasgeier!« brüllte Lesdraka in seiner eigenen Sprache, »hört mir zu!

Diese Steinhäusler und ihre zahmen Thrithing-Hunde glauben, weil ihre Pferde Eisschuhe tragen, hätten wir Angst vor ihnen. Los! Hacken wir ihnen die Knochen heraus!« Er spornte sein Pferd, wobei er darauf achtete, den von einem der Kampfschlitten gestreuten Weg nicht zu verlassen, und mit einem einzigen wilden Aufschrei schlossen sich seine Söldner an.

»Tötet sie alle!« schrie Fengbald, der im Kreis um sie herumritt. »Bringt sie alle um, aber vor allem laßt Josua das Feld nicht lebendig verlassen. König Elias, euer Gebieter, verlangt es!«

Der Söldnerführer betrachtete ihn mit kaum verhehlter Verachtung. Fengbald trieb sein Roß an und kreischte auf die zurückweichende Erkynwache ein. »Das Gezänk dieser Steinhäusler«, rief Lesdraka seinen Männern in der Sprache der Thrithinge zu, »kümmert mich wenig, aber ich weiß etwas, das dieser Dummkopf nicht weiß: Ein lebendiger Prinz bringt uns mehr ein, als Fengbald uns je freiwillig zahlen wird. Darum will ich, daß der einhändige Prinz *nicht* getötet wird. Wenn aber Hotvig oder irgendein anderer Welpe aus dem Hoch-Thrithing lebend dieses Schlachtfeld verläßt, reiße ich euch Abschaum eigenhändig den Kopf ab.«

Wieder winkte er, und die Kolonne setzte sich in Trab. Die Söldner grinsten in ihre Bärte und klopften auf die Waffen. Die Luft roch nach Blut, ein Geruch, der ihnen wohlvertraut war.

Deornoth und seine Männer waren gerade dabei, sich wieder kampfbereit zu machen, als Josua erschien, der Vinyafod am Zügel führte. Hinter ihm her trotteten schlammbespritzt und zerzaust Vater Strangyeard und der Harfner Sangfugol.

»Binabiks Eisschuhe hatten Erfolg – zumindest haben sie uns geholfen, Fengbald zu überraschen!« rief Josua.

»Wir haben zugeschaut, Hoheit.« Deornoth klopfte noch einmal mit dem Schwertgriff auf die Innenseite seines Helms, aber die Beule war für dieses einfache Ausbesserungsverfahren zu groß. Er fluchte und setzte den Helm trotzdem auf. Ihre Ausrüstung reichte ohnehin an allen Ecken und Enden nicht; Neu-Gadrinsett hatte nur mit allergrößter Mühe die geringe Menge an Waffen und Geräten auftreiben können, über die sie jetzt verfügten. Hätten Hotvigs Thrithing-Männer nicht ihre eigenen ledernen Brustpanzer und Kopfbedeckungen mitgebracht, wäre weniger als ein Viertel der Verteidiger gepanzert gewesen. Jedenfalls wußte Deornoth, daß es für Beschädigtes keinerlei Ersatz gab, es sei denn, man nahm die Sachen der frisch Gefallenen. Er beschloß, bei seinem eigenen Helm zu bleiben,

verbeult oder nicht.

»Ich bin froh, daß ihr wieder kampfbereit seid«, sagte Josua. »Wir müssen jeden Vorteil nutzen, bevor Fengbalds Überzahl uns erdrückt.«

»Ich wünschte nur, wir hätten noch mehr von den Stiefeleisen des Trolls ausgeben können.« Mit diesen Worten schnallte Deornoth sein Paar wieder an. Die klammen Hände schafften es nur mühsam. Er strich über die Metalldorne, die jetzt aus seinen Sohlen ragten. »Aber wir haben jedes Stückchen Metall verbraucht, das wir nur irgend entbehren konnten.«

»Ein geringer Preis, wenn es uns rettet, und noch geringer, wenn nicht«, versetzte Josua. »Ich hoffe, du hast vorrangig die Kämpfer zu Fuß damit ausgestattet.«

»Das habe ich«, antwortete Deornoth, »obwohl wir genug für fast alle Pferde hatten, sogar nach der Ausrüstung von Hotvigs Grasländern.«

»Gut. Wenn du einen Augenblick Zeit hast, dann hilf mir, Vinyafod diese hier anzuziehen.« Der Prinz schenkte ihm ein ungewohnt offenes Lächeln. »Ich war so vernünftig, sie gestern für mich zur Seite zu legen.«

»Aber Herr!« Deornoth sah erstaunt auf. »Was wollt Ihr damit?«

»Du glaubst doch nicht, daß ich mir die ganze Schlacht nur von hier oben anschaue?« Josuas Lächeln verschwand. Er schien ehrlich erstaunt zu sein. »Um meinetwillen kämpfen und sterben die tapferen Männer dort unten auf dem See. Wie könnte ich sie allein lassen?«

»Aber genau darum geht es doch.« Deornoth drehte sich hilfesuchend zu Sangfugol und Strangyeard um, die jedoch beschämt die Köpfe hängen ließen. Offenbar hatten sie mit dem Prinzen bereits eine Auseinandersetzung über dieses Problem gehabt und dabei den kürzeren gezogen. »Wenn Euch etwas zustößt, Josua, ist jeder Sieg sinnlos.«

Josua sah Deornoth aus klaren grauen Augen an. »Ah, aber das stimmt nicht, alter Freund. Du vergißt, daß Vara jetzt unser Kind trägt. Du wirst sie beide beschützen, wie du es gelobt hast. Wenn wir heute siegen und ich nicht mehr da sein sollte, um mich darüber zu freuen, dann weiß ich, daß du alle Überlebenden mit Sorgfalt und Umsicht von hier fortbringen wirst. Die Menschen werden zu unserem Banner strömen – Menschen, die gar nicht wissen, ob es mich gibt und denen das auch gleichgültig ist, denn sie schließen sich uns nur deshalb an, weil wir gegen meinen Bruder, den König, kämpfen. Ich bin auch überzeugt, daß Isorn bald mit Männern aus Hernystir und Rimmersgard hier eintreffen wird. Und falls dann noch sein Vater Isgrimnur Miriamel findet – für wen könntet ihr mit größerem Recht streiten als für König Johans Enkelin?« Er sah Deornoth an. »Komm,

Deornoth, mach nicht so ein ernstes Gesicht. Wenn es Gottes Wille ist, daß ich meinen Bruder vom Thron stürze, können alle Reiter und Bogenschützen auf Ädons weiter Erde mich nicht töten. Und wenn es nicht sein Wille ist, gibt es ohnehin keinen Ort, an dem ich meinem Schicksal entfliehen kann.« Er bückte sich und hob einen von Vinyafods Hufen hoch. Das Pferd bewegte sich ängstlich, blieb aber stehen. »Außerdem, Mann, ist dies ein Augenblick, in dem das Gleichgewicht der Welt auf recht unsicheren Füßen steht. Männer, die ihren Fürsten neben sich kämpfen sehen, wissen, daß man nicht von ihnen verlangt, sich für jemanden zu opfern, der dieses Opfer nicht zu würdigen weiß.« Er streifte den Lederbeutel mit dem versteiften Boden und den daraus hervorstechenden Dornen über Vinyafods Huf und umschnürte den Knöchel des Pferdes mit den langen Riemen. »Jeder Einwand ist sinnlos«, erklärte er ohne aufzublicken.

Deornoth seufzte. Er fühlte sich sehr unglücklich, aber etwas in ihm hatte gewußt, daß der Prinz so handeln würde – hätte sich sogar gewundert, wenn es anders gewesen wäre. »Wie Ihr wünscht, Hoheit.«

»Nein, Deornoth.« Josua prüfte den Knoten. »Wie ich muß.«

Simon jubelte, als Hotvigs Reiter Fengbalds Schlachtreihe durchbrachen. Binabiks kluger Plan schien aufgegangen zu sein. Die Thrithing-Männer, obwohl weit langsamer als gewöhnlich, bewegten sich erheblich schneller als ihre Gegner, und der Unterschied in der Wendigkeit war verblüffend. Fengbalds Führungstruppen fielen zurück und waren gezwungen, sich mehrere hundert Ellen vor der Barrikade neu zu formieren.

»Auf sie!« schrie Simon. »Tapferer Hotvig!« Auch die Trolle jubelten und stießen eigentümlich heulende Kriegsschreie aus. Sie würden bald an der Reihe sein. Simon zählte stumm vor sich hin. Ein paarmal hatte er allerdings schon den Faden verloren und schätzen müssen. Bisher entwickelte sich die Schlacht genauso, wie Josua und die anderen vorhergesagt hatten.

Simon warf einen Blick auf seine wunderlichen Gefährten mit ihren runden Gesichtern und kleinen Körpern und empfand ein überwältigendes Gefühl von Zuneigung und Verbundenheit. In gewisser Hinsicht war er für sie verantwortlich. Sie waren von weit her gekommen, um für eine fremde Sache zu kämpfen – auch wenn sie sich vielleicht am Ende als ihrer aller Sache erweisen würde –, und er wollte, daß sie alle sicher wieder nach

Hause kamen. Sie würden gegen Größere und Stärkere kämpfen, aber dafür waren die Trolle den Kampf unter winterlichen Bedingungen gewöhnt. Auch sie trugen Stiefeleisen, aber von weit kunstvollerer Art, als Binabik die Männer in der Schmiede herzustellen gelehrt hatte. Binabik hatte Simon erzählt, daß diese Stiefeleisen heutzutage eine große Kostbarkeit darstellten, denn die Trolle hatten längst keinen Zugang mehr zu den Handelswegen und Handelspartnern, die es früher ermöglicht hatten, Eisen nach Yiqanuc zu schaffen. Heutzutage gaben die Eltern ihre Stiefeleisen an die Kinder weiter, und jedes Eisen wurde sorgsam geölt und regelmäßig gewartet. Ein Paar zu verlieren, war ein großes Unglück, denn es ließ sich so gut wie nie ersetzen.

Die gesattelten Widder brauchten natürlich keine derartigen Verzierungen; ihre weichen, lederartigen Hufe hafteten am Eis wie Fliegenfüße an der Wand. Ein flacher See war im Vergleich zu den trügerischen, eisglatten Pfaden des hohen Mintahoq eine Kleinigkeit für sie.

»Ich komme«, sagte jemand hinter Simon. Er fuhr herum und entdeckte Sisqi, die erwartungsvoll zu ihm aufblickte. Das Gesicht des Trollmädchens war gerötet und voller Schweißperlen, die Pelzjacke, die sie unter dem Lederwams trug, so zerfetzt und schmutzig, als wäre sie durch Unterholz gekrochen.

»Wo warst du?« Er konnte kein Anzeichen einer Verletzung an ihr erkennen und war dankbar dafür.

»Bei Binabik. Half Binabik kämpfen.« Sie versuchte mit den Händen einen komplizierten Vorgang darzustellen, gab es dann aber achselzuckend auf.

»Geht es Binabik gut?« fragte Simon.

Sie überlegte einen Augenblick und nickte dann. »Keine Wunde.« Simon atmete erleichtert auf. »Gut.« Bevor er weiterreden konnte, gab es wieder heftige Bewegungen in der Nähe der Baumstammbarrikade. Eine neue Schar von Männern rannte aus dem Wald und stürzte sich ins Getümmel. Gleich darauf hörte Simon den schwachen Ruf des Horns. Es blies einen langen Ton, dann vier kurze und schließlich nochmals zwei lange Töne, die am Hang ein dünnes Echo hervorriefen. Simons Herz machte einen Sprung, und ihm wurde plötzlich kalt; er fühlte ein Prickeln, als sei er in Eiswasser gefallen. Er hatte das Zählen vergessen, aber darauf kam es jetzt auch nicht mehr an. Das war sein Signal – der Augenblick war gekommen.

Trotz seiner nervösen Erregung achtete er sorgfältig darauf, Heimfinderins Flanken nicht mit den Eisen zu berühren, als er in den Sattel stieg. Der größte Teil der Qanuc-Worte, die Binabik ihm so mühsam eingetrichtert hatte, war aus seinem Kopf verschwunden.

»Jetzt!« schrie er. »Jetzt, Sisqi! Josua braucht uns!« Er zog das Schwert und schwenkte es hoch über dem Kopf, wobei es erst einmal an einem niedrigen Ast hängenblieb. Wie lautete das Wort für ›Angriff‹? Ni-irgend etwas. Er drehte sich um und fing Sisqis Blick auf. Sie starrte ihn mit einem ernsten Ausdruck im kleinen Gesicht an. Sie wußte Bescheid. Das Trollmädchen hob den Arm und rief seine Krieger zusammen.

Jeder weiß, wie es weitergeht, begriff Simon. *Sie brauchen mich überhaupt nicht.*

Sisqi nickte und erlaubte ihm fortzufahren.

»*Nihut!*« brüllte Simon und sprengte den schlammigen Pfad hinunter.

Als Heimfinderins Hufe den vereisten See berührten, rutschte sie zunächst ein Stück, fand aber zu Simons Erleichterung – er hatte sie erst vor wenigen Tagen ohne Eisen auf derselben Oberfläche geritten – ihr Gleichgewicht schnell wieder. Die Geräusche des Kampfs dröhnten ihm in den Ohren, und nun fingen auch seine Trollkameraden an zu brüllen. Sie schrien seltsame Kriegsrufe, aus denen er die Namen von ein oder zwei Bergen von Yiqanuc herauszuhören glaubte. Rasch wurde das Getöse der Schlacht stärker und verdrängte alles andere aus seinem Kopf. Bevor Simon überhaupt nachdenken konnte, waren sie schon mittendrin.

Hotvigs erster Angriff hatte Fengbalds Linie gesprengt und die Männer aus der Sicherheitszone des von den Schlitten aufgerauhten Wegs gejagt. Dann waren Deornoths Krieger, fast alle zu Fuß, hinter der Barrikade herausgerannt und über diejenigen Soldaten der Erkynwache hergefallen, die Hotvigs Vorstoß von ihrer eigenen Nachhut abgeschnitten hatte. Der Kampf vor der Barrikade tobte besonders heftig. Zu seinem Erstaunen erkannte Simon im dichtesten Getümmel Prinz Josua, der hoch aufgerichtet im Sattel des roten Vinyafod stand. Sein grauer Mantel wogte. Was er schrie, ging in der Verwirrung unter, denn inzwischen hatte Fengbald nun auch seine Thrithing-Söldner ins Treffen geführt. Anstatt hinter den zurückweichenden Männern der Erkynwache die Front zu verstärken, umschwärmten sie die zersplitterte Schlachtreihe und ritten weiter, so eilig hatten sie es, gegen Hotvigs Reiter anzutreten.

Simons Truppe traf die Söldner von ihrer blinden Seite; die den anstürmenden Qanuc am nächsten Reitenden konnten sich gerade noch

erschrocken umsehen, bevor die kurzen Speere der Trolle sie auch schon aufspießten. Einige der Thrithing-Männer schienen die Qanuc mit einem Entsetzen zu betrachten, das mehr als bloße Überraschung war – es grenzte an abergläubisches Grauen. Beim Angriff heulten die Trolle ihre Qanuc-Kriegsrufe und wirbelten Steine an geölten Schnüren um den Kopf, die einen gräßlichen Summton erzeugten, einem Schwarm wütender Bienen vergleichbar. Die Widder trabten behende unter den langsameren Pferden herum, so daß mehrere Söldnergäule sich aufbäumten und ihre Reiter abwarfen. Die Trolle benutzten ihre Wurfspeere auch dazu, die Pferde in die ungeschützten Bäuche zu stechen. Mehr als ein Thrithing-Mann wurde von seinem eigenen gestürzten Pferd erdrückt.

Das Tosen der Schlacht, das Simon zuerst wie ein einziges, gewaltiges Brüllen vorgekommen war, veränderte sich rasch, sobald er selbst am Kampf teilnahm. Es wurde zu einer Art Schweigen, einer furchtbaren, summenden Stille, in der plötzlich verzerrte Gesichter und dampfende Pferdemäuler mit weißen Zähnen und roten Schlünden aus dem Nebel auftauchten. Alles schien sich mit grausiger Trägheit zu bewegen, doch er selbst, so kam es ihm vor, bewegte sich noch viel langsamer. Er schwang sein Schwert nach allen Seiten, aber obwohl es nur aus Stahl war, schien es ihm plötzlich so schwer wie das schwarze *Dorn*.

Einer von den Trollen neben Simon wurde von einer Handaxt getroffen. Der kleine Körper stürzte aus dem Sattel des Widders und sank langsam wie ein fallendes Blatt zu Boden, bis er unter Heimfinderins Hufen verschwand. In der summenden Leere glaubte Simon einen schwachen, hohen Schrei zu hören wie den Ruf eines fernen Vogels.

Getötet, dachte er geistesabwesend, als Heimfinderin stolperte und wieder Halt fand. *Man hat ihn getötet.* Gleich darauf mußte er selbst mit dem Schwert den Hieb eines berittenen Söldners abwehren. Es schien ewig zu dauern, bis die beiden Klingen aufeinandertrafen; als sie sich mit einem dünnen *ping* begegneten, spürte er den Anprall den ganzen Arm hinauf bis in die Brust. Etwas streifte ihn von der anderen Seite. Als er hinschaute, sah er, daß sein behelfsmäßiger Brustpanzer zerschnitten war und aus einer Armwunde Blut tropfte. Er spürte nur einen eiskalten, wie betäubten Streifen, der vom Handgelenk zum Ellenbogen reichte. Mit aufgerissenem Mund hob er das Schwert und wollte zurückschlagen, aber niemand befand sich in Reichweite. Er schwenkte Heimfinderin herum und spähte in den aus dem Eis aufsteigenden Nebel. Dann trieb er sie auf einen Klumpen ineinander verschlungener Gestalten zu, unter denen er einige in die Enge

getriebene Trolle erkannt hatte.

Danach legte die Schlacht sich auf ihn wie eine erstickende Hand, und irgendein logischer Ablauf war nicht mehr festzustellen. Mitten im Alptraum traf ihn jemand mit dem Schild an der Brust und warf ihn aus dem Sattel. Während er sich haltsuchend aufrappelte, wurde ihm plötzlich klar, daß er auch mit Binabiks Zauberdornen an den Füßen immer noch ein Mann blieb, der auf einer spiegelglatten Eisfläche nach festem Untergrund tastete. Glücklicherweise hatte er die um eine Hand gewickelten Zügel nicht losgelassen, so daß Heimfinderin nicht durchging, aber dieser glückliche Umstand hätte ihn fast umgebracht.

Einer der Thrithing-Reiter tauchte aus dem Nebel auf und drängte Simon so weit zurück, daß sein Rücken an Heimfinderins Flanke stieß und er nicht mehr ausweichen konnte. Das Gesicht des hageren Schwertkämpfers war so mit Ritualnarben bedeckt, daß das unter seinem Helm sichtbare Stück Haut an Borke erinnerte. Simons Lage war bedrohlich, denn sein Schildarm hatte sich so in den Zügeln verfangen, daß er kaum die Hälfte seines Schilds zwischen sich und den Angreifer bringen konnte. Der grinsende Söldner brachte ihm zwei Wunden bei, einen flachen Schnitt am Schwertarm, parallel zur ersten Verletzung des Tages, und einen Stich in den fleischigen Teil des Oberschenkels, gerade unter dem Kettenhemd. Zweifellos hätte er Simon nur Augenblicke später getötet, aber plötzlich schoß ein weiterer Reiter aus dem Nebel hervor – ebenfalls ein Thrithing-Mann, wie Simon mit betäubter Verwunderung erkannte – und rempelte unabsichtlich Simons Gegner so an, daß er das Pferd des Mannes auf Simon zuschob und den Söldner fast aus dem Sattel stieß. Simons halb verzweifelter Stoß, mehr Notwehr als Attacke, fuhr am Bein des Söldners hoch und traf seinen Unterleib. Der Mann stürzte zu Boden. Aus der Wunde quoll Blut. Er schrie und zappelte so heftig, daß ihm die Zuckungen den Helm vom Kopf rissen. Das spitze, glotzäugige, schmerzverzerrte Gesicht des Mannes erinnerte Simon an ein Erlebnis auf dem Hochhorst, bei dem eine Ratte in ein Regenfaß gefallen war. Es war schrecklich anzusehen gewesen, wie sie mit gefletschten Zähnen und hervorquellenden Augen verzweifelt paddelte. Simon hatte sie retten wollen, aber in seiner Angst hatte das Nagetier nach seiner Hand gebissen. Er war weggelaufen, weil er nicht zusehen konnte, wie sie ertrank. Jetzt warf ein älterer Simon einen kurzen Blick auf den schreienden Söldner, trat dann auf seine Brust, damit der Mann nicht davonrollen konnte, und stieß ihm die Klinge in den Hals, wo er sie festhielt, bis der andere still lag.

Ihm war merkwürdig schwindlig. Mehrere lange Sekunden vergingen. Simon riß der Leiche den bauschigen Ärmel herunter und verband damit seine Beinwunde. Erst als er damit fertig war und den Fuß in Heimfinderins Steigbügel setzte, wurde ihm klar, was er gerade getan hatte. Sein Magen drehte sich um, aber er hatte nicht den Fehler begangen, an diesem Morgen etwas zu essen. Nach kurzer Pause schaffte er es, sich in den Sattel zu ziehen.

Eigentlich hatte Simon angenommen, er würde eine Art stellvertretender Anführer der Trolle sein, sozusagen Josuas Hand unter den Qanuc-Verbündeten des Prinzen. Jetzt merkte er sehr bald, daß er genug damit zu tun hatte, nur einfach am Leben zu bleiben.

Sisqi und ihre kleinen Krieger hatten sich über das ganze dunstige Schlachtfeld verteilt. Einmal war es ihm gelungen, die Stelle zu finden, wo sie am dichtesten kämpften, und er hatte eine Weile an ihrer Seite gefochten. Dort hatte er auch Sisqi gesehen. Sie lebte, und ihr schlanker Speer war schnell gewesen wie ein Wespenstachel, das runde Gesicht zu einer so grimmigen Maske erstarrt, daß sie wie ein winziger Schneedämon aussah. Dann aber hatten Ebbe und Flut des Kampfes sie wieder auseinandergerissen. Die Stärke der Trolle lag nicht in einer geordneten Schlachtreihe, und Simon merkte schnell, daß sie weit erfolgreicher waren, wenn sie sich rasch und unauffällig zwischen Fengbalds großen Reitern bewegten. Die Widder schienen trittsicher wie Katzen, und obwohl Simon unter den umherliegenden Körpern viele kleine tote und verwundete Qanuc erkannte, schienen sie insgesamt so gut auszuteilen wie einzustecken, und vielleicht sogar besser.

Auch Simon hatte mehrere weitere Gefechte überstanden und einen zweiten Thrithing-Mann getötet, diesmal in mehr oder weniger fairem Kampf.

Erst als dieser andere und er aufeinander loshackten, hatte Simon urplötzlich begriffen, daß er für seine Feinde kein Kind war. Er war größer als sein Gegner und machte in Helm und Panzerhemd zweifellos den Eindruck eines mächtigen und furchteinflößenden Kriegers. Das gab ihm auf einmal Mut. Er hatte von neuem angegriffen und den Thrithing-Mann tatsächlich zurückgedrängt. Als der Mann anhielt und sein Pferd mit Heimfinderin Brust an Brust stand, erinnerte sich Simon an seine Übungen mit Sludig. Er täuschte einen ungeschickten Hieb vor, und der Söldner schluckte den Köder, indem er sich beim Gegenschlag zu weit vorbeugte.

Simon wartete, bis der Schwung des Mannes ihn fast herumwarf, rammte ihm dann seinen Schild gegen den Lederhelm und setzte mit einem Stoß nach, der zwischen Vorder- und Rückseite des Brustpanzers in die ungeschützte Flanke des Söldners fuhr. Als Simon Heimfinderin zurückriß und sein Schwert herauszog, blieb der Mann im Sattel sitzen; aber noch bevor der junge Kämpfer sich abwandte, war sein Gegner schon hilflos auf das blutige Eis gestürzt.

Keuchend sah Simon sich um und fragte sich, wer wohl die Schlacht gerade gewann.

Auch der letzte Rest von Simons Glauben an das Edle des Krieges starb an diesem Tag. Inmitten eines so furchtbaren Gemetzels, in dem gefallene Freunde und Feinde überall herumlagen, verstümmelt und blutig, manche sogar gesichtlos von grausigen Wunden, in dem ihm die Ohren dröhnten vom Schreien und Flehen der Sterbenden, denen längst jede Würde entrissen war, in dem die Luft von Angstschweiß, Blut und Kot stank, in einer solchen Umgebung konnte man den Krieg unmöglich als etwas anderes ansehen als das, was Morgenes einmal gesagt hatte:

Eine Art Hölle auf Erden, die die ungeduldige Menschheit sich eingerichtet hat, damit sie nicht erst auf die Zeit nach dem Tod warten muß.

Fast als Schlimmstes erschien ihm dabei die groteske Ungerechtigkeit der ganzen Angelegenheit. Für jeden gepanzerten Reiter, der fiel, wurde ein halbes Dutzend Fußsoldaten abgeschlachtet. Selbst die Tiere erlitten Qualen, die Mörder und Verräter nicht verdient hätten. Simon sah schreiende, von zufälligen Hieben gelähmte Pferde, die sich allein gelassen in Todesqual auf dem Eis wälzten. Obwohl viele von ihnen Fengbalds Männern gehörten, hatte sie gewiß niemand gefragt, ob sie in den Krieg ziehen wollten; man hatte sie dazu gezwungen, genau wie Simon und die Leute von Neu-Gadrinsett. Selbst die königliche Erkynwache wäre vielleicht lieber anderswo gewesen als auf dieser Walstatt, wohin die Pflicht sie führte und wo die Treue sie festhielt. Einzig die Söldner kamen freiwillig. Für Simon war das, was im Kopf von Männern vorging, die sich aus eigenem Antrieb solchem Grauen aussetzten, plötzlich so unbegreiflich wie die Gedanken von Spinnen oder Eidechsen, oder sogar noch unbegreiflicher, denn die kleinen Geschöpfe der Erde flohen vor jeder Gefahr. Diese Männer, erkannte er, waren wahnsinnig, und das war das Schwierigste auf der Welt – daß die Verrückten stark und furchtlos

auftraten und den Schwachen und Friedliebenden ihren Willen aufzwingen konnten. Wenn Gott, dachte Simon unwillkürlich, diesen Irrsinn zuließ, dann war er wirklich ein alter Gott, dem alles aus den Händen geglitten war.

Die Sonne war am hohen Himmel verschwunden und hatte sich hinter Wolken versteckt. Es war unmöglich zu sagen, wie lange die Schlacht schon tobte. Da erklang von neuem Josuas Horn. Diesmal war es ein Sammelruf, der die dunstige Luft erfüllte. Simon, der sich so erschöpft fühlte wie noch nie im Leben, drehte sich zu ein paar Trollen um, die in der Nähe hielten, und rief »Sosa! Kommt!«

Kurz darauf hätte er beinahe Sisqi umgerannt, die vor ihrem erschlagenen Widder stand. Ihr Gesicht war noch immer sonderbar ausdruckslos. Simon beugte sich zu ihr hinunter und streckte die Hand aus. Sie ergriff sie mit kalten, trockenen Fingern und zog sich an seinem Steigbügel hoch. Er hob sie vor sich in den Sattel.

»Wo ist Binabik?« überschrie sie den Lärm.

»Ich weiß nicht. Josua ruft uns, wir müssen zu ihm.«

Wieder ertönte das Horn. Die Männer aus Neu-Gadrinsett zogen sich jetzt so rasch zurück, als könnten sie nicht eine Minute länger kämpfen – was wohl auch der Fall war. Sie verschwanden so schnell, daß es Simon fast vorkam, als verdunsteten sie wie Schaum, den eine Woge zurückläßt. Zurück blieb eine Gruppe aus einem halben Dutzend Trollen und einigen von Deornoths Fußkämpfern, die etwa fünfzig Ellen von Simon entfernt auf dem Eis von einem Ring berittener Männer der Erkynwache eingeschlossen waren. Simon wußte, daß die Verteidiger ausgelöscht werden würden, wenn ihnen niemand zu Hilfe kam. Er sah sein kleines Häuflein an und verzog das Gesicht. Zu wenige, um etwas auszurichten.

Und die Trolle da drüben hatten das Signal zum Rückzug genauso gehört wie Simon und die anderen. War es denn seine Pflicht, jeden einzelnen zu retten? Er war müde, hatte Angst und blutete, die Zuflucht lag nur Minuten entfernt, und er hatte, was allein schon an ein Wunder grenzte, überlebt. Aber trotzdem war ihm völlig klar, daß er diese tapferen Kameraden nicht im Stich lassen konnte.

»Gehen wir zu ihnen?« fragte er Sisqi und deutete auf die bedrängten Verteidiger.

Sie schaute hinüber und nickte müde. Dann rief sie den wenigen Qanuc, die noch in der Nähe waren, etwas zu. Simon schwenkte Heimfinderin

herum und ließ sie in rutschendem Trab auf die Soldaten der Erkynwache zu laufen. Die Trolle folgten. Sie heulten und sangen nicht mehr; der kleine Trupp ritt im Schweigen völliger Erschöpfung.

Noch einmal begann ein alptraumhaftes Hauen und Stechen. Ein Schwerthieb zertrümmerte den oberen Rand von Simons Schild. Splitter von bemaltem Holz flogen durch die Luft. Mehrere seiner eigenen Schläge trafen feste Hindernisse, aber in dem Durcheinander konnte er nicht erkennen, was er getroffen hatte. Als die umzingelten Trolle und Männer sahen, daß man ihnen half, verdoppelten sie ihre Anstrengungen. Es gelang ihnen, sich eine Gasse zu bahnen, obwohl mindestens ein weiterer Qanuc dabei fiel. Sein blutbespritzter Widder schüttelte die Stiefel seines toten Herrn aus den Steigbügeln, machte einen Satz von dem Leichnam weg und raste wie von Dämonen gehetzt über den See, wilde Haken schlagend, bis er im dunkelnden Nebel verschwand. Die müden Wachsoldaten, die nach den ersten Minuten genausowenig Lust zum Weiterkämpfen zu haben schienen wie Simon und seine Krieger, wehrten sich zwar grimmig, wichen dabei aber zurück und versuchten, Simon und die anderen auf die Hauptmasse von Fengbalds Heer zuzutreiben. Plötzlich bemerkte Simon eine Öffnung und schrie Sisqi etwas zu. Mit einer letzten krampfhaften Anstrengung von Kriegern, Pferden, Trollen und Widdern riß sich Simons Schar von der Erkynwache los und floh zum Sesuad'ra und den wartenden Barrikaden.

Wieder erscholl Josuas Horn, als Simon und die Trolle – weniger als vierzig, wie er bestürzt feststellte – den großen Baumstammwall am unteren Ende des Bergwegs erreichten. Viele der anderen Verteidiger des Sesuad'ra hatten sich dort ebenfalls eingefunden, und selbst die Unverwundeten sahen so zerschlagen und grau aus wie Sterbende. Nur ein paar von Hotvigs Thrithing-Männern sangen ein heiseres Lied, und Simon bemerkte, daß einer von ihnen etwas am Sattelhorn hängen hatte, das wie ein paar blutige Köpfe aussah, die im Rhythmus der Pferdehufe auf- und abhüpften.

Ein Gefühl ungeheurer Erleichterung überkam Simon beim Anblick des Prinzen, der vor der Barrikade stand, Naidel in der Luft schwang wie ein Banner und den zurückkehrenden Streitern entgegenbrüllte. Er machte ein grimmiges Gesicht, aber seine Worte waren ermutigend gemeint.

»Kommt her!« rief er. »Wir haben ihnen ihr eigenes Blut zu kosten gegeben! Wir haben ihnen die Zähne gezeigt! Zurück jetzt, zurück – heute kommen sie nicht wieder!«

Wieder empfand Simon trotz der Kälte, die auf seinem Herzen lag wie ein Rauhreif, tiefe Liebe und Treue zu Josua. Er wußte, daß der Prinz außer tapferen Worten kaum noch etwas zu bieten hatte. Die Verteidiger des Sesuad'ra hatten sich gegen besser ausgebildete und ausgerüstete Truppen wacker geschlagen, aber sie konnten sich gegen Fengbalds Soldaten nicht Mann gegen Mann halten – die Leute des Herzogs zählten fast dreimal soviel Köpfe –, und jedes Überraschungsmoment, wie etwa Binabiks Stiefeleisen, war ebenfalls erschöpft. Ab jetzt würde ein Zermürbungskrieg stattfinden, und Simon wußte, daß er auf der Verliererseite stand.

Hinter ihnen auf dem Eis fraßen bereits die Raben an den Gefallenen. Die Vögel hüpften und hackten und zankten krächzend miteinander. Halb verborgen im Nebel hätten sie winzige schwarze Teufel sein können, die sich an der Vernichtung weideten.

Die Verteidiger des Sesuad'ra machten sich hinkend auf den langen Weg bergauf. Ihre keuchenden Reittiere führten sie am Zügel. Obwohl er sich sonderbar taub fühlte, freute sich Simon, als er sah, daß mehr von den Qanuc überlebt hatten, als nur die von ihm und Sisqi vom Eis geführten. Diese anderen Überlebenden kamen ihnen entgegengerannt und begrüßten mit Freudenrufen ihre Verwandten, obwohl auch klagende Schmerzensschreie zu hören waren, als die Trolle ihre Verluste zählten.

Noch viel größer freilich war seine Freude beim Anblick Binabiks, der bei Josua stand. Auch Sisqi hatte ihn sofort erspäht. Sie sprang aus Simons Sattel und lief auf ihren Verlobten zu. Ohne auf den Prinzen oder sonst jemanden zu achten, fielen sie einander in die Arme.

Simon schaute ihnen einen Augenblick zu und stolperte dann weiter. Er wußte, daß er sich eigentlich nach seinen anderen Freunden umschauen sollte, aber er war so zerschlagen und ausgelaugt, daß er es gerade noch schaffte, ein Bein vor das andere zu setzen. Jemand, der neben ihm ging, reichte ihm einen Becher Wein. Er trank ihn aus und gab ihn zurück. Dann humpelte er noch ein paar Schritte weiter bergauf, bis dorthin, wo die Lagerfeuer schon brannten. Jetzt am Ende des Kampftages waren Frauen aus Neu-Gadrinsett heruntergekommen, um Essen zu bringen und bei der Versorgung der Verwundeten zu helfen. Ein junges Mädchen mit strähnigem Haar hielt Simon einen Napf mit einer dampfenden Flüssigkeit hin. Er wollte ihr danken, brachte aber vor Schwäche kein Wort heraus.

Obwohl die Sonne eben erst den westlichen Horizont berührte und der Tag noch recht hell war, hatte Simon kaum die dünne Suppe getrunken, als er sich auch schon auf dem schlammigen Boden wiederfand. Mit

Ausnahme des Helms hatte er noch seine ganze Rüstung an. Der Kopf ruhte auf dem Kissen seines Mantels. Heimfinderin stand in der Nähe und knabberte an ein paar dünnen Grashalmen, die das allgemeine Getrampel überstanden hatten. Simon merkte, daß er einschlief. Die Welt schien unter ihm zu schaukeln, als läge er auf dem Deck eines großen, gemächlich dahinstampfenden Schiffs. Schnell zog Schwärze herauf, nicht das Schwarz der Nacht, sondern tiefe, erstickende Schwärze, die aus ihm selbst aufstieg. Wenn er heute träumte, würden keine Türme oder riesigen Räder darin vorkommen. Er würde schreiende Pferde sehen und eine Ratte, die im Regenfaß ertrank.

Isaak, der junge Page, beugte sich dicht über das Kohlenbecken, um etwas Wärme in sich aufzusaugen. Er war völlig durchfroren. Draußen summte der Wind in den Tauen und riß an den wogenden Wänden von Herzog Fengbalds riesigem Zelt, als wollte er es entwurzeln und in die Nacht hineintragen.

Isaak wünschte von Herzen, er hätte auf dem Hochhorst bleiben können.

»Junge!« rief Fengbald mit einem kaum unterdrückten Unterton von Gewalttätigkeit in der Stimme. »Wo bleibt mein Wein?«

»Er wird gerade gewärmt, Herr«, antwortete Isaak, nahm das Eisen aus dem Krug und beeilte sich, den Pokal des Herzogs wieder aufzufüllen.

Beim Eingießen wurde er von Fengbald schon nicht mehr beachtet. Dieser hatte seine Aufmerksamkeit Lesdraka zugewandt, der finster vor ihm stand und immer noch seine blutverkrustete Lederrüstung trug.

Im Gegensatz zu ihm hatte der Herzog gebadet – Isaak hatte unzählige Töpfe mit Wasser über dem einzigen kleinen Kohlenbecken erhitzen müssen – und ein Hausgewand aus scharlachroter Seide angezogen. An den Füßen trug er Rehlederpantoffeln. Das lange, schwarze Haar hing ihm in feuchten Locken um die Schultern. »Ich werde mir diesen Unsinn nicht länger anhören«, erklärte er.

»Unsinn?« fauchte Lesdraka. »Das sagt Ihr zu mir? Ich habe das Zaubervolk mit eigenen Augen gesehen, Steinhäusler!«

Fengbalds Augen wurden schmal. »Du solltest lernen, mit mehr Respekt zu sprechen, Mann aus den Ebenen.«

Lesdraka ballte die Fäuste, hielt aber die Arme am Körper. »Trotzdem habe ich sie gesehen, und Ihr habt es auch.«

Der Herzog stieß einen angewiderten Laut aus. »Ich habe einen Haufen Zwerge erblickt, Mißgeburten, wie man sie vor den meisten Thronen von Osten Ard Purzelbäume schlagen und Bocksprünge machen sieht. Das

waren nicht die Sithi, was immer Josua und diese alte Kräuterhexe Geloë behaupten mögen.«

»Ob Zwergen- oder Feenvolk, das kann ich nicht beweisen. Aber diese Frau ist kein gewöhnliches Weib«, versetzte Lesdraka düster. »Ihr Name ist wohlbekannt im Grasland – wohlbekannt und sehr gefürchtet. Männer, die sich in ihren Wald wagen, kommen nicht zurück.«

»Lächerlich.« Fengbald leerte seinen Becher. »Ich bin keiner, der sich leichtfertig über die dunklen Mächte lustig macht…«

Er verstummte, als dränge eine unangenehme Erinnerung sich ihm auf. »Ich spotte nicht, aber ich lasse mich auch nicht verspotten. Und ich lasse mich nicht von Zauberkunststücken einschüchtern, selbst wenn sie abergläubischen Wilden Angst einjagen.«

Der Thrithing-Mann betrachtete ihn einen Augenblick mit plötzlicher, gelassener Kälte. »Nach dem, was Ihr mir früher erzählt habt, hat Euer Herr sich mit dem, was Ihr Aberglauben nennt, äußerst eifrig beschäftigt.«

Auch Fengbalds Blick war eisig. »Ich nenne keinen Mann meinen Herrn. Elias ist der König, sonst nichts.« Seine gebieterische Miene verschwand rasch. »Isaak!« rief er schmollend. »Mehr Wein, verdammt!«

Der Page huschte herbei, um ihn zu bedienen. Fengbald schüttelte den Kopf. »Schluß mit dem Gezänk. Lesdraka, es gibt Schwierigkeiten. Ich brauche eine Lösung.«

Der Söldnerführer verschränkte die Arme. »Meinen Männern gefällt es nicht, daß Josua Verbündete mit Zauberkräften hat«, brummte er, »aber habt keine Sorge. Sie sind keine Weiber und werden trotzdem kämpfen. Schon lange wissen wir aus unseren Legenden, daß Feenblut sich genauso leicht vergießt wie Menschenblut. Das haben wir heute bewiesen.«

Fengbald machte eine ungeduldige Handbewegung. »Aber wir können es uns nicht leisten, sie auf diese Weise zu besiegen. Sie sind stärker, als ich dachte. Wie kann ich Elias unter die Augen treten, wenn der größte Teil seiner Erkynwache im Kampf gegen ein paar in die Enge getriebene Bauern gefallen ist?« Er klopfte mit den Fingern gegen den Rand seines Pokals. »Nein, es muß einen anderen Weg geben, einen Weg, damit ich im Triumph nach Erkynland zurückkehren kann.«

Lesdraka schnaubte. »Es gibt keinen anderen Weg. Meint Ihr den geheimen Pfad, die verborgene Straße, von der Ihr früher schon geredet habt? Ich habe bemerkt, daß Eure Spione nicht wiedergekommen sind. Nein, der einzige Weg ist der, den wir eingeschlagen haben. Wir werden sie niedermetzeln, bis keiner mehr übrig ist.«

Fengbald hörte nicht mehr zu. Sein Blick war auf die Türklappe des Zelts und einen Soldaten gerichtet, der dort stand und nicht recht wußte, ob er eintreten sollte. »Ah«, sagte der Herzog. »Ja?«

Der Soldat ließ sich auf ein Knie nieder. »Der Hauptmann der Wache schickt mich, Herr.«

»Gut.« Fengbald lehnte sich im Stuhl zurück. »Und du hast jemanden mitgebracht?«

»Ja, Herr.«

»Führ ihn herein und warte dann draußen, bis ich dich rufe.«

Der Soldat versuchte einen ärgerlichen Blick zu unterdrücken, weil er draußen vor dem Zelt im scharfen Wind stehenbleiben sollte, und ging hinaus.

Fengbald sah Lesdraka spöttisch an. »Einer meiner Spione ist anscheinend doch wieder da.«

Gleich darauf öffnete sich erneut die Zeltklappe, und ein alter Mann stolperte herein. Seine zerlumpte Kleidung war mit Schneeflocken bedeckt.

Fengbald grinste breit. »Ah, da bist du ja wieder! Helfgrim, nicht wahr?« Die gute Laune des Herzogs kehrte bei dem kleinen Spiel, das er jetzt aufführte, schnell zurück. »Du erinnerst dich doch an den Oberbürgermeister von Gadrinsett, Lesdraka? Er verließ uns eine Weile, um einen kleinen Besuch zu machen, ist aber nun zurückgekehrt.« Seine Stimme wurde hart. »Bist du ungesehen entkommen?«

Helfgrim nickte bekümmert. »Es herrscht große Verwirrung. Seit Beginn der Schlacht habe ich mich nicht mehr sehen lassen. Es fehlen auch andere, und manche liegen noch auf dem Eis und im Wald am Fuß des Berges.«

»Gut.« Fengbald schnippte zufrieden mit den Fingern. »Und natürlich hast du deinen Auftrag ausgeführt?«

Der Alte senkte den Kopf.

»Da ist nichts, Herr.«

Fengbald starrte ihn einen Augenblick an. Sein Gesicht färbte sich dunkel, und er wollte schon aufspringen, setzte sich dann aber wieder hin und ballte die Fäuste. »So. Du scheinst vergessen zu haben, was ich dir sagte.«

»Was soll das alles?« mischte Lesdraka sich gereizt ein.

Der Herzog achtete nicht auf ihn. »Isaak!« befahl er. »Hol den Posten.«

Als der vor Kälte zitternde Soldat hereingekommen war, rief Fengbald ihn an seine Seite und flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr, worauf der

Mann das Zelt wieder verließ.

»Wir wollen es noch einmal versuchen«, sagte Fengbald zu dem einstigen Oberbürgermeister. »Was hast du herausgefunden?«

Helfgrim schien ihm nicht in die Augen sehen zu können. Das gerötete Gesicht des alten Mannes und sein schwaches Kinn zitterten wie in kaum verborgenem Kummer. »Nichts, was Euch nützen könnte, Herr«, antwortete er endlich.

Anscheinend hatte Fengbald seinen Zorn überwunden, denn er lächelte nur schmal und schwieg.

Wenig später wölbte sich von neuem die Zeltklappe, und der Posten kam herein, diesmal von zwei weiteren Wachsoldaten begleitet. Sie führten zwei Frauen, beide in mittleren Jahren und mit grauen Strähnen im dunklen Haar, schmuddlig und in abgeschabte Mäntel gehüllt. Ihre fahle Gesichtsfarbe und verschüchterte Miene verwandelte sich beim Anblick des alten Mannes, der sich vor Fengbald krümmte, in Entsetzen.

»Vater!« rief die eine.

»Oh, barmherziger Usires«, flüsterte die andere und schlug das Zeichen des *Baumes.*

Fengbald musterte das Bild mit kühlem Blick. »Mir scheint, du hattest vergessen, wessen Hand hier die Peitsche schwingt, Helfgrim. Ich will es noch einmal versuchen. Wenn du mich anlügst, werde ich deinen Töchtern Schmerzen verursachen müssen, so sehr das auch mein ädonitisches Gewissen belastet. Aber es wird dein Gewissen sein, das am meisten darunter leidet, denn dich trifft die alleinige Schuld.« Er grinste. »Sprich.«

Der alte Mann sah seine Töchter an und erkannte die Angst in ihren Gesichtern. »Möge Gott mir vergeben«, rief er, »möge er mir vergeben, wenn ich zum Verräter werde!«

»Nicht, Vater!« schrie eine der Frauen.

Die andere hatte das Gesicht im Ärmel vergraben und schluchzte haltlos.

»Ich kann nicht anders.« Helfgrim sah den Herzog an. »Ja«, erklärte er mit unsicherer Stimme, »es gibt einen anderen Weg auf den Berg, den nur wenige der Verteidiger kennen. Es ist ebenfalls eine alte Sithistraße. Josua hat dort Wachen aufgestellt, aber nur ein paar Mann, weil das untere Ende der Straße zugewachsen und dadurch verborgen ist. Er zeigte es mir, als wir die Verteidigung planten.«

»Nur ein paar Mann, wie?« Fengbald grinste und warf Lesdraka einen triumphierenden Blick zu. »Und wie breit ist diese Straße?«

Helfgrims Stimme war so leise, daß man sie kaum verstehen konnte. »Wenn das erste Stück vom Dornengestrüpp geräumt ist, können ein Dutzend Männer nebeneinander gehen.«

Der Söldnerhauptmann, der lange schweigend zugehört hatte, machte einen Schritt nach vorn. Er war so zornig, daß seine Narben weiß aus dem dunklen Gesicht hervortraten.

»Ihr seid zu vertrauensselig«, schnarrte er. »Woher wollt Ihr wissen, daß es keine Falle ist? Daß uns Josua dort nicht mit einem ganzen Heer erwartet?«

Fengbald blieb ungerührt. »Ihr Grasländer denkt zu schlicht, Lesdraka – habe ich dir das nicht schon einmal gesagt? Josuas Heer wird morgen damit beschäftigt sein, unseren Frontalangriff abzuwehren, viel zu beschäftigt, um mehr als nur diese wenigen seiner Krieger entbehren zu können. Dann machen wir ihm auf Helfgrims Straße unseren Überraschungsbesuch. Wir werden allerdings eine stattliche Truppe mitnehmen. Und um sicherzugehen, daß kein Verrat im Spiel ist, nehmen wir den Oberbürgermeister ebenfalls mit.«

Bei diesen Worten brachen die beiden Frauen in Tränen aus. »Bitte führt ihn nicht in die Schlacht«, bat die eine verzweifelt. »Er ist ein alter Mann!«

»Das stimmt.« Fengbald schien darüber nachzudenken. »Und deshalb hat er vielleicht keine Angst zu sterben, wenn es doch eine Falle sein sollte – wenn Josua mehr als ein paar Mann dort postiert hat. Darum dürft ihr uns zusätzlich begleiten.«

Helfgrim sprang auf. »Nein! Ihr dürft ihr Leben nicht in Gefahr bringen! Sie sind unschuldig!«

»Und sie werden so sicher sein wie Tauben im Taubenschlag«, grinste Fengbald, »wenn deine Geschichte der Wahrheit entspricht. Hast du aber versucht, mich zu verraten, sterben sie – schnell, aber schmerzhaft.«

Noch einmal flehte der Alte ihn an, aber der Herzog lehnte sich ungerührt im Stuhl zurück. Endlich trat der Oberbürgermeister zu seinen Töchtern. »Es wird alles gut werden.«

Voller Verlegenheit angesichts so vieler grausamer Fremder streichelte er sie ungeschickt. »Wir bleiben zusammen. Nichts Böses wird geschehen.« Er sah auf Fengbald, und in den bebenden Zügen war Zorn zu erkennen; für einen Augenblick klang die Stimme kaum noch zittrig. »Es gibt keine Falle, verdammt, das werdet Ihr sehen, aber es sind ein paar Dutzend Männer dort, wie ich gesagt habe. Ich habe um Euretwillen den Prinzen verraten. Ihr müßt ehrlich gegenüber meinen Kindern sein und sie

vor Gefahren schützen, wenn gekämpft wird. Bitte.«

Fengbald winkte großzügig mit der Hand. »Keine Sorge. Ich verspreche dir auf meine Ehre als Edelmann, wenn wir diesen gräßlichen Berg erobert haben und Josua tot ist, lasse ich dich und deine Töchter frei. Dann kannst du allen, denen du begegnest, erzählen, daß Herzog Fengbald sich an seine Abmachungen hält.« Er stand auf und gab den Wachen ein Zeichen. »Schafft sie jetzt alle drei fort und haltet sie von den anderen getrennt.«

Als die Gefangenen abgeführt worden waren, sah Fengbald auf Lesdraka und fragte: »Warum bist du so schweigsam, Mann? Kannst du nicht zugeben, daß du unrecht hattest – daß ich eine Lösung für unsere Schwierigkeiten gefunden habe?«

Der Thrithing-Mann schien etwas einwenden zu wollen, nickte dann aber unwillig. »Diese Steinhäusler sind schwach. Kein Thrithing-Mann würde für zwei Töchter sein Volk verraten.«

Fengbald lachte. »Wir Steinhäusler, wie du uns nennst, behandeln unsere Frauen eben anders als ihr ungehobelten Klötze.« Er trat an das Kohlenbecken und wärmte sich die langen Finger über der Glut. »Und morgen, Lesdraka, werde ich dir zeigen, wie *dieser* Steinhäusler mit seinen Feinden umgeht – vor allem denen, die ihm trotzen wie Prinz Josua.« Seine Lippen wurden schmal. »Dieser gottverfluchte Feenhügel wird rot sein von Blut.«

Er schaute in die glimmende Asche, und ein Lächeln umspielte seine Mundwinkel. Draußen heulte der Wind und rieb sich am Zelttuch wie ein Tier.

XIII

Die Nestbauer

Tiamak blickte auf das stille Wasser. In Gedanken war er nur halb bei der Sache, und als der Fisch auftauchte – ein dunkler Schatten, der durch die Wasserlilien huschte –, kam sein Griff viel zu spät. Angewidert betrachtete er die triefenden Wasserpflanzen in seiner Hand und ließ den Klumpen Unkraut wieder in die schlammige Flut fallen. Jeder Fisch in der Nähe war inzwischen weit weggeschwommen.

Ihr-die-wacht-und-gestaltet, dachte er kummervoll, *warum habt ihr mir das angetan?*

Er watete zum Rand des Wasserlaufs und planschte, so unauffällig er konnte, einen Altarm weiter, wo er sich von neuem hinstellte und wartete.

Schon als kleiner Junge, so schien es ihm, war er immer zu kurz gekommen. Als jüngstes von sechs Kindern hatte er stets das Gefühl gehabt, seine Geschwister würden reichlicher ernährt; kam die Schüssel endlich bei ihm an, war kaum noch etwas darin. Er war nicht so groß geworden wie seine drei Brüder oder sein Vater Tugumak, hatte nie so geschickt Fische fangen können wie seine schnelle Schwester Twiyah und nie so viele nützliche Wurzeln und Beeren entdeckt wie seine kluge Schwester Rimihe. Und als er endlich etwas gefunden hatte, in dem er alle anderen übertraf, nämlich die Trockenländer-Künste des Lesens und Schreibens und sogar das Erlernen der Trockenländer-Sprache, da machte diese Begabung wenig Eindruck. Seine Familie und die anderen Bewohner von Haindorf sahen das Hinterherrennen hinter solchem Trockenländer-Wissen eher als unvernünftig an. Und waren sie etwa stolz, als er nach Perdruin ging, um an einer Trockenländer-Schule zu studieren? Keine Spur. Trotz der Tatsache, daß kein anderer Wranna seit Menschengedenken das geschafft hatte, brachte seine Familie für diesen Ehrgeiz nicht das geringste Verständnis auf. Und auch die Trockenländer selbst hatten bis auf sehr wenige Ausnahmen für seine Talente nur offene Verachtung übrig. Die gleichgültigen Lehrer und die Studenten, die sich

über ihn lustig machten, hatten den jungen Tiamak unmißverständlich aufgeklärt, daß er, so viele Schriftrollen, Bücher und gelehrte Gespräche er auch in sich hineinstopfte, nie etwas Besseres sein würde als ein Wilder, ein dressiertes Tier, das ein paar schlaue Kunststücke gelernt hat.

So war es sein ganzes Leben lang weitergegangen, bis zu diesem verhängnisvollen Jahr. Seinen einzigen, schwachen Trost hatte Tiamak in seinen Studien und dem gelegentlichen Briefwechsel mit den Trägern der Schriftrolle gefunden. Jetzt, als wollten Sie-die-wachen-und-gestalten in einer einzigen Jahreszeit alles wiedergutmachen, bekam er von allem zuviel, viel, viel zuviel.

So verhöhnen uns die Götter, dachte er bitter. *Sie nehmen unseren größten Herzenswunsch und erfüllen ihn so, daß wir nur noch darum beten, wieder davon befreit zu werden. Und ich hatte aufgehört, an sie zu glauben!*

Sie-die-wachen-und-gestalten hatten die Falle sehr geschickt gestellt, daran bestand kein Zweifel. Zuerst hatten sie ihn gezwungen, sich zwischen seinem Stamm und seinen Freunden zu entscheiden. Dann hatten sie ihm das Krokodil geschickt, das ihn seinerseits zwang, seine Brüder im Stich zu lassen. Jetzt mußte er seine Freunde durch die Weite der Marschen führen, ja, ihr Leben hing von ihm ab, aber der einzig sichere Weg ging über Haindorf und würde ihn zurückbringen zu denen, die er so schnöde enttäuscht hatte. Tiamak wünschte nur, er hätte gelernt, auch eine so tadellose Falle zu bauen – dann hätte es jeden Abend Krebse gegeben!

Hüfttief stand er im grünlichen Wasser und grübelte. Was sollte er tun? Wenn er in sein Dorf zurückkehrte, würden alle von seiner Schande erfahren. Es war sogar möglich, daß sie ihn gar nicht wieder fortließen, sondern als Verräter am Stamm festhielten. Versuchte er aber, dem Zorn der Dorfbewohner zu entgehen, so bedeutete das einen Umweg von vielen Meilen auf ihrer Suche nach einem geeigneten Boot. Die einzigen anderen Dörfer in dieser Gegend des Wran, Hohenasthäuser, Gelbbäume oder Blume-im-Felsen, lagen alle weiter südlich. Sie aufzusuchen hieß, daß man die Hauptwasserwege verlassen und einige der gefährlichsten Abschnitte des ganzen Wran überwinden mußte. Aber es gab keine Wahl – entweder mußten sie nach Haindorf oder nach einer der entfernteren Siedlungen, denn ohne Flachboot konnten Tiamak und seine Gefährten das Seen-Thrithing niemals erreichen. Schon jetzt leckte ihr augenblickliches Boot sehr stark, und sie hatten mehrere lebensgefährliche Wanderungen durch den unberechenbaren Morast unternehmen müssen, um das Boot über zu

seichte Strecken im Flußlauf zu tragen.

Tiamak seufzte. Was hatte doch Isgrimnur gesagt? Heutzutage schien das Leben nur noch aus schwierigen Entscheidungen zu bestehen. Wie wahr.

Ein Schatten zuckte zwischen seinen Knien. Blitzschnell schoß Tiamaks Hand nach unten. Seine Finger schlossen sich um etwas Kleines, Glitschiges. Er packte fest zu und hob es hoch. Es war ein Fisch, ein Zwickauge, nicht sehr groß. Immerhin, besser als gar nichts. Er griff nach dem Stoffbeutel, der, an einer dicken Wurzel verankert, neben ihm schwamm, ließ den zappelnden Fisch hineingleiten, zog den Sack fest zu und versenkte ihn wieder im Wasser. Vielleicht war das ein gutes Vorzeichen. Tiamak schloß die Augen zu einem kurzen Dankgebet und hoffte, die Götter möchten sich wie Kinder durch Lob zu weiterem Wohlverhalten verlocken lassen. Dann widmete er seine Aufmerksamkeit wieder dem grünen Wasser.

Miriamel strengte sich an, das Feuer nicht ausgehen zu lassen, aber es war mühsam. Seitdem die Gefährten ins Innere der Marschen eingedrungen waren, hatten sie nichts mehr gefunden, das Ähnlichkeit mit trockenem Holz besaß, und die kleinen Feuerchen, die ihnen gelangen, flackerten bestenfalls unruhig vor sich hin.

Sie sah auf, als Tiamak zurückkam. Sein schmales braunes Gesicht war verschlossen, und er nickte nur kurz, als er ein in Blätter gewickeltes Bündel vor sie legte. Dann ging er weiter zu Isgrimnur und den anderen, die am Boot arbeiteten. Der Wranna schien sehr schüchtern zu sein; in den zwei Tagen, seit sie Kwanitupul verlassen hatten, hatte er nur wenige Worte zu Miriamel gesagt. Einen Augenblick fragte sie sich, ob ihm vielleicht seine singende Wranna-Aussprache peinlich war, wies den Gedanken aber zurück. Tiamak sprach das Westerling besser als die meisten Menschen, die damit aufgewachsen waren, und Isgrimnurs schwerfällige Konsonanten und Cadrachs melodische Hernystiri-Vokale fielen mehr auf als das geringfügige Heben und Senken der Stimme des Marschmanns.

Sie packte die Fische aus, die Tiamak ihr gebracht hatte, und putzte sie. Dann wischte sie das Messer an den Blättern ab, bevor sie es wieder in die Scheide steckte. Vor ihrer Flucht aus dem Hochhorst hatte sie nie im Leben eine Mahlzeit zubereitet, war aber auf der Reise mit Cadrach gezwungen gewesen, es zu lernen, schon um an den vielen Abenden, an

denen er zu betrunken gewesen war, um eine Hand zu rühren, nicht zu verhungern. Sie überlegte, ob es nicht irgendein Marschkraut gab, das den Geschmack verbesserte – vielleicht konnte man den Fisch in die Blätter wickeln und dünsten. Sie stand auf und wanderte zu den Männern hinüber, um den Wranna um Rat zu fragen.

Tiamak sah zu, wie Isgrimnur, Cadrach und Camaris zum vierten oder fünften Mal versuchten, die Lecks zu verstopfen, durch die der Boden des kleinen Boots fast ständig voll Wasser lief. Der Marschmann hielt sich ein Stück entfernt, als scheine es ihm anmaßend, Schulter an Schulter mit den Trockenländern zu stehen. Plötzlich fiel Miriamel ein, daß es vielleicht aber auch genau umgekehrt war – vielleicht hatten die Wranna von denen, die außerhalb der Marsch lebten, keine besonders hohe Meinung. War Tiamaks Schweigsamkeit vielleicht kein Zeichen eines schüchternen Wesens, sondern Stolz? Sie hatte gehört, daß manche Bewohner der Wildnis, wie etwa das Thrithing-Volk, Menschen, die in Städten hausten, sogar verachteten. Vielleicht galt das auch für Tiamak? Langsam wurde ihr klar, wie wenig sie über alle Menschen wußte, die nicht zum Hofstaat von Nabban und Erkynland gehörten. Dabei hatte sie sich immer für eine gute Menschenkennerin gehalten.

Doch die Welt auf der anderen Seite der Burgmauern war viel größer und komplizierter, als sie früher je geahnt hatte.

Sie streckte die Hand aus und berührte den Wranna kurz an der Schulter. »Tiamak?«

Er zuckte erschrocken zusammen. »Ja, Herrin Miriamel?«

»Ich würde Euch gern ein paar Fragen über Pflanzen stellen – für den Kochtopf, meine ich.«

Er schlug die Augen nieder und nickte. Miriamel konnte einfach nicht glauben, daß dieser Mann zu stolz war, um mit ihr zu sprechen. Die beiden gingen zum Feuer zurück. Nachdem sie ihn nach verschiedenen Pflanzen gefragt und ihm gezeigt hatte, daß sie sich wirklich dafür interessierte, begann er gesprächiger zu werden. Miriamel staunte. Obwohl er nach wie vor zurückhaltend blieb, entpuppte sich der Wranna als so kenntnisreich in allem, was mit Pflanzen zusammenhing, und als so erfreut darüber, etwas von seinem Wissen weiterzugeben, daß sie von der Fülle seiner Informationen schon bald ganz überwältigt war. Er nannte ihr ein halbes Dutzend Blumen, Wurzeln und Blätter, mit denen man unbedenklich Speisen würzen konnte, und pflückte sie ihr, während er sie um den Lagerplatz herum und hinab zum Wasser führte und ihr dabei noch ein

Dutzend weitere Gewächse nannte, denen sie auf ihrer Fahrt durch das Wran noch begegnen würden. Voller Begeisterung fuhr er fort, sie auf andere Pflanzen hinzuweisen, die als Arznei oder Tinte oder zu tausend anderen Zwecken brauchbar waren.

»Woher wißt Ihr das alles?«

Tiamak brach ab, als hätte man ihn geschlagen. »Verzeiht mir, Herrin Miriamel«, sagte er leise. »Ihr wolltet soviel gar nicht hören.«

Miriamel lachte. »Ich finde es wundervoll. Aber wo habt Ihr das bloß gelernt?«

»Ich befasse mich seit vielen Jahren damit.«

»Ihr müßt mehr wissen als jeder andere auf der Welt.«

Tiamak wandte das Gesicht ab. Miriamel betrachtete ihn fasziniert. Errötete er etwa? »Nein«, erklärte er, »nein, ich bin nur ein Lernender.« Er sah sie schüchtern und doch mit einem Anflug von Stolz an. »Aber ich hoffe, daß meine Studien eines Tages bekannt werden – daß man sich an meinen Namen erinnert.«

»Davon bin ich überzeugt.« Miriamel war voller Ehrfurcht. Der kleine Mann mit dem zerrupften, schütteren schwarzen Haarschopf, der jetzt wie die anderen Wranna nur noch Gürtel und Lendentuch trug, kam ihr so gelehrt vor wie nur irgendein Schreibpriester auf dem Hochhorst. »Kein Wunder, daß Morgenes und Dinivan Eure Freunde waren.«

Seine erfreute Miene verschwand schlagartig, und ein Ausdruck von Trauer blieb zurück. »Danke, Herrin Miriamel. Ich überlasse es Euch nun, mit diesen kleinen Fischen zu tun, was Ihr für am besten haltet. Ich habe Euch genug gelangweilt.«

Er drehte sich um und überquerte die sumpfige Lichtung, wobei er ohne erkennbare vorherige Prüfung von einem festen Grashügel zum nächsten wechselte. Als er auf der anderen Seite ankam und sich dort auf einem Baumstamm niederließ, waren seine Füße immer noch trocken. Miriamel, schlammverkrustet bis zum Schienbein, mußte seine Trittsicherheit bewundern.

Womit kann ich ihn nur verstimmt haben?

Achselzuckend nahm sie ihre Handvoll Marschblüten wieder auf und kehrte zu dem wartenden Fisch zurück.

Nach dem Abendessen, bei dem sich Tiamaks Würzzusätze als hochwillkommen erwiesen hatten, blieb die Gesellschaft am Feuer sitzen.

Die Luft war noch warm, aber die Sonne bereits hinter den Bäumen untergegangen. Die Marsch begann sich mit Schatten zu füllen. Ein Heer von Fröschen, die beim ersten Anbruch des Abends mit ihrem Zetern und Quaken angefangen hatten, wetteiferten mit großen Schwärmen pfeifender, zwitschernder und kreischender Vögel, so daß die Dämmerung voller Lärm war wie ein Feiertagsmarkt.

»Wie groß ist eigentlich das Wran?« fragte Miriamel.

»Fast so groß wie die Halbinsel Nabban«, antwortete Tiamak. »Aber wir müssen nur einen kleinen Teil davon durchqueren, weil wir uns bereits im nördlichsten Abschnitt befinden.«

»Und wie lange werden wir dazu brauchen, o Führer?« erkundigte sich Cadrach, der an einen Baumstamm gelehnt dasaß und eine Flöte aus Marschschilf zu schneiden versuchte. Mehrere zerfetzte Halme, Opfer früherer Versuche, lagen um ihn herum.

Der traurige Ausdruck, der Miriamel schon vorher aufgefallen war, kehrte auf das Gesicht des Wranna zurück. »Das hängt davon ab.« Isgrimnur hob die buschigen Brauen. »Wovon hängt es ab, kleiner Mann?«

»Von der Richtung, die wir einschlagen.« Tiamak seufzte. »Vielleicht sollte ich Euch doch lieber meine Sorgen anvertrauen. Es ist eine Entscheidung, die ich nicht allein treffen möchte.«

»Sprecht, Mann«, ermutigte ihn der Herzog.

Tiamak berichtete ihnen von seiner Zwangslage. Unmißverständlich erklärte er, daß es nicht allein die Schande war, zu den Bewohnern seines Dorfs zurückzukehren, ohne ihren Auftrag erfüllt zu haben, vor der er sich fürchtete, sondern ebensosehr die Möglichkeit, daß man zwar den Rest der Gesellschaft wieder gehen lassen, ihn selbst aber festhalten würde, so daß sie ohne Führer im tiefen Wran gestrandet wären.

»Könnten wir nicht einen anderen Mann aus Eurem Dorf anstellen?« fragte Isgrimnur und fügte hastig hinzu: »Nicht, daß wir möchten, daß Euch irgend etwas zustößt, natürlich.«

»Natürlich.« Tiamaks Blick war kühl. »Was Eure Frage betrifft – ich weiß es nicht. Unser Stamm hat sich von jeher friedlich verhalten, solange nicht jemandem aus Haindorf ernstlich Schaden zugefügt wird. Aber das heißt nicht, daß die Ältesten nicht vielleicht verbieten könnten, daß ein Bewohner der Siedlung Euch hilft. Es ist schwer zu sagen.«

Sie debattierten bis in die sinkende Nacht. Tiamak tat sein Bestes, um ihnen die Entfernungen und Gefahren deutlich zu machen, die mit der Reise zu einer anderen Siedlung im Süden von Haindorf verbunden waren.

Endlich, während eine Horde schnatternder Affen über ihnen dahinstob, daß sich zitternd die Äste bogen, kamen sie zu einem Entschluß.

»Es ist hart für Euch, Tiamak«, sagte Isgrimnur, »und wir wollen Euch zu nichts zwingen, aber es scheint das beste zu sein, wenn wir zu Eurem Dorf fahren.«

Der Wranna nickte ernst. »Ich bin derselben Meinung. Und obwohl ich dem Stammesvolk von Hohenasthäusern oder Gelbbäumen nie etwas zuleide getan habe, ist es keineswegs sicher, daß sie Fremden freundlich begegnen. Mein Volk hat sich zumindest gegenüber den wenigen Trockenländern, die bisher zu uns gekommen sind, duldsam verhalten.« Er seufzte. »Ich glaube, ich gehe noch ein Stückchen spazieren. Bitte bleibt am Feuer.« Er stand auf und stapfte hinunter zum Wasser, wo er rasch in der Dunkelheit verschwand.

Camaris, den die Unterhaltung der anderen langweilte, hatte längst den Kopf auf einen Mantel gelegt und war eingeschlafen, zusammengerollt und die langen Beine angezogen wie ein kleines Kind. Miriamel, Isgrimnur und Cadrach sahen einander über das flackernde Feuer an. Die unsichtbaren Vögel, die verstummt waren, als Tiamak den Lagerplatz verließ, erhoben von neuem ihren krächzenden Chor.

»Er macht so einen traurigen Eindruck«, meinte Miriamel.

Isgrimnur gähnte. »Auf seine Art ist er ein sehr vertrauenswürdiger Mann.«

»Armer Kerl.« Miriamel senkte die Stimme, damit der Wranna, falls er in diesem Augenblick zurückkehrte, sie nicht hören konnte. Niemand läßt sich gern bemitleiden. »Er weiß ungeheuer viel über Pflanzen und Blumen. Zu schade, daß er so weit weg von anderen Menschen lebt, die dafür Verständnis hätten.«

»Das geht auch anderen so«, bemerkte Cadrach, hauptsächlich zu sich selbst.

Miriamel beobachtete einen kleinen Hirsch mit weißen Flecken und runden Augen, der zum Trinken ans Wasser gekommen war. Als er keine drei Ellen vom Boot entfernt das sandige Ufer entlangstakste, hielt sie den Atem an, aber ihre Gefährten waren in der nachmittäglichen Hitze verstummt und würden das Tier nicht verscheuchen. Sie legte das Kinn auf die Bordwand und bewunderte die anmutigen Bewegungen des Hirschs.

Als er seine Nase in den schlammigen Fluß tauchte, brach plötzlich ein zahniges Maul aus dem Wasser. Bevor der Hirsch zurückspringen konnte,

hatte das Krokodil ihn gepackt und zerrte den wild um sich Schlagenden hinab in die braune Dunkelheit. Nur ein paar kleine Wellen blieben von ihm übrig. Voller Widerwillen und nicht ohne Furcht wandte Miriamel sich ab. Wie schnell der Tod gekommen war! Je besser sie es kennenlernte, desto trügerischer erschien ihr das Wran, eine Gegend voll wehender Fächer, wandernder Schatten und ständiger Bewegung. Für alles Schöne – große, blutrote Blütenglocken, betäubend im Duft wie eine vornehme Nabbanai-Matrone, oder Kolibris wie juwelenbesetzte Lichtblitze – gab es wie zum Ausgleich etwas Häßliches zu sehen, so wie die großen grauen Spinnen vom Umfang eines Suppentellers, die an den überhängenden Zweigen klebten.

In den Bäumen gab es Vögel in tausend Farben, spöttische Affen und sogar gefleckte Schlangen, die von den Ästen herunterhingen wie aufgeschwollene Ranken. Bei Sonnenuntergang stiegen aus den oberen Zweigen plötzlich Wolken von Fledermäusen auf und verwandelten den Himmel in einen Wirbelsturm von Flügeln. Überall gab es Insekten, die summten und stachen; ihre Flügel schimmerten im ungleichmäßigen Sonnenlicht. Selbst der Pflanzenwuchs bewegte und veränderte sich; Schilf und Bäume bogen sich im Wind, die Wasserpflanzen schwankten mit jeder Welle. Das Wran war ein Teppich, in dem kein Faden stillzustehen schien. Alles lebte.

Miriamel erinnerte sich an den Aldheorte, der auch ein Ort des Lebens gewesen war, voll tiefer Wurzeln und ruhiger Kraft; aber der Forst war alt und gesetzt. Wie ein Volk aus grauer Vorzeit schien er seine eigene, feierliche Melodie gefunden zu haben, seinen gemessenen, immer gleichmäßigen Schritt. Ihr fiel ein, daß sie damals gedacht hatte, der Aldheorte könnte so, wie er jetzt war, mühelos bis ans Ende aller Zeiten bleiben. Das Wran dagegen schien sich jeden Moment selbst neu zu erfinden, unbeständig wie ein Schaumkringel am kochenden Rand der Schöpfung. Miriamel konnte sich gut vorstellen, daß sie nach zwanzig Jahren wiederkehrte und es als heulende Wüste vorfand, oder auch als undurchdringlich dichten Dschungel, einen Klumpen aus Grün und Schwarz, dessen ineinander verflochtene Blätter selbst das Sonnenlicht nicht mehr eindringen ließen.

Während so die Tage vergingen und das Boot und seine kleine Besatzung immer tiefer in das Marschland hineinfuhren, fühlte Miriamel ganz allmählich ihr Herz leichter werden. Sie war noch immer zornig auf ihren Vater und die furchtbare Wahl, die er getroffen hatte, auf Aspitis, der

sie betrogen und entehrt hatte, auf den angeblich so gütigen Gott, der ihr das eigene Leben aus der Hand genommen hatte … aber der Zorn schnitt nicht mehr ganz so tief. Wenn alles ringsum so voll von pulsierendem, sich ständig wandelndem Leben war, fiel es schwer, sich an die bitteren Gefühle zu klammern, die sie in den zurückliegenden Wochen beherrscht hatten. Hier, wo die Welt sich auf allen Seiten pausenlos erneuerte, war es fast unmöglich, sich nicht auch selbst wie neugeboren zu fühlen.

»Woher kommen die vielen Knochen?« fragte Miriamel. Auf beiden Seiten des Flusses war die Uferlinie mit Skeletten übersät, ein Gewirr von Rückgraten und Brustkörben wie gebleichte Spanten gestrandeter Schiffe, seltsam weiß im braunen Schlamm. »Ich hoffe nur, daß es Tierknochen sind.«

»Wir sind alle Tiere«, versetzte Cadrach, »und haben alle Knochen.«

»Was habt Ihr vor, Mönch – wollt Ihr das Mädchen erschrecken?« warf Isgrimnur erzürnt ein. »Seht Euch die Schädel an. Das waren Cockindrills, keine Menschen.«

»Sch.« Tiamak, am Bug des Bootes, drehte sich um. »Herzog Isgrimnur hat recht. Es sind Krokodilknochen. Aber Ihr müßt jetzt eine Weile still sein. Wir nähern uns Sekobs Teich.«

»Was ist das?«

»Es ist der Grund für alle diese Überreste.« Der Blick des Wranna fiel auf Camaris, der seine geäderte Hand ins Wasser hielt und mit dem versunkenen Blick der Kindheit die kleinen Wellen beobachtete, die sie dort hervorrief. »Isgrimnur! Hindert ihn daran!«

Der Herzog griff nach Camaris' Hand und zog sie aus dem Wasser. Der alte Mann betrachtete ihn mit mildem Vorwurf, ließ jedoch die tropfende Hand auf seinem Schoß liegen.

»Nun seid bitte eine Zeit lang still«, wiederholte Tiamak. »Und rudert langsam. Spritzt nicht.«

»Was soll das?« wollte Isgrimnur wissen, verstummte aber, als der Wranna ihm in die Augen sah. Zusammen mit Miriamel bemühte sich der Herzog nach besten Kräften, die Ruder sanft und gleichmäßig zu führen.

Das Boot trieb einen Wasserlauf hinab, der so mit den Fahnen von Hängeweiden bedeckt war, daß es aussah, als schütze ihn ein undurchdringlicher grüner Vorhang. Als diese Weiden hinter ihnen lagen, entdeckten sie, daß der Weg sich plötzlich vor ihnen öffnete und in einen

großen, stillen See mündete. Banyanbäume wuchsen bis hinab ans Ufer, und ihre Schlangenwurzeln bildeten um den größten Teil des Sees einen Wall aus verschlungenem Holz. Auf der gegenüberliegenden Seite hörten die Banyanbäume auf, und der Seeboden stieg zu einem breiten, hellen Sandstrand an. Ein paar kleine Inseln in der Nähe dieses Strandes, kaum mehr als Blasen über der Wasseroberfläche, waren das einzige, das die gläserne Glätte des Sees unterbrach. Dort, wo sie hereingekommen waren, stelzte ein Rohrdommelpaar am Uferrand umher und stocherte im Schlamm. Miriamel erschien der breite Strand als wundervoller Lagerplatz. Der See kam ihr nach den nassen Plätzen voller Schlingpflanzen, an denen sie haltgemacht hatten, wie ein Paradies vor, und sie wollte das auch gerade sagen, als Tiamaks grimmiger Blick sie zum Schweigen brachte. Vermutlich war hier eine Art Heiligtum für den Wranna und sein Volk. Trotzdem brauchte er sie nicht zu behandeln wie ein unartiges Kind.

Miriamel drehte den Kopf von Tiamak weg und schaute auf den See hinaus, um ihn sich einzuprägen, damit sie sich eines Tages das Gefühl tiefen Friedens, das von ihm ausging, wieder ins Gedächtnis zurückrufen könnte. Dabei hatte sie das beunruhigende Gefühl, daß der See sich bewegte und das Wasser zu einer Seite hin abfloß. Gleich erkannte sie, daß es in Wirklichkeit die kleinen Inseln waren, die sich bewegten. Krokodile! Sie war schon früher darauf hereingefallen, hatte Baumstämme und Sandbänke gesehen, die zu jähem Leben erwachten. Sie lächelte über ihre Stadtkind-Einfalt. Vielleicht war der Lagerplatz doch nicht so wundervoll – obwohl ein paar Krokodile seiner Schönheit keinen Abbruch taten…

Die beweglichen Erhebungen näherten sich dem Strand und begannen sich aus dem Wasser zu heben. Aber erst als das ungeheure, unfaßliche Wesen endlich auf den Sand kroch und seinen Riesenkörper ins klare Sonnenlicht schleppte, begriff Miriamel, daß das, was sie sah, nur ein einziges Krokodil war.

»Gott sei uns gnädig!« flüsterte Cadrach erstickt. Isgrimnur wiederholte die Worte. Das gewaltige Tier, so lang wie zehn Männer und so breit wie ein Lastkahn, hob den Kopf und betrachtete das kleine Boot, das über den See glitt. Miriamel und Isgrimnur hatten das Rudern eingestellt und hielten die Stangen mit feuchten, schlaffen Händen fest.

»Nicht aufhören!« zischte Tiamak. »Langsam, ganz langsam, aber nicht aufhören!«

Obwohl die weite Wasserfläche zwischen ihnen lag, kam es Miriamel vor, als sähe sie die Augen des Ungeheuers glitzern, während es sie

beobachtete, als fühle sie seinen kalten, uralten Blick. Als sich die gewaltigen Beine bewegten und die Krallenfüße sich einen Moment in die Erde gruben, als wollte der Riese sich umdrehen und wieder ins Wasser kriechen, dachte Miriamel, ihr Herz würde stehenbleiben. Aber das große Krokodil schleuderte nur ein paar Sandwolken in die Luft, dann sank der riesige, knorrige Kopf auf den Strand, und das gelbe Auge schloß sich.

Als sie den See durchquert und den Abfluß erreicht hatten, fingen Miriamel und Isgrimnur wie auf Kommando heftig zu rudern an. Bald atmeten sie schwer, und Tiamak forderte sie auf, sich nicht so anzustrengen.

»Wir sind in Sicherheit«, erklärte er. »Es ist schon lange her, daß er uns hier folgen konnte. Er ist inzwischen viel zu groß dazu.«

»Was war das?« keuchte Miriamel. »Es war entsetzlich.«

»Der alte Sekob. Mein Volk nennt ihn den Großvater aller Krokodile. Ich weiß nicht, ob das stimmt, aber auf jeden Fall ist er der Herrscher über seine ganze Rasse. Jahr für Jahr kommen andere Krokodile, um mit ihm zu kämpfen, und Jahr für Jahr frißt er seine Herausforderer auf. Er verschlingt sie im ganzen, so daß er nie mehr zu jagen braucht. Manchmal gelingt es den stärksten Gegnern, aus dem See zu fliehen und bis ans Flußufer zu kriechen, wo sie dann sterben. Das sind die Knochen, die Ihr erblickt habt.«

»Ich habe noch nie etwas Derartiges gesehen.« Cadrach war ganz blaß geworden, aber aus seiner Stimme klang eine gewisse Begeisterung. »Wie einer der großen Drachen!«

»Er ist der Drache des Wran«, stimmte Tiamak zu. »Daran besteht kein Zweifel. Aber im Gegensatz zu den Trockenländern läßt das Marschvolk seine Drachen in Ruhe. Er bedeutet für uns keine Drohung und tötet viele der größten Menschenfresser, die sonst den Bewohnern des Wran nachstellen würden. Darum erweisen wir ihm Respekt. Der alte Sekob ist viel zu wohlgenährt, als daß er hinter einem so armseligen Bissen wie uns herjagen müßte.«

»Und warum wolltet Ihr dann, daß wir so still waren?« fragte Miriamel.

Tiamak sah sie an und erwiderte trocken: »Vielleicht braucht er uns nicht als Speise, aber trotzdem betritt man nicht den Thronsaal des Königs und spielt dort Kinderspiele. Vor allem dann nicht, wenn der König alt und reizbar ist.«

»Elysia, Mutter Gottes.« Isgrimnur schüttelte den Kopf. Schweiß perlte auf seiner Stirn, obwohl der Tag nicht besonders warm war. »Nein, diesen

alten Burschen wollen wir bestimmt nicht reizen.«

»Weiter«, sagte Tiamak. »Wenn wir bis zum Einbruch der Dunkelheit so weiterrudern, sollten wir morgen mittag in Haindorf sein.«

Unterwegs wurde der Wranna gesprächiger. Als das Wasser so seicht geworden war, daß man nicht mehr rudern konnte, blieb ihnen nicht mehr viel übrig, als einander Geschichten zu erzählen, während Tiamak im Boot stand und stakte. Miriamel stellte ihm viele Fragen, und er erzählte ihnen vom Leben im Wran, aber auch von seinen eigenen, ungewöhnlichen Entscheidungen, die ihn seinen Dorfgenossen entfremdet hatten.

»Aber Euer Volk hat keinen König?« fragte Miriamel.

»Nein.« Der kleine Mann überlegte. »Wir haben *Älteste*, das heißt, so nennen wir sie; aber manche von ihnen sind nicht älter als ich. Jeder kann Ältester werden.«

»Wie? Indem er darum ersucht?«

»Nein. Er muß Feste geben.« Er lächelte schüchtern. »Wenn ein Mann eine Frau und Kinder hat – und vielleicht noch andere Angehörige, die bei ihm leben – und sie alle ernähren kann und trotzdem noch etwas übrigbleibt, dann gibt er das, was er zuviel besitzt, anderen. Als Gegenleistung bittet er vielleicht um ein Boot oder neue Flotts zum Fischen, oder er sagt: ›Ich werde dich um Bezahlung bitten, wenn ich mein Fest veranstalte.‹ Und wenn ihm dann viele Leute etwas schulden, ›ruft er die Krebse zurück‹, wie wir es ausdrücken, das heißt, er fordert alle, die ihm etwas schulden, zur Rückzahlung auf. Dann lädt er das ganze Dorf zu einem Fest ein. Wenn alle zufrieden sind, ernennt man ihn zum Ältesten. Dann muß er jedes Jahr wieder so ein Fest geben, sonst darf er in dem betreffenden Jahr nicht Ältester sein.«

»Klingt blödsinnig«, brummte Isgrimnur und kratzte sich. Er war das bei weitem größte Ziel der einheimischen Insektenwelt; zahllose Quaddeln bedeckten sein breites Gesicht. Miriamel verstand ihn und verzieh ihm seine Reizbarkeit.

»Auch nicht blödsinniger, als Land vom Vater auf den Sohn zu vererben«, antwortete Cadrach milde, aber mit bissigem Unterton. »Oder es sich überhaupt erst dadurch anzueignen, daß man dem Nachbarn eine Axt über den Schädel haut – wie es bei Eurem Volk noch vor kurzem üblich war, Herzog.«

»Kein Mann sollte besitzen, was er nicht beschützen kann«, erwiderte Isgrimnur, schien aber mehr Wert darauf zu legen, sich an einer schwer

erreichbaren Stelle zwischen den Schulterblättern zu kratzen, als darauf, die Debatte fortzusetzen.

»Ich finde«, erklärte Tiamak ruhig, »daß unser Brauch gut ist. Er sorgt dafür, daß niemand verhungert und andererseits keiner seinen Reichtum hortet. Bevor ich in Perdruin studierte, konnte ich mir gar kein anderes System vorstellen.«

»Aber wenn nun jemand nicht Ältester werden will«, bemerkte Miriamel, »dann kann man ihn auch nicht dazu zwingen, das Gehortete herauszugeben.«

»Ah, aber dann genießt er kein Ansehen im Dorf«, grinste Tiamak. »Außerdem entscheiden die Ältesten, was für das Dorf am besten ist, und vielleicht finden sie, daß der ausgezeichnete Fischteich, neben dem ein reicher und selbstsüchtiger Mann sein Haus gebaut hat, jetzt dem ganzen Dorf gehören soll. Es hat wenig Sinn, reich und kein Ältester zu sein – es weckt Eifersucht, versteht Ihr.«

Herzog Isgrimnur fuhr fort, sich zu kratzen. Tiamak und Cadrach begannen eine leise Unterhaltung über die komplizierteren Feinheiten der Wran-Götterlehre. Miriamel, die keine Lust mehr zum Reden hatte, nahm die Gelegenheit wahr, den alten Camaris zu beobachten.

Sie konnte ihn ohne Verlegenheit anstarren; der große Mann schien völlig teilnahmslos, am Treiben seiner Mitmenschen so wenig interessiert wie ein Pferd auf der Koppel am Gespräch der Händler am Zaun. Wenn sie sein zwar keineswegs törichtes, aber doch völlig leeres Gesicht betrachtete, fiel es schwer, sich vorzustellen, daß sie einer Legende gegenübersaß. Der Name Camaris-sá-Vinitta war fast so berühmt wie der von Johan dem Priester, ihrem Großvater, und sie war überzeugt, daß selbst jetzt noch ungeborene Generationen sich ihrer erinnern würden. Und hier saß er nun, alt und ohne Verstand, und die ganze Welt hatte ihn für tot gehalten. Wie war das möglich? Welche Geheimnisse verbarg sein harmloses Äußeres?

Die Hände des alten Ritters erregten ihre Aufmerksamkeit. Von jahrzehntelanger Schwerarbeit in *Pelippas Schüssel* und auf unzähligen Schlachtfeldern waren sie knotig und schwielig geworden, aber noch immer edel, groß und mit langen Fingern, aber sanft. Sie sah, wie er ziellos am zerfetzten Stoff seiner Hose zupfte, und fragte sich, wie diese geschickten und fürsorglichen Hände so schnell und furchtbar, wie es in der Legende hieß, den Tod bringen konnten. Aber sie hatte seine Kraft gesehen, eindrucksvoll sogar für einen halb so alten Mann; und in einigen gefährlichen Momenten, die die kleine Gesellschaft hier im Wran erlebt

hatte, wenn das Boot zu kentern drohte oder jemand in ein bodenloses Schlammloch gefallen war, hatte er mit verblüffender Schnelligkeit reagiert.

Wieder streiften Miriamels Blicke sein Gesicht. Obwohl sie ihn vor der Begegnung in der Herberge natürlich nie gesehen hatte – schließlich war er ein Vierteljahrhundert vor ihrer Geburt verschwunden –, lag etwas beunruhigend Vertrautes in seinen Zügen. Es war etwas, das sie nur aus einem ganz bestimmten Winkel sah, ein plötzliches, geheimnisvolles Aufblitzen, das ihr jedesmal das Gefühl gab, vor einer wichtigen Entdeckung, einem tiefen Erkennen zu stehen … aber der Augenblick ging vorbei, und das Vertraute verschwand wieder. Jetzt zum Beispiel hatte sie dieses nagende Gefühl nicht; Camaris sah aus wie jeder andere schöne, alte Mann von ungewöhnlich gelassenem und weltfernem Gesichtsausdruck.

Vielleicht, dachte Miriamel, waren es ja auch nur die Gemälde und Wandteppiche – schließlich hatte sie so viele Bilder dieses berühmten Mannes zu sehen bekommen. Es gab Porträts von ihm auf dem Hochhorst, im Herzogspalast von Nabban und sogar in Meremund, wo Elias sie freilich immer nur aufgehängt hatte, wenn sein Vater Johan zu Besuch kam, um die Freundschaft des alten Mannes mit dem größten Ritter von Osten Ard zu ehren. Ihr Vater Elias, der sich später selbst für den herausragendsten Ritter im Reich seines Vaters hielt, hatte für Geschichten aus den alten Zeiten der Großen Tafel, vor allem aber solchen über Camaris' Glanz, nicht viel übrig gehabt…

Tiamaks Ankündigung, daß sie sich Haindorf näherten, riß sie aus ihren Gedanken.

»Ich hoffe, Ihr nehmt es mir nicht übel, wenn wir hier anhalten und die Nacht in meinem Häuschen verbringen«, sagte er. »Ich habe es seit mehreren Monaten nicht gesehen und möchte mich vergewissern, daß meine Vögel noch am Leben sind. Wir würden ohnehin noch eine gute Stunde bis ins Dorf brauchen, und es ist später am Tag, als ich erwartet hatte.« Er deutete auf den sich bereits rötenden Westhimmel. »Wir können mit unserem Besuch bei den Ältesten durchaus bis morgen früh warten.«

»Ich hoffe, Euer Haus hat Vorhänge, die das Ungeziefer fernhalten«, bemerkte Isgrimnur ein wenig kläglich.

»Eure Vögel?« Cadrach war interessiert. »Von Morgenes?« Tiamak nickte. »Ursprünglich ja, obwohl ich sie nun schon lange selbst züchte. Aber Morgenes hat mich die Kunst gelehrt.«

»Könnten wir sie mit einer Botschaft zu Josua schicken?« erkundigte

sich Miriamel.

»Nicht zu Josua.« Tiamak runzelte nachdenklich die Stirn. »Aber wenn Ihr einen Schriftrollenträger wißt, der sich in Josuas Nähe aufhält, könnten wir es versuchen. Die Vögel können nicht jeden, sondern nur ganz bestimmte Menschen finden, die man sie suchen gelehrt hat. Sonst kennen sie wie gewöhnliche Botenvögel nur Orte. Aber darüber können wir sprechen, wenn wir unter meinem Dach sind.«

Tiamak lenkte das Boot durch eine Reihe kleiner Flüßchen, von denen einige so flach waren, daß die ganze Gesellschaft bis zum Gürtel ins Wasser steigen und das Boot über Sandbänke heben mußte. Endlich gelangten sie in einen trägen Kanal, der durch eine lange Allee von Banyanbäumen führte. Dort legten sie vor einer Hütte an, die so listig versteckt war, daß sie ganz bestimmt daran vorbeigefahren wären, hätte nicht der Eigentümer selbst das Boot gesteuert. Tiamak holte mit dem Bootshaken die aus Ranken gedrehte Leiter herunter, und einer nach dem anderen kletterten sie nach oben in das Haus des Wranna.

Miriamel war enttäuscht, das Innere der Hütte so kahl zu finden. Es war nicht zu übersehen, daß der kleine Gelehrte kein wohlhabender Mann war, aber sie hatte doch von ihrem ersten Besuch in einer Wran-Wohnung etwas mehr an exotischer Einrichtung erhofft. Es gab weder Betten, noch Tische, noch Stühle. Mit Ausnahme der unter einem geschickt entlüfteten Rauchabzug im Fußboden eingelassenen Feuerstelle bestand das einzige Mobiliar aus einer kleinen Weidenkorbtruhe, einer sehr viel größeren und festeren Holztruhe, einem Schreibbrett aus gespannter Borke und ein paar Kleinigkeiten. Immerhin war es trocken, und das allein genügte schon als willkommene Abwechslung, für die Miriamel von Herzen dankbar war.

Tiamak zeigte Cadrach das vor einem der hohen Fenster unter dem vorspringenden Dach aufgestapelte Holz und überließ es dem Mönch, Feuer zu machen, während er selbst aufs Dach kletterte, um nach seinen Vögeln zu sehen. Camaris, dessen Körperlänge ihn in dem kleinen Häuschen riesenhaft wirken ließ – obwohl Isgrimnur nur wenig kleiner und bestimmt um einiges schwerer war –, hockte unbehaglich in einer Ecke.

Tiamak erschien kopfüber im Fenster. Er hing von der Dachkante herunter und war sichtlich entzückt. »Seht nur!« Er hielt eine Handvoll Pudergrau hoch. »Es ist Honigschlecker! Sie ist zurückgekommen! Und viele von den anderen auch!« Er verschwand so ruckartig, als hätte jemand an einer Schnur gezogen. Gleich darauf ging Camaris zum Fenster und

kletterte ihm mit seiner üblichen erstaunlichen Behendigkeit nach.

»Wenn wir jetzt noch etwas zu essen finden könnten«, seufzte Isgrimnur. »Ich habe kein Zutrauen zu Tiamaks Marschfraß – nicht, daß ich nicht dankbar dafür wäre.« Er leckte sich die Lippen. »Es ist nur, daß ich gegen eine Rinderkeule oder etwas in dieser Art rein gar nichts einzuwenden hätte. Hält einen kräftig, Rindfleisch.«

Miriamel mußte lachen. »Ich glaube nicht, daß man hier im Wran viele Kühe findet.«

»Kann man nicht wissen«, murmelte Isgrimnur zerstreut. »Komische Gegend. Könnte alles geben.«

»Schließlich sind wir dem Großvater aller Krokodile begegnet«, meinte Cadrach, der immer noch mit seinen Feuersteinen beschäftigt war. »Wäre es nicht möglich, Herzog Isgrimnur, daß irgendwo im feuchten Unterholz die riesenhafte Großmutter aller Kühe lauert? Mit einem Bruststück, so groß wie ein Ackerwagen?«

Der Rimmersmann ließ sich nicht ärgern. »Wenn Ihr Euch anständig benehmt, Bursche, würde ich Euch vielleicht sogar ein paar Bissen übriglassen.«

Es gab kein Rindfleisch. Tiamak und alle anderen mußten sich mit einer dünnen Suppe aus verschiedenen Sorten Marschgras und ein paar Krümeln des einzigen Fischs begnügen, den Tiamak, bevor es ganz dunkel wurde, noch hatte fangen können. Isgrimnur machte eine beiläufige Bemerkung über die Vorzüge von über der Glut gerösteter Taube, entsetzte damit jedoch den Wranna so, daß der Herzog sich sofort entschuldigte.

»Bloß meine dämliche Art, Mann«, brummte er. »Tut mir verdammt leid. Würde Eure Vögel nicht anfassen.«

Aber selbst wenn er es ernst gemeint hätte, wäre er auf ganz unerwartete Hindernisse gestoßen, denn Camaris hatte sich mit Tiamaks Tauben angefreundet wie mit einer langentbehrten Familie. Den größten Teil des Abends verbrachte der alte Ritter auf dem Dach, den Kopf in den Taubenschlag gesteckt. Nur für kurze Zeit kam er herunter, um seine Suppe zu essen, dann kletterte er wieder nach oben und saß dort in stummer Zwiesprache mit Tiamaks Vögeln, bis die anderen sich längst in ihren Mänteln auf den Dielen zusammengerollt hatten. Dann stieg auch er wieder durchs Fenster und legte sich hin, starrte aber auch jetzt noch an die dunkle Decke, als könnte er durch das Schilfdach seine neuen Freunde auf ihren Stangen sitzen sehen. Lange nachdem das Schnarchen von Isgrimnur

und Cadrach schon den kleinen Raum erfüllte, waren seine Augen noch offen. Miriamel beobachtete ihn, bis sie so schläfrig war, daß ihre Gedanken sich wie ein träger Strudel im Kreis zu drehen begannen. Und so schlief sie in einem Baumhaus ein, unter dem leise das Wasser plätscherte und über dem fragend die Nachtvögel schrien.

Als das durch die Bäume flimmernde Sonnenlicht sie weckte, schrillten andere Vögel. Ihre Stimmen waren rauh und wiederholten sich ständig, aber das störte Miriamel wenig. Sie hatte erstaunlich gut geschlafen und fühlte sich, als hätte sie nach dem Verlassen von Nabban die erste wirklich ruhige Nacht verbracht.

»Guten Morgen«, sagte sie vergnügt zu Tiamak, der vor der Feuerstelle kauerte. »Irgend etwas riecht köstlich.«

Der Wranna nickte. »Ich habe da hinten einen Mehltopf gefunden, den ich vergraben hatte. Wieso er trocken geblieben ist, werde ich wohl nie erfahren. In der Regel halten meine Siegel nicht dicht.« Er zeigte mit den langen Fingern auf ein paar flache Kuchen, die auf einem heißen Stein Blasen schlugen. »Es ist nicht viel, aber mir geht es nach einer warmen Mahlzeit immer gleich besser.«

»Mir auch.« Miriamel schnüffelte tief und genußvoll. Wie erstaunlich und zugleich tröstlich war es doch, daß jemand, der an den unter ihrer Last ächzenden Bankett-Tafeln des erkynländischen Königshofs aufgewachsen war, sich so über ungesäuertes, auf einem Stein erhitztes Backwerk freuen konnte, wenn nur die sonstigen Umstände stimmten. Darin lag eine tiefe Weisheit, das wußte sie, nur daß es ihr irgendwie ungehörig vorkam, sich schon so früh am Morgen in Grübeleien zu vertiefen. »Wo sind die anderen?« fragte sie.

»Sie versuchen, aus einer Engstelle des Kanals ein paar große Steine zu entfernen. Wenn wir das Boot dort vorbeibekommen, ist der Weg nach Haindorf wesentlich bequemer. Wir werden lange vor Mittag dort sein.«

»Gut.« Miriamel überlegte und sagte dann: »Ich würde mich gern waschen. Wo kann ich hingehen?«

»Nicht weit von hier gibt es einen Regenwasserteich«, antwortete Tiamak. »Aber es wäre besser, wenn ich Euch hinbrächte.«

»Ich kann allein gehen«, erwiderte sie etwas knapp.

»Natürlich, Herrin Miriamel, aber man kann hier leicht einen falschen Schritt tun.« Dem schmalen Mann war es sichtlich unangenehm, ihr zu widersprechen. Miriamel schämte sich sofort.

»Entschuldigung. Es ist sehr freundlich, wenn Ihr mich hinführen wollt. Wir können gehen, wann immer Ihr fertig seid.«

Er lächelte. »Sofort. Ich will nur noch diese Kuchen vom Stein nehmen, damit sie nicht anbrennen. Die ersten Krebse sollte der bekommen, der die Falle aufgestellt hat, meint Ihr nicht auch?«

Es war gar nicht leicht, vom Haus hinunterzuklettern, wenn man die Hände voll heißer Kuchen hatte. Miriamel wäre fast von der Leiter gefallen.

Ein Stück weiter flußaufwärts standen ihre drei Gefährten bis zum Gürtel im grünen, schlammigen Wasser. Isgrimnur richtete sich auf und winkte. Er hatte sein Hemd ausgezogen, und Brust und Bauch, breit und mit rötlichbraunem Pelz bedeckt, leuchteten im trüben Sonnenlicht in all ihrer Herrlichkeit. Miriamel kicherte. Der Herzog sah aus wie ein Bär.

»Drinnen gibt es etwas zu essen«, rief Tiamak ihnen zu. »Und Teig in der Schüssel, um noch mehr zu machen.«

Isgrimnur winkte wieder.

Nachdem sie kurze Zeit durch das dichte Unterholz gestapft waren, in dem sich ihre Kleider verfingen, stets eifrig bemüht, bodenlosen Schlammlöchern auszuweichen, stiegen Miriamel und Tiamak einen kleinen, flachen Hang hinauf. »Das ist einer unserer Hügel«, erklärte Tiamak. »In diesem Teil des Wran gibt es ein paar davon – der Rest ist völlig eben.« Er deutete in die Ferne, die in dieser Richtung – wie in allen anderen Richtungen – aus wuchernden Bäumen bestand. »Ihr könnt ihn von hier aus nicht sehen, aber dort liegt der höchste Punkt des Wran, etwa eine halbe Meile entfernt. Man nennt ihn *Ya Mologi*, den Wiegenberg.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht. Ich glaube, Sie-die-die-Menschheit-gebar soll dort gewohnt haben.« Er sah, wieder schüchtern, zu ihr auf. »Eine unserer Gottheiten.«

Als Miriamel nichts dazu bemerkte, drehte sich der kleine Mann wieder um und wies ein kleines Stück weiter hangaufwärts. Dort bildete der Boden eine Art Falte, um die herum eine Reihe hoher Bäume wuchsen – schon wieder Weiden, stellte Miriamel fest. Sie schienen weit kräftiger zu sein als die sonstige Vegetation. »Dort.« Tiamak führte sie zu der Stelle, wo das Land eingesunken war.

Es war eine kleine Schlucht, nicht mehr als eine Runzel im Hang, kaum einen Steinwurf lang. Sie war fast völlig von einem stehenden Gewässer ausgefüllt, das mit Hyazinthen, Wasserlilien und langhalmigen Gräsern

zugewachsen war. »Es ist ein Regenwasserteich«, erläuterte Tiamak stolz. »Er ist der Grund, weshalb mein Vater Tugumak sein Haus hier draußen gebaut hat, so weit entfernt von Haindorf. Es gibt noch ein paar andere solche Teiche in dieser Gegend des Wran, aber dieser ist der hübscheste.«

Miriamel musterte den Teich nicht ohne Bedenken. »Kann ich darin baden? Keine Krokodile oder Schlangen oder sonstige Bewohner?«

»Ein paar Wasserkäfer, nichts weiter«, versicherte der Wranna.

»Ich werde jetzt gehen und Euch Euren Waschungen überlassen. Findet Ihr Euch zurück?«

Miriamel überlegte kurz. »Ja. Außerdem ist es so nah, daß ich notfalls rufen kann.«

»Stimmt.« Tiamak drehte sich um, stieg die seichte Böschung hinauf und verschwand hinter der Weidenhecke. Als sie seine Stimme das nächstemal hörte, klang sie ganz leise. »Wir heben Euch etwas zu essen auf, Herrin!«

Das hat er getan, damit ich weiß, daß er weit weg ist, dachte Miriamel lächelnd, *und mir keine Sorgen mache, er könnte mich heimlich beobachten. Selbst im Sumpf gibt es Männer von vornehmer Gesinnung.*

Sie legte ihre Kleider ab und genoß die morgendliche Wärme, einen der wenigen Vorzüge des Sumpfs. Dann watete sie in den Teich. Als das Wasser ihre Knie berührte, seufzte sie vor Vergnügen; es war angenehm lau, kaum kühler als ein Wannenbad. Sie begriff, daß Tiamak ihr ein Geschenk gemacht hatte – eines der schönsten, die sie seit langem bekommen hatte.

Der Teichboden war mit weichem, festem Schlamm bedeckt, der sich gut unter den Zehen anfühlte. Unter den Weiden, die so dicht standen und sich so tief neigten, als seien sie gierig nach dem Teichwasser, fühlte sie sich beinahe so geschützt und für sich wie in ihrem Zimmer in Meremund. Sie ging ein Stück um den Teichrand herum und fand eine Stelle, an der das Gras unter dem Wasserspiegel besonders üppig wuchs. Dort setzte sie sich hin wie auf einen Teppich und tauchte so tief ein, daß ihr das Wasser fast bis ans Kinn reichte. Sie spritzte es sich ins Gesicht und auf die Haare und versuchte, die verfilzten Knoten zu entwirren. Jetzt, nachdem das Haar wieder länger wurde, konnte sie es nicht mehr so beiläufig behandeln wie in den letzten Monaten.

Als sie fertig war, blieb sie noch eine ganze Weile einfach still sitzen und lauschte dem Lärm der Vögel und dem warmen Wind, der in den Bäumen spielte.

Endlich stieg sie ans Ufer und zog sich ihre schmutzige und ziemlich übelriechende Mönchskutte wieder an, wobei sie mit sich selbst haderte, weil sie nicht so schlau gewesen war, ein paar Kleidungsstücke zum Wechseln aus *Pelippas Schüssel* mitzunehmen. Gerade band sie den Gürtelstrick fest, als das Rascheln der Blätter über ihr plötzlich lauter wurde.

Miriamel blickte auf und erwartete, einen großen Vogel oder vielleicht sogar einen der Marschaffen vor sich zu sehen. Was sie statt dessen erblickte, ließ sie überrascht und entsetzt den Atem einziehen.

Das Geschöpf, das da an einem Ast hing, war nicht größer als ein kleines Kind, aber schon diese Größe berührte sie unangenehm. Es sah aus wie eine Kreuzung aus einem Krebs und einer Spinne, besaß aber trotz dieser Krustentiergestalt, soweit Miriamel erkennen konnte, nur vier Gliedmaßen. Jede davon hatte mehrere Gelenke und endete in einer nach innen gekrümmten Klaue. Den Körper bedeckte eine hornig-ledrige Schale, graubraun mit tintenschwarzen Flecken, mit unregelmäßigen Spuren von Flechten überzogen. Das Schlimmste waren jedoch die Augen. Ihr stechender schwarzer Glanz – eigentümlich intelligent trotz des mißgeformten Kopfes und des Chitinkörpers – ließ Miriamel stolpernd zurückweichen, bis sie sicher war, daß das Wesen, auch wenn es gewaltige Sprünge machte, sie nicht sofort erreichen konnte. Es rührte sich nicht, sondern schien sie nur auf eine beunruhigend menschliche Art zu beobachten. Davon abgesehen, hatte es keinerlei menschliche Züge. Soweit Miriamel feststellen konnte, besaß es nicht einmal einen Mund, wenn nicht der Spalt mit den kleinen, klickenden Dingern an der Unterseite des stumpfen Kopfes diesen Zweck erfüllte.

Miriamel zitterte vor Ekel. »Geh weg!« rief sie und fuchtelte mit den Händen, als wollte sie einen Hund verscheuchen. Die glitzernden Augen musterten sie mit einem Ausdruck, der an belustigte Bosheit erinnerte.

Aber es hat kein Gesicht, dachte sie, *wie kann es Gefühle haben?* Es war ein Tier, und als solches entweder gefährlich oder ungefährlich. Wie konnte sie sich einbilden, in etwas, das nichts weiter als ein Riesenkäfer war, Gefühle zu entdecken? Aber dennoch jagte das Wesen ihr Angst ein. Obwohl es keine feindselige Bewegung machte, schlug sie, als sie die kleine Schlucht verließ, einen großen Bogen um den Baum. Das Wesen machte keinen Versuch, ihr zu folgen, drehte sich aber um und schaute ihr nach.

»Ein Ghant«, erklärte Tiamak, als sie alle wieder ins Boot stiegen. »Es tut mir leid, daß er Euch erschreckt hat, Herrin Miriamel. Es sind häßliche Tiere, aber sie greifen selten Menschen an und fast nie jemanden, der größer ist als ein Kind.«

»Aber es hat mich angeblickt wie ein Mensch!« Miriamel schauderte. »Ich weiß nicht, warum, aber es war schrecklich.«

Tiamak nickte. »Sie sind mehr als unvernünftige Tiere, Herrin. Zumindest bin ich dieser Auffassung, obwohl andere meiner Stammesgenossen darauf bestehen, daß sie nicht klüger als Flußkrebse sind. Ich bin mir da nicht so sicher. Ich habe die gewaltigen Nester gesehen, die sie bauen, und wie geschickt sie Fische jagen und Vögel fangen.«

»Möchtet Ihr damit andeuten, es handle sich um denkende Wesen?« fragte Cadrach trocken. »Das wäre für die Hierarchie der Mutter Kirche ein höchst störender Gedanke. Denn müßten sie dann nicht auch Seelen besitzen? Vielleicht muß Nabban noch Missionspriester ins Wran entsenden, um sie in den Schoß des wahren Glaubens zu holen!«

»Laßt Euren Spott, Hernystiri«, brummte Isgrimnur. »Helft mir, das verdammte Boot von dieser Sandbank herunterzuschaffen.«

Die Fahrt nach Haindorf, so hatte zumindest Tiamak gesagt, würde nicht lange dauern. Der Morgen war hell und gerade so warm, daß man es als angenehm empfand.

Aber der Ghant hatte Miriamels Stimmung verdüstert. Er hatte ihr das Schreckliche, Fremdartige der Marsch ins Gedächtnis zurückgerufen. Das war nicht ihre Heimat. Vielleicht konnte Tiamak glücklich hier leben – obwohl sie sogar daran zweifelte –, aber sie ganz bestimmt nie.

Der Wranna, der jetzt das Ruder zum Staken benutzte, führte sie durch ein immer verwickelteres System ineinander verschlungener Kanäle und Flüßchen, die durch den dichten Pflanzenwuchs an ihren sandigen, unsicheren Ufern – dichte Mauern aus bleichem Schilf und dunklem, wirrem Gestrüpp, verziert mit bunten, aber irgendwie fiebrig ungesund wirkenden Blumen – voreinander versteckt waren. Immer, wenn eine Abzweigung sie von einem Wasserlauf in den nächsten brachte, war kaum, daß das Heck des Bootes im neuen Flüßchen schwamm, das hinter ihnen Liegende spurlos verschwunden.

Bald begannen zu beiden Seiten des Wassers die ersten Häuser von Haindorf aufzutauchen. Manche waren wie das von Tiamak auf Bäumen

erbaut, während andere auf hölzernen Pfählen aus dem Wasser ragten. Nachdem sie einige passiert hatten, lenkte Tiamak das Boot unter den Landungssteg eines großen Stelzenhauses und rief laut nach den Bewohnern.

»Roahog!«

Als niemand antwortete, schlug er mit dem Rudergriff an einen der Tragpfosten. Das Krachen ließ einen Schwarm grüner und scharlachroter Vögel kreischend aus den Bäumen aufsteigen, aber sonst blieb alles still. Tiamak rief noch einmal und zuckte dann die Achseln.

»Der Töpfer ist nicht zu Hause«, meinte er. »In den anderen Häusern habe ich auch niemanden gesehen. Vielleicht findet am Landeplatz eine Versammlung statt.«

Sie stakten weiter. Die Häuser standen nun dichter zusammen. Einige schienen aus lauter kleinen Einzelhäuschen verschiedenster Formen und Größen zusammengesetzt zu sein, die an eine ursprüngliche Hütte angeflickt waren – Anhäufungen unordentlicher Klumpen, durchlöchert von unregelmäßigen, schwarzen Fenstern, ähnlich den Nestern der Klippeneule. Tiamak hielt an mehreren an und rief, aber niemand meldete sich.

»Der Landeplatz«, erklärte er energisch, aber Miriamel kam sein Gesicht besorgt vor. »Sie müssen am Landeplatz sein.«

Der Landeplatz erwies sich als großer, ebener Steg, der an der breitesten Stelle des Wasserlaufs bis in die Flußmitte hinausgebaut war. Er war auf allen Seiten von eng aneinanderstehenden Häusern umgeben, und auch ein Teil des freien Platzes verfügte über Wände und Dächer aus Schilf. Miriamel nahm an, daß es sich um Marktbuden handelte. Es gab deutliche Anzeichen, daß hier noch vor kurzem Leben geherrscht hatte – große, verzierte, in den Schatten des Laubwerks gerückte Körbe und an ihren Haltetauen schaukelnde Boote –, aber kein Mensch war zu sehen.

Tiamak war sichtlich erschüttert. »Ihr-die-wacht-und-gestaltet!« flüsterte er. »Was ist hier geschehen?«

»Sie sind alle fort.« Miriamel sah sich um. »Aber wie kann ein ganzes Dorf verschwinden?«

»Ihr wart noch nicht im Norden, Herrin«, bemerkte Isgrimnur ernst. »Es gibt viele Städte in der Frostmark, die jetzt leer sind wie alte Töpfe.«

»Aber die Menschen dort hat der Krieg vertrieben. Und hier ist doch bestimmt kein Krieg; noch nicht.«

»Manche im Norden hat der Krieg vertrieben«, murmelte Cadrach, »aber manche auch die Angst vor etwas, für das man nicht so leicht einen Namen findet. Und Angst gibt es heutzutage überall.«

»Ich verstehe das nicht.« Tiamak wiegte den Kopf, als könne er den Anblick noch immer nicht fassen. »Selbst wenn sie sich vor einem Krieg fürchteten, würden meine Stammesgenossen nicht einfach wegrennen, und ich bezweifle, daß sie überhaupt schon etwas von diesem Krieg gehört haben. Unser Leben ist hier. Wohin sollten sie gehen?«

Camaris stand so plötzlich auf, daß das Boot zu schaukeln anfing und die anderen Insassen einen Schreck bekamen. Aber als der alte Mann sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte, streckte er nur den Arm aus und pflückte von einem der herunterhängenden Äste eine lange, gelbliche Samenschote. Dann setzte er sich wieder hin und betrachtete seine Beute.

»Nun – jedenfalls gibt es hier Boote«, meinte Isgrimnur, »und das ist es, was wir brauchen. Ich möchte nicht grausam sein, Tiamak, aber wir sollten eins davon nehmen und weiterfahren. Wir lassen als Ersatz unser Boot zurück, wie Ihr gesagt habt.« Er verzog das Gesicht und versuchte sich zu erinnern, was sich in einem Fall wie diesem für einen Ritter geziemte. »Vielleicht könnt Ihr auf eins von Euren Pergamenten so etwas wie einen Brief kritzeln, damit sie wissen, was wir getan haben.«

Tiamak glotzte ihn einen Moment an, als hätte er die Westerling-Sprache ganz und gar vergessen. »Oh«, sagte er dann. »Ein neues Boot. Natürlich.« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß, daß wir in Eile sind, Herzog Isgrimnur, aber wenn es Euch nichts ausmacht, sollten wir doch noch ein Weilchen hierbleiben. Ich muß mich umsehen und feststellen, ob meine Schwestern oder sonst jemand eine Nachricht hinterlassen haben, wohin sie gehen wollten.«

»Hm.« Der Rimmersmann schaute auf den verlassenen Steg. Miriamel kam es vor, als habe der Herzog keine große Lust, sich noch weiter dort aufzuhalten. Tatsächlich machte das leere Dorf einen unheimlichen Eindruck. Die Bewohner schienen so plötzlich verschwunden zu sein, als hätte ein Windstoß sie weggefegt. »Gewiß … natürlich geht das. Schließlich dachten wir ja sowieso, wir würden den ganzen Tag brauchen. Natürlich.«

»Danke.« Tiamak nickte. »Ich hätte sonst das Gefühl gehabt…« Er fing noch einmal an. »Bisher habe ich nicht alles für mein Volk getan, das ich hätte tun können. Es käme mir unrecht vor, jetzt einfach ein Flachboot zu nehmen und wegzufahren, ohne mich auch nur richtig umzusehen.«

Er griff nach einem der Poller und vertäute das Boot am Landeplatz.

Die Bewohner von Haindorf schienen in großer Eile aufgebrochen zu sein. Eine oberflächliche Untersuchung zeigte, daß viele brauchbare Dinge einfach zurückgelassen worden waren, darunter nicht zuletzt eine Reihe von Körben mit Früchten und Gemüse. Während Tiamak sich entfernte, um weiter nach Hinweisen zu suchen, warum und wohin seine Stammesgenossen geflohen waren, begannen Cadrach und Isgrimnur die unerwartete Ernte einzubringen. Sie beluden ihr neues Fahrzeug, ein großes, solide gebautes Flachboot, so reichlich, daß es um einiges tiefer im Wasser lag, als Tiamak vermutlich gutheißen würde. Miriamel fand in einer der Hütten am Landeplatz ein paar blumenbunte Kleider. Sie waren sackartig und formlos und hatten keinerlei Ähnlichkeit mit allem, was sie je zu Hause angezogen hätte, aber unter den gegebenen Umständen waren sie zum Wechseln hochwillkommen. Außerdem fand sie ein paar mit Lederriemchen zusammengenähte Pantoffeln, die aussahen, als würden sich ihre Füße darin nach den Stiefeln, aus denen sie seit der Abreise aus Naglimund kaum herausgekommen war, sehr wohl fühlen. Nachdem sie kurz gezögert hatte, weil es sich schließlich nicht schickte, anderer Leute Sachen an sich zu nehmen, ohne eine Gegengabe zu hinterlassen, verhärtete Miriamel ihr Herz und eignete sich die Kleider an. Sie besaß ohnehin nichts, womit sie hätte tauschen können.

Aus dem Morgen wurde Nachmittag. Ab und zu kam Tiamak vorbei und berichtete, was er entdeckt hatte – nämlich gar nichts. Überall war er auf die gleichen, rätselhaften Spuren einer überstürzten Flucht gestoßen, nirgends aber auf eine Erklärung für den Grund dafür. Der einzige mögliche Hinweis war, daß aus der Versammlungshütte der Dorfältesten mehrere Speere und andere Waffen fehlten. Tiamak erläuterte, daß es sich dabei nicht um Privatbesitz, sondern um Eigentum der Dorfgemeinschaft handelte, wichtige Waffen, die nur benutzt wurden, um Schlachten zu schlagen oder sonstige, ernsthafte Auseinandersetzungen auszutragen.

»Ich gehe wohl am besten zum Haus von Älterem Mogahib«, sagte der Wranna. »Er ist das Oberhaupt unserer Ältesten. Wenn es etwas Wichtiges zu finden gibt, dann dort. Leider liegt sein Haus ein ganzes Stück flußaufwärts, darum werde ich ein Boot nehmen. Ich müßte zurück sein, bevor die Sonne die Linie der Bäume dort berührt.« Er bezeichnete den westlichen Lauf des Tagesgestirns.

»Möchtet Ihr nicht vorher etwas essen?« fragte Isgrimnur. »Ich mache sofort Feuer.«

Tiamak schüttelte den Kopf. »Das hat Zeit, bis ich wieder da bin. Wie gesagt, es müßte dann noch viel vom Tag übrig sein.«

Aber der Nachmittag verging, und Tiamak kam nicht zurück. Miriamel und die anderen aßen Rüben oder zumindest etwas, das danach aussah, knollige, stärkehaltige Gewächse, die man, wie Tiamak versichert hatte, unbedenklich verzehren konnte. Dazu gab es eine matschige gelbe Frucht, die sie in ein paar Blätter wickelten und in der Glut rösteten. Cadrach fing in einer Schlinge einen braunen, taubenähnlichen Vogel, aus dem sie zur Ergänzung ihrer Mahlzeit eine Suppe kochten. Als die Schatten über dem grünen Wasser länger wurden und das Summen der Insekten anschwoll, fing Miriamel an, sich Sorgen zu machen.

»Er hätte längst wieder hier sein müssen. Die Sonne ist schon eine ganze Weile hinter den Bäumen versunken.«

»Dem kleinen Burschen geht es bestimmt großartig«, tröstete Isgrimnur. »Wahrscheinlich hat er etwas Interessantes gefunden – irgendeine verdammte Marschmann-Schriftrolle oder ähnlichen Unfug. Er kommt bald wieder.«

Aber das tat er nicht, nicht einmal, als die Sonne untergegangen war und die Sterne zu leuchten begannen. Miriamel und die anderen legten sich auf dem Landungssteg schlafen – nicht sonderlich gern, weil sie immer noch nicht wußten, was den verschwundenen Haindörfern zugestoßen war – und freuten sich über die Glut des Feuers. Miriamel konnte lange keine Ruhe finden.

Als sie aufwachte, stand die Morgensonne schon hoch. Ein Blick auf Isgrimnurs besorgtes Gesicht genügte, um ihre Befürchtungen zu bestätigen.

»Ach, der arme Tiamak! Wo kann er nur stecken? Was kann ihm zugestoßen sein? Hoffentlich hat er sich nicht verletzt.«

»Nicht nur der arme Tiamak, Herrin.« Cadrachs absichtlich mürrischer Tonfall verbarg nur unvollständig sein tiefes Unbehagen. »Wir sind ebenso arm. Wie sollen wir je allein den Weg aus diesem gottlosen Sumpf heraus finden?«

Sie öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Es gab nichts zu sagen.

»Es bleibt uns nichts anderes übrig«, begann Isgrimnur am zweiten Morgen ohne Tiamak. »Wir müssen versuchen, uns selbst einen Weg zu

suchen.«

Cadrachs Miene wurde bitter. »Genausogut könnten wir uns dem Krokodilgroßvater opfern, Rimmersmann. Das würde wenigstens Zeit sparen.«

»Verdammter Kerl!« explodierte der Herzog. »Glaubt nicht, daß ich mich irgendwo verkrieche, um zu sterben! Ich habe in meinem Leben schon in mancher üblen Klemme gesessen und trotzdem nie aufgegeben.«

»Ihr wart auch noch nie im Wran verschollen«, meinte Cadrach gelassen.

»Hört auf! Hört sofort auf!« Miriamel hatte Kopfschmerzen. Das Gezänk dauerte nun schon seit gestern mittag. »Isgrimnur hat recht. Wir haben keine andere Wahl.«

Cadrach schien noch eine giftige Bemerkung machen zu wollen, klappte dann aber den Mund zu und betrachtete angelegentlich die leeren Häuser von Haindorf.

»Wir fahren in dieselbe Richtung wie Tiamak«, erklärte Isgrimnur. »Wenn er einen Unfall gehabt hat – ich meine, eine Verletzung oder ein Loch im Boot oder dergleichen –, finden wir ihn vielleicht.«

»Aber er hat gesagt, es wäre nicht weit, nur am anderen Ende dieses Dorfs«, warf Miriamel ein. »Auch wenn wir die letzten Häuser hinter uns haben, wissen wir nicht, wohin er dann weiter wollte, nicht wahr?«

»Nein, verfluchte Tat, und ich war zu dumm, ihn danach zu fragen, als ich es noch tun konnte«, erwiderte Isgrimnur finster. »Nicht daß mir seine Antwort viel weitergeholfen hätte – diese verdammte Gegend macht mich ganz wirr im Kopf.«

»Aber die Sonne bleibt dieselbe, auch über dem Wran«, sagte Miriamel, in deren Stimme ein gewisser Unterton von Verzweiflung lag. »Die Sterne auch. Wir müßten doch wenigstens feststellen können, wo Norden und Onkel Josua sind.«

Isgrimnur lächelte traurig. »Jawohl. Stimmt, Prinzessin. Wir werden unser Bestes tun.«

Cadrach stand unvermittelt auf und ging zu dem von ihnen ausgewählten Flachboot hinüber. Dabei mußte er einen Bogen um den alten Camaris machen, der seine Füße vom Landungssteg ins grüne Wasser baumeln ließ. Miriamel hatte es vorher auch schon versucht und war von einer Schildkröte gebissen worden. Der alte Mann schien ein besseres Verhältnis zu den Flußbewohnern gefunden zu haben.

Cadrach bückte sich und hob einen der auf dem Steg aufgestapelten Säcke auf. Er schleppte ihn zu Camaris, der ihn mühelos auffing und ins Boot fallen ließ. »Ich will jetzt nicht weiter diskutieren«, bemerkte der Mönch und bückte sich nach einem zweiten Sack. »Wir wollen lieber soviel Lebensmittel und Wasser einladen, wie wir können. Wenigstens werden wir nicht an Hunger oder Durst sterben – obwohl wir uns vielleicht bald danach sehnen werden.«

Miriamel mußte unwillkürlich lachen. »Elysia, Mutter Gottes, Cadrach, geht's nicht noch ein bißchen trübsinniger? Vielleicht sollten wir Euch jetzt gleich erschlagen, damit Ihr es hinter Euch habt.«

»Ich habe schon schlechtere Vorschläge gehört«, grunzte Isgrimnur.

Miriamel beobachtete mit ängstlicher Spannung, wie der Mittelpunkt von Haindorf hinter ihnen zurückblieb. Obwohl das Dorf leer gewesen war, hatte doch kein Zweifel bestanden, daß hier Menschen gelebt hatten; die frischen Spuren ihrer Anwesenheit fanden sich überall. Nun verließ sie mit dem Rest ihrer Freunde diesen vergleichsweise vertrauten Vorposten der Menschheit und steuerte wieder die unermeßlichen Sümpfe an. Auf einmal wünschte sie sich, sie hätten doch ein paar Tage länger auf Tiamak gewartet.

Den größten Teil des Morgens trieben sie an verlassenen Häusern vorbei, die immer weiter voneinander entfernt lagen. Das Laubwerk war unverändert dicht. Miriamel betrachtete das endlose Wandbild des Pflanzenwuchses, das sich links und rechts von ihr entrollte, und wünschte zum ersten Mal, sie wären Tiamak nicht hierher gefolgt. Das Wran wuchs so rücksichtslos, so üppig vor sich hin und war so eifrig mit ganz anderen Dingen als Menschen beschäftigt, daß sie sich sehr klein vorkam.

Es war Camaris, der es als erster sah, obwohl er weder sprach noch ein anderes Geräusch hervorbrachte; nur seine Haltung, von der jähen Wachsamkeit eines Vorstehhundes, veranlaßte die anderen, auf den Fluß zu schauen. In weiter Entfernung schwamm etwas.

»Es ist ein Flachboot!« rief Miriamel. »Und es ist jemand drin! Er liegt auf dem Boden. Es muß Tiamak sein!«

»Jedenfalls ist es sein Boot«, bestätigte Isgrimnur, »das mit den gelbschwarzen Augen am Bug.«

»Oh, schnell, Cadrach!« Miriamel stieß den Mönch so heftig am Arm an, daß er fast ins Wasser gefallen wäre. »Stakt schneller!«

»Wenn wir kentern und ertrinken«, erwiderte Cadrach mit zusammengebissenen Zähnen, »werden wir dem Marschmann wenig nützen.«

Sie näherten sich dem Flachboot. Der dunkelhaarige, braunhäutige Mann lag zusammengerollt auf dem Boden und ließ einen Arm ins Wasser hängen, als sei er bei dem Versuch, die Hand hineinzutauchen, eingeschlafen. Das Boot trieb in einem langsamen Kreis. Miriamel und ihre Gefährten gingen längsseits. Die Prinzessin stieg als erste hinüber, was beide Boote heftig schaukeln ließ. Sie eilte dem Wranna zu Hilfe.

»Vorsicht, Herrin«, warnte Cadrach, aber schon hatte Miriamel den Kopf des kleinen Mannes in ihren Schoß gehoben. Entsetzt starrte sie auf das Blut, das das dunkle Gesicht verkrustete, und schnappte gleich darauf nach Luft.

»Das ist nicht Tiamak!«

Der Wranna, der offensichtlich in letzter Zeit sehr gelitten hatte, war kräftiger gebaut und etwas hellhäutiger als ihr Gefährte. Seine Haut war mit einer klebrigen Masse bedeckt, bei deren Geruch Miriamel unbehaglich die Nase rümpfte. Sonst war nichts festzustellen, denn der Mann lag in tiefer Bewußtlosigkeit. Als sie den Wasserschlauch an seine aufgesprungenen Lippen führte, mußte Miriamel sehr genau aufpassen, damit er sich nicht verschluckte. Der Fremde trank ein paar Schlucke, ohne daß er dabei wachzuwerden schien.

»Aber wie kommt dieser verflixte andere Marschmann zu Tiamaks Boot?« knurrte Isgrimnur und kratzte sich mit einem Stock den Schlamm von den Absätzen seiner Stiefel. Sie waren an Land gegangen und hatten ein provisorisches Lager aufgeschlagen, um zu beraten, wie sie weiter vorgehen wollten. Der Boden war etwas morastig. »Was ist aus Tiamak geworden? Glaubt Ihr, der Kerl hat ihn überfallen, um ihm das Boot zu rauben?«

»Seht ihn doch an«, entgegnete Cadrach. »Der Mann könnte nicht einmal eine Katze erwürgen. Nein, die Frage ist nicht, woher er das Boot hat, sondern warum Tiamak nicht bei ihm ist – und was dieser unglückliche Bursche überhaupt durchgemacht hat. Vergeßt nicht, er ist der erste von Tiamaks Volk, den wir zu Gesicht bekommen, seit wir Kwanitupul verlassen haben und in die Marschen gegangen sind.«

»Das ist wahr.« Miriamel betrachtete den Fremden. »Vielleicht ist ihm ja das gleiche widerfahren wie den Leuten aus Tiamaks Dorf. Oder vielleicht

wollte er davor weglaufen … oder … oder sonst etwas.« Sie machte ein bedenkliches Gesicht. Anstatt ihren Führer zu finden, waren sie auf ein neues Geheimnis gestoßen, das alles noch viel komplizierter und unangenehmer machte. »Was sollen wir tun?«

»Wir müssen ihn wohl mitnehmen«, antwortete Isgrimnur. »Wenn er aufwacht, wollen wir ihm Fragen stellen, auch wenn Ädon weiß, wie lange das dauern kann. Wir können uns dieses Warten eigentlich gar nicht leisten.«

»Ihm Fragen stellen?« murmelte Cadrach. »Und wie, Herzog Isgrimnur, fangen wir das an? Tiamak hat selbst gesagt, er sei eine Seltenheit unter seinesgleichen.«

»Was meint Ihr?«

»Ich bezweifle, daß dieser Mann etwas anderes spricht als die Sprache des Wran.«

»Verdammt! Verdammt, verdammt und dreimal verdammt!« Der Herzog errötete. »Um Vergebung, Prinzessin Miriamel. Aber er hat recht.« Er sann einen Augenblick nach und zuckte dann die Achseln. »Aber was haben wir sonst für eine Möglichkeit? Wir müssen ihn mitnehmen.«

»Vielleicht kann er Bilder oder Karten für uns malen«, schlug Miriamel vor.

»Ja!« Isgrimnur war erleichtert. »Karten! Sehr schlau, Herrin, sehr schlau. Vielleicht kann er das ja wirklich.«

Der unbekannte Wranna schlief den ganzen restlichen Nachmittag und rührte sich selbst dann nicht, als sie das Boot wieder scharrend vom schlammigen Ufer herunterzogen und zu Wasser ließen. Vor dem Abfahren hatte Miriamel seine Haut abgewaschen und erleichtert festgestellt, daß die meisten Wunden nicht schwer waren, zumindest soweit sie sehen konnte. Sie wußte nicht, was sie sonst noch für ihn tun konnte.

Isgrimnurs undankbare Aufgabe, eine sichere Durchfahrt durch das trügerische, unbekannte Land zu finden, wurde dadurch etwas erleichtert, daß der vor ihnen liegende Abschnitt des Wasserlaufs verhältnismäßig gerade verlief. Weil es wenig Nebenflüsse und Abzweigungen gab, hatten sie es für das einfachste gehalten, sich in der Strömungsmitte zu halten, womit es bisher auch keine Schwierigkeiten gegeben hatte. Zwar waren sie auf einige Einmündungen gestoßen, bei denen Isgrimnur einen anderen Weg hätte wählen können, aber da sie noch immer gelegentlich Häuser

sahen, schien kein Grund zur Besorgnis zu bestehen.

Einige Zeit, nachdem die Sonne den Scheitelpunkt des Himmels überschritten hatte, wachte der fremde Wranna plötzlich auf. Miriamel, die seine Stirn abtupfte und ihm dabei mit einem breiten Blatt die Augen beschattete, erschrak heftig. Die braunen Augen des Mannes wurden bei ihrem Anblick groß vor Furcht, und sein Blick huschte nach allen Seiten, als fühle er sich von Feinden umringt. Nach kurzer Zeit milderte sich der gehetzte Ausdruck und er wurde ruhiger, sprach jedoch noch immer kein Wort. Lange Zeit lag er stumm da und starrte hinauf in den Baldachin der über ihm vorbeiziehenden Äste. Er atmete flach, als erfordere es alle Kraft, die er noch besaß, nur die Augen offenzuhalten und zu beobachten. Miriamel fuhr fort, sanft auf ihn einzureden und seine Stirn zu befeuchten – Sie war überzeugt, daß Cadrach mit seiner Annahme, der Mann werde ihre Sprache nicht verstehen, recht hatte, aber sie wollte ihm ja auch nichts Wichtiges mitteilen, sondern hoffte nur, daß eine ruhige und freundliche Stimme ihm half, sich besser zu fühlen, auch wenn er die Worte nicht verstand.

Ungefähr eine Stunde später hatte sich der Mann endlich so weit erholt, daß er sich etwas aufrichten und ein wenig Wasser trinken konnte. Noch immer machte er einen recht verwirrten und kranken Eindruck, und niemand wunderte sich, daß die ersten Laute, die er von sich gab, ein schmerzliches Stöhnen waren. Aber die Laute des Kummers hörten auch nicht auf, als Miriamel ihm nochmals zu trinken gab. Der Wranna schob den Lederschlauch von sich und deutete mit allen Anzeichen äußerster Unruhe flußaufwärts.

»Ist er verrückt?« Isgrimnur musterte ihn mißtrauisch. »Das hat uns noch gefehlt – ein verrückter Sumpfkerl.«

»Ich glaube, er will uns sagen, daß wir umkehren sollen«, sagte Miriamel und begriff ganz plötzlich, was der Wranna meinte. Ihr wurde übel. »Er sagt uns, daß es … *schlecht* ist, wenn wir weiterfahren.«

Der Wranna fand endlich Worte. »*Mualum nohoa!*« stammelte er mit sichtlicher Todesangst. »*Sanbidub nohoa yia ghanta!*«

Nachdem er die Worte mehrfach wiederholt hatte, versuchte er, sich über Bord ins Wasser zu stürzen. Er war jedoch so schwach und verstört, daß es Miriamel nicht schwerfiel, ihn daran zu hindern. Zu ihrem Entsetzen brach er in Tränen aus, das runde braune Gesicht so wehrlos und ohne Scham wie das eines Kindes.

»Was kann er nur haben?« fragte sie erschrocken. »Was immer es ist, er

hält es für gefährlich.«

Isgrimnur schüttelte den Kopf und half Cadrach, das Boot vom Ufergestrüpp fernzuhalten, während sie um eine Flußbiegung stakten. »Wer weiß? Vielleicht ein Tier, oder andere Marschbewohner, die mit diesen hier im Krieg liegen. Oder ein heidnischer Aberglaube – ein Teich, an dem es spukt, oder sonst etwas Unheimliches.«

»Oder das, was Tiamaks Dorf entvölkert hat«, sagte Cadrach. »Seht!« Der Wranna fuhr auf und versuchte krampfhaft, sich aus Miriamels Griff zu befreien. »*Yia ghanta!*« gurgelte er.

»*Ghanta*«, flüsterte Miriamel und starrte über das Wasser.

»Ghants! Aber Tiamak hat doch gesagt…«

»Tiamak hat vielleicht inzwischen gemerkt, daß er im Irrtum war.« Cadrachs Stimme war nur noch ein Hauch.

Jetzt, während das Flachboot die Biegung passierte, sahen sie es am anderen Ufer liegen – ein riesiges, absonderliches, weit ausgedehntes Gebilde. Fast hätte man es ein zum Spott erbautes Zerrbild von Haindorf nennen können, denn es war wie dieses unverkennbar ein Wohnort für viele. Aber im Gegensatz zu dem Dorf, das sofort als Bauwerk von Menschenhand kenntlich war, konnte diese windschiefe Anhäufung von Schlamm, Blättern und Ästen, obwohl sie sich vom Uferrand viele Mannslängen weit in die Bäume hinein und am Ufer anscheinend über eine Achtelmeile in die Länge erstreckte, genauso offensichtlich nicht von Menschen erbaut sein. Ein summendes, klickendes Geräusch ging von dem Gebilde aus und breitete sich über das Wran, eine große Lärmwolke wie von einem Grillenheer, das in einem hochgewölbten Raum voller Echos zirpt. Einige der Erbauer des Riesennests waren selbst von der anderen Seite des breiten Kanals deutlich sichtbar. Sie bewegten sich in ihrer eigentümlichen Weise, ließen sich behende von einem Aststumpf auf einen tieferen fallen und huschten eilig zu den schwarzen Toren des Nestes hinein und wieder hinaus.

Miriamel empfand Entsetzen, aber auch eine gewisse angewiderte Faszination. Ein einzelner Ghant war bereits beunruhigend gewesen. Nach dem Umfang dieser Behausung zweifelte sie nicht daran, daß sich in dem Haufen aus Erde und Stöcken Hunderte der scheußlichen Kreaturen aufhielten.

»Mutter des Usires!« zischte Isgrimnur. Er wendete das Boot und stakte, so schnell er konnte, zurück, bis die Biegung sie wieder vor dem erschreckenden Anblick schützte. »Was für ein Höllending ist das?«

Miriamel wand sich in der Erinnerung an die höhnischen Augen, die ihr beim Baden zugesehen hatten, kohlschwarze Punkte, die sich in einem unmenschlichen Gesicht drehten. »Das sind die Ghants, von denen Tiamak uns erzählt hat.«

Der kranke Wranna, der in erstarrtes Schweigen verfallen war, als das Nest in Sicht kam, fing an mit den Händen herumzufuchteln.

»*Tiamak!*« krächzte er heiser. »*Tiamak nib dunou yia ghanta!*« Er deutete auf die Stelle, an der, durch einen Wall aus Laubwerk vor ihnen verborgen, das Nest lag. Miriamel brauchte kein Wranna zu sprechen, um zu verstehen, was der Fremde meinte.

»Tiamak ist da drin. Ach, Gott steh ihm bei, er ist in dem Nest. Die Ghants haben ihn!«

XIV

Dunkle Gänge

Die Treppe war steil und der Sack schwer, aber trotzdem empfand Rachel ein gewisses Vergnügen. Noch einen Gang – nur noch einmal würde sie sich in die spukhaften oberen Räume der Burg wagen müssen –, dann hatte sie alles geschafft.

Gleich hinter dem dunklen Treppenabsatz, auf halber Höhe der Stufen, blieb sie stehen und setzte ihre Last ab. Dabei achtete sie sorgfältig darauf, daß die Krüge nicht klirrten. Den Eingang verdeckte ein Vorhang, von dem Rachel der Drache überzeugt war, es müsse sich um den ältesten, verstaubtesten Wandteppich der ganzen Burg handeln. Daran, daß sie ihn jeden Tag berührte und nicht sauber machte, konnte man ermessen, wie ungeheuer wichtig es für sie war, daß ihr Versteck unbemerkt blieb. Jedesmal, wenn sie ihre Hand auf den verrottenden Stoff legen mußte, krampfte sich ihr Herz zusammen, aber es gab Umstände, unter denen selbst die Reinlichkeit ihren ersten Platz verlor. Rachel verzog das Gesicht. *Schlechte Zeiten verderben gute Sitten*, hatte ihre Mutter immer gesagt. Und wenn das nicht Ädons heilige Wahrheit war, was dann?

Rachel hatte die uralten Angeln mit größter Umsicht geölt. Als sie den Vorhang hob und auf die Klinke drückte, schwang die dahinterliegende Tür fast lautlos nach innen. Sie hob den Sack über die niedrige Schwelle und ließ dann den schweren Wandteppich zurückfallen, so daß die Tür wieder versteckt war. Dann entfernte sie den Blendschirm von ihrer Lampe, stellte sie in eine hochgelegene Wandnische und machte sich ans Auspacken. Als der letzte Krug aus dem Sack geholt war und Rachel mit einem in Lampenruß getauchten Strohhalm ein Bild des Inhalts daraufgemalt hatte, trat sie zurück und musterte ihre Vorratskammer. Sie hatte in den letzten Monaten hart gearbeitet und sich oft selbst über die Kühnheit ihrer Raubzüge gewundert. Jetzt fehlte ihr nur noch der Sack mit Dörrobst, den sie auf ihrem heutigen Beutegang erspäht hatte. Dann konnte sie hier unten den ganzen Winter überstehen, ohne zu riskieren, daß man

sie ertappte. Sie brauchte diesen Sack; Mangel an Obst würde zu Verstopfung, wenn nicht zu Schlimmerem führen, und sie konnte es sich nicht leisten, krank zu werden, wenn es niemanden gab, der sie pflegen konnte. Sie hatte alles sehr sorgfältig geplant, um sich allein durchzuschlagen; in der ganzen Burg gab es keine Menschenseele mehr, der sie vertrauen konnte.

Rachel hatte geduldig gesucht, bis sie endlich den richtigen Zufluchtsort fand. Dieses Mönchsversteck lag weit unten in einem seit langem nicht mehr benutzten Teil der unterirdischen Anlagen des Hochhorsts und hatte sich als für ihren Zweck hervorragend geeignet erwiesen. Inzwischen verfügte es dank ihrer unermüdlichen Jagdausflüge über eine Speisekammer, um die sie im geplagten Erkynland so mancher Edelmann beneidet hätte. Zusätzlich war sie ein paar Treppen weiter oben auf einen anderen unbenutzten Raum gestoßen, der zwar nicht so gut verborgen war, dafür aber einen schmalen Fensterschlitz aufwies, der sich kurz über dem Boden öffnete. Unmittelbar darüber mündete das Abflußrohr von einer der steinernen Dachrinnen des Hochhorsts. Rachel hatte in ihrer Zelle bereits ein volles Wasserfaß, und solange Schnee und Regen anhielten, konnte sie an dem Abfluß vor dem oberen Raum jeden Tag noch einen Eimer füllen und brauchte ihren kostbaren Trinkwasserschatz nicht einmal anzurühren.

Sie hatte außerdem Kleidung zum Wechseln und mehrere warme Decken sowie einen Strohsack angeschleppt und sich sogar einen Stuhl zum Sitzen besorgt, ein hochelegantes Stück, das sie immer wieder staunend betrachtete – mit einer Rückenlehne! Sie besaß Holz für den winzigen Kamin, und an den Wänden waren so viele Reihen von Krügen und Töpfen mit eingepökeltem Gemüse und Fleisch und so viele Pakete mit hartgebackenem Brot aufgestapelt, daß sie von der Tür kaum noch zu ihrem Lager kam. Aber das war die Sache wert. Rachel wußte, daß sie es mit soviel Proviant in dem versteckten Raum fast ein Jahr aushalten konnte. Was geschehen würde, wenn die Vorräte erschöpft waren, und welches Ereignis vielleicht eintreten konnte, das es ihr möglich machen würde, ihre Höhle zu verlassen und sich ans Tageslicht zurückzubegeben, davon hatte sie keine rechte Vorstellung … sie konnte sich jetzt auch nicht den Kopf darüber zerbrechen. Sie würde die Zeit damit verbringen, auf ihre Sicherheit zu achten, ihr Nest sauberzuhalten und im übrigen abzuwarten. Das war ihr von Kindesbeinen an eingedrillt worden: Tu dein Bestes und überlaß Gott das Übrige.

Neuerdings beschäftigte sie sich in Gedanken viel mit ihrer Jugend. Die

ständige Einsamkeit und Heimlichtuerei ihres täglichen Lebens hatten zur Folge, daß ihre Tätigkeiten sehr eingeschränkt waren; wenn sie Unterhaltung und Trost suchte, blieben ihr nur die Erinnerungen. Es waren ihr Dinge eingefallen – eine Ädonmansa, bei der man befürchtet hatte, ihr Vater habe sich im Schnee verirrt; eine Strohpuppe, die ihre Schwester ihr gebastelt hatte –, an die sie seit Jahren nicht mehr gedacht hatte. Wie die Lebensmittel, die in der salzigen Dunkelheit der Krüge schwammen, die sie gerade neu anordnete, warteten auch die Erinnerungen nur darauf, daß man sie wieder hervorholte.

Rachel schob den letzten Krug ein Stückchen nach hinten, so daß jetzt alle eine gleichmäßige Reihe bildeten. Auch wenn die Burg allmählich in Scherben fiel, hier in ihrem sicheren Hafen wollte sie alles ordentlich haben. *Nur noch einen Gang*, dachte sie. *Dann kann ich endlich ausruhen.*

Die Oberste der Kammerfrauen stand oben auf der Treppe und wollte gerade nach der Tür greifen, als sie plötzlich von einer Woge unendlicher Kälte erfaßt wurde. Auf der anderen Seite der Tür näherten sich Schritte, ein stumpfes, tickendes Geräusch wie Wasser, das auf Stein tropft. Es kam jemand. Man würde sie finden!

Ihr Herz klopfte so schnell, als wollte es ihr aus der Brust springen. Wie in einem Alptraum konnte sie kein Glied regen.

Beweg dich, Dummkopf, beweg dich!

Die Schritte wurden lauter. Endlich gelang es Rachel, ihre Hand zurückzuziehen. Als sie begriff, daß sie doch zu einer Bewegung imstande war, zwang sie sich, ein paar Stufen hinabzusteigen. Wild blickte sie sich um. Wohin jetzt nur, wohin? Sie saß in der Falle.

Immer weiter wich sie zurück. Die Stufen waren glatt. Dort, wo die Treppe um die Ecke führte, gab es einen Treppenabsatz, ganz ähnlich dem, wo sie ihr neues Heim entdeckt hatte. Auch hier hing als Schmuck ein muffiger, zerschlissener Wandteppich. Sie griff danach, aber der schwere, staubverkrustete Stoff leistete Widerstand. Sicher war es zuviel erhofft, wenn sie dahinter einen weiteren verborgenen Raum erwartete, aber zumindest konnte sie sich flach an die Wand pressen und wünschen, daß derjenige, der oben gerade die Tür öffnete, kurzsichtig war oder es eilig hatte.

Da *war* eine Tür! Sekundenlang fragte sich Rachel, ob in der ganzen weitläufigen Burg überhaupt ein Wandteppich hing, hinter dem es *keinen* versteckten Eingang gab. Sie zog an dem uralten Türgriff.

O Ädon am Baum, betete sie lautlos – bestimmt würden die Angeln quietschen! Aber die Angeln gaben keinen Ton von sich, und die Tür öffnete sich stumm in derselben Sekunde, als oben an der Treppe die andere Tür über den Steinboden scharrte. Das Klappern der Stiefelabsätze wurde lauter und kam die Stufen herunter. Rachel zwängte sich durch die Tür und wollte sie hinter sich zuziehen. Das gelang ihr nur teilweise. Als noch ein knapp handbreiter Spalt offen war, blieb die Tür stehen und ließ sich nicht weiterbewegen.

Rachel blickte auf. Sie hätte gern ihre Laterne aufgeblendet, wagte es jedoch nicht. Dankbar bemerkte sie, daß draußen im Treppenhaus wenigstens eine Fackel flackerte. Sie zwang sich dazu, alles genau zu untersuchen, obwohl ihr schwarze Flecke vor den Augen tanzten und ihr Herz so hastig pochte wie ein Kaninchenherz. Dort! Der obere Teil des Wandbehangs hatte sich in der Tür verfangen, so weit oben, daß sie nicht herankam. Sie packte den dicken, staubstarren Samt, um ihn freizuschütteln. Aber die Schritte waren schon fast auf dem Treppenabsatz. Rachel wich von dem offenen Türspalt zurück und hielt den Atem an. Mit dem Geräusch näherte sich auch das Gefühl von Kälte, einer eisigen Kälte, die bis in die Knochen drang, als trete man aus einem heißen Zimmer hinaus in Mittwinterwinde. Rachel merkte, daß sie ihr Zittern nicht beherrschen konnte. Durch den Türspalt wurden zwei schwarzgekleidete Gestalten sichtbar. Die leisen Töne ihres Gesprächs, eben erst hörbar geworden, verstummten jäh. Die eine Gestalt drehte sich so, daß Rachel in ihrem Versteck für einen Augenblick ihr bleiches Gesicht sehen konnte. Das Herz der Obersten der Kammerfrauen tat einen Satz und wollte fast aus dem Takt kommen. Das da draußen war eines von diesen Hexenwesen – ein *Weißfuchs*! Nun wendete es sich wieder ab, sagte mit leiser, aber seltsam melodischer Stimme etwas zu seinem Gefährten und schaute die Stufen hinauf, die die beiden gerade heruntergekommen waren. Neue Schritte hallten im Treppenhaus.

Noch mehr!

Obwohl es Rachel davor grauste, sich zu rühren oder überhaupt irgend etwas zu tun, das ein Geräusch verursachen konnte, begann sie sich zurückzuziehen. Sie starrte auf die nicht ganz geschlossene Tür und betete, die Ungeheuer davor möchten nicht bemerken, daß sie nur angelehnt war. Immer wieder tastete sie nach der Hinterwand des Raums. Sie ging so weit zurück, daß der Türspalt nur noch ein dünner, senkrechter Strich aus gelblicher Fackelglut war, aber noch immer stieß ihre Hand nicht auf

Widerstand. Schließlich blieb sie stehen und drehte sich um, voller Entsetzen, weil ihr plötzlich eingefallen war, sie könnte über einen in diesem Raum aufbewahrten Gegenstand stolpern, der dann krachend zu Boden fiel.

Es war kein Raum. Rachel stand in der Mündung eines Ganges, der ins Dunkel hineinführte.

Sie hielt inne und zwang sich zum Nachdenken. Es war sinnlos, einfach stehenzubleiben, vor allem nicht, wenn hinter der Tür eine Rotte dieser Hexenwesen lauerte. In der kahlen Steinmauer gab es keinerlei Versteck, und sie wußte, daß sie jeden Augenblick irgendein Geräusch machen oder, noch schlimmer, mit viel Getöse ohnmächtig umfallen konnte. Und wer wußte, wie lange diese Schreckgespenster dort noch herumstehen und miteinander krächzen würden wie Aasvögel auf einem Ast? Vielleicht war ja, wenn sie erst alle versammelt waren, gerade dieser Gang ihr Ziel? Wenn Rachel jetzt weiterging, fand sich vielleicht doch ein besseres Versteck oder ein anderer Ausgang.

Sie wankte den Gang hinunter. Mit einer Hand streifte sie an der Wand entlang – und was für gräßliche schleimige Dinge sie unter ihren Fingern fühlte! –, mit der anderen hielt sie die abgeblendete Laterne vor sich und versuchte darauf zu achten, daß sie damit nicht gegen den Stein stieß. Der dünne Lichtstreifen von der Tür verschwand schon hinter der ersten Biegung und ließ sie in tiefer Finsternis zurück. Vorsichtig schob sie den Blendschirm der Laterne ein ganz kleines Stück zur Seite, so daß ein einzelner Strahl auf die Steinplatten vor ihren Füßen fiel. Dann marschierte sie eilig weiter.

Rachel hob die Lampe und spähte durch den einförmigen Gang in die unerforschte Dunkelheit hinter dem Lichtfleck. Hatte denn dieser Irrgarten unter der Burg überhaupt kein Ende? Sie hatte den Hochhorst so gut zu kennen geglaubt wie kaum ein anderer, aber die letzten Wochen waren in dieser Hinsicht eine Offenbarung für sie gewesen. Unter den Vorratskammern im Keller, über die sie früher nie hinausgekommen war, schien eine vollständige zweite Burg zu liegen. Ob Simon davon gewußt hatte?

Der Gedanke an den Jungen war wie immer schmerzlich. Kopfschüttelnd stapfte sie weiter. Noch waren keine Verfolger zu hören – Rachel, vor lauter Furcht ganz außer Puste, war endlich wieder zu Atem gekommen –, aber dennoch hatte es keinen Sinn, hier herumzustehen und

auf sie zu warten.

Freilich, ein Problem war da noch zu lösen: Wenn sie nicht umzukehren wagte, was sollte sie dann tun? Auf ihren Ortssinn konnte sie sich in diesem Kaninchenbau schon lange nicht mehr verlassen. Was war, wenn sie falsch abbog und dann für immer in der Dunkelheit umherirrte, verloren und verhungernd?

Albernes Weib. Bieg einfach nicht von diesem Gang ab oder mach wenigstens ein Zeichen an die Stelle, wenn du es doch tust. Dann kannst du den Treppenabsatz und die Stufen immer wiederfinden.

Sie schnaubte, das gleiche unwirsche Prusten, das so manchen Kammerfrauenlehrling zum Plärren gebracht hatte. Rachel wußte, was Disziplin bedeutete, auch wenn sie sie diesmal selbst nötig hatte.

Keine Zeit für Unfug.

Und doch war es ein seltsames Gefühl, hier durch diese Tunnel zu wandern, die ein wenig zwischen den Dingen lagen. Ein bißchen erinnerte es sie an den Ort des Harrens, von dem Vater Dreosan erzählt hatte, jene Stätte zwischen Hölle und Himmel, an der die toten Seelen auf ihr Urteil warteten und sich eine zeitlose Zeit aufhalten mußten, wenn sie für die erstere nicht böse, für den letzteren nicht geläutert genug waren. Rachel war diese Vorstellung immer unangenehm erschienen; sie zog reinliche Scheidungen ohne Grauzonen vor. Wer Unrecht tut, wird verdammt und verbrannt. Wer ein reines, ädonitisch strenges Leben führt, darf in den Himmel fliegen und im ewigen Blau singen und sich ausruhen. Dieser Ort in der Mitte, von dem der Priester sprach, war lediglich ungemütlich und geheimnisvoll. Ein Gott, wie Rachel ihn anbetete, sollte sich auf solche Halbheiten nicht einlassen.

Das Licht der Lampe fiel auf eine Quermauer. Der Tunnel war in einen rechtwinklig kreuzenden Gang eingemündet, so daß sie nur nach rechts oder nach links weitergehen konnte. Rachel runzelte die Stirn. Hier mußte sie schon vom geraden Weg abweichen. Es gefiel ihr nicht. Die Frage war nur, sollte sie es riskieren, umzukehren oder auch nur in diesem Gang stehenzubleiben? Sie glaubte nicht, daß sie schon sehr weit von der Treppe fort war.

Die Erinnerung an die wispernden Weißgesichter draußen auf den Stufen ließ sie einen Entschluß fassen.

Sie tauchte einen Finger in den Lampenruß, stellte sich auf die Zehen und markierte die linke Wand des Tunnels, in dem sie sich befand. Diese Stelle würde sie bei ihrer Rückkehr sehen. Dann bog sie widerwillig in den

rechten Arm des Quergangs ein.

Der Gang schlängelte sich endlos dahin. Immer wieder kreuzten ihn andere Gänge, oder er erweiterte sich zu kleinen, fensterlosen Galerien, leer wie ausgeraubte Gräber. Getreulich bezeichnete Rachel jede Richtungsänderung. Allmählich machte sie sich Sorgen wegen der Lampe, der sicher bald das Öl ausgehen würde, wenn sie nicht umkehrte. Da endete der Gang plötzlich vor einer uralten Tür.

Die Tür war unauffällig und besaß weder Schloß noch Riegel. Das Holz war alt und verquollen und so voller Wasserflecke, daß es gescheckt war wie ein Schildkrötenpanzer. Große, plumpe, mit Nägeln, die aussahen wie Splitter aus rohem Metall, befestigte Eisenstücke bildeten die Angeln. Rachel sah nach unten und vergewisserte sich, daß es außer ihren eigenen keine neuen Fußspuren gab. Dann schlug sie vor ihrer Brust einen *Baum* und zog am grobgeschmiedeten Griff. Knarrend öffnete sich die Tür ein Stück und blieb dann mit einem mahlenden Geräusch stehen, verklemmt vom Staub und Geröll der Jahrhunderte. Dahinter lag neue Dunkelheit, diesmal durchsetzt von rötlichem Licht.

Die Hölle! war Rachels erster Gedanke. *Vom Ort des Harrens zur Höllentür hinein!* Und dann: *Mutter Elysia! Alte, du bist doch gar nicht tot! Sei vernünftig!*

Sie trat durch die Tür.

Der Tunnel auf der anderen Seite unterschied sich von den bisherigen Gängen. Er war nicht mit Mauerwerk aus behauenen Steinen verkleidet, sondern in den nackten Fels geschlagen. Der rote Lichtschimmer, der über die rohen Wände flackerte, schien von der linken Seite herzukommen, als brenne weiter vorn hinter der nächsten Ecke ein Feuer.

Obwohl diese neue Entwicklung sie in große Unruhe versetzte, wollte Rachel doch gerade auf die Quelle des roten Lichts zugehen, als sie plötzlich aus der anderen Richtung, der rechten Seite des neuen Tunnels, ein Geräusch vernahm. Sofort huschte sie zurück durch die Tür, die jedoch noch immer klemmte und sich nicht schließen ließ. Der Drache drückte sich tief in den Schatten und versuchte den Atem anzuhalten.

Von wem das Geräusch auch stammte – er bewegte sich nicht sehr schnell. Als das leise Scharren näherkam, duckte sich Rachel, aber in ihre Furcht mischte sich heftiger Zorn. Der Gedanke, daß sie, die Oberste der Kammerfrauen, gezwungen war, sich in ihrem eigenen Heim in Ecken herumzudrücken, weil sich dort … Unholde … herumtrieben! Um ihr jagendes Herz zu beruhigen, stellte sie sich noch einmal den Augenblick

vor, in dem sie auf Pryrates eingestochen hatte – ihre wahnsinnige Erregung dabei, die eigentümliche Befriedigung, nach den vielen öden, leidvollen Monaten endlich einmal etwas *tun* zu können. Aber jetzt? Ihr kräftigster Stoß hatte dem roten Priester anscheinend in keiner Weise geschadet; was konnte sie da gegen eine ganze Horde von Dämonen auszurichten versuchen? Nein, es war besser, sich zu verstecken und seinen Zorn für eine bessere Gelegenheit aufzusparen.

Als die Gestalt an der verklemmten Tür vorbeikam, stellte Rachel mit großer Erleichterung fest, daß es doch nur ein Mensch war, ein dunkelhaariger Mann, im roten Schein der Felswände nur undeutlich zu erkennen. Sofort war Rachels Neugier wieder da, so heftig wie der Zorn, den sie gerade noch empfunden hatte. Wer lief so selbstverständlich in diesen dunklen Gängen herum?

Sie steckte den Kopf durch die Tür und sah der sich entfernenden Gestalt nach. Der Mann ging sehr langsam und ließ die eine Hand nicht von der Wand. Den Kopf hatte er in den Nacken gelegt und bewegte ihn langsam von links nach rechts, als versuche er an der dunklen Decke des Tunnels etwas zu lesen.

Barmherzigkeit, er ist blind! begriff Rachel jäh. Das Zögern, die tastenden Hände, es gab keinen Zweifel. Gleich darauf wurde ihr klar, daß sie den Mann kannte. Sie warf sich zurück in die Schatten der Tür. *Guthwulf! Das Ungeheuer! Was tut er hier?* Sekundenlang war sie sich tödlich sicher, daß Elias' Schergen noch immer nach ihr suchten und die Burg mit äußerster Gründlichkeit Gang um Gang nach ihr abkämmten. Aber warum schickten sie einen Blinden? Und seit wann war Guthwulf blind?

Bruchstückhaft, aber beunruhigend, fiel ihr etwas ein. Das war doch damals Guthwulf gewesen, der mit dem König und Pryrates auf dem Balkon stand? Der Graf von Utanyeat hatte mit dem Alchimisten gerungen, als dieser sich, Rachels Dolch im Rücken, auf die Oberste der Kammerfrauen stürzen wollte, die halb betäubt am Boden lag. Aber warum hatte Guthwulf das getan? Jeder wußte, daß Utanyeat die *Hand* des Hochkönigs war, der hartherzigste von Elias' Gefolgsleuten.

Hatte er ihr tatsächlich das Leben gerettet?

In Rachels Kopf drehte sich alles. Wieder spähte sie durch den Türspalt, aber Graf Guthwulf war hinter einer Biegung des Tunnels verschwunden. Er strebte auf das rote Glühen zu. Aus der tieferen Schwärze löste sich ein winziger Schatten, huschte an ihren Füßen vorbei und folgte ihm in die

Dunkelheit. Eine Katze?

Die Welt unter der Burg wurde für Rachel immer mehr zum verwirrenden Traum. Sie blendete ihre Laterne auf und kehrte in die Richtung zurück, aus der sie gekommen war. Im Augenblick wünschte sie ihre Bekanntschaft mit Guthwulf nicht zu erneuern, blind oder sehend. Die Tür zu dem Gang mit den rauhen Wänden ließ sie angelehnt. Sie würde ihren eigenen, sorgfältigen Wegzeichen bis zum Treppenabsatz folgen und darum beten, daß die Weißfüchse sich entfernt hatten, um ihren unheiligen Geschäften nachzugehen. Es gab vieles, über das sie nachdenken mußte, zu viel. Rachel hatte nur den einen Wunsch, sich an ihrem Zufluchtsort einzuschließen und erst einmal zu schlafen.

Im Gehen war Guthwulfs Kopf voll verführerischer, giftiger Musik – einer Musik, die zu ihm sprach, ihn anlockte und ihm zugleich mehr Angst einjagte als alles andere in seinem Leben.

Lange hatte er in der endlosen Finsternis seiner Tage und Nächte das Lied nur in seinen Träumen vernommen. Heute aber war die Musik endlich auch in den wachen Stunden zu hören gewesen, hatte ihn aus den Tiefen hier herauf getrieben und selbst die flüsternden Stimmen, die seine ständigen Begleiter waren, aus seinem Kopf verscheucht. Es war die Stimme des grauen Schwertes, und es mußte hier irgendwo in der Nähe sein.

Ein Teil des Grafen von Utanyeat wußte ganz genau, daß das Schwert nur ein Gegenstand war, ein stummer Metallstock am Gürtel des Königs, und ein Wiedersehen mit ihm das Letzte, das er sich auf dieser Welt wünschen sollte; denn wo das graue Schwert war, befand sich auch König Elias. Ganz bestimmt hatte Guthwulf keine Lust, sich einfangen zu lassen – an seiner persönlichen Sicherheit lag ihm zwar wenig, aber er wollte lieber allein in den Abgründen unter der Burg sterben, als in seinem jetzigen Zustand vor die Menschen zu treten, die ihn gekannt hatten, bevor er ein so elendes Wrack geworden war. Doch der Ruf des Schwertes war von unwiderstehlicher Macht. Guthwulfs Leben bestand fast nur noch aus Echos und Schatten, kaltem Stein, Geisterstimmen und dem Tappen und Scharren seiner eigenen Schritte. Das Schwert jedoch lebte, und auf geheimnisvolle Weise war sein Leben stärker als Guthwulfs Leben. Es verlangte ihn nach der Nähe der Klinge.

Ich werde mich nicht fangen lassen, nahm er sich vor. *Ich werde schlau sein und vorsichtig.* Er würde sich nur so weit heranwagen, daß er die

singende Kraft spürte…

Seine Gedanken wurden von etwas unterbrochen, das um seine Knöchel strich. Die Katze, seine Schattenfreundin. Er bückte sich, um das Tier zu berühren, mit den Fingern über den knochigen Rücken zu streichen, die schlanken Muskeln zu fühlen. Die Katze hatte ihn begleitet, vielleicht um ihn vor dummen Streichen zu bewahren. Er hätte fast gelächelt.

Als er sich wieder aufrichtete, lief Schweiß über seine Wangen. Die Luft wurde wärmer. Er konnte beinahe glauben, sich nach den vielen Stufen und langen, aufwärtsführenden Rampen, die er hinaufgestiegen war, der Oberfläche zu nähern, aber konnte sich in der Zeit, die er unterirdisch gelebt hatte, so viel verändert haben? War es möglich, daß der Winter geflohen und ein heißer Sommer an seine Stelle getreten war? Ihm kam es nicht vor, als könne eine so lange Zeit vergangen sein, aber die ewige Finsternis täuschte. Das hatte der blinde Guthwulf schon gelernt, als er noch oben in der Burg wohnte. Und das Wetter … nun, in dieser unheilvollen und verworrenen Zeit war alles möglich.

Jetzt fühlten sich sogar die Felswände unter den tastenden Fingern warm an. Wohin ging er? Guthwulf wollte nicht daran denken. Was immer vor ihm lag, das Schwert wartete auf ihn. Das Schwert, das ihn rief. Bestimmt konnte er noch ein Stück weitergehen…

Dieser Augenblick, als Leid *in ihm gesungen, ihn erfüllt hatte.…*

Damals, als Elias ihn gezwungen hatte, es zu berühren, war es Guthwulf vorgekommen, als sei er ein Teil des Schwertes geworden. Eine fremdartige Melodie hatte ihn verschlungen. Wenigstens in diesem Augenblick waren er und die Klinge eins gewesen.

Leid *brauchte seine Brüder. Zusammen würden sie eine noch gewaltigere Musik ertönen lassen.*

So sehr ihm davor graute, hatte auch Guthwulf sich damals im Thronsaal des Königs nach dieser Vereinigung gesehnt. Jetzt erinnerte er sich und empfand die gleiche Sehnsucht. Ganz gleich, was er dabei aufs Spiel setzte, er mußte dieses Lied wieder fühlen, das ihn verfolgte. Es war eine Art von Wahnsinn, das wußte er, aber er war zu schwach, sich dagegen zu wehren. Statt dessen würde er alles brauchen, was er an List und Selbstbeherrschung noch besaß, um näher heranzukommen, ohne entdeckt zu werden. Es war jetzt ganz nah.

Die Luft in dem engen Tunnel war zum Ersticken. Guthwulf blieb stehen und fühlte mit den Händen vor. Die kleine Katze war fort. Wahrscheinlich hatte sie sich an einen Ort zurückgezogen, der ihren Pfoten nicht so weh

tat. Als er die Hand wieder auf die Tunnelwand legte, mußte er sie nach kürzester Zeit wieder wegnehmen. Irgendwo weiter vorn hörte er ein gedämpftes, aber stetiges Brausen, ein fast lautloses Röhren. Was konnte dort sein?

Einst hatte ein Drache unter dieser Burg seine Höhle gehabt, der rote Lindwurm Shurakai, dessen Tod Priester Johan berühmt gemacht und die Knochen für den Thron des Hochhorsts geliefert hatte – ein Ungeheuer, dessen feurigem Atem vor Jahrhunderten zwei Könige und zahllose Burgbewohner zum Opfer gefallen waren. War es möglich, daß dort noch immer ein Drache lebte, ein Sprößling Shurakais, aufgewachsen in der Finsternis? Nun, dann sollte er Guthwulf doch töten, wenn ihm der Sinn danach stand, ihn zu Asche verbrennen – der Graf machte sich längst keine Sorgen mehr über solche Dinge. Er hatte nur noch einen Wunsch: zuvor ein letztes Mal im Lied des grauen Schwertes zu baden.

Der Weg stieg plötzlich steil nach oben, und Guthwulf mußte sich vorbeugen, um überhaupt weiterzukommen. Die Hitze war gewaltig; er stellte sich vor, wie seine Haut schwarz wurde und einschrumpfte wie das gebratene Fleisch eines Festtagsschweins. Während er sich die Steigung hinaufkämpfte, wurde das Röhren lauter, ein tiefes, unregelmäßiges Grollen wie Donner, eine wütende See oder der unruhige Atem eines schlafenden Drachen. Dann änderte sich das Geräusch. Guthwulf erkannte, daß der Gang sich erweiterte. Als er um die nächste Ecke bog, verrieten ihm die geschärften Sinne des Blinden, daß der Weg nicht nur breiter, sondern auch höher geworden war. Heiße Winde strömten ihm entgegen. Das grollende Geräusch erzeugte ein eigentümliches Echo.

Wenige Schritte später begriff er den Grund. Hinter der Felskammer mußte eine andere, weit größere Höhle liegen, riesig in den Ausmaßen wie Sankt Sutrins ungeheurer Dom zu Erchester. Ein feuriger Abgrund? Guthwulf fühlte sein Haar in der heißen Brise flattern. Stand er etwa vor dem sagenhaften See des Gerichts, wo Sünder auf ewig in einen Flammenteich geworfen wurden? War es Gott selbst, der in der Festung des Felsens auf ihn wartete? Verwirrt und zerstreut, wie er inzwischen geworden war, wußte Guthwulf nicht mehr viel über sein Leben vor der Blendung. Das, woran er sich erinnerte, schien ihm voll törichter, sinnloser Taten gewesen zu sein. Wenn es also einen solchen Ort und eine solche Strafe gab, dann hatte er sie zweifellos verdient. Dennoch fand er es traurig, den starken Zauber des grauen Schwertes nie wieder spüren zu dürfen.

Er begann, kürzere Schritte zu machen, und mit jedem Fuß, bevor er ihn wieder aufsetzte, einen vorsichtigen Bogen von einer Seite zur anderen zu beschreiben. Mit größter Aufmerksamkeit tastete er sich vorwärts und kam darum nur noch ganz langsam weiter. Endlich berührte sein Fuß leere Luft. Guthwulf hielt an, hockte sich nieder und strich mit den Fingern über den heißen Boden des Tunnels. Vor ihm lag ein steinerner Rand, der auf beiden Seiten weiter reichte, als er greifen konnte. Dahinter war nichts als Leere und sengende Winde.

Er stand wieder auf und trat von einem Fuß auf den anderen, weil die Hitze durch seine Sohlen drang. Er lauschte dem dröhnenden Brausen. Da waren auch andere Geräusche. Das eine klang wie ein tiefes unrhythmisches Donnern, als prallten massive Metallstücke aufeinander; das andere stammte von menschlichen Stimmen.

Wieder erscholl das Krachen von Metall auf Metall, und endlich weckte das Geräusch in ihm eine Erinnerung an sein früheres Leben auf der Burg. Das donnernde Dröhnen kam von den großen Türen des Schmiedeofens, der geöffnet und geschlossen wurde, wenn die Männer neuen Brennstoff in die Flammen warfen. Er hatte es oft gesehen, wenn er in seinem Amt als *Hand* des Königs die Gießerei inspiziert hatte. Offenbar befand er sich an einem der Tunneleingänge, die fast unmittelbar über dem riesigen Hochofen lagen. Kein Wunder, daß ihm beinahe die Haare brannten!

Aber das graue Schwert war da. Er wußte es mit der Sicherheit einer futtersuchenden Maus, die spürt, daß über ihr eine Eule dahinschwebt. Elias mußte sich dort unten in der Schmiede aufhalten, das Schwert an der Seite.

Guthwulf wich von der Kante zurück und zermarterte sich das Gehirn nach einer Möglichkeit, unbeobachtet auf den Boden der Schmiede zu gelangen.

Als er so lange auf derselben Stelle gestanden hatte, daß seine Füße brannten, mußte er zurückgehen. Er tat es fluchend. Es gab keinen Weg zu dem Schwert. Er konnte tagelang durch die Tunnel irren, ohne einen anderen Zugang zu finden, und wenn er ihn fand, war Elias bestimmt nicht mehr dort. Andererseits konnte er aber auch nicht einfach aufgeben. Das Schwert rief ihn, und es kümmerte sich nicht um Hindernisse.

Guthwulf stolperte zurück in den Gang, weg von der Hitze, obwohl das Schwert nach ihm schrie, ihm befahl, in die feurige Vergessenheit hinabzuspringen.

»O Gott, warum hast du mir das angetan?« brüllte Guthwulf, und seine

Stimme verklang im Röhren des Hochofens. »Warum hast du mich mit diesem Fluch beladen?« So schnell, wie sie flossen, verdunsteten die Tränen von seinen Augenlidern.

Inch verbeugte sich vor König Elias. Im flackernden Licht der Schmiede ähnelte der riesenhafte Mann einem Affen der südlichen Dschungel – ein Affe in Kleidern zwar, aber doch nur das schäbige Zerrbild eines Menschen. Die anderen Männer in der Gießerei hatten sich, als der König eintrat, flach auf die Erde geworfen; ihre überall in der Höhle verstreuten Körper wirkten, als hätte Elias' bloße Anwesenheit genügt, um hundert Männer tot umfallen zu lassen.

»Wir arbeiten, Majestät, wir arbeiten«, brummte Inch. »Aber es geht sehr langsam.«

»Ihr arbeitet?« fragte Elias rauh. Während dem Schmiedemeister der Schweiß herunterlief, war die blasse Haut des Königs trocken. »Natürlich arbeitet ihr. Aber ihr habt den Auftrag, den ich euch gegeben habe, noch nicht ausgeführt, und wenn ich nicht umgehend einen Grund dafür erfahre, lasse ich dir die schmutzige Haut abziehen und an deinem eigenen Hochofen zum Trocknen aufhängen.«

Der große Mann sank in die Knie. »Wir arbeiten, so schnell wir können, Herr.«

»Aber nicht schnell genug.« Der Blick des Königs wanderte über die düstere Decke der Höhle.

»Es ist schwer, Gebieter – wir besitzen nur Teile der Pläne. Manchmal müssen wir wieder von vorn anfangen, wenn uns die nächste Zeichnung vorliegt.« Inch sah auf. Sein einziges Auge funkelte im stumpfen Gesicht, als er auf die Antwort des Königs wartete.

»Was soll das heißen – nur ›Teile der Pläne‹?« Hoch oben in der Wand über dem großen Schmiedeofen bewegte sich etwas. Der König kniff die Augen zusammen, aber der vorüberhuschende helle Fleck – ein Gesicht? – war schon wieder hinter aufsteigendem Rauch und hitzeflirrender Luft verschwunden.

»Majestät!« rief jemand. »Da seid Ihr ja!«

Elias drehte sich langsam zu der Gestalt im Scharlachgewand um. Er hob milde überrascht die Brauen, antwortete jedoch nicht.

Pryrates kam herbeigeeilt. »Ich war erstaunt, Euch nicht vorzufinden.« Seine schnarrende Stimme klang sanfter und überzeugender als sonst.

»Kann ich Euch helfen?«

»Ich brauche Euch nicht jeden Augenblick, Priester«, versetzte Elias kurz. »Es gibt Dinge, die ich allein erledigen kann.«

»Aber Ihr habt Euch nicht wohl gefühlt, Majestät.« Pryrates hob die Hand. Der rote Ärmel wogte. Sekundenlang schien es, als wolle der Priester tatsächlich Elias' Arm ergreifen und den König fortführen, aber statt dessen hob er die Finger an den eigenen Kopf und strich sich über den kahlen Schädel. »Ich fürchtete nur, daß Ihr, geschwächt wie Ihr seid, auf den steilen Stufen stolpern könntet.«

Elias sah ihn an. Seine Augen wurden so schmal, daß sie nur noch aus schwarzen Schlitzen zu bestehen schienen. »Ich bin kein Greis, Priester. Ich bin nicht mein Vater in seinen letzten Lebensjahren.« Er warf einen raschen Blick auf den knienden Inch und wandte sich erneut an Pryrates. »Dieser Tölpel sagt, die Pläne für die Verteidigung der Burg seien schwer verständlich.«

Der Alchimist musterte den Schmied mit den Augen eines Mörders. »Er lügt, Majestät. Ihr selbst habt sie genehmigt und wißt, daß das nicht stimmt.«

»Ihr gebt sie uns nur Stück für Stück, Priester.« Inchs Stimme war tief und schwerfällig, aber die Wut, die darin schwelte, kam noch deutlicher zum Ausdruck als vorher.

»Kein unnützes Geschwätz vor dem König!« fauchte Pryrates.

»Ich sage die Wahrheit, Priester.«

»Ruhe!« Elias richtete sich auf. Die Hand mit den knotigen Knöcheln fiel auf den Griff des grauen Schwertes. »Ich wünsche Ruhe!« schrie er. »Was meint dieser Mann? Warum erhält er die Pläne nur stückweise?«

Pryrates holte tief Atem. »Wegen der Geheimhaltung, König Elias. Ihr wißt, daß schon mehrere von den Schmiedearbeitern geflohen sind. Wir können nicht dulden, daß jemand die Pläne für die Verteidigung der Burg in ihrer Gesamtheit zu Gesicht bekommt. Was könnte ihn daran hindern, mit diesem Wissen sofort zu Josua zu rennen?«

Eine lange, stumme Pause entstand. Pryrates starrte den König an. Die Luft in der Schmiede schien sich zu verändern, dicker zu werden. Das Brüllen der Feuer klang seltsam gedämpft. Das flackernde Licht warf lange Schatten.

Elias schien plötzlich das Interesse zu verlieren. »Mag sein.« Erneut streifte der Blick des Königs die Stelle, an der er eine Bewegung bemerkt

zu haben glaubte. »Ich werde dir ein weiteres Dutzend Männer herunterschicken – es gibt mindestens so viele Söldner, deren Gesicht mir nicht gefällt«, sagte er zu dem Aufseher der Schmiede. »Dann hast du keine Ausrede mehr.«

Ein Zittern überlief Inchs breite Gestalt. »Jawohl, Majestät.«

»Gut. Ich habe dir gesagt, wann die Arbeit an Mauern und Tor abgeschlossen sein soll. Du wirst fertig sein.«

»Jawohl, Majestät.«

»So«, sagte der König zu Pryrates. »Wie ich sehe, wird der König doch noch gebraucht, damit die Dinge so laufen, wie sie sollen.«

Der Priester neigte den glänzenden Schädel. »Ihr seid unersetzlich, Herr.«

»Aber ich bin auch ein wenig müde, Pryrates. Vielleicht hattet Ihr doch recht – ich habe mich tatsächlich nicht recht wohl gefühlt.«

»Jawohl, Majestät. Vielleicht Euer Heiltrank und dann ein kleiner Schlaf?« Und nun schob Pryrates wirklich die Hand unter Elias' Ellenbogen und drehte den König sanft nach der Treppe, die hinauf in die eigentliche Burg führte. Gehorsam wie ein Kind setzte sich Elias in Bewegung.

»Aber auch wenn ich mich hinlege, Pryrates … nun ja … schlafen werde ich jetzt wohl kaum.«

Er warf noch einen verstohlenen Blick auf die Wand über dem Hochofen und schüttelte sinnend den Kopf.

»Jawohl, Herr. Eine ausgezeichnete Idee. Kommt, wir wollen den Schmiedemeister weiterarbeiten lassen.« Pryrates sah Inch bedeutungsvoll an, dessen eines Auge den Blick starr erwiderte. Dann drehte sich der rote Priester mit ausdrucksloser Miene um und führte den König aus der Höhle.

Hinter ihnen rappelten sich langsam die am Boden liegenden Arbeiter auf, zu zerschlagen und erschöpft, um auch nur über das ungewöhnliche Ereignis zu tuscheln. Sie trotteten an ihre Arbeit zurück. Ganz anders Inch, der noch eine ganze Weile auf den Knien verharrte, das Gesicht so steinern, wie das des Priesters gewesen war.

Rachel ging den Weg vorsichtig wieder zurück und fand auch tatsächlich den ursprünglichen Treppenabsatz. Noch viel erleichterter als darüber war sie, als sie durch den Türspalt spähte und das Treppenhaus leer war. Die Weißfüchse hatten sich entfernt.

Bestimmt, um irgendeinen teuflischen Streich auszuhecken. Sie schlug das Zeichen des *Baumes*.

Rachel der Drache strich sich eine ergrauende Haarsträhne aus den Augen. Sie war sehr müde, nicht allein von dem gräßlichen Herumlaufen in den Gängen – es war ihr wie Stunden vorgekommen –, sondern auch vom Schock der Tatsache, daß man sie um ein Haar entdeckt hatte. Sie war kein junges Ding mehr und mochte es gar nicht, wenn ihr Herz so hämmerte wie heute; das war kein von guter, ehrlicher Arbeit erhitztes Blut.

Alt – du wirst alt, Rachel.

Sie war nicht so töricht, jetzt leichtsinnig zu werden, darum achtete sie darauf, sacht und leise aufzutreten, als sie die Treppe hinunterstieg. Vorsichtig spähte sie um jede Ecke und hielt die abgeblendete Laterne hinter dem Rücken, damit kein Lichtstrahl sie verriet. So kam es, daß sie Bruder Hengfisk, den königlichen Mundschenk, unter sich auf der Treppe stehen sah, bevor sie eine Sekunde später in den im Schatten zwischen zwei Wandfackeln wartenden Mann hineingelaufen wäre. Aber auch so erschrak sie derart, daß sie entsetzt aufkreischte und ihre Laterne fallen ließ. Polternd sprang die Laterne von Stufe zu Stufe bis auf den Treppenabsatz – Rachels Treppenabsatz, hinter dem ihre Zuflucht lag! – und blieb vor den Sandalen des Mönchs liegen. Brennendes Öl lief auf die Steine. Ungerührt musterte der glotzäugige Mann die seine Füße umlodernden Flammen und sah dann zu Rachel auf. Er grinste breit.

»Barmherzige Rhiap!« ächzte Rachel. »O göttliche Barmherzigkeit!« Sie versuchte die Treppe wieder hinaufzulaufen, aber der Mönch war geschwind wie eine Katze. Schon war er an ihr vorbei, machte kehrt und versperrte ihr den Weg. Noch immer lächelte er sein grausiges Lächeln. Seine Augen waren leere Teiche.

Rachel taumelte ein paar Stufen nach unten bis zu ihrem Treppenabsatz. Der Mönch folgte jeder Bewegung, Stufe um Stufe, immer im gleichen Takt und immer völlig stumm. Blieb Rachel stehen, stand auch er. Als sie schneller gehen wollte, überholte er sie und zwang sie, sich an die steinerne Wand des Treppenhauses zu pressen, wenn sie ihn nicht berühren wollte. Er strahlte eine fiebrige Hitze und einen merkwürdig fremdartigen Gestank nach heißem Metall und verrottenden Pflanzen aus.

Sie fing an zu weinen. Ihre Schultern zuckten, und sie konnte sich keine Sekunde länger auf den Beinen halten. Rachel der Drache rutschte an der Wand hinunter und blieb zusammengekauert am Boden sitzen.

»Gesegnete Elysia, Mutter Gottes«, betete sie laut, »reines Gefäß, das den Erlöser gebar, erbarme dich dieser Sünderin.« Sie kniff die Augen zu, so fest sie konnte, schlug einen *Baum* und fuhr fort: »Elysia, du über alle Sterblichen hoch Erhobene, Königin von Himmel und Meer, sprich für diese Bittende hier, damit Gottes Gnade der Sünderin lächelt.«

Zu ihrem Entsetzen stellte sie fest, daß ihr der Rest der Worte entfallen war. Sie duckte sich und versuchte sich zu besinnen – ach, ihr Herz, ihr Herz, es schlug so schnell! Dabei wartete sie darauf, daß das Ungeheuer sie packte, mit den abscheulichen Händen nach ihr griff. Aber als lange Momente vergingen und nichts geschah, siegte ihre Neugier sogar über die Angst. Rachel schlug die Augen auf.

Hengfisk stand immer noch vor ihr, aber das Grinsen war verschwunden. Der Mönch lehnte an der Wand und zupfte an seinen Kleidern herum, als sei er verwundert, daß er sie anhatte. Er sah zu ihr auf. Etwas hatte sich verändert. Er schien von einer neuen Art Leben erfüllt – undeutlich, zögernd, aber irgendwie menschlicher als das, was sie eben noch angestarrt hatte.

Er sah hinunter auf die brennende Ölpfütze und die blauen Flammen, die an seinen Füßen leckten, und sprang auf einmal erschrocken zurück. Die Flammen flackerten. Die Lippen des Mönchs bewegten sich, brachten jedoch zunächst kein Wort heraus.

Dann stotterte er: »*Vad es? … Uf nammen Hott … vad es …?*«

Verstört glotzte er Rachel an. Aber schon regte sich etwas hinter seinen Augen. Seine Züge strafften sich, als zerre eine unsichtbare Hand an seinem geschorenen Hinterkopf. Die Lippen wurden hart, die Augen leer.

Rachel stieß einen winzigen Angstruf aus. Irgend etwas ging hier vor, das sie nicht verstand, ein Kampf im Inneren des glotzäugigen Mannes. Sie konnte nur angstvoll zuschauen.

Endlich schüttelte sich Hengfisk wie ein Hund, der aus dem Wasser steigt, sah wieder auf Rachel und blickte sich dann im ganzen Treppenhaus um. Seine Miene hatte sich erneut verwandelt; er wirkte wie ein Mensch, der unter einer erdrückenden Last gefangen ist. Gleich darauf drehte er sich ruckartig um und stolperte die Treppe hinauf. Rachel hörte, wie seine unregelmäßigen Schritte in der Dunkelheit verklangen.

Sie wankte zu dem Wandteppich und zog ihn mit ungeschickten, zitternden Fingern zur Seite. Als sie mühsam die Tür dahinter geöffnet hatte, stürzte sie hindurch und schob sie hinter sich zu. Als erstes stieß sie den Riegel vor. Dann warf sie sich auf ihren Strohsack und zog sich die

Decke weit über den Kopf. Bebend wie im Fieber blieb sie liegen.

Das Lied, das ihn aus den sichereren Tiefen nach oben gelockt hatte, wurde immer leiser. Guthwulf fluchte matt vor sich hin. Er kam zu spät. Elias ging und nahm das graue Schwert wieder mit in seinen Thronsaal, diese staubige, blutleere Gruft voller Malachitstatuen und Drachengebein. Wo die Musik des Schwertes erklungen war, gab es nur noch Leere, ein Loch, das an seiner Seele nagte.

Hoffnungslos bog er in den nächsten Tunnel ein, der sich nach unten zu senken schien, wich zurück von der Oberfläche wie ein Wurm, ausgegraben vom Spatenstich. Ein Loch gähnte in ihm, ein Loch, durch das der Wind heulen und der Staub wehen würde. Er war leer.

Als die Luft sich leichter atmen ließ und die Steine unter seinen Fingern sich wieder kühl anfühlten, fand ihn das Kätzchen. Er hörte das summende Schnurren, mit dem es um seine Füße strich, aber er blieb nicht stehen, um ihm seine Zuneigung zu zeigen. In diesem Augenblick hatte er nichts, das er anderen geben konnte. Das Schwert hatte für ihn gesungen und ihn dann verlassen. Bald würden die törichten Stimmen zurückkehren, die Geisterstimmen, sinnlos, so sinnlos…

Langsam wie das große Rad der Zeit ertastete Guthwulf sich den Rückweg in die Tiefen.

XV

Der gläserne See

Das Geräusch, mit dem sie herankamen, war wie ein brausender Wind, ein Brüllen von Stieren, ein Wildfeuer, das über dürres Land fegt. Obwohl sie auf Straßen galoppierten, die seit Jahrhunderten unbenutzt gelegen hatten, zauderten die Pferde nicht, sondern jagten über die geheimen Pfade, die sich durch Wald und Tal und Moor wanden. An diesem Tage öffneten sich von neuem die alten Wege, über die Dutzende von Menschengenerationen kein Fuß geschritten war, so als sei das Rad der Zeit in seinen Geleisen stehengeblieben und hätte sich dann zurückgedreht.

Die Sithi waren aus dem Sommer von Jao é-Tinukai'i in ein Land hinausgeritten, das in den Fesseln des Winters schmachtete. Doch als sie den großen Forst durchquerten und an den Stätten vorüberkamen, an denen sie einst geherrscht hatten – dem hügeligen Maa'sha, Peja'ura im Zedernmantel, Shisae'ron mit seinen Bächen und der schwarzen Erde von Hekhasór –, da schien es, als werde unter ihrem Hufschlag das Land selbst unruhig, als mühe es sich, aus einem kalten Traum aufzuwachen. Erschrockene Vögel flatterten aus ihren Winternestern und hingen wie Hummeln in der Luft, als die Sithi vorbeidonnerten; Eichhörnchen klammerten sich wie erstarrt an gefrorene Zweige. Tief in ihren Erdhöhlen stöhnten die schlafenden Bären in hungriger Ahnung. Sogar das Licht schien sich hinter dem strahlenden Heer zu wandeln, und Sonnenstrahlen stachen durch den bedeckten Himmel wie Nadeln und funkelten im Schnee.

Aber der Griff des Winters war stark. Kaum waren die Sithi vorüber, schloß er von neuem seine Faust um den eisigen Wald.

Sie hielten nicht einmal an, um auszuruhen, als das rote Glühen des Sonnenuntergangs vom Himmel schwand und über ihnen zwischen den Ästen die Sterne zu glitzern anfingen. Die Pferde brauchten nicht mehr als Sternenschein, um ihren Weg auf den alten Straßen zu finden, die doch seit Jahrhunderten zugewachsen waren. Sterblich und irdisch waren die Pferde,

aus Fleisch und Blut und nicht mehr; aber ihre Ahnen stammten aus dem Geschlecht der Rosse von Venyha Do'sae, die auf der großen Flucht mit aus dem Garten gekommen waren. Als die heimischen Pferde von Osten Ard noch ungezähmt und furchtsam über das Grasland liefen und Hand und Zaumzeug nicht kannten, waren die Vorfahren dieser Sithi-Rosse schon gegen die Riesen in den Kampf gezogen oder hatten Boten über Straßen getragen, die sich von einem zum anderen Ende des strahlenden Reichs erstreckt hatten. Schnell wie ein Seewind hatten sie ihre Reiter getragen, so gleichmäßig, daß es von Benayha von Kementari hieß, er habe im Sattel die kunstvollsten Gedichte gemalt, ohne ein einziges verwischtes Schriftzeichen. Die Herrschaft über diese Straßen war ihnen angeboren, ein Wissen, das sie im wilden Blut trugen – doch ihre Ausdauer schien mehr als das zu sein; etwas Zauberisches haftete ihr an. An diesem endlosen Tag, als die Sithi wieder ritten, war es, als würden ihre Pferde mit jeder Stunde, die verging, nur noch stärker. Immer weiter ritten die Krieger, schon begann sich am östlichen Horizont die Sonne zu erwärmen, und noch immer rauschten die unermüdlichen Pferde wie eine brandende Woge auf den Saum des Waldes zu.

Doch wenn schon die Rosse uraltes Blut in sich trugen, so stellten ihre Reiter die Fleisch gewordene Geschichte von Osten Ard dar. Selbst die Jüngsten von ihnen, geboren nach der Verbannung aus Asu'a, hatten Jahrhunderte vorbeiziehen sehen. Die ältesten konnten sich an das vieltürmige Tumet'ai in der Zeit seines Frühlings erinnern und an die Lichtungen voll feuerrotem Mohn, die meilenweit flammten, überall rings um Jhiná-T'seneí, bevor die See es verschlang.

Lange hatten die *Friedlichen* sich vor den Augen der Welt verborgen, ihre Trauer genährt, nur in der Erinnerung an vergangene Zeiten gelebt. Heute trugen sie wieder ihre Rüstungen, leuchtendbunt wie Vogelgefieder, und ihre Speere glänzten wie gefrorene Blitze. Sie sangen, denn die Sithi hatten stets gesungen. Sie ritten, und die alten Wege sprangen vor ihnen auf, und die Waldlichtungen hallten wider vom Hufschlag ihrer Pferde, zum ersten Mal, seit die höchsten Bäume Sämlinge gewesen waren. Nach jahrhundertelangem Schlaf war ein Riese erwacht.

Die Sithi ritten.

Obwohl er von den Kämpfen des Tages zerschlagen, mit blauen Flecken übersät und völlig erschöpft war und außerdem nach Sonnenuntergang Freosel und einigen anderen noch über eine Stunde lang geholfen hatte, im

eisigen Schlamm nach herumliegenden Pfeilen zu suchen – eine Arbeit, die schon bei Tageslicht hart gewesen wäre und bei Fackelschein qualvoll und mühsam war –, fand Simon keinen rechten Schlaf. Nach Mitternacht wachte er wieder auf. Alle Muskeln taten ihm weh, und in seinem Kopf drehte sich alles im Kreis. Das Lager war still.

Der Wind hatte den Himmel blankgefegt, und die Sterne glitzerten wie Messerspitzen.

Als er begriffen hatte, daß er so nicht wieder einschlafen würde, zumindest längere Zeit nicht, stand er auf und ging zu den Wachfeuern, die am Hang über der großen Barrikade brannten. Vor einem der verwitterten Sithi-Gedenksteine loderte das größte, und dort fand er Binabik und ein paar andere – Geloë, Vater Strangyeard, Sludig und Deornoth –, die in leisem Gespräch mit dem Prinzen saßen. Josua aß Suppe aus einer dampfenden Schale, vermutlich die erste Nahrung, die er seit vierundzwanzig Stunden zu sich nahm.

Als Simon in den Lichtkreis trat, blickte der Prinz auf und grüßte ihn. »Willkommen, junger Ritter. Wir alle sind stolz auf Euch. Ihr habt mein Vertrauen gerechtfertigt, wie ich es erwartete.«

Simon, der nicht recht wußte, was er darauf antworten sollte, senkte den Kopf. Er freute sich über das Lob, aber das, was er auf dem Eis gesehen und getan hatte, bekümmerte ihn. Er kam sich nicht besonders edel vor. »Vielen Dank, Prinz Josua.«

In seinen Mantel gekauert saß er da und hörte zu, wie die anderen die Schlacht des vergangenen Tages durchsprachen. Er spürte, daß sie dem wirklichen Problem aus dem Weg gingen, konnte sich aber ausrechnen, daß alle am Feuer die Antwort so gut kannten wie er selbst: daß Josua einen Zermürbungskrieg gegen Fengbald nicht gewinnen konnte. Sie waren zu sehr in der Minderzahl. Der Sesuad'ra war keine Burg, die sich gegen eine lange Belagerung verteidigen ließ; es gab zu viele Stellen, an denen ein Eroberungsheer eindringen konnte. Wenn sie die Streitmacht des Grafen nicht auf dem Eis des Sees zum Stehen bringen konnten, blieb ihnen nur noch übrig, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Während Deornoth, dessen Kopf mit einem Stoffstreifen verbunden war, von den Kampfmethoden berichtete, die ihm bei den Thrithing-Söldnern aufgefallen waren, erschien Freosel am Feuer. Der Stadthauptmann trug noch immer seine schmutzige Kampfkleidung. Die Hände und das breite Gesicht waren mit Erde verschmiert. Trotz der eisigen Kälte stand ihm Schweiß auf der Stirn, als wäre er den ganzen Bergpfad von Neu-

Gadrinsett herunter gerannt.

»Ich komme aus der Siedlung, Prinz Josua«, keuchte er. »Helfgrim, der Oberbürgermeister von Gadrinsett, ist verschwunden.«

Josua sah erst auf Deornoth, dann auf Geloë. »Hat ihn jemand fortgehen sehen?«

»Er stand bei ein paar anderen, die dem Kampf zuschauten. Keiner hat gemerkt, wo er geblieben ist.«

Der Prinz runzelte die Stirn. »Das gefällt mir nicht. Hoffentlich ist ihm nichts zugestoßen.« Seufzend stellte er die Schale hin und stand langsam auf. »Wir werden wohl nachsehen müssen, ob wir etwas herausfinden können. Morgen früh haben wir kaum Gelegenheit dazu.«

Sludig, der Freosel gefolgt war, meinte: »Verzeiht, Prinz Josua, aber es ist unnötig, daß Ihr Euch selbst darum kümmert. Laßt andere diese Arbeit tun und ruht Ihr Euch lieber aus.«

Josua lächelte dünn. »Vielen Dank, Sludig. Aber ich habe noch andere Aufgaben in der Siedlung, darum ist die Anstrengung nicht so groß. Deornoth, Geloë, wollt Ihr mich begleiten? Ihr auch, Freosel. Es gibt noch ein paar Dinge, die ich mit Euch besprechen möchte.« Gedankenverloren stieß er mit der Stiefelspitze gegen ein im Feuer liegendes Holzscheit, warf sich den Mantel um und ging auf den Pfad zu. Die Aufgeforderten folgten ihm, aber Freosel kam noch einmal zurück und legte Simon kurz die Hand auf die Schulter.

»Herr Seoman, ich habe neulich zu schnell gesprochen und nicht nachgedacht.«

Es machte Simon verwirrt und nicht wenig verlegen, seinen Titel aus dem Mund dieses kräftigen und tüchtigen jungen Mannes zu vernehmen. »Ich weiß nicht, was Ihr meint.«

»Über das Feenvolk.« Der Mann aus Falshire betrachtete ihn mit ernstem Gesicht. »Vielleicht dachtet Ihr, ich wollte mich lustig machen oder ließe es an Achtung fehlen. Seht, ich fürchte die *Friedlichen* wie jeder fromme Ädonit, aber ich weiß auch, daß sie mächtige Freunde sein können. Wenn Ihr sie also herbeirufen könnt, dann tut es. Wir brauchen jede Hilfe, die wir bekommen können.« Simon schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Macht über sie, Freosel – nicht die geringste. Ihr wißt nicht, wie sie sind.«

»Nein, das weiß ich wirklich nicht. Aber wenn sie Eure Freunde sind, so erklärt ihnen, daß unsere Lage verzweifelt ist. Das ist alles, was ich sagen wollte.« Er drehte sich um und hastete den Weg hinauf, um den Prinzen

und die anderen einzuholen.

Sludig, der sitzengeblieben war, verzog das Gesicht. »Die Sithi herbeirufen. Ha! Leichter wäre es, dem Wind zu pfeifen.«

Simon nickte traurig. »Aber wir brauchen wirklich Hilfe, Sludig.«

»Du bist zu vertrauensselig, Junge. Wir bedeuten den Sithi wenig. Ich glaube nicht, daß wir Jiriki wiedersehen werden.« Er runzelte die Stirn über Simons Miene. »Außerdem haben wir unsere Schwerter, unseren Verstand und unsere Herzen.« Er hockte sich vor die Flammen und wärmte seine Hände. »Gott gibt dem Menschen, was er verdient, nicht mehr und nicht weniger.« Gleich darauf richtete er sich unruhig wieder auf. »Wenn der Prinz keinen Wert auf mich legt, suche ich mir jetzt einen Schlafplatz. Morgen wird es blutiger hergehen als heute.« Er nickte Simon, Binabik und Strangyeard zu und trottete zur Barrikade hinunter. Die Kette an seinem Schwertgurt klirrte leise.

Simon sah ihm nach. Er fragte sich, ob Sludig mit seiner Meinung über die Sithi wohl recht hätte, und war traurig, weil dieser Gedanke ein Gefühl von Verlust in ihm aufsteigen ließ.

»Der Rimmersmann ist zornig.« Der Archivar schien sich über seine eigenen Worte zu wundern. »Ich meine … das heißt … ich kenne ihn natürlich kaum…«

»Und doch ist mein Gedanke, daß Ihr die Wahrheit sprecht, Strangyeard.« Binabik sah auf das Stück Holz hinunter, an dem er geschnitzt hatte. »Manche gibt es, die keinen Gefallen daran finden, unter anderen zu stehen, vor allem dann nicht, wenn es nicht immer so war. Sludig ist ausgewählt worden, eine Reise zu machen und große Beute heimwärts zu bringen, nun aber streitet er wieder als Soldat ohne Roß.« Die Worte des Trolls klangen nachdenklich, und sein Gesicht war bekümmert, als teile er den Schmerz des Rimmersmannes. »Furcht habe ich um ihn, daß er mit diesem Gefühl im Herzen kämpft. Seit unserer Fahrt in den Norden teilen wir Freundschaft, aber nachdem wir an diesen Ort hier kamen, scheint er mir düster und traurig von Herzen.«

Schweigen, nur vom Knistern der Flammen unterbrochen, senkte sich über die kleine Schar.

»Und was ist mit dem, was er gesagt hat?« meinte Simon plötzlich. »Stimmt das?«

Binabik schaute ihn fragend an. »Wovon sprichst du, Simon? Über die Sithi?«

»Nein. Er hat gesagt: ›Gott gibt dem Menschen, was er verdient, nicht

mehr und nicht weniger.‹ Ist das wahr, Vater Strangyeard?«

Mit einiger Verlegenheit wandte der Archivar den Blick ab. Sofort jedoch hob er wieder den Kopf und sah Simon in die Augen. »Nein, Simon. Ich glaube nicht, daß es wahr ist. Aber natürlich kann ich auch nicht wissen, was Gott denkt.«

»Weil meine Freunde Morgenes und Haestan ganz sicher nicht das bekamen, was sie verdienten – der eine verbrannte, den anderen zerschmetterte die Keule eines Riesen.« Simon konnte die Bitterkeit in seiner Stimme nicht unterdrücken.

»Ich glaube daran, daß Gott Pläne hat, Simon.« Der Archivar wählte seine Worte sorgfältig. »Und vielleicht verstehen wir sie einfach nicht … aber es kann auch sein, daß Gott selbst nicht immer weiß, wie sie sich entwickeln.«

»Aber Ihr Priester sagt doch immer, Gott sei allwissend.«

»Vielleicht will auch er ein paar besonders schmerzliche Dinge lieber vergessen«, antwortete Strangyeard sanft. »Wenn Ihr ewig leben und jeden Schmerz der Welt wie Euren eigenen empfinden müßtet – wenn Ihr mit jedem Soldaten sterben, mit jeder Witwe und Waise weinen, den Gram jeder Mutter über den Tod eines geliebten Kindes teilen solltet –, würdet Ihr Euch dann nicht auch nach Vergessen sehnen?«

Simon blickte in die tanzenden Flammen. *Wie die Sithi*, dachte er. *Für immer gefangen in ihrem Schmerz. Voller Sehnsucht nach einem Ende, hat Amerasu gesagt.*

Binabik schnitt ein paar neue Späne von seinem Holzstück. Es nahm langsam die ungefähre Gestalt eines Wolfskopfs mit spitzen Ohren und langer Schnauze an. »Wenn du mir das Fragen erlaubst, Simon-Freund, gibt es einen Grund, daß Sludigs Worte dich so heftig getroffen haben?«

Simon schüttelte den Kopf. »Ich weiß nur nicht recht, wie ich … wie ich mich verhalten soll. Diese Männer dort unten sind zu uns gekommen, um uns zu töten, darum will ich, daß sie sterben, alle, unter Qualen, schrecklich … Aber, Binabik, es ist die Erkynwache! Ich kannte sie in der Burg. Manche haben mir Zuckerzeug geschenkt oder mich auf ihr Pferd gehoben und mir gesagt, daß ich sie an ihre Söhne erinnere.«

Er spielte mit einem Stock und kratzte im aufgeweichten Boden herum. »Was ist nun richtig? Wie können sie uns, die wir ihnen nie etwas Böses getan haben, so übel mitspielen? Wenn aber der König sie dazu zwingt, warum sollten wir sie dann töten – sie können so wenig dafür wie wir?«

Binabiks Lippen kräuselte ein winziges Lächeln. »Ich bemerke, daß du

dir über die Söldner keine Sorgen bereitest – nein, sag nichts, es ist nicht nötig! Schwer ist es, Mitleid für solche zu empfinden, die für Geld nach Kriegen suchen.« Er steckte die halbfertige Schnitzerei in die Jacke und begann seinen Wanderstab zusammenzusetzen, wobei das Messer wieder im langen Griff verschwand. »Die Fragen, die du fragst, sind wichtig, aber es sind Fragen ohne Antworten. Das, so denke ich, ist, was es bedeutet, Mann oder Frau zu sein anstatt Knabenkind oder Mädchenkind: Du mußt auf Fragen, die keine wirklichen Antworten haben, deine eigene Lösung finden.« Er sah Strangyeard an. »Habt Ihr Morgenes' Buch irgendwo in der Nähe oder bewahrt Ihr es oben in der Siedlung?«

Der Archivar hatte gedankenversunken ins Feuer gestarrt. »Wie?« fragte er zurück und war plötzlich hellwach. »Das Buch, meint Ihr? O ihr himmlischen Auen, ich lasse es nie von meiner Seite! Wie könnte ich es irgendwo unbewacht zurücklassen!« Er warf Simon einen scheuen Blick zu. »Natürlich gehört es nicht mir – bitte glaubt nicht, ich hätte Eure Freundlichkeit, es mich lesen zu lassen, vergessen, Simon. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie wundervoll es ist, sich an Morgenes' Worten zu freuen.«

Simon empfand beim Gedanken an Morgenes ein beinahe angenehmes Bedauern. Er vermißte den guten, alten Mann schmerzlich. »Es gehört auch nicht mir, Vater Strangyeard. Er hat es mir nur zum Aufheben gegeben, damit kluge Leute wie Ihr und Binabik es lesen können.« Er lächelte beklommen. »Ich glaube, das ist es, was ich jetzt langsam lerne – daß mir nichts wirklich gehört. Eine Zeit lang habe ich angenommen, *Dorn* sei für mich bestimmt, aber inzwischen bin ich anderer Ansicht. Ich habe verschiedene Dinge bekommen, aber keines von ihnen war wirklich das, wofür ich es gehalten habe. Darum freue ich mich, wenn jemand aus Morgenes' Schriften Nutzen zieht.«

»Diesen Nutzen ziehen wir alle.« Binabik lächelte zurück, aber sein Ton war ernst. »Morgenes hat für diese dunkle Zeit geplant – für uns alle.«

»Nur einen Moment.« Strangyeard rappelte sich auf und kam gleich darauf mit einem Sack zurück, dessen Inhalt – ein Buch Ädon, einen Schal, einen Wasserschlauch, ein paar kleine Münzen und verschiedenen Krimskrams – er vor lauter Eifer, an das Manuskript heranzukommen, das sich am Boden verkeilt hatte, erst einmal versehentlich auf der Erde verteilte. »Da ist es«, verkündete er triumphierend und hielt wieder inne. »Warum habe ich es eigentlich gesucht?«

»Weil ich Euch gefragt habe, ob Ihr es hättet«, erklärte Binabik. »Es gibt

eine Stelle darin, von der ich glaube, daß sie Simon ungemein interessant finden wird.«

Er nahm von Strangyeard das Manuskript entgegen und durchblätterte es mit vorsichtiger Sorgfalt. Stirnrunzelnd versuchte er im unsicheren Schein des Lagerfeuers die Buchstaben zu entziffern. Es sah aus, als würde er längere Zeit dazu brauchen, darum stand Simon auf, um seine Blase zu leeren. Der Hangwind war eiskalt, und der weiße See unter ihm, den er durch eine Lücke in den Bäumen sehen konnte, schien ein Ort für Gespenster. Als Simon wieder ans Feuer trat, zitterte er.

»Hier, ich habe es gefunden.« Binabik wedelte mit dem Blatt. »Würdest du vorziehen, es selbst zu lesen, oder soll ich es dir vorlesen?«

Simon grinste über den Eifer des Trolls. »Du liest mir doch so gern etwas vor. Fang nur an.«

»Es ist ja nur zum Vorteil deiner Erziehung«, entgegnete Binabik mit geheuchelter Strenge. »Also hör zu, was Morgenes schreibt:

> *Tatsächlich war der Streit darüber, wer nun der größte Ritter der Ädonheit sei, lange Jahre Anlaß zahlreicher Auseinandersetzungen sowohl in den Gängen der Sancellanischen Ädonitis zu Nabban als auch in den Schenken von Erkynland und Hernystir. Man könnte kaum behaupten, daß Camaris irgendeinem anderen Mann unterlegen gewesen sei, aber er schien so wenig Freude am Kämpfen zu finden, daß es den Eindruck erweckte, der Krieg bedeute ihm eine Art Buße, die eigene große Gewandtheit eine Form von Strafe. Oft, wenn die Ehre ihn zwang, an Turnieren teilzunehmen, versteckte er den Eisvogel Helmschmuck seines Hauses unter einer Verkleidung, damit seine Gegner nicht vor lauter Ehrfurcht den Kampf aufgaben. Bekannt ist auch, daß er sich selbst die erstaunlichsten Einschränkungen auferlegte, indem er zum Beispiel nur mit der linken Hand focht, nicht aus Tollkühnheit, sondern – so glaube ich wenigstens – aus dem sehnlichen Wunsch heraus, endlich irgendwo, irgendwann von einem anderen besiegt zu werden, der ihm die Last, Osten Ards hervorragendster Ritter zu sein, von den Schultern nehmen würde, damit er nicht länger das Angriffsziel jedes betrunkenen Streithahns und die Inspiration aller Balladendichter zu sein brauchte. Selbst die Priester der Mutter Kirche waren sich darin einig, daß er beim Kampf in der Schlacht seine bewunderungswürdige Bescheidenheit und die Barmherzigkeit*

gegenüber dem besiegten Feind fast allzu weit trieb, als sehne er sich nach einer ehrenhaften Niederlage, ja, sogar nach dem Tod. Seine Waffentaten, von denen ganz Osten Ard der Länge und der Breite nach erzählte, waren Camaris beinahe peinlich.

Nachdem Tallistro von Perdruin im ersten Thrithing-Krieg durch einen Hinterhalt umgekommen war – ein Verrat, den fast so viele Lieder berühmt gemacht haben, wie es sie von Camaris' Heldentaten gibt –, blieb nur noch Johan selbst als möglicher Rivale um Camaris' Titel als größtem Krieger der Ädonheit übrig. Allerdings wäre wohl niemand auf den Gedanken gekommen, daß selbst Priester Johan, so mächtig er auch war, Herrn Camaris im offenen Kampf besiegen könnte; und nach der Schlacht von Nerulagh, in der sie einander zum ersten Mal begegnet waren, vermied es Camaris sorgfältig, auch nur einen Übungskampf mit Johan auszufechten, um das empfindliche Gleichgewicht ihrer Freundschaft nicht zu stören. Doch während Camaris' Begabung ihm eine schwere Last bedeutete und das Führen von Kriegen – selbst solchen, die die Mutter Kirche gebilligt und, könnten manche sagen, gelegentlich sogar geschürt hatte – für Nabbans größten Ritter eine Prüfung und einen Quell des Kummers darstellte, war Priester Johan ein Mann, der nirgends glücklicher schien als auf dem Schlachtfeld. Er war nicht etwa grausam; keinem unterlegenen Gegner erwies er etwas anderes als Gerechtigkeit, ausgenommen den Sithi, die er mit einer ganz persönlichen, heftigen Abneigung verfolgte und so lange jagte, bis sie fast völlig aus den Augen der Menschheit verschwanden. Doch weil manche dagegenhalten, Sithi seien keine Menschen und hätten keine Seelen – ein Glaube, den ich nicht teile –, könnte man zumindest sagen, daß alle menschlichen Feinde Johans so behandelt wurden, wie es selbst von den gewissenhaftesten Männern der Kirche als gerecht und barmherzig anerkannt werden mußte. Seinen Untertanen, sogar den heidnischen Hernystiri, war Johan ein großmütiger König. Nur wenn man den Teppich des Krieges vor ihm ausbreitete, verwandelte er sich in eine gefährliche Waffe. So kam es, daß die Mutter Kirche, in deren Namen er seine Eroberungen vollbrachte, ihm aus Dankbarkeit und vielleicht aus einer gewissen leisen Furcht heraus – den Namen ›Das Schwert des Herrn‹ gab.

So ging der Streit damals, und so geht er noch heute: Wer war der Größere von beiden? Camaris, der geschickteste Schwertkämpfer

seit Menschengedenken? Oder Johan, kaum weniger geschickt, aber ein Führer von Menschen und selbst ein Mensch, der einen gerechten und frommen Krieg freudig begrüßte?«

Binabik räusperte sich. »Und während er nun von diesem noch immer andauernden Streit erzählt, fährt Morgenes noch mehrere Seiten damit fort, seine eigene Meinung über diese Frage zu erläutern, die damals von großer Wichtigkeit war oder von der man zumindest glaubte, sie sei wichtig.«

»Also tötete Camaris besser als König Johan, tat es aber weniger gern?« fragte Simon. »Warum ließ er es dann nicht bleiben? Warum wurde er kein Mönch oder Einsiedler?«

»Ah, aber das genau ist der Kernpunkt dessen, nach dem du vorhin gefragt hast, Simon«, erklärte Binabik, die dunklen Augen eindringlich auf seinen Freund gerichtet. »Das ist, weshalb das Schreiben großer Denker uns anderen in unserem eigenen Denken von solchem Hilfsreichtum ist. Hier hat Morgenes die Worte und Namen anders gewählt, aber seine Frage ist die gleiche wie deine: Ist es richtig zu töten, wenn es dein Gebieter oder dein Heimatland oder deine Kirche von dir verlangen? Und ist es besser, zu töten, aber es nicht gern zu tun, als lieber gar nicht zu töten, dann aber vielleicht böse Dinge zu sehen, die denen geschehen, die man liebt?«

»Gibt Morgenes darauf eine Antwort?«

»Nein.« Binabik schüttelte den Kopf. »Wie ich sagte – der Weise weiß, daß diese Fragen keine wirklichen Antworten besitzen. Das Leben besteht aus solchen Überlegungen und den Antworten, die jeder einzelne für sich selbst findet.«

»Ich möchte nur einmal, Binabik, daß du mir sagst, es gebe auf irgend *etwas* eine Antwort. Ich habe das viele Grübeln satt.«

Der Troll lachte. »Die Strafe für das Geborenwerden … nein, das ist vielleicht zu viel. Die Strafe für das wirklich lebendig Sein – das wäre richtig. Willkommen, Simon, in der Welt derer, die jeden Tag aufs neue dazu verdammt sind, nachzudenken und sich Fragen zu stellen und es nie mit Genauigkeit zu wissen.«

Simon schnaubte. »Vielen Dank.«

»Ja, Simon.« In Strangyeards Stimme lag ein sonderbarer, düsterer Ernst. »Willkommen. Ich bete, daß Ihr eines Tages froh sein werdet, daß Eure Entscheidungen Euch nicht leicht fielen.«

»Wie kann das möglich sein?«

Strangyeard schüttelte den Kopf. »Vergebt mir, wenn ich rede, wie alte Männer reden, Simon, aber … Ihr werdet sehen.«

Simon erhob sich. »Na schön. Nachdem Ihr dafür gesorgt habt, daß sich in meinem Kopf alles dreht, werde ich Sludigs Beispiel folgen – mich angewidert entfernen und zu schlafen versuchen.« Er legte Binabik die Hand auf die Schulter und sagte zu dem Archivar, der gerade ehrfürchtig Morgenes' Buch in seinen Sack zurücklegte: »Gute Nacht, Vater Strangyeard. Gehabt Euch wohl.« Und zu dem Troll: »Gute Nacht, Binabik.«

»Gute Nacht, Simon-Freund.«

Auf dem Weg zu seinem Schlafplatz hörte er, wie der Troll und der Priester sich leise unterhielten. Das Bewußtsein, daß Leute wie sie wachten, ließ ihn sich ein wenig sicherer fühlen.

In den letzten Minuten vor Tagesanbruch fand Deornoth nichts mehr zu tun. Er hatte zu wiederholten Malen sein Schwert geschärft. Er hatte mehrere abgerissene Buckel wieder an seiner Brünne befestigt, was harte, die Finger verkrampfende Arbeit mit einem Pfriem erforderte. Dann hatte er mühsam den Schlamm von seinen Stiefeln gekratzt. Jetzt mußte er entweder bis auf die Fußlappen barfuß bleiben – ein Zustand von allergrößter Kälte –, bis es Zeit war, auf das Eis zurückzukehren, oder die Stiefel wieder anziehen und sich nicht vom Fleck rühren. Ein einziger Schritt durch den Schlammpfuhl, der sich Lager nannte, und seine sorgfältige Arbeit war ebenfalls ruiniert. Der Untergrund würde übel genug sein, ohne daß schlüpfriger Morast an den Sohlen ihn noch schlimmer machte.

Der Himmel wurde allmählich hell. Deornoth hörte einige seiner Männer leise singen. Bis gestern hatte er noch neben keinem von ihnen gekämpft. Kein Zweifel, sie waren ein elender Haufen; manche hatten nie zuvor ein Schwert in der Hand gehabt, und von denen, die sich damit auskannten, waren viele so alt, daß sie zu Hause auf ihren Höfen schon lange nicht mehr unter die jährliche Musterung fielen. Aber wenn es darum ging, im Kampf die Heimat zu verteidigen, konnte selbst der mildeste Bauer zu einem Feind werden, vor dem man sich in acht nehmen mußte, und dieser nackte Fels bedeutete inzwischen die Heimat für viele. Unter der Führung der wenigen, die schon einmal mit der Waffe gedient hatten, schlugen Deornoths Männer sich tapfer – erstaunlich tapfer. Er wünschte nur, er hätte ihnen eine bessere Belohnung dafür bieten können als das Gemetzel,

das ihnen heute drohte.

Er hörte das Schmatzen von Pferdehufen im Schlamm. Das gedämpfte Murmeln der Männer verstummte. Als er sich umdrehte, sah er eine kleine Gruppe von Männern den Weg hinabreiten, der sich durch das Lager zog. Voran ritt eine hohe, schlanke Gestalt auf einem kastanienroten Hengst; ihr Mantel blähte sich im frischen Wind. Josua war endlich bereit. Seufzend stand Deornoth auf, winkte seinen Männern und griff nach seinen Stiefeln. Die Zeit zum Grübeln war vorbei. Noch immer unbeschuht, den unvermeidlichen Augenblick vor sich herschiebend, machte er sich auf zu seinem Prinzen.

In den Kämpfen des zweiten Tages gab es anfangs kaum Überraschungen. Das Ringen war so blutig, wie Sludig es vorausgesagt hatte – Brust gegen Brust, Klinge gegen Klinge. Schon in der Mitte des Morgens war das Eis rot geronnen, und die Raben schmausten am Rand der Gefechte.

Die Überlebenden der Schlacht gaben ihr später viele Namen. Bei Josua und seinen engsten Getreuen hieß sie die Belagerung des Sesuad'ra. Die Hauptleute von Fengbalds erkynländischen Truppen sprachen vom Stefflodtal, die Thrithing-Söldner von der Schlacht am Stein. Aber für die meisten, die sich daran erinnerten – und kaum einer tat es ohne Schaudern –, war der Name, der die meisten Geister heraufbeschwor, ein anderer: *Der gläserne See.*

Den ganzen Vormittag wogte die Schlacht auf dem eisigen Burggraben des Sees hin und her. Zuerst erzielte die eine, dann die andere Seite einen kurzzeitigen Vorteil. Die Erkynwache, die sich ihrer schwachen Leistung am Vortag schämte, griff anfangs so heftig an, daß die Verteidiger des Steins zu den eigenen Barrikaden zurückweichen mußten. Vielleicht wären sie, überwältigt von der Übermacht, schon aufgerieben worden, wäre nicht Josua auf dem feurigen Vinyafod hervorgesprengt, in seinem Gefolge eine kleine Schar von Hotvigs Thrithing-Reitern. Sie richteten soviel Schaden in den Flanken des königlichen Heeres an, daß dieses den bereits erreichten Vorteil nicht voll ausnutzen konnte.

Die von Freosel und anderen Verteidigern nachts eingesammelten Pfeile flogen vom Hang auf die Angreifer herunter, und die Erkynwache in ihren grünen Uniformen mußte sich außer Schußweite zurückziehen und warten, bis die Geschosse verbraucht waren. Auf einem freien Stück Eisfläche mitten auf dem See ritt Herzog Fengbald hin und her, schwang sein

Schwert und fuchtelte mit der freien Hand.

Wieder griffen seine Truppen an, aber die Verteidiger waren darauf vorbereitet, und die Welle der berittenen Erkynwachen brach sich an den großen Baumstammwällen. Vom Hang herunter machte ein Trupp einen Ausfall, durchbrach die grüne Linie und stieß tief in die Mitte von Fengbalds Kriegern vor. Der Trupp war nicht stark genug, das Heer des Herzogs zu spalten, aber selbst nachdem man ihn unter schweren Verlusten zurückgeschlagen hatte, war deutlich zu erkennen, daß Deornoths bäuerliche Kämpen neue Entschlußkraft gewonnen hatten. Sie wußten jetzt, daß sie als fast Gleichwertige auf diesem Feld kämpfen konnten, und zeigten unmißverständlich, daß sie den Schwertern des Königs ihre Heimat nicht ohne schweren Blutzoll ausliefern würden.

Die Sonne erreichte die Spitzen der Baumgrenze. Das Morgenlicht hatte die andere Talseite gerade erst erhellt. Über dem Eis lag bereits wieder dichter Nebel. Im trüben Licht wurde der Kampf immer verzweifelter, als sich die Männer nicht nur gegeneinander, sondern auch gegen das trügerische Schlachtfeld zur Wehr setzen mußten. Beide Seiten schienen entschlossen, bis zum Ende dieses Tages zu einem Abschluß zu kommen und eine Entscheidung herbeizuführen. Nach der Anzahl der reglosen Gestalten, die schon jetzt kreuz und quer über den gefrorenen See verstreut lagen, konnte es kaum einen Zweifel geben, daß bis zum Nachmittag nur noch wenige Verteidiger des Sesuad'ra übrig sein würden, um den Widerstand aufrechtzuhalten.

Was Simon betraf, so hatte er schon in der ersten Stunde nach dem Heraufdämmern des Morgens Camaris, Priester Johan und sogar Gott vollständig vergessen. Er fühlte sich wie ein Boot in schwerem Sturm, nur daß die Wellen, die ihn zu verschlingen drohten, Gesichter und scharfe Klingen trugen. Heute gab es keinen Versuch mehr, die Trolle zunächst in Reserve zu halten. Josua war überzeugt, Fengbald würde seine Männer so lange gegen die Verteidiger des Sesuad'ra vorrücken lassen, bis kein Gegner mehr übrig war; darum hatte es wenig Sinn, noch Überraschungen zu versuchen. Es gab keine geordneten Schlachtreihen mehr, nur noch Reste von Einsatzbefehlen, zerfetzten Bannern und fernen Hörnern. Die feindlichen Heere stürmten aufeinander los, prallten zusammen und klammerten sich aneinander wie Ertrinkende, nur um loszulassen und sich kurze Zeit auszuruhen, bevor der nächste Ansturm erfolgte. Die Leichen der Gefallenen ließen sie auf dem dunstigen See liegen.

Als der Angriff der Erkynländer die Verteidiger gegen ihre Barrikaden zurückdrängte, hatte Simon gesehen, wie der Trollhirte Snenneq von der Lanze einer Erkynwache aufgespießt worden war. Der Mann hob den Troll aus dem Sattel seines Widders und nagelte ihn an einen der Baumstämme der Barrikade. Obwohl nicht zu übersehen war, daß der Troll tot war oder zumindest im Sterben lag, riß der gepanzerte Wachsoldat seine Waffe heraus und durchbohrte den kleinen, vom Wall herabgleitenden Körper ein zweites Mal, wobei er die Lanze drehte, als töte er ein Insekt. Simon, außer sich vor Wut, spornte Heimfinderin durch eine Lücke im Getümmel und schwang mit aller Kraft sein Schwert. Er schlug dem Wachsoldaten den Kopf fast gänzlich ab. Der Mann stürzte vom Pferd und fiel auf das Eis des Sees. Aus seinem Hals schoß ein blutiger Springbrunnen. Simon bückte sich und griff nach Snenneqs Felljacke. Er hob den Troll mit einer Hand vom Boden auf, ohne das Gewicht auch nur zu spüren. Der Kopf des Trolls wackelte, die braunen Augen starrten blicklos. Simon drückte die kleine, stämmige Gestalt an sich, ohne auf das Blut zu achten, das seine Hose und den Sattel tränkte.

Irgendwann später fand er sich am Rand der Schlacht wieder. Snenneqs Körper war verschwunden. Simon wußte nicht, ob er ihn hingelegt oder fallengelassen hatte; er sah nur das verblüffte, ängstliche Gesicht des toten Trolls vor sich. Auf den Lippen und zwischen den Zähnen des kleinen Mannes war Blut gewesen.

Simon merkte, daß es leicht war zu hassen, wenn man nicht nachdachte. Wenn er die Gesichter der Feinde nur als blasse Flecken unter den Helmen sah, ihre aufgerissenen Münder nur als grausige schwarze Löcher, fiel es ihm leicht, auf sie zuzureiten und aus Leibeskräften auf sie einzuschlagen, um die knotigen Köpfe und fuchtelnden Glieder vom Körper zu trennen, bis die verhaßten Ungeheuer tot waren. Er entdeckte auch, daß das Überleben leicht war, wenn man keine Angst vor dem Sterben hatte, und die hatte er in diesem Augenblick nicht mehr; es war, als sei alle seine Furcht zu Asche verbrannt. Zudem schien es, als hätten die Männer, gegen die er ritt, obwohl sie im Gegensatz zu ihm geübte Krieger waren, viele von ihnen in zahlreichen Schlachten erprobt, Angst vor seinen hartnäckigen Angriffen. Er schwang sein Schwert ohne Pause, und jeder Schlag kam so hart oder noch härter als der vorhergehende. Wenn die anderen ihre Waffen hoben, schlug er auf ihre Arme und Hände.

Wichen sie zurück, damit er zu weit ausholte und das Gleichgewicht verlor, trieb er Heimfinderin voll in ihre Flanken und drosch auf sie ein,

wie Ruben der Bär einst in den Ställen des Hochhorsts auf das rotglühende Metall eingehämmert hatte. Und früher oder später, das sah Simon, trat Furcht in ihre Augen, deren Weiß in den Tiefen ihrer Helme blitzte. Früher oder später begannen sie sich zurückzuziehen, aber Simon ließ nicht von ihnen ab, stach und hieb, bis sie flohen oder fielen. Dann holte er tief Luft, hörte kaum etwas anderes als den unbegreiflich schnellen Trommelschlag seines Herzens und wartete, bis die Wut ihm neue Kraft schenkte und er weiterritt, um ein neues Opfer zu suchen, auf das er einhacken konnte.

Blut spritzte und schwebte sekundenlang wie roter Nebel um ihn her. Pferde stürzten mit krampfhaft zuckenden Beinen. Das Tosen der Schlacht war so laut, daß man es fast schon nicht mehr hörte. Während er sich seinen Weg durch das Gemetzel bahnte, spürte Simon, wie seine Arme zu Eisen wurden, starr und hart wie die Klinge in seiner Hand; er hatte kein Pferd mehr, sondern nur noch vier starke Beine, die ihn hinbrachten, wohin er wollte. Er war rot besprüht, zum Teil von seinem eigenen Blut, aber in seiner Brust fühlte er nur Feuer und einen krampfhaften Drang, die Ungeheuer zu vernichten, die ihm seine neue Heimat rauben und seine Freunde abschlachten wollten.

Er wußte es nicht, aber sein Gesicht unter dem Helm war tränennaß.

Endlich war es, als hebe sich ein Vorhang und lasse Licht in die dunkle Zelle von Simons viehischen Gedanken dringen. Er hielt reglos irgendwo mitten auf dem See, und jemand rief seinen Namen.

»Simon!« Die Stimme war hoch und klang fremd. Einen Moment lang wußte er nicht recht, wo er sich befand. »Simon!« rief es wieder.

Er sah nach unten und suchte die Stimme, aber der Fußsoldat, der zusammengekrümmt vor ihm lag, würde nie mehr jemanden rufen. Simons grausige Stumpfheit löste sich ein wenig. Die Leiche gehörte einem von Fengbalds Soldaten. Simon wandte sich ab, um das schlaffe Gesicht des Mannes nicht länger betrachten zu müssen.

»Simon, komm!« Es war Sisqi, die mit zwei anderen Trollen auf ihn zukam. Als er Heimfinderin herumschwenkte, um den Ankömmlingen entgegenzureiten, begegnete sein Blick unwillkürlich den gelben Augen der Reitwidder mit ihren senkrecht stehenden Pupillen. Was mochten sie denken? Was mußten Tiere von solchen Dingen halten?

»Sisqi.« Er blinzelte. »Was ist?«

»Komm, komm schnell!« Sie wies mit dem Speer auf eine den Barrikaden näherliegende Stelle. Noch immer tobte der Kampf, und

obwohl Simon seine Augen anstrengte, war ihm klar, daß er jemanden wie den alten Jarnauga gebraucht hätte, um in dem Chaos Einzelheiten auszumachen.

»Was gibt es?«

»Hilf deinem Freund! Dem Crohuck! Komm!«

Simon stieß Heimfinderin die Absätze in die Rippen und folgte den Trollen, die geschickt ihre Widder wendeten. Mit unsicheren Schritten trottete Heimfinderin über die schlüpfrige Eisdecke. Simon wußte, daß das Pferd müde war, todmüde. Arme Heimfinderin! Er sollte anhalten und ihr Wasser geben … sie schlafen lassen … schlafen … In seinem Kopf hämmerte es, und sein rechter Arm fühlte sich an wie von Keulen zerschlagen.

Bei Ädons Barmherzigkeit, was habe ich getan? Was habe ich heute alles getan?

Die Trolle führten ihn dorthin zurück, wo die Schlacht am dichtesten war. Überall waren die Männer erschöpft bis zur Unbesonnenheit, Sklaven von den südlichen Inseln ähnlich, wie man sie früher zum Kampf in die Arenen des alten Nabban geschickt hatte. Feinde schienen einander zu stützen, während sie zuschlugen, und das Waffengeklirr hatte einen schmerzvollen, mißtönenden Klang, als läuteten hundert geborstene Glocken.

Eine Gruppe von Thrithing-Söldnern hatte Sludig und ein paar andere Verteidiger umzingelt. Der Rimmersmann stand mit einer Axt in jeder Hand da. Sein Pferd hatte er verloren, doch während er noch einen festen Halt auf dem Eis suchte, gelang es ihm, gleich zwei narbige Thrithing-Männer in Schach zu halten. Simon und die Trolle näherten sich, so schnell der Untergrund es zuließ, um Sludigs Angreifer von hinten zu überfallen. Obwohl Simons steifgewordenem Arm kein sauberer Hieb gelingen wollte, traf seine Klinge das Pferd des einen Thrithing-Reiters in der Nähe des ungeschützten Schwanzes, so daß es sich unvermittelt aufbäumte. Der Reiter stürzte krachend auf das Eis, wo sich Sludigs Kameraden schnell und tödlich seiner annahmen. Der Rimmersmann benutzte das rutschende, reiterlose Pferd als Schild gegen den zweiten Feind, bis er es schaffte, den Fuß in den Bügel zu setzen und aufzusteigen. Gerade noch rechtzeitig, um den Schlag des Krummschwertes abzuwehren, den sein Gegner nach ihm führte, hob er eine seiner Äxte. Noch zweimal prallten die Waffen aufeinander, bis Sludig mit unartikuliertem Gebrüll dem Mann mit der einen Axt das Schwert aus der Hand hebelte und die andere Axt in seinem

Kopf begrub. Sie durchschlug den steifen Lederhelm wie eine Eierschale. Sludig stemmte den Stiefel gegen die Brust des Gegners und riß seine Axt aus dessen Kopf. Der Söldner sackte über dem Hals seines Pferdes zusammen und rutschte dann schwer zu Boden.

Simon schrie Sludig etwas zu und fuhr dann hastig herum, als eine neue Welle des Kampfes ein reiterloses Pferd herantrieb, das hart gegen Heimfinderins Schulter stieß und ihn fast aus dem Sattel warf. Er klammerte sich an die Zügel, richtete sich auf und trat nach dem völlig verängstigten Tier, das laut wiehernd Halt auf dem Eis suchte. Schließlich stolperte es weiter.

Der Rimmersmann starrte Simon einen Augenblick an, als wisse er nicht, wer er sei. Sein gelber Bart war voller Blutstropfen, der Kettenpanzer an mehreren Stellen gebrochen und zerrissen.

»Wo ist Deornoth?«

»Ich weiß nicht! Ich bin gerade erst gekommen!« Simon hielt sich mit den Knien fest und hob sich in Heimfinderins Sattel, um in die Runde spähen zu können.

»Sie hatten ihn abgeschnitten.« Auch Sludig richtete sich in den Bügeln auf. »Dort! Ich sehe seinen Mantel!« Er deutete auf eine Ansammlung von Thrithing-Männern in der Nähe, zwischen denen etwas Blaues aufleuchtete. »Los!« Er trieb das Söldnerpferd an. Das Tier, dessen Hufe nicht mit Eisendornen versehen waren, rutschte und schlingerte.

Simon rief nach Sisqi und ihren Freunden, die gelassen dabei waren, verwundete Thrithing-Krieger mit ihren Speeren zu erledigen. Die Tochter des *Hirten* und der *Jägerin* bellte ihren Gefährten etwas auf qanuc zu, und alle setzten sich hinter Simon und Sludig in Trab.

Über ihnen hatte der Himmel sich dunkel verfärbt. Wolken verdeckten die Sonne. Plötzlich war die Luft voll wirbelnder kleiner Schneeflocken. Der Nebel schien auch wieder dichter zu werden. Simon kam es vor, als sehe er im dunklen Meer der kämpfenden Männer, nicht weit von Sludig, etwas Rotes aufblitzen.

War das etwa Fengbald? Hier, mitten im Getümmel? Simon konnte kaum glauben, daß der Herzog ein solches Risiko eingehen würde, wenn Übermacht und Kampferfahrung auf seiner Seite standen.

Aber nur einen kurzen Augenblick konnte Simon über diese unwahrscheinliche Möglichkeit nachdenken, bevor Sludig sich mitten unter die Thrithing-Männer gestürzt hatte und wahllos mit beiden Äxten auf sie einhieb. Obwohl zwei Männer verwundet vor ihm zu Boden sanken

und so eine Gasse für den Rimmersmann öffneten, sah Simon, daß andere die Lücke zu füllen begannen, einige davon noch zu Pferde. Sludig würde umzingelt werden.

Simons Gefühl der Unwirklichkeit wurde immer stärker. Was tat er hier? Er war doch kein Soldat? Es war Wahnsinn. Aber was blieb ihm anderes übrig? Man verletzte und tötete seine Freunde. Er mußte sie verteidigen. Er trieb das Pferd an und schlug auf die bärtigen Söldner ein. Jetzt spürte er freilich jeden Hieb im ganzen Arm, ein Schmerz wie ein feuriges Messer, das durch die Schultern bis in den Schädel stach. Hinter sich hörte er die seltsam jappenden Schreie Sisqis und ihrer Qanuc, dann war er plötzlich durch die Reihe der Krieger hindurch.

Sludig war vom Pferd gestiegen und kniete neben einem Mann, dessen Mantel die Farbe des frühen Abendhimmels zeigte. Es war Deornoth. Sein Gesicht war sehr blaß. Neben Josuas Ritter lag, halb vom blauen Mantel bedeckt, ein ungewöhnlich muskulöser Thrithing-Mann auf dem Rücken und starrte mit leerem Blick und blutverkrusteten Lippen hinauf zum Wolkenhimmel. Mit der geschärften Klarheit eines Menschen, der kurz vor dem Wahnsinn steht, beobachtete Simon eine Schneeflocke, die herabschwebte und auf dem geöffneten Auge des Söldners liegenblieb.

»Es ist ihr Anführer«, schrie Sludig durch den Lärm. »Deornoth hat ihn getötet.«

»Aber was ist mit Deornoth? Lebt er?«

Sludig bemühte sich bereits, den Ritter vom Eis zu heben. Simon schaute sich um, ob ihnen von irgendwoher Gefahr drohe; aber die Söldner waren schon an eine andere Stelle des sich ständig wandelnden Chaos gelockt worden. Simon stieg sofort ab und half Sludig, Deornoth in den Sattel zu heben. Dann kletterte der Rimmersmann auf das Pferd und hielt den Ritter, der hin- und herfiel wie eine schlecht gestopfte Puppe, mit den Armen vor sich fest.

»Übel«, sagte Sludig. »Es geht ihm übel. Wir müssen ihn hinter die Barrikade schaffen.«

Er trabte voran. Sisqi und die beiden anderen Trolle folgten ihm. Der Rimmersmann lenkte sein Pferd in einem weiten Bogen um das Kampfgeschehen herum, dem äußersten Rand des Gemetzels zu, an dem es weniger heftig zuging.

Simon konnte nur, an Heimfinderins Flanke gelehnt, keuchend stehenbleiben. Er sah auf Sludigs Rücken und Deornoths schlaffes Gesicht, das an der Schulter des Rimmersmanns schwankte. Schlimmer konnte es

nicht mehr kommen. Jiriki und seine Sithi ließen sie im Stich. Gott hatte sich nicht entschieden, die Gerechten zu retten. Wenn man nur diesen ganzen alptraumhaften Tag fortwünschen könnte! Simon schauderte. Fast kam es ihm vor, als brauchte er nur die Augen zu schließen und alles wäre verschwunden, er würde in seinem Bett im Dienstbotenflügel des Hochhorsts aufwachen und sehen, wie draußen die Frühjahrssonne über die steinernen Bodenplatten wanderte…

Er schüttelte den Kopf und zog sich mühselig wieder in den Sattel. Seine Beine zitterten. Er trieb Heimfinderin an. Zu müßigen Gedanken war jetzt keine Zeit. Keine Zeit.

Wieder blitzte es rot auf, gerade rechts von ihm. Er drehte sich um und sah einen Mann im Scharlachmantel, der auf einem weißen Roß saß. Der Helm des Reiters trug silberne Schwingen.

Fengbald!

Langsam, als sei das Eis unter den Hufen seines Pferdes zu klebrigem Honig geronnen, zügelte Simon Heimfinderin und lenkte sie auf den Gepanzerten zu. Das mußte doch ein Traum sein? Der Herzog hielt hinter einer kleinen Gruppe seiner Erkynwachen, aber seine ganze Aufmerksamkeit schien einem Kampf zu gelten, der sich unmittelbar vor ihm abspielte. Simon, der ganz außen stand, hatte freie Bahn. Er gab Heimfinderin die Sporen.

Als er näherkam, jetzt immer schneller, schien der Silberhelm vor seinen Augen größer zu werden und blendete ihn selbst im trüben Licht. Scharlachmantel und blanker Kettenpanzer hoben sich wie eine Wunde von der verschwommenen Dunkelheit der fernen Bäume ab.

Simon schrie, aber der Mann drehte sich nicht um. Er rammte Heimfinderin die Stiefeleisen in die Seiten. Das Pferd schnaubte und trabte schneller; Schaum flockte von seinen Lippen. »Fengbald!« schrie Simon noch einmal, und jetzt endlich schien der Herzog ihn zu hören. Der geschlossene Helm drehte sich nach Simon um, der Augenschlitz war leer und verriet nichts. Mit einer Hand hob der Herzog das Schwert und zerrte an den Zügeln, um sein Pferd auf den Angreifer zuzuwenden. Er kam Simon langsam vor, so langsam, als bewege er sich unter Wasser, als sei auch er in einem Alptraum gefangen.

Unter seinem Helm fletschte Simon die Zähne. Ein Alptraum, nun gut. Diesmal wollte er Fengbalds Alptraum sein. Weit holte er mit dem Schwert aus und fühlte, wie seine Schultermuskeln hervortraten und sich spannten. Heimfinderin machte einen Satz auf den Herzog zu. Simon schwang mit

beiden Händen das Schwert. Mit bebendem Aufprall, der Simon fast rückwärts aus dem Sattel warf, traf es die Klinge des Herzogs. Etwas gab nach. Als Simon an seinem Gegner vorbei war und sich wieder im Sattel zurechtgesetzt hatte, schwenkte er Heimfinderin in vorsichtigem Halbkreis herum. Fengbald war vom Pferd gefallen, Simon hatte ihm das Schwert aus der Hand geprellt. Der Herzog lag auf dem Rücken und versuchte mühsam aufzustehen.

Simon sprang aus dem Sattel, rutschte sofort aus und fiel nach vorn. Er landete schmerzhaft auf Ellenbogen und Knien, kroch jedoch weiter zu der Stelle, an der der Herzog noch immer um sein Gleichgewicht rang. Simon richtete sich auf die Knie auf und schlug mit der flachen Klinge, so hart er konnte, auf den glänzenden Helm des anderen. Der Herzog sank zurück, die Arme so weit ausgebreitet wie die Flügel des silbernen Falken auf seinem Waffenrock. Simon warf sich über ihn und setzte sich auf seine Brust. Er, Simon, hatte Herzog Fengbald niedergeworfen! Hatten sie nun gesiegt? Keuchend warf er einen raschen Blick in die Runde, aber niemand schien etwas bemerkt zu haben. Genausowenig gab es Anzeichen dafür, daß der Kampf beendet war – noch immer schlugen auf dem ganzen See Männer aufeinander ein. Hatte er etwa die Schlacht gewonnen, ohne daß es einer Menschenseele aufgefallen war?

Simon zog sein Qanuc-Messer aus der Scheide und preßte es Fengbald an den Hals. Dann griff er nach dem Helm des Herzogs und schaffte es endlich auch, ihn herunterzuziehen, wobei er sich wenig darum kümmerte, ob er dem Besitzer dabei weh tat. Er warf den Helm beiseite. Die Silberschwingen drehten sich auf dem Eis. Simon beugte sich vor.

Sein Gefangener war ein Mann in mittleren Jahren, kahl, wo er nicht grau war. Dem blutigen Mund fehlte ein Großteil der Zähne. Es war nicht Fengbald.

»Bei Gottes blutigem Baum!« fluchte Simon. Die Welt um ihn her brach zusammen. Nichts war so, wie es schien. Er starrte auf den Waffenrock und den nur wenige Zoll entfernt liegenden Helm mit den Falkenschwingen. Kein Zweifel, sie gehörten Fengbald. Aber der Mann war nicht der Herzog.

»Überlistet!« stöhnte Simon. »Bei Gott, man hat uns hereingelegt wie Kinder.« In seinem Magen bildete sich ein kalter Klumpen. »Bei Ädons Mutter – wo ist Fengbald?«

Weit im Westen von Osten Ard, fern von den Sorgen der Verteidiger des

Sesuad'ra, strömte aus einer Öffnung in den Hängen des Grianspog-Gebirges ein kleiner Zug von Menschen wie eine Schar aus dem Käfig gelassener weißer Mäuse. Wer aus den düsteren Tunneln ins Freie trat, blieb stehen und blinzelte mit kleinen Augen ins Gleißen des Schnees.

Verwirrt drängten sich die Hernystiri, insgesamt nur wenige Hundert, die meisten davon Frauen, Kinder und alte Männer, auf dem Felsplateau vor der Höhle zusammen. Maegwin spürte, daß ihnen der geringste Anlaß genügen würde, sofort in die Sicherheit des Berginneren zurückzukehren. Es war ein Augenblick der Entscheidung. Maegwin hatte viel Mühe und ihre ganze Überredungskunst darauf verwendet, ihr Volk zu dieser Reise zu bewegen, einem Unternehmen, das doch von vornherein zum Scheitern verurteilt zu sein schien.

Ihr Götter unserer Vorfahren, dachte sie, *Brynioch und Rhynn, wo ist unser Rückgrat geblieben?* Allein Diawen, die mit wie bei einer rituellen Handlung erhobenen Armen tief die kalte Luft einsog, schien zu verstehen, wie ruhmvoll dieser Marsch war. Der Ausdruck im gefurchten Gesicht des alten Craobhan ließ keinen Zweifel offen, was er von solcher Torheit hielt.

Der Rest ihrer Untertanen schien vor allem Angst zu haben und nach einem Vorzeichen, irgendeinem Vorwand, Ausschau zu halten, um schnellstens den Rückweg anzutreten.

Sie brauchten einen Ansporn, das war alles. Die Menschen fürchteten sich, so zu leben, wie ihre Gottheiten es von ihnen wünschten – die Verantwortung war mehr, als die meisten auf sich nehmen wollten. Maegwin holte tief Atem.

»Große Tage liegen vor uns, Volk von Hernystir!« rief sie laut. »Die Götter wollen, daß wir die Berge verlassen und uns unseren Feinden stellen – den Feinden, die uns Haus und Hof, Rinder, Schweine und Schafe genommen haben. Vergeßt nicht, wer ihr seid! Kommt mit mir!«

Als erste betrat sie den Pfad. Langsam und unwillig schlossen ihre Leute sich an. Sie schnatterten vor Kälte, obwohl sie ihre wärmsten Kleidungsstücke trugen. Viele Kinder weinten.

»Arnoran!« rief Maegwin. Der Harfner, der ein kleines Stück zurückgeblieben war – vielleicht in der Hoffnung, so weit hinter ihr gehen zu können, daß man es nicht bemerkte, wenn er schließlich fehlte –, stemmte sich gegen den Druck des Windes und kam zu ihr. »Ja, Herrin?«

»Geht an meiner Seite«, befahl Maegwin. Arnoran warf einen Blick auf die schneeglatte Bergwand, die lotrecht neben dem schmalen Pfad abfiel, und wandte eilig die Augen ab. »Ich möchte, daß Ihr ein Lied für uns

spielt«, erklärte Maegwin.

»Was für ein Lied, Prinzessin?«

»Etwas, das jeder kennt. Etwas, das Mut macht.« Sie ging weiter und überlegte dabei. Arnoran schaute unruhig auf seine Füße. »Spielt uns ›Die Lilie vom Cuimnhe‹.«

»Ja, Herrin.« Arnoran hob die Harfe und suchte die ersten Akkorde, die er mehrmals durchspielte, damit die erstarrten Finger warm wurden. Dann begann er von neuem und spielte so laut, daß die hinter ihm Gehenden ihn gut hören konnten. Seine Stimme übertönte den Wind, der über den Hang strich und die Bäume zauste, und erst einzeln, dann in Gruppen fielen andere von Maegwins Schar in die Verse des bekannten Liedes ein.

»*Die Hernysadharc-Rose schön,*
so rot wie Blut, so weiß wie Schnee,
die lasse ungepflückt ich stehn,
ein andres Ziel ich vor mir seh.

Am Inniscrich die Veilchen sind
so dunkel wie die frühe Nacht;
ich laß sie wehn im schwarzen Wind,
ich lieb die helle, lichte Pracht.

Bei Abaingeat Maßliebchen blühn
wie Sternenglanz am Himmelszelt.
Blüht nur auf dunklem Weidengrün!
Ich bleib nicht hier, mich ruft die Welt.

Die allerschönste Blume blüht,
wo sanft der Fluß vorüberzieht,
und ihr allein folgt stets mein Lied:
der Lilie vom Cuimnhe.

Und ob der Winterwind auch weht,
der Baum verdorrt und blattlos steht,
ich weiß, daß meine Liebe glüht
zur Lilie vom Cuimnhe…«

Bis zum Kehrreim, »Die allerschönste Blume blüht«, hatten Dutzende

eingestimmt. Der Schritt der marschierenden Füße schien schneller zu werden und sich dem Rhythmus des alten Liedes anzupassen. Die Stimmen von Maegwins Volk wurden lauter, bis sie stärker waren als der Wind – und seltsam, der Wind ließ nach, als gestehe er seine Niederlage ein.

Die Letzten von Hernystir hatten ihre Zuflucht im Gebirge verlassen; singend zogen sie hinunter ins Tal.

Auf einer schneeverwehten Felsenplatte rasteten sie und verzehrten unter der trüben, mühsam scheinenden Sonne ihr Mittagsmahl. Maegwin ging von einem zum andern und widmete sich besonders den Kindern. Zum ersten Mal seit langem fühlte sie sich glücklich und erfüllt; Lluths Tochter tat endlich, was ihre Aufgabe war. Und weil sie endlich zufrieden war, spürte sie, wie die Liebe zu ihren Hernystiri in ihr aufwallte, und ihr Volk spürte es auch. Vielleicht hatten einige der Älteren noch immer Bedenken über ein so aberwitziges Unterfangen, aber für die Kinder war es ein Riesenspaß. Lachend und kreischend folgten sie Maegwin über den Lagerplatz, bis selbst die besorgten Eltern für eine Weile die Gefahr vergaßen, die ihnen bevorstand, und ihre Zweifel beiseite schoben. Wie hätte auch die Prinzessin so voller Licht und Wahrheit sein können, stünden die Götter nicht hinter ihr?

Was Maegwin selbst betraf, so hatte sie fast alle ihre früheren Zweifel auf dem Bradach Tor zurückgelassen. Noch ehe die Mittagsstunde vorbei war, schaffte sie es, daß alle sich wieder singend auf den Weg gemacht hatten.

Endlich kamen sie am Fuß des Berges an. Die Menschen schienen neue Hoffnung zu fassen. Fast alle betraten zum ersten Mal wieder die Wiesen von Hernystir, nachdem sie die Truppen von Rimmersgard vor einem halben Jahr hinauf auf die Höhen getrieben hatten. Es war eine Rückkehr nach Hause.

Skalis erste Vorposten kamen eilig herangesprengt, als sie ein kleines Heer vom Grianspog herabsteigen sahen. So überrascht zügelten sie ihre Pferde, daß die Hufe große Pulverschneewolken aufwirbelten, als sie merkten, daß dieses Heer waffenlos war und nichts Gefährlicheres auf den Armen trug als Wickelkinder. Die Rimmersmänner, allesamt erfahrene Krieger, die Schlachtenlärm und Kampfgetümmel nicht einschüchtern konnten, starrten bestürzt auf Maegwin und ihre Schar und wußten nicht, wie sie ihnen entgegentreten sollten.

»Halt!« rief der Anführer, der unter Helm und pelzgefüttertem Mantel

kaum zu erkennen war und einen Moment lang an einen aufgeschreckten Dachs erinnerte, der aus dem Eingang zu seinem Bau blinzelt. »Wohin gehen?«

Als Maegwin hörte, wie schlecht er die Westerling-Sprache beherrschte, wurde ihr Gesicht hochmütig. »Wir gehen zu deinem Herrn, Skali von Kaldskryke.«

Die Soldaten sahen, soweit das möglich war, noch verblüffter aus.

»So viele nicht nötig für Ergeben«, erklärte der Anführer. »Sag Frauen und Kindern, hier warten. Männer mit uns kommen.«

Maegwin musterte ihn finster. »Narr. Wir kommen nicht, um uns zu ergeben. Wir kommen, um unser Land wieder in Besitz zu nehmen.«

Sie winkte. Ihr Gefolge, das angehalten hatte, während sie mit den Soldaten sprach, setzte sich wieder in Bewegung. Die Rimmersmänner schlossen sich ihnen an wie Hunde, die eine Herde unbeeindruckter und feindseliger Schafe zu treiben versuchen.

So wanderten sie durch die verschneite Wiesenlandschaft zwischen den Vorbergen und Hernysadharc. Von neuem stieg in Maegwin Zorn auf, ein Zorn, den das Hochgefühl, endlich etwas zu leisten, für eine Weile in den Hintergrund gedrängt hatte. Jetzt sah sie, wie die Äxte der Rimmersmänner Reihe um Reihe uralter Bäume gefällt hatten, Eichen, Buchen und Erlen; den Baumleichen hatte man die Rinde abgeschält und sie über den aufgerissenen Boden fortgeschleift. Skalis Krieger und ihre Pferde hatten im weiten Umkreis ihres Lagers die Erde zu gefrorenem Schlamm zerstampft, und die Asche ihrer unzähligen Feuer wehte über den grauen Schnee. Das Gesicht des Landes selbst war verwundet und voller Schmerzen. Kein Wunder, daß die Götter trauerten! Maegwin schaute sich um und sah, wie ihre eigene Wut sich in den Gesichtern ihres Gefolges spiegelte, deren wenige noch übrige Zweifel verflogen waren wie Tropfen auf einem heißen Stein. Die Götter würden diesen Ort säubern – mit ihrer Hilfe. Wie konnte jemand nicht daran glauben?

Endlich, als die Nachmittagssonne schon dick geschwollen am grauen Himmel hing, erreichten sie die ersten Häuser von Hernysadharc. Die Menge war inzwischen wesentlich größer geworden. Während des langsamen Anmarschs von Maegwins Volk hatten sich so viele Rimmersmänner aus den umliegenden Lagern eingefunden, um das sonderbare Schauspiel zu sehen, daß es den Anschein hatte, als laufe das ganze Besatzungsheer hinter ihnen drein. Zusammen fast tausend Köpfe stark nahm der vereinigte Zug seinen Weg durch die engen, gewundenen

Gassen von Hernysadharc auf das Haus des Königs zu, den Taig.

Als sie den großen, freien Platz auf der Anhöhe betraten, erwartete sie vor den riesigen Eichentüren des Taig bereits Skali von Kaldskryke. Der Rimmersmann trug seine schwarze Rüstung, als rechne er mit einem Kampf, unter dem Arm hielt er den Rabenhelm. Um ihn herum stand seine Leibwache, eine Hundertschaft grimmiger, bärtiger Krieger.

Erst jetzt verließ viele von Maegwins Leuten auf einmal der Mut. So wie Skalis Rimmersmänner selbst einen respektvollen Abstand wahrten, so wurden auch viele Hernystiri langsamer und blieben zurück.

Nur Maegwin und ein paar andere – unter ihnen der alte Craobhan, getreuer Diener zu jeder Zeit – gingen weiter. Ohne Furcht und Zögern schritt Maegwin auf den Mann zu, der ihr Vaterland erobert und grausam unterjocht hatte.

»Wer bist du, Frau?« begann Skali. Seine Stimme klang überraschend sanft, mit einem winzigen Anflug von Stottern. Maegwin hatte sie nur einmal vorher gehört, als er zum Versteck der Hernystiri im Berghang hinaufgeschrien und ihnen den verstümmelten Körper ihres Bruders als Geschenk angeboten hatte; aber dieses eine, schreckliche Mal hatte genügt – ob er schrie oder flüsterte, Maegwin kannte seine Stimme und haßte sie.

Die Nase, der Skali seinen Spitznamen verdankte, ragte hart aus einem breiten, windgegerbten Gesicht. Seine Augen waren wach und schlau. Sie fand keine Andeutung von Güte in ihren Tiefen, aber das hatte sie auch nicht erwartet.

Endlich Angesicht zu Angesicht mit dem Mann, der ihre Familie ausgerottet hatte, freute sie sich über ihre eigene eisige Ruhe. »Ich bin Maegwin«, sagte sie laut, »Tochter von Lluth-ubh-Llythinn, dem König von Hernystir.«

»Der tot ist«, versetzte Skali kurz.

»Den du getötet hast. Ich bin gekommen, um dir zu verkünden, daß deine Zeit abgelaufen ist. Du solltest dieses Land sofort verlassen, bevor die Götter von Hernystir dich bestrafen.«

Skali musterte sie scharf. Seine Wachen grinsten über den lächerlichen Auftritt, aber Scharfnase grinste nicht. »Und wenn ich mich weigere, Königstochter?«

»Die Götter werden über dein Schicksal entscheiden.« Sie sprach gelassen, obwohl der Haß in ihr kochte. »Es wird kein freundliches sein.«

Skali betrachtete sie einen Augenblick länger und gab dann seinen

Wachen ein Zeichen. »Sperrt sie alle ein. Wenn sie sich wehren, tötet die Männer zuerst.«

Die Wachen, die jetzt ganz offen lachten, begannen Maegwins Leute zu umringen. Ein Kind fing an zu weinen, andere schlossen sich an.

Als die Wachen rohe Hände an ihr Volk legten, geriet Maegwins Zuversicht ins Wanken. Wie war das möglich? Warum griffen die Götter nicht ein? Sie sah sich um, voller Erwartung, daß tödliche Blitze vom Himmel zucken oder der Erdboden sich öffnen und die Lästerer verschlingen würde. Aber nichts geschah. Außer sich vor Entsetzen suchte sie Diawens Blick, aber die Augen der Seherin waren in verzückter Hingabe geschlossen, und ihre Lippen bewegten sich lautlos.

»Nein! Rührt sie nicht an!« schrie Maegwin, als die Wachen ein paar schreiende Kinder mit den Speeren anstießen, um sie zu den übrigen zurückzutreiben. »Ihr müßt dieses Land verlassen!« rief sie mit aller Eindringlichkeit, die ihr zu Gebote stand. »Es ist der Wille der Götter!«

Aber die Rimmersmänner kümmerten sich nicht um sie. Maegwins Herz pochte, als wolle es bersten. Was war das alles? Warum hatten die Götter sie verraten? Konnte es ein unverständlicher Streich sein, den man ihr gespielt hatte?

»Brynioch!« schrie sie. »Murhagh Einarm! Wo seid ihr?«

Aber der Himmel gab keine Antwort.

Durch die Baumwipfel sickerte das frühe Morgenlicht und lag leise schimmernd auf den bröckelnden Steinen. Der Trupp aus fünfzig Berittenen und doppelt so vielen Fußsoldaten bewegte sich an einer weiteren eingestürzten Mauer vorbei, einem gefährlichen Stapel verwitterter, schneeüberpuderter Blöcke, in leuchtender Rosenfarbe und glänzendem Lavendelblau glasiert und lebendiger wirkend, als es bloßen Steinen anstand. Stumm zogen die Männer vorüber und schlugen dann den Weg bergab ein, der zum vereisten See führte. Die weiße Fläche mit den blauen und grauen Streifen hing zwischen den Bäumen am äußersten Rand wie eine aufgespannte Malerleinwand.

Helfgrim, der Oberbürgermeister, drehte den Kopf, um sich nach den Ruinen umzuschauen, was ihm mit seinen an den Sattelknopf gefesselten Händen schwerfiel.

»Das ist sie also«, sagte er leise. »Die Stadt der Feen.«

»Ich brauche dich vielleicht, damit du uns den Weg zeigst«, fuhr

Fengbald ihn an, »aber das heißt nicht, daß ich dir nicht trotzdem den Arm brechen kann. Ich will kein Wort mehr von ›Feenstädten‹ hören.«

Die Andeutung eines Lächelns kräuselte Helfgrims verkniffene Lippen.

»Es wäre schade, so nah an einem Ort wie diesem zu sein und keinen Blick darauf zu werfen, Herzog Fengbald.«

»Blick, soviel du willst, aber halt den Mund.« Fengbald sah die berittenen Soldaten so giftig an, als sollten sie es nur wagen, Helfgrims Interesse zu teilen.

Am Ufer des gefrorenen Sees angekommen, blickte Fengbald auf und strich sich das offene schwarze Haar aus dem Gesicht. »Ah. Die Wolken werden dichter. Gut.« Er sah Helfgrim an. »Natürlich wäre es am besten gewesen, das alles im Dunkeln zu erledigen, aber ich bin nicht so töricht, mich darauf zu verlassen, daß ein Tattergreis wie du nachts den Weg findet. Außerdem müßten Lesdraka und die übrigen inzwischen auf der anderen Seite des Berges soviel Wirbel machen, daß Josua eine ganze Weile damit beschäftigt ist.«

»Bestimmt.« Helfgrim sah den Herzog aufmerksam an. »Herr, könnten meine Töchter nicht wenigstens neben mir reiten?«

Fengbald betrachtete ihn mißtrauisch. »Warum?«

Der alte Mann zögerte einen Augenblick. »Es fällt mir schwer, es auszusprechen, Herr. Ich traue Eurem Wort, bitte glaubt mir das. Aber ich fürchte, daß Eure Männer – nun ja, wenn Ihr sie nicht mehr unter Euren Augen habt, Herzog Fengbald, könnten sie … Unheil anrichten.«

Der Herzog lachte. »Du wirst doch wohl nicht für die Tugend deiner Töchter fürchten, Alter? Wenn ich mich nicht sehr irre, liegen ihre Jungfrauentage schon lange hinter ihnen.«

Helfgrim konnte ein Zusammenzucken nicht verbergen. »Dennoch, Herr, wäre es eine Freundlichkeit, die einem Vater das Herz erleichtert.«

Fengbald überlegte einen Moment und pfiff dann seinem Pagen. »Isaak, sag den Wachen, die die Frauen bei sich haben, sie sollten sich mehr in meiner Nähe halten. Nicht, daß es keine Ehre für sie wäre, wenn man sie auffordert, neben ihrem Lehnsherrn zu reiten«, fügte er für die Ohren des alten Mannes hinzu.

Der junge Isaak, der sehnlich zu wünschen schien, er dürfte überhaupt irgendwo reiten, verneigte sich und trampelte den Morastweg wieder hinauf.

Kurze Zeit später erschienen die beiden Wachsoldaten. Helfgrims

Töchter waren nicht gefesselt, saßen jedoch vor den gepanzerten Reitern im Sattel, Hyrkabräuten nicht unähnlich, die, so erzählte man sich in den Städten, oft bei mitternächtlichen Überfällen geraubt und einfach fortgeschleppt wurden, quer über den Sätteln ihrer Entführer hängend wie Mehlsäcke.

»Geht es euch gut, Töchter?« fragte Helfgrim. Die jüngere der beiden, die geweint hatte, wischte sich mit dem Mantelsaum die Augen trocken und versuchte ein tapferes Lächeln.

»Ja, Vater.«

»Das freut mich. Darum keine Tränen, mein kleines Kaninchen. Sei wie deine Schwester. Es gibt nichts zu fürchten. Ihr wißt, Herzog Fengbald ist ein Mann, der sein Wort hält.«

»Ja, Vater.«

Der Herzog lächelte wohlwollend. Er wußte, was für ein Mann er war, doch fand er es angenehm, daß das gemeine Volk es ebenfalls wußte.

Als die vordersten Pferde auf das Eis traten, wurde der Wind stärker. Fengbald fluchte, als sein Roß ausrutschte und die Beine spreizen mußte, um nicht zu fallen.

»Auch wenn ich keine anderen Gründe hätte«, zischte er, »würde ich Josua schon deshalb umbringen, weil ich ihm in diesen gottverlassenen Winkel folgen mußte.«

»Der Weg ist weit, Herzog Fengbald, wenn man Eurem langen Arm entfliehen will«, meinte Helfgrim.

»Kein Weg ist weit genug.«

Um die Nordflanke des großen Felsens stob Schnee, fast waagrecht im heftigen Wind. Fengbald kniff die Augen zusammen und zog sich die Kapuze über die Ohren. »Sind wir bald da?«

Auch Helfgrim spähte aus schmalen Augen über das Eis und nickte dann. Er deutete auf einen dunkleren Klumpen vor ihnen. »Dort drüben liegt der Fuß des Berges, Herr«, sagte er und fuhr fort, in das Schneegestöber zu starren.

Fengbald lächelte. »Du machst einen recht finsteren Eindruck«, rief er durch das Brausen des Windes. »Traust du meinen Worten etwa immer noch nicht?«

Helfgrim sah auf seine gefesselten Hände und biß sich auf die Lippen, bevor er antwortete. »Doch, Herzog Fengbald, aber Ihr werdet verstehen, daß es mich hart ankommt, Menschen zu verraten, die gut zu mir waren.«

Der Herzog winkte den ersten Reitern. »Du hast es nur getan, um deine Töchter zu retten – gewiß ein edler Beweggrund. Zudem war Josua ohnehin zum Scheitern verurteilt. Du bist an seinem Untergang ebensowenig schuld wie der Wurm, der die Leiche frißt, an ihrem Tod schuld ist.« Er grinste, erfreut über seine Formulierung. »Nicht schuldiger als ein Wurm, verstehst du?«

Helfgrim blickte auf. Seine faltige Haut, fleckig vom Schnee, wirkte grau. »Vielleicht habt Ihr recht, Herzog Fengbald.«

Vor ihnen ragte der Berg auf wie ein warnend erhobener Finger. Sie waren nur noch wenige hundert Ellen vom Rand des Eises entfernt, als Helfgrim mit dem Kopf ein neues Zeichen gab.

»Dort liegt der Weg, Herzog Fengbald.«

Obwohl sie nicht weit entfernt waren und gute Sicht hatten, war die schmale Lücke im Pflanzenwuchs kaum zu erkennen. Immerhin sah Fengbald genug, um zu wissen, daß Helfgrim die Wahrheit gesagt hatte.

»Nun denn«, begann der Herzog, als plötzlich eine Stimme vom Hang herüberscholl.

»Halt, Fengbald! Hier kommt Ihr nicht weiter!«

Erstaunt zügelte der Herzog sein Pferd. An der Mündung des Pfades war eine kleine Gruppe schattenhafter Gestalten erschienen. Eine hielt die hohlen Hände an den Mund und rief: »Reitet zurück, Fengbald, reitet zurück und verlaßt diesen Ort. Kehrt heim nach Erkynland, und wir lassen Euch das Leben.«

Jäh fuhr der Herzog herum und versetzte Helfgrim einen Schlag auf den Schädel. Der alte Mann schwankte und wäre gestürzt, wenn ihn nicht die gefesselten Hände im Sattel gehalten hätten. »Verräter! Du hast gesagt, es stünden nur wenige Wachen dort!«

Helfgrims Gesicht erschlaffte vor Furcht. Fengbalds Finger standen als rotes Mal auf seiner blassen Wange. »Ich habe nicht gelogen, Herr. Seht, es sind nur ein paar Mann.«

Fengbald winkte seinen Männern, stehenzubleiben, ritt ein kleines Stück vor und blickte hinüber zu den Verteidigern.

»Ich sehe nur eine Handvoll von euch«, rief er ihnen zu, »wie wollt ihr uns aufhalten?«

Der dem Rand des Eises am nächsten stehende Mann trat vor. »Wir *werden* Euch aufhalten, Fengbald. Dafür geben wir unser Leben und mehr.«

»Also gut.« Der Herzog hatte offenbar entschieden, daß es sich doch nur um große Worte handelte. »Dann könnt ihr euch beeilen und mir die Dinge geben.« Er hob den Arm, um seinen Kriegern das Signal zum Vorrücken zu geben.

»Halt!« rief der Mann. »Verdammt sollt Ihr sein! Ich gebe Euch eine letzte Gelegenheit! Ich weiß, daß Ihr mein Gesicht nicht erkennt, wie aber steht es mit meinem Namen? Ich bin Freosel, Freobeorns Sohn.«

»Was kümmert mich das, Wahnsinniger!« schrie Fengbald. »Du bedeutest mir gar nichts!«

»Und ebensowenig bedeuteten Euch meine Frau und meine Kinder, mein Vater und meine Mutter und alle die anderen, die Ihr ermordet habt!« Die stämmige Gestalt und ihre Begleiter hatten inzwischen das Eis betreten. Zusammen waren es weniger als ein Dutzend. »Ihr habt halb Falshire verbrannt, Ihr Bastard von einem Hurensohn! Jetzt müßt Ihr dafür bezahlen.«

»Genug.« Fengbald drehte sich um und winkte seinen Männern, sich in Bewegung zu setzen. »Los, räuchert mir diese Verrückten aus! Zerstört das Rattennest!«

Freosel und seine Kameraden hatten sich gebückt und etwas aufgehoben, das auf den ersten Blick wie Äxte, Schwerter oder andere Waffen zu ihrer Verteidigung aussah. Gleich darauf aber, während seine Männer ihre rutschenden Gäule an ihm vorbeizulenken begannen, erkannte Fengbald erstaunt, daß die Verteidiger des Berges schwere Holzhämmer schwangen. Freosel war der erste, der seinen Schlegel niedersausen ließ und auf das Eis einschlug, als wolle er seine ohnmächtige Wut an ihm auslassen. Rechts und links von ihm folgten seine Kameraden seinem Beispiel.

»Was tun sie da?« brüllte Fengbald. Seine vordersten Soldaten waren immer noch gut hundert Ellen vom Ufer des Sesuad'ra entfernt. »Sind Josuas Leute alle vor Hunger verrückt geworden?«

»Sie töten Euch«, antwortete neben ihm eine ruhige Stimme.

Der Herzog fuhr herum. An seiner Seite hielt Helfgrim, noch immer am Sattel seines Pferdes festgebunden. Seine Töchter und ihre Bewacher warteten ganz in der Nähe. Die Soldaten blickten halb erregt, halb verwirrt auf das Geschehen.

»Was schwatzt du da?« fauchte Fengbald und hob das Schwert, als wollte er dem alten Oberbürgermeister den Kopf abschlagen. Bevor er ihm jedoch auch nur einen Schritt näherkommen konnte, ertönte ein grausiges, ohrenbetäubendes Krachen, als splitterten Riesenknochen. Sekunden später

wiederholte sich das Geräusch. Am vordersten Rand von Fengbalds Truppen hörte man den plötzlichen Aufschrei von Männerstimmen und, noch viel entsetzlicher, das fast menschliche Kreischen verängstigter Pferde.

»Was geht dort vor?« rief der Herzog und versuchte, an dem Gedränge seiner Berittenen vorbeizusehen.

»Sie haben das Eis für Euch vorbereitet, Fengbald. Ich selbst half bei der Planung. Denn seht, auch wir stammen aus Falshire.« Helfgrim sprach gerade so laut, daß man ihn über den Wind hören konnte. »Mein Bruder war Oberbürgermeister dort, wie Ihr sofort gewußt hättet, wenn Ihr je zu einem anderen Zweck bei uns gewesen wärt, als um unser Brot, unser Gold und sogar unsere jungen Frauen für Euer Bett zu rauben. Ihr werdet doch wohl nicht gedacht haben, wir würden danebenstehen und zuschauen, wie Ihr die wenigen von uns, die damals Eurer Grausamkeit entrannen, auch noch ermordetet?« Ein neues, nervenzerreißendes Krachen. Plötzlich schäumte nur wenige Meter vor dem Oberbürgermeister und dem Herzog schwarzes Wasser aus einer Spalte, wo eben noch Eis gewesen war. Um die Öffnung herum splitterten weitere Schollen und brachen ein; zwei Reiter stürzten kopfüber in die Tiefe. Einen einzigen Augenblick schlugen sie noch um sich, dann zog die Finsternis sie hinab.

»Aber du wirst auch sterben, Elender!« schrie Fengbald und trieb erneut sein Pferd auf den Alten zu.

»Natürlich. Mir ist es genug, daß meine Töchter und ich die anderen rächen – ihre Seelen werden uns willkommen heißen.« Helfgrim lächelte, ein kaltes Lächeln ohne einen Funken Fröhlichkeit.

Jäh wurde Fengbald zur Seite geworfen. Unter ihm explodierte der weiße Boden und schnappte auf wie ein Drachenmaul. Gleich darauf war das Roß des Herzogs verschwunden. Er selbst klammerte sich an eine zerklüftete Eisscholle, die gefährlich schaukelte. Stiefel und Hose steckten bereits im eisigen Wasser.

»Hilfe!« kreischte er.

Es war ein unheimliches Bild. Helfgrim und seine Töchter saßen noch immer aufrecht auf ihren angstvoll schnaubenden Pferden, kaum ein paar Ellen entfernt. Die beiden Wachen waren abgesprungen und versuchten über die noch geschlossenen Teile der Eisfläche in den Schutz des großen Felsens zu entkommen. Mit weit aufgerissenen Augen, ihre Todesangst mühsam beherrschend, starrten die beiden Frauen auf den Herzog. »Zu spät für Euch, Fengbald«, sagte Helfgrim. Sekunden später brach mit

plötzlichem Mahlen und Knirschen das ganze Eisstück, auf dem die drei mit ihren Pferden gestanden hatten, auseinander und versank im aufgewühlten dunklen Wasser. Der Oberbürgermeister und seine Töchter verschwanden lautlos wie vom Morgenläuten verscheuchte Geister.

»Hilfe!« brüllte Fengbald, dessen Finger von der Eisscholle abzugleiten begannen. Er geriet ins Rutschen, und die Eiswand, an die er sich geklammert hatte, kippte langsam um. Ein Ende hob sich immer höher in den grauen Himmel, während das andere, an dem der Herzog hing, erbarmungslos in die Tiefe tauchte. Fengbald traten die Augen aus dem Kopf. »Nein! Ich kann nicht sterben! Ich kann nicht!«

Die gezackte Eisscholle, jetzt fast senkrecht, verlor das Gleichgewicht und stürzte um. Noch einmal reckte sich der Handschuh des Herzogs in die Luft. Dann war nichts mehr zu sehen.

Maegwin schaute in die Sonne. Zweifel nagte an ihrem Herzen und ließ schwarzen Schmerz in alle Glieder ausstrahlen. Ringsum trieben Skalis Rimmersmänner ihr Volk zusammen, stachen mit den Speerspitzen nach ihm, scheuchten es vor sich her wie eine Viehherde..

»Götter unseres Volkes!« In ihrer Kehle brach die Stimme. »Rettet uns! Ihr habt es versprochen!«

Lachend, die Hände in den Gürtel geschoben, kam Skali Scharfnase auf sie zu. »Deine Götter sind tot, Mädchen. Wie dein Vater. Wie dein Königreich. Aber vielleicht habe ich noch Verwendung für dich.« Maegwin konnte seinen Gestank riechen, den stechenden, fauligen Geruch überalterten Wildbrets. »Du bist nicht hübsch, *Haja*, aber du hast lange Beine … und mir gefallen lange Beine. Besser, als die Hure meiner Männer zu sein, oder nicht?«

Maegwin trat einen Schritt zurück und hob die Arme, als wollte sie einen Schlag abwehren. Bevor sie etwas sagen konnte, zerriß der Klang eines fernen Horns die Luft. Skali und einige seiner Männer drehten sich überrascht um. Wieder erklang das Horn, jetzt lauter, klar und schrill und voller Kraft. Es spielte eine Kaskade von Tönen, die weit über den Taig und die Felder von Hernysadharc hallten. Maegwins Augen wurden groß.

Zuerst war es nur ein Flimmern, ein wogender Schimmer von Osten her. Ein Brausen von Hufen, wie ein Fluß nach heftigem Regen. Skalis Männer rannten nach den Helmen, die sie verächtlich zur Seite geworfen hatten, als sie sahen, welche Sorte Kämpfer Maegwin begleiteten. Skali schrie nach seinem Pferd.

Es war ein Heer, begriff Maegwin. Nein, es war ein Traum, ein fleischgewordener, auf den verschneiten Wiesen entfesselter Traum. Endlich kamen sie!

Noch einmal das Horn. Mit unglaublicher Schnelligkeit donnerten die Reiter auf Hernysadharc zu. Ihre Rüstungen glänzten in allen Farben des Regenbogens – himmelblau, rubinrot, laubgrün, orangegelb und purpurlila wie Nebel bei Sonnenuntergang. Sie hörte sie im Reiten singen, ein hohes, helles Klagen wie von einem Chor wundersam musikalischer Vögel. Es konnten hundert Reiter sein und auch zehntausend; Maegwin vermochte es nicht einmal zu raten, denn der herrliche Schrecken ihres Kommens war so groß, daß man sie nicht lange anschauen konnte. Sie verströmten Farben, Töne und Licht, als habe die Welt einen Riß bekommen, durch den der Stoff hervorquoll, aus dem die Träume sind.

Abermals erscholl das Horn. Maegwin, plötzlich ganz allein, stolperte auf den Taig zu und dachte nicht einmal daran, daß sie zum erstenmal, seit Skali ihr Volk vertrieben hatte, diese hölzernen Wände berührte. Die bestürzten Rimmersmänner hatten sich am Hang unterhalb der großen Halle ihres Vaters zusammengedrängt, wo sie in ungeordneten Haufen aufeinander einschrien und versuchten, ihre Pferde dem unheimlichen Feind entgegenzulenken. Von neuem vernahm man das Horn des herannahenden Heeres; viele andere Hörner fielen jetzt ein.

Die Götter sind da! Maegwin blieb in der Tür stehen, um alles zu beobachten. Endlich war der Höhepunkt aller Qualen und Hoffnungen erreicht, kamen sie, auf die sie gewartet hatte, lodernd über die verschneiten Felder, um ihr Volk zu retten. Die Götter! Die Götter! Sie hatte die Götter geholt!

Im Innern des Taigs klirrten Waffen. Weitere von Skalis Männern rannten heraus, stülpten im Laufen die Helme auf und schnallten Schwertgurte um. Einer von ihnen rempelte Maegwin an, so daß sie gegen einen zweiten prallte, der die gepanzerte Faust hob und ihr wuchtig auf den Kopf schlug.

Sofort verschwand Maegwins Welt.

Es war Binabik, der Simon schließlich entdeckte, gemeinsam mit Sisqi, die ihm suchen half. Aber eigentlich war es Qantaqa, deren Nase in all dem Wahnsinn rund um den Sesuad'ra den richtigen Geruch herausfand.

Simon saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Eis. Neben ihm lag eine reglose Gestalt in Fengbalds Rüstung. Vor ihm stand Heimfinderin,

zitternd im grausamen Wind, das Maul dicht an Simons Ohr. Qantaqa kratzte mit der Pfote am Bein des jungen Mannes und gab sanfte Töne von sich, während sie auf ihren Herrn wartete.

»Simon!« Binabik rannte über die zerschrammte Eisfläche auf ihn zu. Überall lagen Leichen, aber der Troll würdigte sie keines Blicks. »Bist du verletzt?«

Simon hob langsam den Kopf. Seine Kehle war so rauh, daß er kaum noch flüstern konnte. »Binabik? Was gibt es?«

»Bist du heil, Simon?« Der kleine Mann trat näher und untersuchte seinen Freund. Dann sagte er: »Du hast viele Wunden. Wir müssen dich zurückbringen.«

»Was gibt es?« fragte Simon wieder. Binabik zog an seinen Schultern und versuchte ihm beim Aufstehen zu helfen, aber Simon schien nicht die Kraft dazu zu haben. Sisqi kam und stellte sich neben ihn, falls Binabik ihre Hilfe brauchte.

»Wir haben gesiegt«, erklärte der Troll. »Der Preis, den wir zahlten, ist hoch. Aber Fengbald ist tot.«

»Nein.« Ein Ausdruck der Betroffenheit huschte über Simons müdes Gesicht. »Er war es nicht. Es war ein anderer.«

Binabik warf einen schnellen Blick auf den Toten neben Simon. »Ich weiß, Freund. Es ist eine andere Stelle, an der Fengbald gestorben ist, ein Tod voller Grauen, und nicht allein für ihn. Aber komm nun. Du brauchst ein Feuer und Essen und ein wenig Versorgung für deine Wunden.«

Während er sich von dem kleinen Mann auf die Füße helfen ließ, stieß Simon ein so schmerzliches Stöhnen aus, daß das hohle Geräusch Binabiks Miene noch besorgter machte. Der junge Krieger hinkte ein paar Schritte vorwärts, blieb dann stehen und hielt sich an Heimfinderins Zügel fest. »Ich komme nicht in den Sattel«, murmelte er traurig.

»Dann lauf, wenn du es vermagst«, antwortete Binabik. »Mit Langsamkeit. Sisqi und ich werden bei dir bleiben.«

Wiederum angeführt von Qantaqa, kehrten sie um und stapften auf den Stein des Abschieds zu, dessen Gipfel im rosigen Licht der untergehenden Sonne leuchtete. Über dem eisigen See hing Nebel, der schon wieder dichter wurde, und überall hüpften die Raben herum und flatterten von einem Leichnam zum anderen wie kleine schwarze Dämonen.

»O Gott«, sagte Simon, »ich möchte nach Hause.«

Binabik schüttelte nur den Kopf.

XVI
Fackeln im Schlamm

»Halt.« Cadrachs Stimme war nicht lauter als ein Flüstern, die Anspannung darin jedoch nicht zu überhören. »Sofort anhalten.«

Isgrimnur stieß die Stange nach unten, bis sie den schlammigen Flußgrund berührte und das Boot zum Halten brachte. Sanft trieb es zurück ins Schilf. »Was ist los, Mann?« fragte der Herzog gereizt. »Wir haben ein dutzendmal über alles gesprochen. Jetzt ist es Zeit zum Handeln.«

Im Bug des Bootes strich der alte Camaris mit den Fingern über einen langen Speer, den Isgrimnur aus einem starren Sumpfrohr geschnitten hatte. Der Speer war dünn und leicht, die Spitze an einem Stein gewetzt und scharf wie der Dolch eines Meuchelmörders. Wie gewöhnlich schien der alte Ritter die Gespräche seiner Begleiter nicht zu beachten. Er wog den Speer in der Hand und stieß langsam versuchsweise zu. Die Spitze glitt tief in das stille Wasser.

Cadrach holte bebend Atem. Miriamel dachte, daß er aussah, als würde er gleich in Tränen ausbrechen. »Ich kann nicht mitkommen.«

»Ihr könnt nicht?« Isgrimnur schrie fast. »Was soll das heißen, Ihr könnt nicht? Es war Eure Idee, bis zum Morgen zu warten und dann erst in das Nest einzudringen! Was redet Ihr!«

Der Mönch schüttelte den Kopf und konnte dem Herzog nicht in die Augen sehen. »Ich habe die ganze Nacht versucht, mir Mut zu machen. Ich habe den ganzen Morgen gebetet, jawohl, ich!« Er warf einen Blick voll düsterer Ironie auf Miriamel. »Ich! Aber ich kann es trotzdem nicht. Ich bin ein Feigling, und ich kann nicht … dort hineingehen.«

Miriamel legte ihm die Hand auf die Schulter. »Auch nicht, um Tiamak zu retten?« Sie berührte ihn so sanft, als sei der Mönch plötzlich zu zerbrechlichem Glas geworden. »Und nicht einmal, um uns selbst zu retten? Denn ohne Tiamak kommt vielleicht keiner von uns hier heraus.«

Cadrach begrub das Gesicht in den Händen. Eine Spur von Miriamels altem Mißtrauen wollte in ihr aufsteigen. Spielte der Mönch ihnen etwas

vor? Was konnte er im Schilde führen?

»Möge Gott mir vergeben, Herrin«, stöhnte er, »aber ich bringe es nicht über mich, in dieses Loch voller Ungeheuer zu steigen. *Ich kann es nicht.*« Er schauderte zusammen, eine krampfhafte, unwillkürliche Bewegung, von der Miriamel nicht glauben konnte, daß er sie nur vortäuschte. »Ich habe auf das Recht, ein Mann genannt zu werden, schon lange verzichtet«, erklärte er durch die vor seinem Gesicht gespreizten Finger. »Mir liegt nicht einmal etwas an meinem Leben, Ihr könnt es mir glauben. Aber ich – kann – nicht – mitkommen.«

Isgrimnur knurrte in ohnmächtiger Wut. »Also gut, verdammt. Ihr seid für mich erledigt. Ich hätte Euch bei unserer ersten Begegnung den Schädel einschlagen sollen, wie ich es damals wollte.« Er schaute auf Miriamel. »Ich hätte es mir nicht von Euch ausreden lassen sollen.« Dann richtete er einen verächtlichen Blick auf Cadrach und fügte hinzu: »Ein Entführer, ein Säufer und auch noch ein Feigling.«

»Ja, wahrscheinlich hättet Ihr mich schon bei erster Gelegenheit beseitigen sollen«, stimmte Cadrach tonlos zu. »Aber ich versichere Euch, daß es auch jetzt noch besser ist, Ihr tut es sofort und hier, als mich in dieses Schlammnest zu treiben. Ich will und kann dort nicht hineingehen.«

»Aber warum, Cadrach?« fragte Miriamel. »Warum könnt Ihr es nicht?«

Er sah sie an. Die eingesunkenen Augen und das von der Sonne gerötete Gesicht schienen um Verständnis zu flehen, aber das grimmige Lächeln verriet, daß er keines erwartete. »Es ist mir einfach nicht möglich, Herrin. Es … es erinnert mich an einen Ort, an dem ich früher einmal war.« Wieder schauderte er.

»Was für einen Ort?« bohrte sie, aber Cadrach gab keine Antwort. »Ädon am heiligen *Baum*!« fluchte Isgrimnur. »Und was nun?«

Miriamel betrachtete das wehende Schilf, das sie noch vor den Augen des ein paar hundert Ellen weiter flußaufwärts liegenden Ghant-Nestes verbarg. Das schlammige Ufer dahinter roch nach Ebbe. Sie rümpfte seufzend die Nase. Ja – was nun?

Sie hatten erst spät am gestrigen Abend überhaupt einen Plan fassen können. Es war sehr wahrscheinlich, daß Tiamak bereits nicht mehr lebte; das machte die Entscheidung noch schwerer. Obwohl keiner von ihnen es offen aussprechen mochte, bestand das deutliche Gefühl, daß es vermutlich am besten war, einfach weiterzufahren und darauf zu hoffen, daß der Wranna, den sie in Tiamaks Boot gefunden hatten, sich weit genug erholte,

um sie zu führen. Wenn das nicht ging, gab es vielleicht doch noch einen anderen Sumpfbewohner, der ihnen helfen würde, einen Weg aus dem Wran zu finden. Allerdings hatten sie sich bei der Vorstellung, Tiamak im Stich zu lassen, nicht sonderlich wohl gefühlt, obwohl es die bei weitem ungefährlichste Lösung war; aber der Gedanke an das, was sie tun mußten, um herauszufinden, ob er noch lebte, und ihn gegebenenfalls zu retten, war entsetzlich.

Trotzdem hatte Miriamel sich erleichtert gefühlt, als Isgrimnur schließlich erklärte, Tiamak einfach seinem Schicksal zu überantworten, sei unädonitisch. Sie hatte nicht fliehen wollen, ohne zumindest den Versuch zu unternehmen, den Wranna zu befreien, auch wenn es ihr bei dem Gedanken, das Nest zu betreten, kalt über den Rücken lief. Und außerdem, erinnerte sie sich selbst, hatte sie in den letzten Monaten Dinge gesehen, die mindestens genauso schlimm gewesen waren. Und wie sollte sie mit ihrem Gewissen leben, wenn sie sich in Sicherheit brachte und dann daran denken mußte, daß sie den schüchternen kleinen Gelehrten in der Gewalt dieser klickenden Scheusale gelassen hatte?

Cadrach, der von vornherein mehr Angst vor dem Nest zu haben schien als die übrigen, hatte eindringlich darauf beharrt, bis zum Morgen zu warten. Seine Gründe schienen einleuchtend: es hatte wenig Sinn, sich ohne einen richtigen Schlachtplan in ein so tollkühnes Wagnis zu stürzen, und noch weniger, es kurz vor Einbruch der Dunkelheit zu tun. Nach Lage der Dinge, hatte Cadrach gemeint, würden sie nicht nur Waffen, sondern auch Fackeln brauchen, denn das Nest schien zwar Löcher zu haben, durch die Licht eindrang, aber wer konnte wissen, welche dunklen Gänge sein Inneres durchzogen? Also hatten sie eingewilligt.

Am Flußufer fanden sie einen raschelnden Hain aus dickem grünem Schilfrohr und schlugen daneben ihr Lager auf. Der Platz war feucht und morastig, dafür aber von dem Nest ein gutes Stück entfernt – Empfehlung genug. Isgrimnur schnitt mit seinem Schwert Kvalnir ein großes Schilfbündel ab, das er und Cadrach dann über der Glut des Lagerfeuers härteten. Einen Teil der Schilfhalme hatten sie zerschnitten und zu kurzen Spießen angespitzt, bei anderen das eine Ende aufgeschlitzt, Steine hineingezwängt und diese dann mit dünnen Ranken festgebunden, um Keulen zu erhalten. Isgrimnur klagte darüber, daß es an gutem Holz und richtigen Stricken fehlte, aber Miriamel staunte über das, was er fertiggebracht hatte. Selbst mit so primitiven Waffen in das Nest zu gehen, war wesentlich ermutigender als mit leeren Händen. Sie opferte einen Teil

der Kleidungsstücke, die sie aus Haindorf mitgebracht hatte; sie wurden in Streifen gerissen und eng um den Rest der Schilfrohre geschnürt. Miriamel zerstampfte das Blatt eines Baums, den ihr Tiamak auf ihrem botanischen Rundgang vor ein paar Tagen als Ölpalme bezeichnet hatte, tauchte dann einen Stofffetzen in den Brei und hielt den Lappen ins Lagerfeuer. Tatsächlich sah sie, daß er die Flamme hielt, wenn auch bei weitem nicht so gut wie richtiges Lampenöl. Der Geruch, mit dem er verbrannte, war beizend und unangenehm. Immerhin, er würde das Leben der Fackeln etwas verlängern, und sie hatte das Gefühl, daß sie jeden Augenblick, den sie sich dadurch erkaufen konnten, nötig haben würden. Sie pflückte einen Armvoll der Palmwedel und rieb den zerstampften Blattbrei auf den Stoff der Fackeln, bis ihre Hände so mit Saft verklebt waren, daß die Finger nicht mehr auseinander gingen.

Als der Nachthimmel endlich anfing, sich aufzuhellen, kurz vor Tagesanbruch, hatte Isgrimnur alle geweckt. Sie hatten beschlossen, den verletzten Wranna in ihrem Lager zu lassen; es hatte keinen Sinn, ihn erneut zu gefährden, denn er schien noch immer völlig erschöpft und überdies halb verhungert zu sein. Wenn sie den Versuch, Tiamak zu retten, überlebten, konnten sie jederzeit zu ihm zurückkehren, wenn nicht, blieb ihm wenigstens eine geringe Hoffnung, allein zu entkommen.

Isgrimnur zog die Stange aus dem Wasser und spülte den Schlamm ab, der am unteren Ende klebte. »Also weiter. Was wollen wir tun? Der Mönch ist wertlos für uns.«

»Vielleicht kann er uns auf andere Weise helfen.« Miriamel sah Cadrach bedeutungsvoll an. Er hielt den Blick gesenkt.

»Auf jeden Fall können wir den ersten Teil unseres Plans auch ohne ihn ausführen, oder nicht?«

»Doch, das schon.« Isgrimnur stierte den Hernystiri an, als hätte er Lust, eine der Schilfkeulen an ihm auszuprobieren. Er stieß dem Mönch die Stakstange in die Hand. »Los, Mann. Ihr könnt Euch wenigstens nützlich machen, verdammt.«

Cadrach stakte das Boot aus dem wehenden Schilfwald hinaus ins offene Wasser. Die Morgensonne, versteckt hinter einem schmuddligen Wolkenlaken, schien nicht besonders hell, aber die Luft war sogar noch heißer als am Vortag. Miriamel merkte, daß ihr der Schweiß auf der Stirn stand, und wünschte, sie wäre so mutig, die Krokodile zu reizen, indem sie die Stiefel auszog und ihre Füße in den trüben Fluß baumeln ließ.

So glitten sie den Wasserlauf entlang, bis ihr Ziel in Sicht kam. Dann steuerten sie dicht ans Ufer und bewegten sich nur noch langsam und vorsichtig weiter; sie versuchten, den Schutz von Schilf und Bäumen zu nutzen und möglichst unbemerkt zu bleiben. Das Nest wirkte genauso unheimlich wie gestern, obwohl sich heute weniger Ghants davor aufzuhalten schienen. Als sie soweit herangekommen waren, wie sie wagten, lenkte Isgrimnur das Boot an den gegenüberliegenden Rand des Flusses, wo eine baumbestandene Biegung sie vor jedem Blick aus dem Nest verbarg.

»Jetzt warten wir«, sagte er ruhig.

Lange saßen sie schweigend da. Die Insektenplage war kaum erträglich. Miriamel wagte nicht, die Angreifer zu erschlagen, weil sie kein Geräusch verursachen wollte. Sie versuchte sie mit den Fingern zu entfernen, sobald sie auf ihr landeten, aber die Tiere waren zu zahlreich und zu hartnäckig; schon bald war sie überall zerstochen. Ihre Haut juckte und schmerzte so fürchterlich, daß sie fast den Verstand verlor. Der Wunsch, in den Fluß zu springen und das ganze Ungeziefer auf einmal zu ersäufen, wurde immer stärker, und sie konnte sich kaum noch beherrschen. Ihre Finger umklammerten krampfhaft die Bordwände. Es wäre kühl … das Stechen würde aufhören … sollten die Krokodile doch kommen, zum Teufel mit ihnen…

»Dort«, flüsterte Isgrimnur. Miriamel sah auf.

Keine zwanzig Ellen von ihrem Standort entfernt kroch ein einsamer Ghant einen großen Ast entlang, der sich weit über das Wasser hinausschlängelte. Die Beine mit den vielen Gelenken ließen seine Bewegungen merkwürdig unbeholfen erscheinen, aber er kam auf dem schwankenden Ast schnell und sicher vorwärts. Ab und zu machte er plötzlich halt und erstarrte so völlig, daß er, grau und flechtenbewachsen, wie er war, zu einem Teil der Baumrinde zu werden schien, eine Art übergroßer Gallapfel.

»Los«, hauchte Isgrimnur und gab Cadrach ein Zeichen. Der Mönch stakte das Boot vom Ufer weg und ließ es den Wasserlauf hinunter und auf den Ast zutreiben. Miriamel und die anderen strengten sich an, kein Glied zu rühren.

Zuerst schien der Ghant sie gar nicht zu bemerken. Während sie sich näherten, schob er sich weiter geduldig den Ast hinauf, an dessen Spitze drei kleine Vögel saßen. Wie ihr Jäger schienen auch sie keine Gefahr zu erkennen.

Isgrimnur tauschte mit Cadrach den Platz am Bug, versuchte sich einen möglichst festen Halt zu verschaffen und beugte sich vor. Der Ghant schien das auf ihn zuschwimmende Boot jetzt zu sehen. Seine schwarzen Augen glitzerten, und er wiegte sich hin und her, als versuche er herauszufinden, ob das, was sich da näherte, als Bedrohung oder als mögliche Mahlzeit zu betrachten sei. Als Isgrimnur den Schilfspeer hob, schien der Ghant sich entschieden zu haben; er machte kehrt und krabbelte auf den Stamm des Baums zu.

»Jetzt, Isgrimnur!« rief Miriamel. Der Rimmersmann schleuderte den Speer, so fest er konnte; die Wucht des Wurfs ließ das Boot gefährlich schaukeln. Kreischend und flügelschlagend stiegen die Vögel vom Ast auf. Der Speer zischte durch die Luft, gefolgt von einem Stück von Tiamaks kostbarem Seil, traf auch den Ghant, drang aber nicht durch seinen Panzer. Die Waffe prallte ab und fiel ins Wasser, aber der Stoß war so kräftig gewesen, daß er das Tier vom Ast stürzte. Klatschend fiel es in den grünlichen Fluß und tauchte gleich darauf wild zappelnd wieder auf. Dann beruhigte es sich und begann mit sonderbar ruckartigen Bewegungen ans Ufer zu schwimmen.

Rasch stakte Cadrach das Boot vorwärts, bis sie neben dem Ghant waren. Isgrimnur bückte sich und versetzte ihm zwei harte Hiebe mit der flachen Klinge. Als er wieder nach oben kam, sichtlich zu keiner Gegenwehr imstande, schlang der Herzog Tiamaks Seil um ein Klauenbein, damit sie ihn ans Ufer ziehen konnten.

»Will das Vieh nicht im Boot haben«, erklärte er. Miriamel hörte nichts lieber.

Der Ghant schien tot zu sein. Der Panzer des knolligen Kopfes war zersprungen, und graue und blaue Flüssigkeit lief heraus. Trotzdem kamen sie ihm nicht zu nahe und benutzten die Steuerstange, um ihn im Sand des Ufers auf den Rücken zu drehen. Camaris blieb im Boot, schien aber ebenso neugierig zuzuschauen wie die anderen.

Isgrimnur machte ein finsteres Gesicht. »Gott steh uns bei. Häßliche Scheusale sind das.«

»Euer Speer konnte ihn nicht töten.« Miriamels Zuversicht war noch tiefer gesunken.

Isgrimnur winkte beruhigend mit der Hand. »Die Biester haben einen dicken Panzer. Ich muß die Speere ein bißchen schwerer machen. Mit einem Stein am Ende sollte es gehen. Macht Euch nicht mehr Sorgen als nötig, Prinzessin. Was wir tun müssen, das schaffen wir auch.«

Seltsamerweise glaubte sie ihm und fühlte sich sofort besser. Isgrimnur hatte sie stets wie eine bevorzugte Nichte behandelt, und sie ihrerseits ging mit der liebevollen, spöttischen Vertrautheit mit ihm um, die sie Elias nie entgegenbringen konnte. Sie wußte, daß er sein Bestes tun würde, sie alle in Sicherheit zu bringen – und das Beste des Herzogs von Elvritshalla war in aller Regel ausgezeichnet. Obwohl er sich von seinen Kameraden und sogar den Leibeigenen seines Hauses wegen seiner heftigen, aber flüchtigen Wutausbrüche und der darunter versteckten Weichherzigkeit bereitwillig necken ließ, war der Herzog ein ungewöhnlich tüchtiger und kluger Mann. Wieder war Miriamel dankbar, ihn an ihrer Seite zu wissen.

»Hoffentlich behaltet Ihr recht.« Sie griff nach seiner breiten Tatze und drückte sie.

Alle betrachteten den toten Ghant. Miriamel konnte jetzt erkennen, daß er doch sechs Beine hatte wie ein Käfer und nicht nur vier, wie sie angenommen hatte. Die beiden Beine, die sie bei ihrem ersten Ghant übersehen hatte, waren winzig und verkümmert und saßen unmittelbar unter der Stelle, an der der halslose Kopf in den gerundeten Körper überging. Der Mund war hinter einem eigentümlich federartigen Fransensaum versteckt, die Schale stumpf und ledrig wie ein Meeresschildkrötenei.

»Dreht Euch um, Prinzessin«, sagte Isgrimnur und hob Kvalnir. »Das ist nichts für Euch.«

Miriamel hätte beinahe gelächelt. Was glaubte er denn, wie sie das letzte halbe Jahr verbracht hatte? »Fangt nur an. Ich bin nicht empfindlich.«

Der Herzog senkte das Schwert, setzte es auf den Bauch des Ghant und stieß zu. Der Ghant rutschte ein Stück durch den Schlamm. Isgrimnur knurrte und stemmte den Fuß gegen den Kadaver, bevor er ein zweites Mal zustieß. Diesmal schaffte er es nach kurzer Anstrengung, den Panzer mit der Klinge zu durchbohren. Ein leises Knacken ertönte, und ein salzig-saurer Geruch verbreitete sich. Miriamel wich einen Schritt zurück.

»Die Schalen sind hart«, bemerkte Isgrimnur nachdenklich, »aber sie lassen sich durchdringen. Ich hatte schon Angst, wir müßten eine Burg voll gepanzerter Krieger belagern.«

Cadrach war sehr blaß geworden, konnte jedoch den gebannten Blick nicht von dem Ghant lösen. »Er ist beunruhigend menschenähnlich, ganz wie Tiamak sagte«, murmelte er. »Trotzdem wird mir dieser und alle anderen, die wir töten, nicht allzu leid tun.«

»Die *wir* töten?« begann Isgrimnur empört, aber Miriamel drückte noch

einmal seine Hand.

»Und was verrät er uns noch?« fragte sie.

»Ich sehe weder Giftstacheln noch Zähne, darum gehe ich davon aus, daß sie nicht beißen wie Spinnen – das ist ein Vorteil.« Der Herzog zuckte die Achseln. »Man kann sie töten. Die Schalen sind nicht so hart wie Schildkrötenpanzer. Ich denke, das genügt.«

»Dann sollten wir uns auf den Weg machen«, meinte Miriamel.

Cadrach stakte das Flachboot wieder ans Ufer. Sie waren jetzt nur noch wenige hundert Schritte vom Rand des Nests entfernt. Bisher schienen sie unbemerkt geblieben zu sein.

»Aber was ist mit dem Boot?« flüsterte Isgrimnur. »Können wir es so verstecken, daß wir es im Notfall sofort wiederfinden?« Seine Miene verdüsterte sich. »Und was tun wir mit dem verfluchten Mönch?«

»Ich schlage folgendes vor«, flüsterte Miriamel zurück. »Cadrach, wenn Ihr das Boot in die Flußmitte steuert und dort wartet, bis wir zurückkommen, könnt Ihr, sobald Ihr uns seht, unmittelbar vor das Nest fahren und uns holen. Wir werden es vermutlich eilig haben«, fügte sie mit schiefem Lächeln hinzu.

»Was?« Isgrimnur bemühte sich, leise zu sprechen, hatte aber nur begrenzten Erfolg. »Ihr wollt diesen Feigling in unserem Boot lassen, damit er ausreißen kann, wenn ihm danach ist? Und wenn er uns nun im Stich läßt? Nein, bei Ädon, wir nehmen ihn mit, und zwar gefesselt und geknebelt, wenn es nicht anders geht.«

Cadrach umklammerte die Steuerstange so fest, daß seine Knöchel weiß hervortraten. »Dann könnt Ihr mich auch gleich töten«, sagte er heiser. »Wenn Ihr mich dort hineinschleppt, werde ich sterben.«

»Hört auf, Isgrimnur. Vielleicht kann er wirklich nicht in das Nest gehen, aber er würde uns nie hier sitzenlassen. Nicht nach allem, was er und ich gemeinsam durchgestanden haben.« Sie drehte sich um und warf dem Mönch einen strengen Blick zu. »Nicht wahr, Cadrach?«

Er sah sie mißtrauisch an, als fürchte er eine List. Ein Augenblick verging, bevor er antwortete. »Nein, Herrin, das würde ich nicht, auch wenn Herzog Isgrimnur es vielleicht annimmt.«

»Und warum sollte ich Euch diese Entscheidung treffen lassen, Prinzessin?« erkundigte sich Isgrimnur erbost. »Was immer Ihr über diesen Mann zu wissen glaubt, Ihr habt selbst gesagt, daß er Euch bestohlen und

an Eure Feinde verkauft hat.«

Miriamel runzelte die Stirn. Gewiß, das stimmte, und sie hatte Isgrimnur nicht einmal alles erzählt. Cadrachs Versuch zu fliehen und sie auf Aspitis' Schiff zurückzulassen, hatte sie gar nicht erwähnt, Dinge, die gewiß nicht zu seinen Gunsten sprachen. Sie wußte selbst nicht recht, warum sie so sicher war, daß Cadrach bestimmt auf sie warten würde, aber solche Überlegungen waren ohnehin sinnlos, weil es keine Antwort darauf gab. Sie vertraute einfach darauf, daß er dasein würde, wenn sie herauskamen … *falls* sie herauskamen.

»Wir haben kaum eine andere Wahl«, erklärte sie dem Herzog. »Wenn wir ihn nicht zwangsweise mitnehmen – und wir werden es schwer genug haben, den Weg zu finden und zu tun, was notwendig ist, ohne auch noch einen Gefangenen mitzuschleppen –, müssen wir ihn irgendwo anbinden, damit er uns das Boot nicht wegnehmen kann. Seht Ihr denn nicht, daß es so am besten ist, Isgrimnur? Wenn wir das Boot unbeaufsichtigt lassen – und selbst wenn wir es vor den Ghants zu verstecken versuchen –, kann schließlich alles mögliche passieren!«

Isgrimnur überlegte eine lange Minute. Seine kräftigen Kiefer mahlten, als kaue er alles Infragekommende wieder. »Hm«, meinte er endlich, »vermutlich habt Ihr recht. Aber«, fuhr er Cadrach drohend an, »wenn Ihr *nicht* da seid, wenn wir Euch brauchen, dann werde ich Euch irgendwann trotzdem finden und Euch jeden Knochen im Leib brechen und Euch verschlingen wie ein Rebhuhn.«

Cadrach lächelte traurig. »Davon bin ich überzeugt, Herzog Isgrimnur.« Er sah Miriamel an. »Habt Dank für Euer Vertrauen, Herrin. Es ist nicht leicht, ein Mensch wie ich zu sein.«

»Das hoffe ich allerdings auch«, grollte Isgrimnur. »Sonst gäbe es noch viel mehr von Eurer Sorte.«

»Es wird schon alles gut werden, Cadrach«, sagte Miriamel. »Aber betet trotzdem für uns.«

»Zu jedem Gott, den ich kenne.«

Noch immer brummend schlug der Herzog Feuer und zündete eine der Fackeln an. Die übrigen steckten er und Miriamel in den Gürtel, bis sie beide stachlig wie Igel aussahen. Miriamel trug eine Keule und einen der steinbeschwerten Speere, ebenso Camaris, der zerstreut mit seinen Waffen spielte, während die beiden anderen die letzten Vorbereitungen trafen. An Isgrimnurs Gürtel hing sein Schwert Kvalnir, und er hielt zwei Speere in der freien Hand.

»Mit Stöcken bewaffnet in die Schlacht«, knurrte er. »Die Schlacht gegen Käfer.«

»Das gibt ein armseliges Lied«, flüsterte Miriamel, »aber vielleicht trotz allem ein ruhmreiches.« Sie wandte sich an den alten Ritter. »Herr Camaris, wir wollen Tiamak helfen. Eurem Freund, erinnert Ihr Euch? Er ist dort drin.« Sie deutete mit dem Speer auf die hinter den Bäumen dunkel aufragende Masse des Nests. »Wir müssen ihn finden und herausholen.« Sie betrachtete seine gleichmütige Miene. »Meint Ihr, er versteht mich, Isgrimnur?«

»Er ist zwar einfältig geworden, aber ich glaube, nicht so einfältig, wie es den Anschein hat.« Der Herzog griff nach einem niedrigen Ast und stieg über die Bootswand in das wadentiefe Wasser. »Kommt, Prinzessin, ich helfe Euch.« Er hob sie hoch und setzte sie ans Ufer. »Josua wird mir nie verzeihen, wenn Euch etwas zustößt. Ich halte es auch jetzt noch für töricht, Euch mitzunehmen – vor allem, wenn *der da* zurückbleibt, gemütlich und sicher.«

»Ihr braucht mich«, beharrte Miriamel. »Zu dritt wird es schwierig genug sein.«

Isgrimnur schüttelte unbeeindruckt den Kopf. »Haltet Euch auf jeden Fall immer in meiner Nähe.«

»Das werde ich, mein alter Onkel.«

Während Camaris ans Ufer platschte, begann Cadrach das Boot hinaus in tieferes Wasser zu staken.

»Noch nicht«, zischte Isgrimnur. »Wartet wenigstens, bis wir drin sind. Wir wollen ihre Aufmerksamkeit nicht erregen, bevor wir soweit sind.«

Cadrach nickte und brachte mit der Stange das Boot zum Stehen. »Die Götter mögen Euch segnen«, sagte er leise. »Viel Glück.«

Der Herzog schnaubte und stapfte ins Unterholz. Seine Stiefel schmatzten im Schlamm. Miriamel nickte Cadrach zu, ergriff Camaris bei der Hand und führte ihn hinter dem Herzog her.

»Viel Glück«, wiederholte Cadrach. Er sprach im Flüsterton, und keiner der anderen schien ihn zu hören.

»Dort!« wisperte Miriamel. »Das ist groß genug!«

Ein sachtes Summen erfüllte die Luft. Sie waren dem Nest jetzt ganz nah, so nah, daß Miriamel, hätte sie es gewagt, die Hand aus ihrem Versteck in einem dichten, blühenden Gebüsch zu strecken, es fast

berühren konnte. Als sie sich an den riesigen Lehmbau herangepirscht hatten, war ihnen sehr schnell aufgefallen, daß die meisten der Tore – bloße Löcher in den Wänden, nicht mehr – viel zu klein waren, um auch nur der Prinzessin Einlaß zu gewähren, ganz zu schweigen von dem breitschultrigen Isgrimnur.

»Richtig«, erwiderte der Herzog. »Dann hinein.« Er wollte nach seiner Fackel greifen, hielt aber inne und winkte seinen beiden Begleitern, das gleiche zu tun. Wenige Ellen vor ihnen tauchten zwei Ghants auf, die einen Rundgang um das Nest machten. Obwohl sie hintereinander krochen, klickten und zischten sie aufeinander ein, als unterhielten sie sich. Wieder fragte sich Miriamel, wie intelligent diese Wesen waren. Die Ghants bewegten sich auf vier Beinen; die vielen Gelenke knackten. Die drei Menschen sahen ihnen nach, bis sie hinter der Biegung des großen Nests verschwanden.

»Jetzt.« Isgrimnur zog die Fackel aus dem Lehm. Er hatte sie hinter sich gesteckt, damit seine breite Gestalt ihren Schein verdeckte. Selbst in der Morgensonne fühlte Miriamel sich beim Anblick der Flamme ein wenig sicherer.

Vorsichtig blickte sich der Herzog nach allen Seiten um, ging das kleine Stück bis zum Nest und steckte den Kopf in die unregelmäßige Öffnung. Dann trat er ein und beugte sich zurück, um Miriamel und Camaris zu winken.

Jetzt, da der eigentliche Moment gekommen war, wuchs Miriamels Widerwille. Nur zögernd folgte sie dem Herzog und holte erst einmal tief Atem wie vor dem Tauchen. Sie verstand Cadrachs Entschluß besser als ihren eigenen. Da drin würde es wimmeln von diesen Untieren … Ihre Knie wurden weich. Wie sollte sie in dieses Schlammloch hineingehen? Aber Tiamak befand sich dort. Vielleicht schrie er um Hilfe, dort unten in der Dunkelheit.

Miriamel schluckte und betrat das Nest.

Vor sich sah sie einen kreisrunden Gang, so breit wie ihre ausgestreckten Arme und nur wenig höher als ihr Kopf. Isgrimnur mußte gebückt gehen und der hinter ihr kommende Camaris sich noch tiefer ducken. Die Lehmwände des Tunnels waren stachlig von losen Steinen und zersplitterten Aststückchen, und alles war mit einem weißlichen Schaum bedeckt, der an Speichel erinnerte. Der Gang war dunkel, dampfte feucht und roch nach verrottenden Pflanzen.

»Puh.« Miriamel rümpfte die Nase. Ihr Herz pochte. »Gefällt mir kein

bißchen.«

»Ich weiß«, flüsterte Isgrimnur. »Widerlich. Kommt, sehen wir, was wir herausfinden können.«

Sie folgten den Windungen des Ganges, wobei sie auf dem glitschigen Boden mühsam Halt suchten. Isgrimnur und Camaris mußten den Kopf einziehen, was es ihnen noch schwerer machte, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Miriamel merkte, daß ihr Mut sank. Warum hatte sie sich beweisen wollen? Das war kein Ort für Mädchen. Das war überhaupt kein Ort für Menschen.

»Ich glaube, Cadrach hatte recht.« Sie versuchte, ein Zittern in der Stimme zu unterdrücken.

»Kein vernünftiger Mensch würde sich freiwillig hier hineinwagen«, erwiderte der Herzog leise, »aber darum geht es nicht. Wenn es nicht schlimmer wird, bin ich zufrieden. Ich habe eher Angst, daß wir an einen kleineren Tunnel kommen und auf den Knien weiterkriechen müssen.«

Miriamel stellte sich vor, von den huschenden Ghants gejagt zu werden und nicht rennen zu können. Sie starrte auf den schleimig glänzenden Boden und schauderte.

Ein paar Tunnelbiegungen weiter wurde das Licht vom Eingang her allmählich schwächer. Der faulige Gestank verstärkte sich, und ein eigentümlich würziger Geruch mischte sich darunter, moschusartig und ekelhaft süß. Miriamel steckte die Keule in den Gürtel und zündete eine von ihren Fackeln an Isgrimnurs Fackel an, dann eine zweite, die sie Camaris gab. Er nahm sie gelassen, wie ein kleines Kind einen Brotkanten annimmt. Miriamel beneidete ihn um seine stumpfsinnige Ruhe. »Wo sind die Ghants?« flüsterte sie.

»Beschwört sie nicht herauf.« Isgrimnur malte mit seiner Fackel das *Baum*-Zeichen in die Luft, bevor er weiterging.

Der höckrige Gang wand und drehte sich, als wanderten sie in den Eingeweiden eines riesigen Tieres herum. Nach einigen weiteren schmatzenden Schritten kamen sie an einen Punkt, an dem ein neuer Tunnel den bisherigen kreuzte. Isgrimnur blieb stehen und horchte.

»Ich glaube, da hinten ist es lauter.« Der Herzog deutete in einen der Seitentunnel. Tatsächlich klang das eintönige Summen aus dieser Richtung lauter.

»Wollen wir darauf zu oder von dort weg gehen?« Miriamel versuchte sich den Qualm der Fackel aus dem Gesicht zu wedeln.

Isgrimnur machte ein schicksalsergebenes Gesicht. »Meiner Ansicht nach stecken Tiamak und eventuelle weitere Gefangene im Kern dieses Baus. Darum sollten wir dem Geräusch folgen. Nicht, daß mir die Vorstellung angenehm wäre«, fügte er hinzu. Er langte nach oben und kratzte mit einem seiner Schilfspeere einen Kreis in den Schaum. Darunter wurde die Lehmwand sichtbar. »Wir dürfen nicht vergessen, unseren Weg zu kennzeichnen.«

Im nächsten Tunnel war der Schaum auf den Wänden noch dichter. An manchen Stellen hing er in zähen, strickartigen Strähnen von der Decke. Miriamel gab sich Mühe, ihnen aus dem Weg zu gehen, aber das Atmen konnte sie nicht vermeiden. Sie fühlte beinahe, wie die feuchte, widrige Luft aus den Tunneln in ihrem Brustkorb gerann. Und doch, sagte sie sich selbst, hatte sie eigentlich keinen Grund, sich zu beschweren: sie hielten sich jetzt schon eine ganze Weile in dem Nest auf und waren noch keinem der Bewohner begegnet. Das allein war ein unglaublicher Glücksfall.

»Von außen sieht es wesentlich kleiner aus«, bemerkte sie.

»Wir hatten aber auch die Rückseite nicht gesehen.« Der Herzog stieg vorsichtig über einen hellen Schleimklumpen am Boden weg. »Außerdem glaube ich, daß diese Tunnel sich vor und zurück schlängeln. Ich wette, wenn man hier durchstößt«, er stocherte mit seiner Fackel an der Wand herum, daß der Schaum zischte und Blasen schlug, »findet man auf der anderen Seite wieder so einen Gang.«

»Immer im Kreis herum. Weiter und weiter hinein. Wie bei einer Schneckenschale«, wisperte Miriamel. Bei dem Gedanken an eine endlose Spirale aus Schlamm und Schatten wurde ihr ganz schwindlig. Wieder kämpfte sie gegen aufsteigende Panik. »Aber trotzdem…«, begann sie.

Im Tunnel vor ihnen bewegte sich plötzlich etwas.

Der Ghant war offenbar aus einem anderen Seitentunnel gekommen; als er sie sah, duckte er sich regungslos und wie betäubt mitten im Gang. Auch Isgrimnur erstarrte für einen Augenblick. Dann stapfte er langsam weiter. Der Ghant, der nichts besaß, das einem wirklichen Gesicht nahekam, sah sie an. Die Stummelbeinchen unterhalb des Kopfes streckten sich aus und zogen sich wieder zusammen. Jäh machte er kehrt und krabbelte in den Tunnel hinein. Isgrimnur zauderte kurz und rannte dann schwerfällig hinterher, wobei er nur mühsam das Gleichgewicht hielt. Ein Stück weiter blieb er stehen und schleuderte den Speer, blieb aber gleich darauf stehen und zischte vor Schmerz. Miriamels Herz begann zu rasen.

»Verdammt! Ich hab mir den Kopf gestoßen. Vorsicht, das elende Dach

ist hier besonders niedrig.« Er rieb sich die Stirn.

»Habt Ihr ihn getroffen?«

»Ich glaube, ja. Ich kann ihn nicht sehen.« Er machte noch ein paar Schritte. »Ja. Er ist tot – oder sieht wenigstens so aus.«

Miriamel war ihm gefolgt und spähte an den breiten Schultern des Herzogs vorbei nach dem Wesen, das jetzt im Fackelschein sichtbar wurde. Der Ghant lag im Schlamm des Tunnels. Aus seinem Rückenpanzer ragte Isgrimnurs Speer. Eine dünne Flüssigkeit, ein wenig heller als Blut, rann aus der Wunde. Die Beine mit den Gelenken zuckten ein paarmal und wurden dann allmählich still. Camaris ging zu ihm und drehte mit dem langen Arm das Wesen um. Das Gesicht des Ghant war im Tod so leer wie im Leben. Der alte Ritter betrachtete ihn nachdenklich, scharrte dann eine Handvoll klebriger Erde aus dem Tunnelboden und ließ sie auf die Brust des Toten fallen. Eine sonderbare Geste, fand Miriamel.

»Kommt«, murmelte Isgrimnur.

Der neue Tunnel war nicht so gewunden wie der erste. Er führte steil abwärts, uneben und morastig, und seine Wände waren so zerklüftet, als hätten ungeheure Kiefer sie aus dem Schlamm gebissen. Miriamel sah auf die glitzernden Schaumfäden und entschied, daß sie diesen Gedanken lieber nicht weiterverfolgen würde.

»Verflucht«, sagte Isgrimnur plötzlich. »Ich stecke fest.«

Sein Stiefel war tief in den saugenden Morast des Tunnelbodens eingesunken. Miriamel streckte den Arm aus, damit er sich daran festhalten konnte, während er sich herauszuziehen versuchte. Aus dem aufgewühlten Schlamm stieg ein furchtbarer Gestank auf, und kleine Tierchen, die Isgrimnurs heftige Bewegungen an die Oberfläche befördert hatten, gruben sich hastig wieder ein. Der Rimmersmann schien trotz aller Anstrengungen immer tiefer zu sinken.

»Es ist wie dieser Treibsand, von dem Tiamak uns erzählt hat, sie hätten ihn hier im Sumpf. Ich komme nicht los.« Eine Spur von Panik lag in Isgrimnurs Stimme.

»Es ist nur Schlamm.« Miriamel versuchte ganz ruhig zu klingen, mußte aber ständig daran denken, was passieren würde, wenn ausgerechnet jetzt die Ghants sie überraschten. »Laßt doch notfalls den Stiefel stecken.«

»Es ist mein ganzes Bein, nicht nur der Stiefel.« Tatsächlich war ein Bein bis zum Knie verschwunden, und der Fuß des anderen Stiefels steckte ebenfalls im Schleim fest. Der Aasgeruch wurde immer schlimmer.

Jetzt trat Camaris vor. Er stemmte beide Beine rechts und links von Isgrimnurs Fuß fest und griff dann nach dem Bein des Rimmersmanns. Miriamel betete, daß der trügerische Schlamm auf diese eine Stelle begrenzt sein möchte. Andernfalls saßen beide Männer in der Falle, und was sollte sie dann anfangen?

Der alte Ritter zog. Isgrimnur stöhnte vor Schmerz, aber sein Fuß rührte sich nicht. Noch einmal zog Camaris, so fest, daß die Sehnen an seinem Hals hervortraten wie Stricke. Mit einem schmatzenden Seufzer löste sich Isgrimnurs Bein aus dem Morast, und Camaris schleifte ihn zu einem Fleck mit festerem Untergrund.

Der Herzog stand einen Moment gebückt da und untersuchte den Schlammklumpen unter seinem Knie. »Einfach steckengeblieben«, sagte er schweratmend. »Einfach steckengeblieben. Bloß weg von hier.« Noch immer lag Furcht in seiner Stimme.

Immer auf der Suche nach den trockensten Stellen, patschten sie weiter. Vom Qualm der Fackeln und dem Gestank des Schlamms wurde Miriamel übel, darum war sie geradezu erleichtert, als sich der schmale Gang nach einer Weile zu einem großen Raum erweiterte, einer Art Grotte, in der der weiße Schaum von oben herunterhing wie Stalaktiten. Sie traten vorsichtig ein, aber die Höhle schien so verlassen, wie der Tunnel gewesen war. Beim Durchqueren des Raums umgingen sie die größeren Pfützen. Zufällig schaute Miriamel nach oben.

»Was ist das?« fragte sie erschrocken. Von der Decke baumelten große, schwach leuchtende Säcke, die unangenehm dicht über ihren Köpfen hingen. Sie waren fast so groß wie die Hängematten, in denen Kätner zu schlafen pflegten, und von ihrer Mitte wehten dünne, weiße Spinnwebfäden wie schüttere Fransen, die sich in der von den Fackeln aufsteigenden warmen Luft träge hin und her bewegten.

»Keine Ahnung, aber es gefällt mir nicht«, antwortete Isgrimnur mit angewidertem Gesicht.

»Ich glaube, es sind Eisäcke. Wie bei Spinneneiern, die an der Unterseite von Blättern kleben.«

»Hab nie viel auf Blattunterseiten geachtet«, knurrte der Herzog. »Und die hier will ich mir auch nicht länger als unbedingt nötig ansehen.«

»Sollten wir nicht irgend etwas tun? Sie töten? Sie verbrennen?«

»Wir sind nicht hier, um diese Käfer auszurotten«, entgegnete Isgrimnur. »Unsere Aufgabe ist es, den armen kleinen Marschmann zu finden und hier herauszuholen. Gott weiß, was los sein wird, wenn wir an diesen Dingern

herumspielen.«

Der Morast quatschte unter ihren Stiefelabsätzen, als sie weiterliefen, hinüber zur anderen Seite der Höhle, wo sich der Tunnel wieder verengte. Miriamel, von einem gewissen makabren Interesse getrieben, drehte sich noch einmal um. Im verglimmenden Fackelschein kam es ihr vor, als bemerke sie in einem der Säcke eine schattenhafte Bewegung, als kratze etwas an der madenweißen Membran und suche einen Weg ins Freie. Sie wünschte, sie hätte nicht hingeschaut.

Nach ein paar Schritten machte der Gang erneut eine Biegung. Dahinter stießen sie auf ein halbes Dutzend Ghants. Einige waren an der Tunnelwand hochgeklettert, hingen dort und klickten in sichtlicher Überraschung. Die andern hockten auf dem Boden, und ihre lehmverschmierten Panzer glänzten stumpf im Licht der Fackeln. Miriamel wollte das Herz stehenbleiben.

Isgrimnur trat vor und schwang Kvalnir von einer Seite zur anderen. Miriamel schluckte hart, stellte sich hinter ihn und hob die Fackel. Ein paar Sekunden zögernder Unentschlossenheit, dann machten die Ghants kehrt und liefen in den Tunnel zurück.

»Sie fürchten sich vor uns!« rief Miriamel begeistert.

»Vielleicht«, meinte Isgrimnur. »Vielleicht holen sie aber auch nur ihre Freunde. Gehen wir weiter.« Er zog unter der niedrigen Decke den Kopf ein und fing an, schneller zu gehen.

»Aber das ist die Richtung, die *sie* genommen haben«, sagte Miriamel.

»Ich hab doch gesagt, wir müssen ins Innere dieses verfluchten Baus.«

Auf ihrem Weg nach unten kamen sie an zahlreichen Abzweigungen vorbei, aber Isgrimnur schien sein Ziel genau zu kennen. Das Summen wurde immer lauter und der Verwesungsgestank übler, bis Miriamel Kopfschmerzen bekam. Sie passierten zwei weitere Eihöhlen – wenn sie das wirklich waren – und hasteten hindurch. Miriamel hatte keine Lust mehr, stehenzubleiben und alles anzuschauen. Sie erreichten den Mittelpunkt des Nestes so plötzlich, daß sie fast durch die Mündung des Tunnels gefallen und die schlammige Böschung hinunter mitten in die ungeheure Ansammlung der Ghants gekollert wären.

Der Raum war riesengroß und dunkel. Das einzige Licht stammte von den Fackeln Miriamels und ihrer Gefährten, aber es genügte, um ihnen die wimmelnde, kriechende Horde zu zeigen, deren Schalen matt aufblinkten, während sie in der Finsternis am Boden der Kammer übereinander krabbelten. Gedämpft glommen die zahllosen Augen im Fackelschein. Der

Raum maß einen langen Steinwurf und hatte Wände aus aufgeschichtetem und geglättetem Lehm. Der Boden zeigte nicht einen einzigen freien Fleck. Hunderte und Aberhunderte vielbeiniger Ghants bedeckten ihn.

Das summende Geräusch, das von der wimmelnden Masse aufstieg, war noch stärker, ein pulsierender, vibrierender Ton, dessen Gewalt Miriamel bis in die Zähne und Schädelknochen spürte.

»Mutter des Usires«, fluchte Isgrimnur erstickt.

Miriamel fror, und ihr war schwindlig. »W-was…« Sie schluckte Galle und versuchte es noch einmal. »W-was tun wir jetzt?«

Isgrimnur beugte sich spähend vor. Der Ghantschwarm schien sie nicht bemerkt zu haben, obwohl der nächste Ghant kaum ein Dutzend Ellen entfernt stand. Es war, als seien sie mit etwas so Ungeheuerlichem beschäftigt, daß es sie vollständig in Anspruch nahm. Miriamel rang nach Atem. Vielleicht legten sie gerade ihre Eier und würden im Bann dieses natürlichen Drangs die Eindringlinge überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen.

»Was ist das da in der Mitte?« flüsterte Isgrimnur, dessen Stimme dem Überschnappen nah war. »Dieses … dieses Ding, um das sie sich versammelt haben?«

Miriamel strengte ihre Augen an, obwohl sie am liebsten in die entgegengesetzte Richtung geblickt hätte. Es war wie die schlimmste Vision der Hölle, ein sich windender Haufen schlammiger Gebilde ohne Freude und Hoffnung, die kratzend ihre Schalen aneinander rieben, dazu das unaufhörliche, grausige Summen und Knirschen der Ghantversammlung. Miriamel blinzelte und zwang sich, ihre Gedanken beieinanderzuhalten. In der Mitte, wo es am heißesten herzugehen schien, stand eine Reihe blasser, glänzender Klumpen. Der vorderste hatte oben einen dunklen Fleck, der sich zu bewegen schien. Sie brauchte einen Augenblick, bis sie begriff, daß der Fleck über der schimmernden Masse ein Kopf war – ein Menschenkopf.

»Es ist Tiamak«, keuchte sie, außer sich vor Entsetzen. Ihr Magen drehte sich um. »Er steckt in irgend etwas Greulichem – sieht aus wie Pudding. O Elysia, Mutter Gottes! Wir müssen ihm helfen.«

»Pst.« Isgrimnur, der so angewidert aussah, wie Miriamel sich fühlte, winkte ihr, still zu sein. »Nachdenken«, murmelte er. »Muß nachdenken.«

Die kleine Kugel, die Tiamaks Kopf war, begann über der gallertartigen Masse hin und her zu wackeln. Während Miriamel und Isgrimnur ihn staunend anstarrten, öffnete sich der Mund, und Tiamak begann laut zu

schreien. Aber anstatt Worten brüllte er qualvolle Laute der summenden, klickenden Ghantsprache hervor – Laute, die aus dem Mund des kleinen Wranna so grausam unnatürlich klangen, daß Miriamel in Tränen ausbrach.

»Was haben sie mit ihm getan?« rief sie. Plötzlich gab es eine Bewegung neben ihr, einen heißen Luftzug – eine Fackel zischte vorüber. Dann tanzte die Flamme die Böschung hinunter, dem Boden des Raums und der wimmelnden Gemeinschaft der Ghants zu.

»Camaris!« schrie Isgrimnur, aber der Alte bahnte sich bereits einen Weg durch die vordersten Ghants. Er schwang seine Fackel wie eine Sense. Das große Summen brach ab und erfüllte Miriamels Ohren mit seinem Nachhall. Die Ghants in Camaris' Nähe fingen schrill zu summen an; andere in der riesigen Versammlung nahmen die Alarmsignale auf. Der große, alte Ritter watete durch sie hindurch wie ein Jagdführer, der der Meute den Fuchs wegnimmt. Erregte Ghants drängten sich um seine Beine und zerrten an Mantel und Hose, während er sie mit der Keule auseinander trieb.

»O Gott, steh mir bei, er schafft es nicht allein«, ächzte Isgrimnur und folgte ihm langsam durch den schlüpfrigen Schlamm, die Arme weit ausgebreitet, um das Gleichgewicht zu halten.

»Bleibt, wo Ihr seid!« rief er Miriamel zu.

»Ich komme mit!« schrie sie zurück.

»Nein, verdammt!« brüllte der Herzog. »Ihr müßt mit der Fackel dort stehenbleiben, damit wir den Tunnel wiederfinden! Wenn wir kein Licht mehr haben, sind wir erledigt.«

Er drehte sich um, schwang Kvalnir hoch über den Kopf und schlug auf die andrängenden Ghants ein. Es gab ein schreckliches, hohles Geräusch, als er den ersten traf. Ein paar Schritte weiter, und er steckte mitten im Schwarm. Der Lärm seines Kampfes ging im großen Aufruhr unter.

Das Summen hatte vollständig aufgehört. Statt dessen erfüllten die abgehackten Schreie der erbosten Ghants die große Kammer, ein entsetzlich, feucht klickender Chor. Miriamel versuchte zu erkennen, was vorging, aber Isgrimnur hatte bereits seine Fackel verloren und war kaum mehr als ein dunkler Schatten inmitten einer brodelnden Masse von Panzern und zuckenden Beinen. Irgendwo näher an der Mitte wehte Camaris' Fackel noch wie ein feuriges Banner, hin und her und her und hin, und der alte Ritter watete weiter auf die Stelle zu, an der Tiamak gefangensaß.

Miriamel hatte große Angst, war aber zugleich äußerst wütend. Warum mußte sie warten, während Isgrimnur und Camaris ihr Leben aufs Spiel setzten? Sie waren schließlich ihre Freunde! Und was geschah, wenn man die beiden tötete oder gefangennahm? Dann würde sie allein dastehen und sich einen Weg ins Freie suchen müssen, verfolgt von diesen widerlichen Untieren. Es war Unsinn. Sie würde es nicht tun. Aber welche andere Möglichkeit bot sich ihr?

Denk nach, Mädchen, denk nach, sagte sie zu sich selbst und hüpfte besorgt auf und ab, um festzustellen, ob Isgrimnur noch aufrecht stand. *Was kannst du tun? Was?*

Auf einmal konnte sie das Warten nicht mehr aushalten. Es war zu grausam. Sie nahm die beiden letzten Fackeln aus ihrem Gürtel und steckte sie an. Als sie brannten, stieß sie auf jeder Seite der Tunnelmündung eine davon in den Schlamm, holte tief Atem und folgte Isgrimnurs Spuren die Böschung hinab. Ihre Beine waren so unsicher, daß sie hinzufallen fürchtete, und ein Gefühl von Unwirklichkeit überkam sie – das konnte doch nicht sie sein? Ihre Haut stach vor Kälte wie mit Nadeln. Niemand, der seinen Verstand beisammen hatte, stieg in einen solchen Abgrund. Aber ihre Stiefel bewegten sich weiter.

»Isgrimnur!« kreischte sie. »Wo seid Ihr?«

Kalte, schlammige Beine griffen nach ihr, chitinhart wie lebendiggewordene Baumäste. Die zischenden Feinde umringten sie auf allen Seiten; knollige Köpfe stießen gegen ihre Knie, und wieder kam ihr das Essen hoch. Sie schlug aus wie ein Pferd, um die Ghants abzuschütteln. Eine Klaue fand ihr Bein und verhakte sich im Stiefelrand; sekundenlang erhellte die Fackel ein Ziel, das wie nasser Stein glänzte. Sie hob den kurzen Spieß, verlor dabei fast die Fackel, die sie ungeschickt mit derselben Hand hielt, und stach zu, so hart sie konnte. Der Speer krachte gegen etwas, das erfreulicherweise nachgab. Als sie ihn zurückriß, ließ die Klaue los.

Leichter war es, die Keule zu schwingen, aber die schien die Gegner nicht zu töten. Nach jedem Schlag fielen und taumelten sie, aber gleich darauf kamen sie wieder, kratzten nach ihr und klammerten sich fest, schlimmer als ein Alptraum. Bereits nach kurzer Zeit schob sie die Keule in den Gürtel und nahm die Fackel in die Linke. Das schien die Ghants wenigstens zurückzuhalten. Einen traf sie mitten ins leere Gesicht, und etwas Palmöl spritzte darauf und blieb haften. Das Ungeheuer kreischte schrill wie eine Narrenpfeife und stürzte vornüber, um sich in den

Schlamm zu wühlen; schon aber kletterte ein anderes über die zuckende Schale, um seine Stelle einzunehmen. Miriamel schrie vor Angst und Ekel auf, als sie es mit dem Fuß forttrat. Das Heer der Ghants nahm kein Ende.

»Miriamel!« Das war Isgrimnur, irgendwo vor ihr. »Seid Ihr das?«

»Hier!« rief sie, und ihre Stimme drohte überzukippen und sich in ein Kreischen zu verwandeln, das nie mehr aufhören würde. »Macht schnell, schnell, schnell!«

»Ihr solltet doch oben bleiben!« brüllte der Herzog. »Camaris kommt zurück! Achtet auf seine Fackel!«

Miriamel stach auf eines der Wesen vor ihr ein, aber der Speer fuhr nur kratzend über den Panzer. Weiter vorn blinkte über der wogenden Masse plötzlich eine Flamme auf. »Ich sehe sie!«

»Wir kommen!« Über den rasselnden Stimmen der Ghants war der Herzog kaum zu hören. »Bleibt stehen und schwenkt Eure Fackel!«

»Hier bin ich«, heulte sie, »hier!«

Das Meer der sich windenden Tiere schien aufzubranden, als rolle eine Woge darüber hin. Hoch oben schwankte das Licht der Fackel. Es kam näher. Miriamel kämpfte verzweifelt; noch war nicht alles verloren. Sie schwang ihre Fackel, so weit sie konnte, um die Angreifer von sich fernzuhalten. Ein Krallenbein packte die Fackel, und plötzlich war sie fort, zischte im Schlamm und ließ Miriamel im Dunkel zurück. Wild stieß sie mit dem Speer um sich.

»Hier!« schrie sie. »Meine Fackel ist verloren!«

Keine Antwort von Isgrimnur. Sie waren am Ende. Miriamel fragte sich eine Sekunde, ob sie es fertigbringen würde, den Speer gegen sich selbst zu richten – auf keinen Fall konnte sie zulassen, daß man sie lebendig fing…

Etwas packte sie am Arm. Kreischend wehrte sie sich, konnte sich aber nicht losreißen.

»Ich bin es!« schrie Isgrimnur. »Stecht nicht nach mir!« Er zog sie an seine breite Seite und rief nach Camaris, der noch ein Stück entfernt war. Die Fackel kam näher, umringt von Ghants, die zischten wie Wassertropfen auf einem heißen Stein. »Wie finden wir den Ausweg?« brüllte der Rimmersmann.

»Ich habe Fackeln am Eingang gelassen.« Miriamel drehte sich um. Etwas zerrte an ihrem Mantel. »Dort!« Ihr wurde klar, daß Isgrimnur ihre ausgestreckte Hand nicht sehen konnte. Sie trat zu, und die klammernde Klaue verschwand. »Hinter Euch.«

Isgrimnur hob sie hoch und trug sie ein paar Schritte, wobei er sich mit Kvalnir den Weg freischlug, bis sie sich durch einen Klumpen summender Ghants gedrängt hatten und mit den Füßen ansteigenden Boden berührten.

»Wir müssen auf Camaris warten.«

»Er kommt schon!« schrie Isgrimnur. »Lauft!«

»Hat er Tiamak?«

»Lauft!«

Miriamel, die bei jedem Schritt vorwärts einen halben zurückrutschte, kämpfte sich die schlammige Schräge hinauf, dem Licht der beiden Fackeln zu. Hinter sich hörte sie Isgrimnurs keuchenden Atem und ab und zu das gedämpfte Krachen von Kvalnirs Stahl auf den Panzern ihrer Verfolger. Oben angekommen, packte sie die Fackeln, riß sie aus dem Schlamm und drehte sich kampfbereit um. Dicht hinter ihr kam Isgrimnur, und die flackernde Lohe, die Camaris gehören mußte, leuchtete am Fuß der Böschung.

»Schnell!« rief sie. Die Fackel hielt inne und wurde dann nach allen Seiten geschwenkt, als halte sich Camaris beim Klettern damit den Schwarm vom Leib. Jetzt konnte sie sein Haar sehen, das silbergelblich im Fackelschein schimmerte. »Helft ihm«, flehte sie Isgrimnur an. Der Herzog tat ein paar Schritte nach unten, Kvalnir beschrieb einen blitzenden Bogen, und gleich darauf hatte Camaris sich befreit. Stolpernd und rutschend kamen die beiden den Hang hinauf und erreichten die Tunnelmündung. Camaris hatte seine Keule verloren. Über seiner Schulter hing Tiamak, bedeckt mit weißem Gelee und anscheinend bewußtlos. Erschrocken starrte Miriamel auf die schlaffen Züge des Wranna.

»Los jetzt, verdammt!« Isgrimnur schob Miriamel in den Tunnel. Sie riß den Blick von Tiamaks klebriger Gestalt los und rannte. Dabei schwenkte sie die Fackel, daß die Schatten sprangen und wie von Sinnen über die graubraunen Wände huschten.

Hinter ihnen schien der Boden der Kammer zu explodieren, als die Ghants die Verfolgung aufnahmen. Isgrimnur drängte sich in den Tunnel, hinter sich eine Flut wütend klickender Gestalten, eine Welle gepanzerten Fleischs. Sie hätten den Herzog und seine Gefährten mühelos überwältigen können, wäre ihre Anzahl nicht so groß gewesen, daß sie den ganzen Tunnel verstopften und sich ineinander verkeilten. Die Nachkommenden versuchten sich vorbeizuzwängen, und binnen Sekunden war die Tunnelmündung mit sich windenden, zappelnden Körpern ausgefüllt.

»Führt uns!« schrie der Herzog.

Es war schwer, mit eingezogenem Kopf und krummem Rücken zu rennen, und der schlammige Boden war selbst im Gehen schwierig. Mehrmals fiel Miriamel hin und verrenkte sich einmal böse den Knöchel. Zwar spürte sie den Schmerz kaum, aber ein trüber Teil ihre Gedanken wußte, daß es ihr später ganz sicher sehr weh tun würde – sofern sie am Leben blieb. So gut sie konnte, hielt sie nach den Zeichen Ausschau, die Isgrimnur so gewissenhaft in die schaumige Wand gekratzt hatte, aber als die große Höhle ein paar hundert Schritte hinter ihnen lag, erkannte Miriamel entsetzt, daß sie eine Abzweigung verpaßt hatte. Sie wußte, daß sie durch wenigstens eine der Eikammern hätten kommen müssen, aber statt dessen liefen sie weiter durch einförmige Tunnel, und der jetzige führte sogar abwärts, während der Rückweg hätte ansteigen müssen.

»Ich fürchte, Isgrimnur, wir haben uns verirrt!« Sie verlangsamte den Schritt und hielt im Weitertrotten die Fackel dicht an die tropfenden Wände, verzweifelt auf der Suche nach einer Stelle, die sie wiedererkennen würde. Unmittelbar hinter sich vernahm sie Camaris' schweren Tritt.

Der Rimmersmann stieß ein paar saftige Flüche aus. »Dann lauft einfach weiter! Wir können es jetzt nicht ändern!«

Wieder fing Miriamel zu rennen an. Ihre Beine schmerzten, und jeder Atemzug durchbohrte ihre Lunge mit spitzen Nadeln. Überzeugt davon, die Richtung verloren zu haben, bog sie in den nächsten Quertunnel ein, der aufwärts zu gehen schien. Er war nicht besonders steil, aber der schlüpfrige Untergrund erschwerte das Vorwärtskommen. Über dem Geräusch ihres eigenen, stoßweisen Atmens konnte sie das Rasseln der Ghants hören, das hinter ihnen wieder lauter wurde.

Das Ende der Steigung kam in Sicht. Dort, etwa hundert Ellen über ihnen, verlief rechtwinklig ein neuer Tunnel. Aber gerade, als Miriamels Herz ein wenig leichter werden wollte, erreichte eine Schar von Ghants den Gang, in dem sie sich befanden. Weil sie sich dicht am Boden hielten und auf vier anstatt auf zwei Beinen rannten, machte ihnen die Schräge weit weniger Schwierigkeiten. Miriamel stemmte die Füße noch fester ein und zwang sich das letzte steile Stück hinauf. Oben zögerte sie nur eine Sekunde, bevor sie sich für den rechten Tunnelarm entschied. Selbst Camaris' Atem ging jetzt laut und rauh. Einige der schnellsten Ghants hatten Isgrimnur eingeholt, der die Nachhut bildete. Brüllend vor Wut und Abscheu schwang der Herzog Kvalnir in weitem Bogen. Die Ghants fielen zischend zurück in die brodelnde Masse ihrer Nestbrüder.

Bevor Miriamel und die anderen mehr als fünfzig Schritte in den neuen

Tunnel eingedrungen waren, hatten auch die Ghants ihn erreicht und schwärmten hinein. Auf ebenem Boden liefen sie noch schneller und hüpften mit beängstigender Geschwindigkeit hinter den Menschen her. Manche rannten einfach die Wände hoch und verfolgten die Fliehenden von dort aus.

»Wir müssen anhalten und kämpfen«, ächzte Isgrimnur. »Camaris! Legt den Marschmann hin!«

»Oh, bei der Liebe Gottes, nein!« schrie Miriamel. »Ich höre andere Ghants – vor uns!« Es war ein Alptraum, ein furchtbarer, endloser Alptraum. »Isgrimnur, wir sitzen in der Falle.«

»Halt, verdammt, halt! Wir kämpfen!«

»Nein!« Miriamel war entsetzt. »Wenn wir hier stehenbleiben, müssen wir es mit den Schwärmen von beiden Seiten aufnehmen. Lauft weiter!«

Sie rannte ein paar Schritte, merkte aber, daß ihr niemand folgte. Sie drehte sich um und sah Isgrimnur, der grimmig den Ghants hinter ihnen entgegenstarrte, die mit ihrer Beute langsamer geworden waren und sich jetzt mit bedächtiger Vorsicht nahten. Dutzende weiterer stießen aus dem unteren Tunnel dazu. Es wurden immer mehr. Wieder drehte Miriamel sich um. Vor sich im Tunnel sah sie tanzende Punkte, als das Licht der Fackel sich in den glitzernden, toten Augen der dortigen Ghants spiegelte.

»O barmherzige Elysia«, hauchte Miriamel. Sie war am Ende ihrer Kräfte. Camaris, der neben ihr stand, betrachtete den Boden, als sinne er über etwas Merkwürdiges, aber nicht unbedingt Wichtiges nach. An seiner Schulter lag Tiamak, die Augen geschlossen und den Mund offen wie ein schlafendes Kind. Miriamel empfand jähe Trauer. Sie hatte den Marschmann retten wollen … es wäre so schön gewesen, ihn retten zu können…

Plötzlich fuhr Isgrimnur aufbrüllend herum. Zu Miriamels größtem Erstaunen trat er mit aller Kraft gegen die Wand. Wie in einem Anfall von rasender, ohnmächtiger Wut ließ er seine Stiefelsohlen dagegen krachen, immer und immer wieder.

»Isgrimnur…«, begann Miriamel, aber schon hatte der Stiefel des Herzogs die Wand durchbrochen und ein kopfgroßes Loch in den bröckelnden Lehm gestoßen. Wieder trat der Rimmersmann zu, und ein weiteres Stück fiel heraus.

»Helft mir!« stöhnte er. Miriamel sprang vor, aber noch bevor sie etwas tun konnte, rammte Isgrimnurs nächster Tritt ein zweites großes Loch in den Schlamm. Die Öffnung der Wand war jetzt fast zwei Ellen hoch.

Dahinter gähnte nur Schwärze.

»Los!« befahl der Herzog. Ein Dutzend Schritte entfernt klickten die Ghants wie wahnsinnig. Miriamel schob die Fackel durch das Loch, preßte Kopf und Schultern nach und war fast überzeugt, daß von der anderen Seite Klauengelenke von oben nach ihr greifen würden. Rutschend und gleitend zwängte sie sich in die Öffnung und betete, daß fester Boden dahinterliegen und sie nicht ins Nichts stürzen möchte. Ihre Hände berührten den Morast eines anderen Tunnelbodens. Ein kurzer Blick streifte den nach beiden Seiten leeren Gang, dann drehte sie sich um und half den anderen. Camaris schob Tiamaks schlaffe Gestalt zu ihr hinüber. Fast hätte sie ihn fallen lassen; der schmale Wranna war zwar nicht schwer, im Augenblick aber eine tote, mehlsackähnliche Last, die noch dazu überall von glitschigem Schleim bedeckt war. Der alte Ritter folgte, und gleich darauf quetschte Isgrimnur seinen breiten Körper durch. Fast auf seinen Fersen füllte sich das Loch mit ausgestreckten Ghantbeinen, hart und glänzend wie poliertes Holz.

Kvalnir blitzte auf, und zischende Schmerzensschreie ertönten von der anderen Seite des Lochs. Die Beine wurden hastig zurückgezogen, aber das Zirpen der Ghants schwoll immer lauter an.

»Sie werden gleich durchbrechen, Schwert oder nicht«, knurrte der Herzog.

Miriamel starrte auf die Lücke. Der Gestank der Ghants war so durchdringend wie das kratzende Geräusch, das sie beim Aneinanderreiben verursachten. Sie sammelten sich zum nächsten Angriff, und die Entfernung betrug kaum ein paar Zoll.

»Gebt mir Euer Hemd«, forderte die Prinzessin Isgrimnur plötzlich auf. »Und seins auch.« Sie wies auf Camaris.

Der Herzog sah sie so überrascht an, als hätte sie jäh den Verstand verloren, zog dann aber sofort sein zerfetztes Hemd aus und gab es ihr. Miriamel hielt es an die Fackelflammen, bis es brannte. Es dauerte eine Weile, denn das Hemd war feucht und voller Schlammspuren. Dann stieß sie es mit der Speerspitze in das Loch in der Wand. Von den Ghants auf der anderen Seite waren überraschtes Zischen und leise Schnalzlaute zu vernehmen. Miriamel schob Camaris' Hemd nach; als es Feuer gefangen hatte und beide Hemden ordentlich brannten, nahm sie auch noch Isgrimnurs schweren Mantel und verstopfte damit den letzten Rest der Öffnung.

»Jetzt können wir weiterrennen«, meinte sie. »Ich glaube, sie mögen

kein Feuer.« Sie war überrascht, wie ruhig sie auf einmal schien, trotz eines leichten Schwindels. »Lange wird es sie freilich nicht aufhalten.«

Camaris nahm Tiamak auf, und sie hasteten weiter. Bei jeder Abzweigung wählten sie den aufwärtsführenden Tunnel. Noch zweimal durchstachen sie Wände und schnüffelten an den Löchern wie Hunde, auf der Suche nach von außen kommender Luft. Endlich fanden sie einen Gang, der zwar niedriger und enger war als viele der bisher durchquerten, aber frischer roch.

Der Lärm der Verfolger hatte von neuem eingesetzt, aber es war noch niemand zu sehen. Miriamel achtete nicht auf den gallertartigen Schleim unter ihren Händen, als sie halb gehend, halb kriechend durch den niedrigen Tunnel eilte. Strähnen bleichen Schaums legten sich naß über ihr Gesicht und verklebten ihr Haar. Ein Kringel traf den offenen Mund, und bevor sie ihn ausspeien konnte, schmeckte sie seinen bitteren Moschus. Bei der nächsten Biegung wurde der Tunnel plötzlich größer. Noch ein paar schwankende Schritte, dann bogen sie um die nächste Ecke und sahen auf dem Schlamm Lichtflecken.

»Tageslicht!« schrie Miriamel. Nie hatte der Anblick sie glücklicher gestimmt.

Sie stolperten weiter, bis der Tunnel erneut eine Krümmung machte. Dann standen sie vor einem runden, unregelmäßigen Loch in der Wand, durch das man den Himmel sah, grau zwar und trübe, aber doch den Himmel, den herrlichen Himmel. Miriamel machte einen Satz, kletterte durch die Öffnung und fand sich auf einem gewölbten Untergrund aus klumpigem Lehm.

Unten wogten Baumwipfel, so grün und formenreich, daß Miriamels vom Schlamm betäubter Verstand es kaum fassen konnte. Sie stand auf einem der oberen Teile des Nests. Kaum zweihundert Ellen entfernt lag der Fluß, behäbig wie eine große Schlange. Ein Flachboot war nicht zu erblicken.

Camaris und Isgrimnur folgten ihr ins Freie.

»Wo ist der Mönch?« heulte Isgrimnur. »Verdammnis! Verdammnis! Ich wußte, daß man ihm nicht trauen kann!«

»Das ist jetzt unwichtig«, erwiderte Miriamel. »Erst einmal müssen wir hier herunter.«

Nach hastiger Suche fanden sie einen Weg auf ein tiefergelegenes Dach. Ein paar Dutzend Schritte schwankten sie über ein schmales Lehmband, bevor sie die Sicherheit des nächsten Stockwerks erreichten, und von dort

aus ging es von einer flachen Stelle zur nächsten, immer der Vorderseite des Nests und dem wartenden Wasserlauf zu. Endlich hatten sie die vorderste Kante erreicht, die nur noch drei oder vier Ellen über der Erde lag. Da quoll aus dem Loch an der Spitze des Nests eine große Schar von Ghants.

»Da kommen sie«, schnaufte Isgrimnur. »Springt!«

Aber noch bevor Miriamel springen konnte, strömte ein zweiter, größerer Schwarm aus einem der breiten Vordereingänge des Nests. Schnell hatte sich unmittelbar unter ihnen eine erregte Horde versammelt. Miriamel spürte, wie eine furchtbare, tödliche Müdigkeit sie erfaßte. So nah am Ziel, das war einfach ungerecht!

»Heiliger Ädon, rette uns jetzt!« In der Stimme des Herzogs lag nicht mehr viel Kraft. »Tretet zurück, Miriamel. Ich werde als erster springen.«

»Das ist unmöglich. Es sind zu viele.«

»Wir können auch nicht hierbleiben.« Tatsächlich huschten die anderen Ghants schon die unregelmäßigen oberen Terrassen des Nests hinunter, vielbeinig wie Spinnen und behende wie Affen. Sie klickten in gieriger Vorfreude, und ihre schwarzen Augen glitzerten.

Plötzlich blitzte es über das Ufer. Erschrocken sah Miriamel auf die Ghants, die sich wild zusammendrängten. Ihre durchdringenden Schreie klangen noch wilder und schriller als zuvor, und mehrere schienen Feuer gefangen zu haben. Miriamel schaute hinüber zum Fluß und versuchte zu begreifen, was geschehen war. Dort war das Flachboot in Sicht gekommen. Cadrach stand mit gespreizten Beinen am eckigen Bug und hielt etwas in der Hand, das wie eine große Fackel aussah, deren oberes Ende leuchtend brannte.

Während Miriamel ihn noch stumm vor Staunen anstarrte, schwang der Mönch den Gegenstand vorwärts, und vom Ende schien eine feurige Kugel abzuspringen, die im Bogen über das Wasser flog und mitten unter den im Sand herumwimmelnden Ghants landete. Der Feuerball barst, und überall sprühten Flammen, die an den Ghants klebten wie brennender Leim. Ein paar Getroffene fielen zu Boden. Ihre Schalen schlugen in der Hitze Blasen, und sie begannen zu pfeifen wie siedende Hummer, während andere hin und her rannten, sinnlos am eigenen Panzer zerrten und dabei knackten und klapperten wie geborstene Wagenräder. Cadrach draußen im Flachboot bückte sich wieder. Als er sich aufrichtete, war am Ende seines seltsamen Stabes eine neue Flamme aufgeblüht. Er warf, und ein weiterer Strahl flüssigen Feuers spritzte über die kreischenden Ghants. Der Mönch

hob die Hände an den Mund.

»Springt jetzt!« schrie er, und seine Stimme erzeugte ein leises Echo. »Schnell!«

Miriamel blickte sich nach Isgrimnur um. Sein Gesicht war vor Staunen schlaff, aber er nahm sich lange genug zusammen, um Miriamel einen sanften, jedoch nachdrücklichen Stoß zu versetzen. »Ihr habt ihn gehört«, knurrte er. »Springt!«

Sie sprang, landete hart im Sand und rollte sich ab. Etwas Feuriges flog auf ihren Mantel, aber sie erstickte es mit den Händen. Gleich darauf, laut den Atem ausstoßend, krachte Isgrimnur neben ihr zu Boden. Die Ghants, die quiekend und wie von Sinnen über das grasige Ufer rannten, achteten kaum auf ihre frühere Beute. Der Herzog drehte sich um, stand auf und streckte die Arme aus. Camaris, weit über den zerklüfteten Nestrand gebeugt, ließ Tiamak zu ihm hinuntergleiten. Der Herzog stürzte zurück in den Sand, hielt dabei aber den reglosen Wranna gut fest. Sekunden später war auch Camaris unten. Sie rannten über den Ufersand. Ein paar Ghants, die Cadrachs feuriger Angriff verfehlt hatte, krabbelten auf sie zu, aber Miriamel und Camaris verjagten sie mit Fußtritten. Die Flüchtlinge stolperten die Böschung hinunter und wateten hinein ins träge grüne Wasser.

Miriamel lag flach auf dem Boden des Bootes und rang nach Luft. Mit ein paar Stangenstößen trieb der Mönch den Kahn in die Mitte des Flusses und außer Reichweite der hüpfenden Ghants.

»Seid Ihr verletzt?« Cadrachs Gesicht war blaß, und die Augen glänzten wie im Fieber.

»Was … was habt Ihr …?« Miriamel war so außer Atem, daß sie den Satz nicht beenden konnte.

Cadrach senkte achselzuckend den Kopf. »Die Ölpalmblätter. Nachdem Ihr dort … dort hineingegangen wart, kam mir eine Idee. Ich habe sie gekocht. Es gibt auch Dinge, die ich kann.« Er hob das aus einem dicken Schilfhalm geschnittene Rohr hoch. »Damit habe ich das Feuer geworfen.« Die Hand, die das Rohr hielt, war mit entzündeten Blasen bedeckt.

»Oh, Cadrach, seht nur, was ihr da angerichtet habt.« Miriamel betrachtete erschrocken seine Finger.

Cadrach drehte sich nach Camaris und Isgrimnur um, die sich über Tiamak beugten. Hinter ihnen am Ufer sprangen und zischten die Ghants wie zum Tanzen verdammte Seelen. Noch immer leckten Flammenzungen

über die Vorderseite des Nests und schickten dicke, tintenschwarze Rauchwolken in den Spätnachmittagshimmel.

»Nein, seht lieber, was *Ihr* angerichtet habt«, meinte der Mönch und versuchte ein grimmiges, jedoch durchaus nicht unzufriedenes Lächeln.

ZWEITER TEIL

Die gewundene Straße

XVII
Festfeuernacht

»Ich glaube nicht, daß ich hingehen möchte, Simon.« Jeremias tat sein Bestes, um mit einem Lappen und einem Polierstein Simons Schwert zu reinigen.

»Du brauchst ja auch nicht.« Simon zog sich schmerzlich stöhnend die Stiefel an. Seit der Schlacht auf dem gefrorenen See waren drei Tage vergangen, aber er spürte immer noch jeden Muskel, als hätte man ihn auf einem Schmiedeamboß flachgeklopft. »Ich bin es doch, von dem er etwas will.«

Jeremias schien einerseits erleichtert, andererseits unwillig, seine Freiheit so leicht anzunehmen. »Aber sollte dein Knappe nicht mitgehen, wenn der Prinz dich ruft? Was ist, wenn du etwas brauchst und es vergessen hast – wer soll es dir holen?«

Simon lachte, hörte aber sofort wieder auf, als ihm ein Band aus Schmerz die Rippen zusammenschnürte. Am Tag nach der Schlacht hatte er kaum stehen können. Sein Körper war ihm vorgekommen wie ein Sack mit kaputtem Geschirr. Selbst jetzt bewegte er sich noch wie ein uralter Mann. »Dann werde ich es mir eben selber holen – oder ich rufe dich. Mach dir keine Sorgen. Du solltest doch mittlerweile begriffen haben, daß hier alles anders ist. Wir befinden uns nicht an einem Königshof wie auf dem Hochhorst.«

Jeremias schielte mit scharfem Blick auf die Schneide der Klinge und schüttelte den Kopf. »Das sagst du so, Simon, aber man weiß nie, wann Fürsten einen plötzlich schief ansehen. Man kann nie sagen, ob sie nicht auf einmal ihr Blut spüren und ganz und gar königlich werden.«

»Darauf muß ich es eben ankommen lassen. Jetzt gib mir das verdammte Schwert, bevor du es zum Splitter poliert hast.«

Jeremias blickte besorgt auf. Seit er nach Neu-Gadrinsett gekommen war, hatte er zwar etwas zugenommen, aber die Vorräte waren knapp und Jeremias bei weitem noch nicht wieder das rundliche Bürschchen, mit dem

Simon aufgewachsen war. Dieser zweifelte auch daran, daß der verhärmte Ausdruck in Jeremias' Gesicht je wieder ganz verschwinden würde. »Ich würde doch niemals deinem Schwert schaden«, versicherte der Knappe ernsthaft.

»Bei Gottes Zähnen!« knurrte Simon, der inzwischen mit der wohlgeübten Gleichgültigkeit des kampferprobten Kriegers fluchte. »Das war doch nur ein Scherz. Komm, gib es mir. Ich muß fort.«

Jeremias musterte ihn hochmütig. »Was du vielleicht nicht über Scherze weißt, Simon – sie sollten komisch sein.« Trotz des Grinsens, das seine Lippen zu kräuseln anfing, reichte er seinem Freund vorsichtig die Klinge. »Und wenn du jemals wirklich zum Lachen sein solltest, dann sage ich es dir – versprochen.«

Simons witzige Antwort, die ihm allerdings noch nicht eingefallen war, ging im Öffnen der Zeltklappe unter. Im Eingang erschien stumm und feierlich eine kleine Gestalt.

»Leleth!« begrüßte Jeremias sie. »Komm herein. Möchtest du mit mir Spazierengehen? Oder soll ich dir die Geschichte von Hans Mundwald und dem Bären fertig erzählen?«

Das kleine Mädchen kam ein paar Schritte ins Zelt und zeigte damit auf ihre Art, wofür sie sich entschieden hatte. Ihr Blick, der einen Moment auf Simon geruht hatte, war bestürzend erwachsen. Er erinnerte sich, wie er sie auf der Traumstraße gesehen hatte – ein freies Geschöpf in seinem Element, fliegend und jauchzend – und empfand eine unbestimmte Scham, als sei er mit daran schuld, daß etwas Schönes gefangengehalten wurde. »Ich gehe jetzt. Paß gut auf Jeremias auf, Leleth. Laß ihn nichts Scharfes anfassen.«

Jeremias warf ihm das Poliertuch nach, aber Simon trat bereits durch die Zeltklappe.

Draußen holte er tief Atem. Die Luft war kalt, aber irgendwie kam sie ihm wärmer vor als noch vor ein paar Tagen, so als sei der Frühling in der Nähe und suche einen Weg, zu ihnen zu kommen.

Dabei haben wir doch nur Fengbald geschlagen, warnte er sich selbst. *Dem Sturmkönig macht das nicht das geringste aus. Darum ist es äußerst unwahrscheinlich, daß wir den Winter vertrieben haben.*

Aber aus dem Gedanken wurde eine Frage. Warum hatte der Sturmkönig Fengbald keine Hilfe geschickt, wie er es bei der Belagerung von Naglimund für Elias getan hatte? Strangyeards Erzählung vom grauenvollen Angriff der Nornen stand Simon fast so lebendig vor Augen

wie die Erinnerung an seine eigenen seltsamen Abenteuer. Wenn die Schwerter so wichtig waren und die Hikeda'ya wußten, daß Josua eins davon in seinem Besitz hatte – etwas, wovon der Prinz und Deornoth fest überzeugt waren –, warum hatten sich die Verteidiger des Sesuad'ra dann nicht einem Heer von Eisriesen und gepanzerten Nornen gegenübergesehen? Lag es am Stein des Abschieds selbst?

Vielleicht, weil es ein Ort der Sithi ist. Aber – sie hatten am Ende auch keine Hemmungen mehr, Jao é-Tinukai'i anzugreifen.

Er schüttelte den Kopf. Darüber mußte er mit Binabik und Geloë sprechen, obwohl er sicher war, daß sie sich die Frage längst selbst gestellt hatten. Oder doch nicht? Vielleicht war es fast zuviel, wenn er der unendlichen Menge unlösbarer Rätsel, vor denen sie standen, noch ein weiteres hinzufügte. Simon hatte die Fragen ohne Antworten ungemein satt.

Durch den Feuergarten ging er auf das Abschiedshaus zu, und seine Stiefel knirschten im dünnen Schnee. Er hatte sich gern mit Jeremias geneckt, weil es seinen Freund von Sorgen und bösen Erinnerungen abzulenken schien, aber Simon war nicht besonders fröhlich zumute. In den letzten Nächten hatte er ständig Träume gehabt, die voll waren vom Gemetzel der Schlacht, von Wahnsinn, Blut und schreienden Pferden. Jetzt war er auf dem Weg zu Josua, und dessen Stimmung war noch viel düsterer als seine. Simon sah der Sache wenig freudig entgegen.

Er blieb stehen. Der frostige Atem umgab seinen Kopf wie eine Wolke. Er starrte auf die geborstene Kuppel der Sternwarte. Wenn er doch nur den Mut fände, noch einmal zum Spiegel zu greifen und ein Gespräch mit Jiriki zu versuchen! Aber die Tatsache, daß die Sithi nicht gekommen waren, obwohl die Verteidiger sie so dringend gebraucht hätten, zeigte deutlich, daß Jiriki Wichtigeres zu bedenken hatte als das Schicksal sterblicher Menschen, Zudem hatte der Sitha Simon ausdrücklich gewarnt, daß es zur Zeit gefährlich sei, sich auf die Straße der Träume zu begeben. Wenn er es versuchte, konnte er unter Umständen die Aufmerksamkeit des Sturmkönigs auf den Sesuad'ra lenken und damit gerade die Gleichgültigkeit ihnen gegenüber zerstören, die der Hauptgrund für ihren unglaublichen Sieg zu sein schien.

Er war jetzt ein Mann oder sollte es jedenfalls sein. Keine Mondkalbstreiche mehr, nahm er sich vor. Dafür stand einfach zuviel auf dem Spiel.

Das Abschiedshaus war nur schwach erleuchtet. Wenige Fackeln brannten in den Haltern, und der große Raum schien halb im Schatten zu verschwimmen. Josua stand an der Bahre.

»Danke, daß Ihr gekommen seid, Simon.« Der Prinz hob nur kurz den Blick und schaute dann wieder auf Deornoths Leichnam, der auf der steinernen Tafel aufgebahrt und mit dem *Baum*- und Drachenbanner bedeckt war, als schlafe der Ritter nur unter einer dünnen Decke. »Dort drüben sitzen Binabik und Geloë«, sagte der Prinz und deutete auf die Feuerstelle in der anderen Ecke der Halle. »Ich komme gleich zu Euch.«

Simon näherte sich mit vorsichtigem Schritt dem Feuer, darauf bedacht, unziemlichen Lärm zu vermeiden. Der Troll und die Zauberfrau unterhielten sich mit leiser Stimme.

»Gegrüßt, Simon-Freund«, sagte Binabik. »Komm, sitz und werde warm.«

Simon nahm mit untergeschlagenen Beinen auf dem Steinboden Platz, rückte aber sehr schnell an eine wärmere Stelle weiter. »Er kommt mir noch trauriger vor als gestern«, wisperte er.

Der Troll sah zu Josua hinüber. »Es hat ihn mit großer Schwere getroffen. Es ist, als ob alle Leute, die er liebte und für deren Sicherheit er Furcht hegte, mit Deornoth getötet worden wären.«

Geloë stieß einen leicht gereizten Laut aus. »Man kann keine Schlachten schlagen, ohne Verluste zu erleiden. Deornoth war ein guter Mann, aber es sind noch andere gefallen.«

»Josua, dünkt mich, trauert nun um sie alle – auf seine Weise.« Der Troll zuckte die Achseln. »Doch bin ich von Gewißheit, daß er sich erholt.«

Die Zauberfrau nickte. »Ja, aber wir haben nicht viel Zeit. Wir müssen zuschlagen, solange wir im Vorteil sind.«

Simon betrachtete sie neugierig. Geloë wirkte so alterslos wie stets, aber es war, als hätte sie etwas von ihrer grenzenlosen Sicherheit verloren. Was kein Wunder wäre, das letzte Jahr war für alle furchtbar gewesen. »Ich wollte Euch etwas fragen, Geloë«, begann er. »Wußtet Ihr von der Sache mit Fengbald?«

Sie richtete die gelben Augen auf ihn. »Ob ich wußte, daß er einen anderen in seiner Rüstung ins Feld schicken würde, um uns zu täuschen? Nein. Aber ich wußte, daß Josua sich mit Helfgrim, dem Oberbürgermeister, verschworen hatte. Natürlich war mir nicht bekannt, ob Fengbald den Köder schlucken würde.«

»Ich fürchte, auch ich war ein Wissender, Simon«, ergänzte Binabik. »Meine Hilfe wurde gebraucht, um zu planen, wie man das Eis spaltet. Es geschah mit Unterstützung einiger meiner Qanuc-Brüder. «

Simons Wangen wurden ein wenig wärmer. »Das heißt, alle wußten es außer mir?«

Geloë schüttelte den Kopf. »Nein, Simon. Außer Helfgrim, Josua und mir waren es nur Binabik, Deornoth, Freosel und die Trolle, die die Falle vorbereiten halfen, sonst niemand. Es war unsere letzte Hoffnung, und wir konnten nicht riskieren, daß auch nur ein Gerücht davon an Fengbalds Ohren drang.«

»Habt Ihr mir nicht vertraut?«

Binabik legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. »Vertrauen war nicht das, worauf es ankam, Simon. Du und alle anderen, die auf dem Eis kämpften, hätten in Gefangenschaft geraten können. Selbst die Tapfersten sagen alles, was sie wissen, wenn man sie foltert – und Fengbald gehörte nicht zu denen, die dabei Gewissensbisse empfinden. Je weniger davon wußten, desto größer war die Hoffnung, daß das Geheimnis gewahrt blieb. Wäre es nötig gewesen, dich in Kenntnis zu bringen wie jene anderen, hätten wir es dir ohne Zaudern verkündet.«

»Binabik hat recht, Simon.« Josua war bei den letzten Worten schweigend herangekommen und stand jetzt vor ihnen. Der Feuerschein warf seinen Schatten an die Decke, einen langen, leeren Streifen Dunkelheit. »Ich vertraue Euch so vollständig wie den Besten – den besten Lebenden, heißt das.« Etwas huschte über sein Gesicht. »Ich befahl, daß nur die etwas von dem Plan erfahren durften, die an seiner Ausführung unmittelbar beteiligt waren. Ich bin sicher, daß Ihr das versteht.«

Simon schluckte. »Natürlich, Prinz Josua.«

Josua ließ sich auf einen Stein nieder und starrte abwesend in die tanzenden Flammen. »Wir haben einen großen Sieg errungen – wirklich, es ist ein Wunder. Aber der Preis war grausam hoch…«

»Kein Preis, der unschuldigen Menschen das Leben rettet, ist zu hoch«, erklärte Geloë.

»Mag sein. Aber es besteht immerhin die Möglichkeit, daß Fengbald die Frauen und Kinder am Leben gelassen hätte.«

»Doch jetzt sind sie am Leben und *frei*«, sagte Geloë knapp. »Und eine stattliche Anzahl der Männer ebenfalls. Und wir haben einen unerwarteten Sieg erfochten.«

Das Gespenst eines Lächelns blitzte in Josuas Zügen auf. »Wollt Ihr von nun an Deornoths Platz einnehmen, Valada Geloë? Denn genau das hat er immer für mich getan – mich ermahnt, wenn ich anfing, vor mich hin zu brüten.«

»Seinen Platz kann ich nicht einnehmen, Josua, aber ich finde nicht, daß wir uns für unseren Sieg entschuldigen müssen. Doch Trauern ist ehrenhaft, und ich will es Euch nicht rauben.«

»Nein, natürlich nicht.« Der Prinz drehte sich um und betrachtete die langgestreckte Halle. »Wir müssen die Toten ehren.«

An der Tür knarrte Leder. Sludig stand da, über dem kräftigen Arm ein Paar Satteltaschen. Simon sah das Gesicht des Rimmersmanns und fragte sich, ob sie voller Steine waren.

»Prinz Josua?«

»Ja, Sludig?«

»Das ist alles, was wir gefunden haben. Sie tragen Fengbalds Wappen. Allerdings sind sie völlig durchweicht. Ich habe sie nicht geöffnet.«

»Legt sie hier ans Feuer und dann setzt Euch zu uns und sprecht mit uns. Ihr wart uns eine große Hilfe, Sludig.«

Der Rimmersmann neigte kurz den Kopf. »Seid bedankt, Prinz Josua. Aber ich habe noch eine weitere Botschaft für Euch. Die Gefangenen sind jetzt bereit zum Reden, zumindest behauptet das Freosel.«

»Ah.« Josua nickte. »Und Freosel hat bestimmt recht. Er ist ein rauher Mann, aber äußerst klug. Unserem alten Freund Einskaldir nicht unähnlich, wie, Sludig?«

»Wie Ihr sagt, Hoheit.« Sludig schien sich im Gespräch mit dem Prinzen nicht recht wohl zu fühlen. Nun bekam er endlich die Aufmerksamkeit und Anerkennung, nach der er sich doch offenbar so gesehnt hatte, dachte Simon, und schien trotzdem nicht recht glücklich damit.

Josua legte Simon die Hand auf die Schulter. »Dann muß ich wohl gehen und meine Pflicht tun«, sagte er. »Wollt Ihr mich begleiten, Simon?«

»Selbstverständlich, Prinz Josua.«

»Gut.« Josua winkte den anderen zu. »Habt die Güte und kommt nach dem Abendessen zu mir. Es gibt vieles zu besprechen.«

Als sie zur Tür gingen, schob Josua den Stumpf der rechten Hand unter Simons Ellenbogen und führte ihn zu Deornoths Bahre. Simon fiel dabei auf, daß er den Prinzen um ein Stück überragte. Es war zwar schon sehr

lange her, daß er so dicht neben Josua gestanden hatte, aber trotzdem überraschte es ihn. Er war groß, nicht mehr nur für einen Jungen, sondern sogar für einen Mann. Eine merkwürdige Vorstellung.

Vor der Bahre blieben sie stehen. Simon stand auf den Fußballen da, in achtungsvollem Schweigen, aber begierig weiterzugehen. Die Nähe des toten Ritters bereitete ihm Unbehagen. Das blasse, kantige Gesicht auf der Steinplatte sah weniger nach dem Deornoth aus, an den er sich erinnerte, als nach einem Wachsbild. Die Gesichtshaut, vor allem an Augenlidern und Nasenflügeln, war blutleer und durchscheinend.

»Ihr habt ihn nicht gut gekannt, Simon. Er war der beste aller Männer.«

Simon schluckte mit trockenem Mund. Die Toten waren so … tot. Eines Tages würden Josua, Binabik, Sludig und alle anderen in Neu-Gadrinsett auch so daliegen. Er selber auch, erkannte er mit einem Gefühl des Abscheus. Wie würde das sein? »Er war stets sehr freundlich zu mir, Hoheit.«

»Er konnte gar nicht anders sein. Er war der treueste Ritter, der mir je begegnet ist.«

Je mehr Josua in den letzten Tagen über Deornoth gesprochen hatte, desto klarer war Simon geworden, daß er den Ritter anscheinend überhaupt nicht richtig gekannt hatte. Ihm war er wie ein schlichter Mann vorgekommen, freundlich und still, aber kaum wie das Musterbeispiel an Ritterlichkeit, für das Josua ihn offenbar hielt, eine Art zweiten Camaris.

»Er starb tapfer.« Eine ziemlich lahme Beileidsbezeugung, aber Josua lächelte.

»O ja. Ich wünschte, Ihr und Sludig hättet früher an seiner Seite sein können, aber Ihr habt Euer Bestes getan.« Josuas Miene änderte sich so plötzlich wie ein Frühlingshimmel, über den die Wolken ziehen. »Ich will damit nicht etwa sagen, Ihr beiden hättet etwas falsch gemacht, Simon. Bitte vergebt mir – der Kummer macht mich gedankenlos. Deornoth konnte mich immer aus meinem Selbstmitleid herausholen. Ach Gott, wie werde ich ihn vermissen. Ich glaube, er war mein bester Freund, und ich habe es erst richtig gemerkt, als er tot war.«

Simon fühlte sich noch unbehaglicher, als er in Josuas Augen Tränen aufsteigen sah. Er wollte wegschauen, aber da fielen ihm plötzlich die Sithi und Strangyeards Worte ein. Vielleicht waren es wirklich die Höchsten und Größten, die immer das schwerste Leid tragen mußten. Wie konnte man sich solcher Trauer schämen?

Er streckte die Hand aus und nahm den Ellenbogen des Prinzen.

»Kommt, Josua. Gehen wir. Erzählt mir von Deornoth, denn ich hatte keine Gelegenheit, ihn besser kennenzulernen.«

Mühsam löste der Prinz den Blick von Deornoths wächsernen Zügen. »Ja, natürlich. Gehen wir.«

Er ließ sich von Simon zur Tür und in den Gipfelwind hinausführen.

»… Und dann kam er tatsächlich zu mir und entschuldigte sich!« Josua lachte jetzt sogar, auch wenn es nicht recht fröhlich klang. »Als ob er es gewesen wäre, der schuld war. Armer, treuer Deornoth!« Er schüttelte den Kopf und wischte sich die Augen. »Ädon! Warum scheint mich immer eine solche Wolke von Bedauern zu umgeben, Simon? Entweder bitte ich um Verzeihung oder meine Umgebung tut es. Kein Wunder, daß Elias mich für einen Schwachkopf hält. Manchmal glaube ich, daß er recht hat.«

Simon verbiß sich ein Grinsen. »Vielleicht liegt es nur daran, daß Ihr Eure Gedanken allzu bereitwillig mit Leuten teilt, die Ihr nicht näher kennt – entlaufenen Küchenjungen zum Beispiel.«

Josua betrachtete ihn einen Augenblick scharf und lachte dann, aber diesmal schien seine Heiterkeit weniger gezwungen. »Das könnte durchaus zutreffen, Simon. Die Menschen wollen ihre Herrscher stark und unerschütterlich, nicht wahr?« Er lachte wieder. »Ach, beim barmherzigen Usires, hat es je einen Fürsten gegeben, der diese Eigenschaften weniger besaß als ich?« Er spähte über das Feld der Zelte. »Gott steh mir bei, ich bin vom Weg abgeschweift. Wo ist die Höhle mit den Gefangenen?«

»Dort.« Simon deutete auf ein paar hochstehende Felsen knapp hinter dem Außenwall des Sesuad'ra, fast verdeckt von den im Wind wogenden Wänden der Zeltstadt. Josua änderte die Richtung, und Simon folgte ihm, wobei er sich langsam bewegte, damit seine zahlreichen Wunden nicht so weh taten.

»Ich habe wirklich mein Ziel ganz aus den Augen verloren«, sagte Josua, »und nicht nur bei der Suche nach den Gefangenen. Ich hatte Euch nämlich eigentlich deshalb gebeten, mich zu begleiten, weil ich Euch etwas fragen wollte.«

»Ja?« Simon war gespannt. Was konnte der Prinz von ihm wollen? »Ich möchte unsere Toten hier oben auf dem Berg begraben.« Josuas Armbewegung umfaßte Sesuad'ras ganzen grasigen Gipfel. »Ich glaube, Ihr kennt von allen Leuten hier die Sithi am besten oder doch zumindest aus größter Nähe, auch wenn Binabik und Geloë sie gewiß eifrig studiert haben. Meint Ihr, daß sie etwas dagegen haben könnten? Schließlich gehört dieser Ort ihnen.«

Simon überlegte. »Dagegen? Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Sithi es verhindern würden, wenn Ihr das meint.« Er lächelte schief. »Sie sind ja nicht einmal gekommen, um ihren Berg zu verteidigen, darum glaube ich nicht, daß sie plötzlich mit einem Heer hier erscheinen, nur damit wir unsere Toten nicht bei ihnen begraben.«

Sie gingen schweigend ein Stück weiter. Simon dachte nach und fuhr dann fort: »Nein, ich nehme nicht an, daß sie etwas dagegen hätten – nicht, daß ich behaupten würde, in ihrem Namen zu sprechen«, setzte er eilig hinzu. »Aber schließlich hat Jiriki damals auf dem Urmsheim seinen Vetter An'nai neben Grimmric beerdigt.« Die Tage auf dem Drachenberg erschienen ihm jetzt so fern, als hätte ein anderer Simon sie erlebt, ein weitläufiger Verwandter. Er knetete die Muskeln seines schmerzhaft steifen Arms und seufzte. »Aber, wie gesagt, ich kann nicht für die Sithi reden. Ich war bei ihnen … waren es Monate? Und noch immer kann ich nicht einmal hoffen, sie zu begreifen.«

Josua betrachtete ihn scharf. »Wie war das Leben bei ihnen, Simon? Und wie war ihre Stadt, Jao … Jao …?«

»Jao é-Tinukai'i.« Simon war nicht wenig stolz, wie leicht ihm die schwierigen Silben über die Lippen gingen. »Ich wünschte, ich könnte es erklären, Josua. Es ist ein bißchen, als wollte man einen Traum beschreiben – man kann erzählen, was darin vorkam, aber anderen nie recht klarmachen, was man dabei empfunden hat. Sie sind alt, Hoheit, unfaßbar alt. Aber wenn man sie anschaut, sind sie jung und gesund und … wunderschön.« Er dachte an Jirikis Schwester Aditu mit den herrlichen hellen Raubtieraugen und ihrem Lächeln voll heimlicher Heiterkeit. »Sie haben jedes Recht, uns zu hassen, Josua, zumindest glaube ich das, aber statt dessen scheinen wir sie … zu verwirren. So wie es bei uns wäre, wenn Schafe die Macht ergriffen und uns aus unseren Städten verjagten.«

Josua lachte. »Schafe, Simon? Wollt Ihr damit sagen, daß die Imperatoren von Nabban und König Fingil von Rimmersgard – und natürlich mein Vater – harmlose Wollgeschöpfe waren?«

Simon schüttelte den Kopf. »Nein, ich meine nur, daß wir so anders sind als die Sithi. Sie verstehen uns ebensowenig wie wir sie. Bei Jiriki und seiner Großmutter Amerasu ist der Unterschied vielleicht nicht ganz so groß, jedenfalls sind sie mir mit Güte und Verständnis entgegengekommen – aber die anderen Sithi…« Er verstummte ratlos. »Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll.«

Josua sah ihn freundlich an. »Und wie sah die Stadt aus?«

»Ich habe sie schon einmal zu beschreiben versucht, damals, als ich hier ankam. Ich habe gesagt, sie sei wie ein riesiges Boot, aber sie war auch wie ein Regenbogen vor einem Wasserfall. Das ist kein gutes Bild, aber ich finde immer noch kein besseres. Sie besteht ganz aus Stoff, der zwischen den Bäumen gespannt ist, aber sie wirkt so fest wie jede gemauerte Stadt, die ich kenne. Und trotzdem sieht sie aus, als ob man sie jeden Augenblick abbrechen und anderswo wieder aufschlagen könnte.« Er lachte entmutigt auf. »Ihr seht, mir fehlen schon wieder die Worte!«

»Ich finde, Ihr erklärt es sehr gut, Simon.« Das schmale Gesicht des Prinzen war nachdenklich. »Ach, wie gern würde ich die Sithi eines Tages persönlich kennenlernen. Ich kann nicht begreifen, warum mein Vater sie so fürchtete und haßte. Was für einen Schatz an Geschichte und Überlieferung sie besitzen müssen!«

Sie hatten den Höhleneingang erreicht, der mit einem behelfsmäßigen Fallgatter aus dicken, rohgezimmerten Brettern versperrt war. Ein dort aufgestellter Posten, einer von Hotvigs Thrithing-Männern, verließ den Kohlentopf, über dem er sich gerade die Hände wärmte, zog das Tor hoch und ließ sie eintreten.

Im Vorraum hielten sich eine Anzahl weiterer Posten auf, jeweils zur Hälfte Thrithing-Männer und Erkynländer von Freosel. Sie grüßten den Prinzen und Simon respektvoll, was den letzteren erheblich verunsicherte und bekümmerte. Freosel, der sich die Hände rieb, tauchte aus den Tiefen der Höhle auf.

»Hoheit … und Herr Seoman…«, sagte er und verbeugte sich. »Ich glaube, es ist soweit. Sie werden allmählich munter. Wenn wir länger warten, könnte es Ärger geben – wenn Ihr mir die Bemerkung verzeiht.«

»Ich verlasse mich auf Euer Urteil, Freosel«, antwortete Josua. »Bringt mich zu ihnen.«

Den inneren Teil der großen Höhle, der durch einen Knick der steinernen Wände vom Eingang abgetrennt und dadurch ohne Licht war, hatte man mit Hilfe weiterer dicker Bretter in zwei feste Verschläge aufgeteilt, zwischen denen eine ziemlich große freie Fläche lag.

»Sie brüllen sich durch die ganze Höhle an.« Freosel zeigte grinsend seine Zahnlücke. »Als ob sie sich gegenseitig Vorwürfe machen wollten. Halten sich nachts abwechselnd wach. Nehmen unsern Wächtern die Arbeit ab.«

Josua nickte und näherte sich dem linken Pferch. Er sah Simon mahnend an. »Sagt jetzt kein Wort. Hört nur zu.«

In der düsteren, nur von Fackeln erhellten Höhle konnte Simon die Leute kaum erkennen. Der Geruch nach Urin und ungewaschenen Körpern – etwas, von dem er gedacht hatte, er würde es gar nicht mehr bemerken – war überwältigend.

»Ich will mit eurem Hauptmann sprechen«, rief Josua. Etwas regte sich langsam in den Schatten, dann trat eine Gestalt im zerfetzten grünen Waffenrock der Erkynwache an die Absperrung.

»Das bin ich, Hoheit«, sagte der Soldat.

Josua musterte ihn. »Skeldwin? Bist du das?«

Die Verlegenheit des Mannes war deutlich zu hören. »Ja, Prinz Josua.«

»Oh.« Josua schien betroffen. »Ich hätte nicht gedacht, dich an einem Ort wie diesem wiederzusehen.«

»Ich auch nicht, Herr. Auch nicht, daß man mich einmal gegen Euch in den Kampf schicken würde. Es ist eine Schande…«

Unvermittelt trat Freosel vor. »Hört bloß nicht auf ihn, Josua«, unterbrach er den Gefangenen höhnisch. »Der da und seine Mordkumpane sagen alles, nur um ihr Leben zu retten.« Er schlug mit der kräftigen Hand so hart gegen die Bretterwand, daß das Holz bebte. »Wir anderen hier haben nicht vergessen, was Leute wie diese in Falshire angerichtet haben.«

Skeldwin, der erschrocken zurückgewichen war, beugte sich vor, um besser zu sehen. Seine blassen Züge, die das Licht der Fackeln jetzt deutlich zeigte, waren verhärmt und sorgenvoll. »Keiner von uns tat es gern.« Er sah den Prinzen an. »Und wir wollten auch nicht gegen Euch ziehen, Prinz Josua. Das müßt Ihr uns glauben.«

Josua wollte etwas sagen, aber zu Simons Erstaunen fiel Freosel ihm einfach ins Wort. »Euer Volk ist dagegen, Josua. Wir sind hier weder auf dem Hochhorst noch in Naglimund, und wir trauen diesen gepanzerten Tölpeln nicht. Wenn Ihr sie am Leben laßt, gibt es einen Aufruhr.«

Ein grollendes Murmeln lief durch die Gefangenen, aber es lag Furcht darin.

»Ich will sie nicht hinrichten lassen, Freosel«, meinte Josua betrübt. »Sie haben meinem Bruder den Eid geleistet. Welche Wahl hatten sie schon?«

»Und welche Wahl hatten wir?« versetzte der Mann aus Falshire knapp. »Sie haben sich falsch entschieden. An ihren Händen klebt unser Blut. Laßt sie töten, zögert nicht länger. Soll sich doch Gott über ihre Wahl den Kopf zerbrechen.«

Josua stieß einen Seufzer aus. »Was sagst du dazu, Skeldwin? Warum

sollte ich euch am Leben lassen?«

Dem Mann von der Erkynwache schien keine Antwort einzufallen. Nach einer Weile sagte er: »Weil wir nur Krieger sind, die ihrem König dienen, Hoheit. Es gibt keinen anderen Grund.« Er starrte durch die Bretter auf Josua.

Der Prinz gab Freosel und Simon einen Wink und entfernte sich von dem Verschlag. Sie traten in die Mitte der Höhle, wo man sie nicht mehr hören und in dem schlechten Licht auch kaum sehen konnte. »Nun?« fragte er.

Simon schüttelte den Kopf. »Sie töten, Prinz Josua? Ich finde…«

Josua hob die Hand. »Nicht doch. Natürlich lasse ich sie nicht töten.« Er sah auf den Mann aus Falshire, der grinste. »Freosel bearbeitet sie schon seit zwei Tagen. Sie sind überzeugt, daß er ihnen ans Leder will und die Einwohner von Neu-Gadrinsett danach schreien, daß man sie vor dem Abschiedshaus aufhängt. Wir wollen nur, daß sie in der richtigen Stimmung sind.«

Simon war verlegen. Er hatte sie falsch eingeschätzt. »Und was habt Ihr dann vor?«

»Paßt gut auf.« Josua wartete noch eine Weile, setzte dann ein ernstes Gesicht auf und schritt langsam auf den Verschlag mit den verunsicherten Gefangenen zu.

»Skeldwin«, begann er, »vielleicht bereue ich es noch, aber ich habe vor, dich und deine Männer am Leben zu lassen.«

Freosel, der mit finsterer Miene dabeigestanden hatte, schnaubte laut und zornig und stampfte davon. Die Gefangenen gaben einen hörbaren Seufzer der Erleichterung von sich.

»*Aber*«, Josua hob den Finger, »wir werden euch nicht einfach hierbehalten und durchfüttern. Ihr werdet für euren Lebensunterhalt arbeiten, wenn ihr bei uns bleiben wollt. Mein Volk würde *mich* hängen, wenn ich mit weniger zufrieden wäre; es ist schon jetzt wütend, weil ich ihm die Freude eurer Hinrichtung raube. Wenn ihr euch als zuverlässig erweist, dürft ihr vielleicht mit uns kämpfen, wenn wir meinen wahnsinnigen Bruder vom Drachenbeinthron stoßen. Diejenigen von euch jedoch, die nach Erkynland zurückkehren möchten, damit man sie dort hinrichtet, sind frei und können gehen.«

Skeldwin packte mit beiden Händen die hölzerne Absperrung. »Keiner von uns will zurück. Wir werden für Euch kämpfen, Josua. Kein anderer würde uns in diesen bösen Zeiten so gnädig behandeln.« Seine Kameraden

stießen rauhe Rufe der Zustimmung aus.

»Nun gut. Ich werde darüber nachdenken, wie alles geregelt werden kann.« Josua nickte steif und kehrte den Gefangenen den Rücken zu. Wieder folgte Simon ihm in die Mitte des Raums.

»Beim Erlöser!« sagte Josua. »Wenn sie wirklich für uns kämpfen, was für ein Geschenk des Himmels! Hundert neue, erfahrene Soldaten, und vielleicht desertieren ja noch weitere, wenn die Nachricht sich erst verbreitet.«

Simon lächelte. »Ihr wart sehr überzeugend, und Freosel war es auch.«

Josua sah erfreut aus. »Ich vermute, im Stammbaum unseres Stadthauptmanns gibt es ein paar wandernde Schauspieler. Und was mich betrifft – nun ja, alle Fürsten sind geborene Lügner, wißt Ihr.« Er wurde wieder ernst. »Und jetzt muß ich mich mit den Söldnern befassen.«

»Aber Ihr wollt ihnen doch sicher nicht das gleiche Angebot machen?« fragte Simon in plötzlicher Sorge.

»Warum nicht?«

»Weil … weil jemand, der für Gold kämpft, anders ist.«

»Alle Soldaten kämpfen für Gold«, erwiderte Josua sanft.

»Das meine ich nicht. Ihr habt gehört, was Skeldwin gesagt hat. Sie kämpften, weil sie mußten – das ist wenigstens zum Teil wahr. Diese Thrithing-Männer kämpften, weil Fengbald sie dafür bezahlte. *Ihr* könnt sie nur mit ihrem Leben bezahlen.«

»Das ist ein nicht unerheblicher Wert«, meinte Josua.

»Ja, aber was wird er ihnen noch bedeuten, wenn sie erst wieder Waffen tragen? Sie sind etwas anderes als die Erkynwache, Josua, und wenn Ihr ein Königreich gründen wollt, das anders ist als das Eures Bruders, könnt Ihr es nicht auf Männern wie diesen Söldnern aufbauen.« Simon bemerkte erschrocken, daß er im Begriff war, dem Prinzen gute Lehren zu geben. Jäh brach er ab. »Verzeiht mir«, platzte er heraus. »Es steht mir nicht zu, so mit Euch zu sprechen.«

Josua musterte ihn mit hochgezogenen Brauen. »Die Leute haben recht mit ihrer Meinung von Euch, junger Simon«, bemerkte er langsam. »Es steckt ein guter Kopf unter Eurem roten Schöpf.« Er legte Simon die Hand auf die Schulter. »Ich hatte ohnehin nicht vor, etwas mit ihnen auszuhandeln, bevor Hotvig dabei sein kann. Ich werde mir Eure Worte sehr genau überlegen.«

»Ich hoffe nur, Ihr könnt meine Dreistigkeit entschuldigen«, stotterte

Simon beschämt. »Ihr seid sehr nachsichtig gewesen.«

»Ich habe Vertrauen zu Euren Gedanken, Simon, so wie zu Freosels. Ein Mann, der ehrlichem Rat nicht aufmerksam zuhört, ist ein Dummkopf. Andererseits ist ein Mann, der blindlings jedem Rat folgt, den man ihm gibt, ein noch größerer Dummkopf.« Er drückte Simon kräftig die Schulter. »Kommt, wir gehen zurück. Ich möchte noch mehr über die Sithi hören.«

Es war komisch, Jirikis Spiegel für einen so alltäglichen Zweck wie das Stutzen des Bartes zu verwenden. Aber Sludig hatte Simon – und zwar ziemlich unverblümt – gesagt, er sehe recht struppig aus. Gegen einen Felsen gestützt, blinkte der Sithi-Spiegel im sinkenden Nachmittagslicht. In der Luft lag ein leichter Dunst, der Simon zwang, den Spiegel immer wieder mit dem Ärmel blankzureiben. Da er sich in der Kunst des Bartscherens mit einem Knochenmesser nicht recht auskannte (er hätte sich von Sludig eine schärfere Stahlklinge leihen können, aber dann hätte sich der Rimmersmann wahrscheinlich danebengestellt und Bemerkungen gemacht), hatte Simon nicht viel mehr erreicht, als ein paarmal vor Schmerz zusammenzuzucken. Da erschienen drei junge Frauen.

Simon hatte sie alle drei schon in Neu-Gadrinsett gesehen; mit zweien davon hatte er am Abend seines Ritterschlags sogar getanzt, und die dünnste hatte ihm ein Hemd genäht. Sie kamen ihm schrecklich jung vor, obwohl er wahrscheinlich kaum ein Jahr älter war. Eine von ihnen, ein dunkelhaariges Kind, dessen rundliche Formen und lockigen braunen Haare ihn ein wenig an die Kammermaid Hepzibah erinnerten, gefiel ihm besonders.

»Was treibt Ihr da, Herr Seoman?« fragte die Dünne. Sie hatte große, ernsthafte Augen, die sie mit den Wimpern verschleierte, wenn Simon sie zu lange ansah.

»Ich stutze meinen Bart«, erwiderte Simon barsch. Herr Seoman! Was denn noch alles! Wollten sie sich über ihn lustig machen?

»O bitte, schneidet ihn nicht ab!« bat die Lockenhaarige. »Ihr seht damit so großartig aus.«

»Nein, wirklich, tut es nicht«, fiel ihre dünne Freundin ein.

Die dritte, ein kleines Mädchen mit glattem gelbem Haar und ein paar Leberflecken im Gesicht, schüttelte den Kopf. »Tut es nicht.«

»Ich will ihn doch nur zurechtschneiden.« Simon staunte über soviel weibliche Torheit. Erst vor wenigen Tagen waren Menschen getötet

worden, als sie diesen Ort verteidigten, und sicher hatten einige dazugehört, die diese Mädchen kannten. Und nun standen sie hier herum und quälten ihn mit seinem Bart. Wie konnten sie so flatterhaft sein? »Findet ihr wirklich, daß er – hm – großartig aussieht?« fragte er.

»O ja«, sprudelte Lockenhaar hervor und errötete. »Das heißt, Ihr seht damit … ein Mann sieht damit älter aus.«

»Du findest also, ich sollte älter aussehen?« erkundigte sich Simon in seinem strengsten Ton.

»Nein!« beeilte sie sich zu antworten. »Aber es sieht wirklich gut aus.«

»Es heißt, daß Ihr in der Schlacht sehr tapfer wart, Herr Seoman«, meinte die Dünne.

Er zuckte die Achseln. »Wir kämpften um unsere Heimat … um unser Leben. Ich habe nur versucht, mich nicht töten zu lassen.«

»Genauso hätte es Camaris gesagt«, erklärte das dünne Mädchen. Simon lachte laut auf. »Kein Vergleich mit Camaris. Wirklich keinerlei Vergleich.«

Das kleine Mädchen war näher gerückt und betrachtete gespannt Simons Spiegel. »Ist das der Feenspiegel?«

»Der Feenspiegel?«

»Die Leute sagen…« Sie zögerte und blickte hilfesuchend auf ihre Freundinnen.

Die Dünne sprang in die Bresche. »Die Leute sagen, Ihr wärt ein Feenfreund, und die Feen kämen, wenn Ihr sie mit Eurem Zauberspiegel ruft.«

Simon lächelte ein wenig unsicher. Etwas Wahrheit, vermischt mit viel Unsinn. Wie kam so etwas zustande? Und wer redete so über ihn? Eine sonderbare Vorstellung. »Nein, das stimmt nicht ganz. Einer der Sithi hat mir den Spiegel geschenkt, ja, aber sie kommen nicht einfach, wenn ich sie rufe. Sonst hätten wir doch nicht allein gegen Herzog Fengbald gekämpft.«

»Kann Euer Spiegel Wünsche erfüllen?« fragte Lockenhaar.

»Nein«, entgegnete Simon fest. »Mir hat er noch nie einen erfüllt.« Er hielt inne und dachte an seine Rettung aus der winterlichen Tiefe des Aldheorte durch Aditu. »Ich meine, nicht wirklich.« So vermischte nun auch er Wahrheit und Lügen. Aber wie konnte er ihnen den Wahnsinn dieses letzten Jahres so erklären, daß sie ihn verstanden?

»Wir haben darum gebetet, daß Ihr uns Verbündete brächtet, Herr Seoman«, sagte das dünne Mädchen ernsthaft. »Wir hatten so große

Angst.«

Er sah ihrem blassen Gesicht an, daß sie die Wahrheit sagte. Natürlich hatten sie sich gefürchtet – sollten sie sich nun nicht freuen, daß sie noch lebten? Das war wohl doch nicht das gleiche wie Flatterhaftigkeit. Oder sollten sie brüten und trauern wie Josua?

»Ich hatte auch Angst«, sagte er offen. »Wir haben großes Glück gehabt.«

Eine Pause entstand. Das lockenhaarige Mädchen zupfte an ihrem Mantel, der aufgegangen war und die weiche Haut ihres Halses zeigte. Das Wetter wurde tatsächlich wärmer, Simon merkte es. Er stand jetzt schon eine ganze Weile still am selben Ort und hatte nicht einmal geschaudert. Er sah zum Himmel auf, als hoffte er dort eine Bestätigung dafür zu finden, daß der Winter sich verabschiedete.

»Habt Ihr eine Herrin?« fragte die Lockenhaarige plötzlich.

»Ob ich was habe?« wiederholte Simon, der sie genau verstanden hatte.

»Eine Herrin«, sagte sie und errötete heftig. »Einen Schatz.«

Simon wartete einen Augenblick, bevor er antwortete. »Eigentlich nicht.« Die drei Mädchen starrten ihn hingerissen wie Hundewelpen an, und er merkte, wie auch seine Wangen rot wurden. »Nein, eigentlich nicht.« Er umklammerte noch immer sein Qanuc-Messer, so fest, daß ihm langsam die Finger weh taten.

»Ah«, meinte Lockenhaar. »Nun, wir sollten Euch jetzt nicht weiter stören, Herr Seoman.« Ihre schlanke Freundin zog sie am Ellenbogen, aber sie kümmerte sich nicht darum. »Kommt Ihr zum Festtagsfeuer?«

»Festtagsfeuer?« Simon legte die Stirn in Falten.

»Das Fest. Und … nun ja, auch die Trauerfeier. Dort in der Mitte der Siedlung.« Sie deutete auf die Masse der Zelte von Neu-Gadrinsett. »Morgen abend.«

»Davon wußte ich nichts. Ja, vielleicht komme ich.« Er lächelte wieder. Wenn man sich eine Weile mit ihnen unterhielt, waren es ganz vernünftige junge Frauen. »Ich danke dir nochmals für das Hemd«, sagte er zu der Dünnen.

Sie blinzelte eilig. »Vielleicht tragt Ihr es morgen abend.«

Die drei Mädchen verabschiedeten sich und gingen den Berg hinunter. Sie steckten die Köpfe eng zusammen, stießen sich an und kicherten. Simon war einen Moment empört, weil er dachte, sie könnten über ihn lachen, regte sich aber dann nicht weiter auf. Sie schienen ihn jedenfalls zu

mögen, und Mädchen waren nun einmal so – soweit er wußte.

Er wandte sich wieder seinem Spiegel zu, entschlossen, seinen Bart fertigzustutzen, bevor die Sonne unterging. Ein Festtagsfeuer, so, so … Ob man dazu sein Schwert trug?

Simon dachte über das nach, was er vorhin gesagt hatte. Natürlich stimmte es, daß er keine geliebte Herrin besaß, wie ein Ritter sie eigentlich haben sollte, selbst ein so schäbiger, wie er es geworden war. Trotzdem fiel es ihm schwer, dabei nicht an Miriamel zu denken. Wie lange war es her, daß er sie zuletzt gesehen hatte? Er zählte an der Hand die Monate ab: Yuven, Anitul, Tiyagaris, Septander, Octander … fast ein halbes Jahr! Man konnte sich leicht vorstellen, daß sie ihn inzwischen längst vergessen hatte.

Aber er hatte sie nicht vergessen. Es hatte Augenblicke gegeben, seltsame, fast beängstigende Augenblicke, in denen er sicher gewesen war, daß er sie ebenso anzog wie sie ihn. Ihre Augen waren so groß gewesen, wenn sie ihn ansah, hatten ihn so sorgsam gemustert, als wollten sie sich jede Linie einprägen. Konnte das wirklich nur Einbildung sein? Gewiß, sie hatten ein wildes und schier unglaubliches Abenteuer miteinander geteilt, und fast ebenso gewiß betrachtete sie ihn als Freund … aber empfand sie mehr für ihn?

Die Erinnerung daran, wie sie in Naglimund ausgesehen hatte, überwältigte ihn. Sie hatte ihr himmelblaues Kleid angehabt und war auf einmal fast erschreckend vollkommen gewesen – ganz anders als die zerlumpte Dienstmagd, die an seiner Schulter geschlafen hatte. Und doch steckte in dem himmelblauen Kleid dasselbe Mädchen. Sie hatte fast schüchtern gewirkt, als er ihr im Burghof begegnete – aber lag das daran, daß sie sich schämte, ihn getäuscht zu haben, oder daran, daß sie sich Sorgen machte, der Rang, den sie nun wieder einnahm, könnte sie von ihm trennen?

Aber es hatte keinen Sinn, hier herumzuschmachten, ermahnte er sich. Es war äußerst unwahrscheinlich, daß sie überhaupt anders an ihn dachte als an einen freundlichen Küchenjungen, ähnlich den Kindern der Dienstleute, mit denen der Adel aufgezogen wurde und die er, kaum erwachsen, sofort vergaß. Und außerdem, selbst wenn sie wirklich etwas für ihn übrig hatte, bestand doch nicht die geringste Möglichkeit, daß jemals etwas daraus wurde. So ging es im Leben nun einmal zu, wenigstens hatte er es so gelernt.

Andererseits hatte er inzwischen soviel von der Welt gesehen und genug Seltsames erlebt, daß ihm die unveränderlichen Tatsachen des Lebens, die

Rachel ihm beigebracht hatte, längst nicht mehr so unerschütterlich vorkamen. Denn worin unterschieden sich schließlich einfaches Volk und königliches Blut? Josua war ein gütiger Mann, klug und ernsthaft, und Simon zweifelte nicht daran, daß er ein ausgezeichneter König werden würde; aber sein Bruder Elias hatte sich als Ungeheuer entpuppt. Konnte ein Bauer, den man vom Gerstenfeld hereinschleifte, Schlimmeres anrichten? Was war denn so heilig am königlichen Blut? Und, wenn er schon dabei war, stammte nicht König Johan selbst aus einer bäuerlichen oder jedenfalls nicht vornehmen Familie?

Plötzlich fiel ihm etwas Tollkühnes ein: Was war, wenn Elias besiegt wurde, Josua aber ums Leben kam? Wenn Miriamel nicht zurückkehrte? Dann mußte jemand anders König oder Königin werden. Simon wußte wenig von Weltpolitik, soweit sie nicht in direktem Zusammenhang mit seiner abenteuerlichen Reise des letzten halben Jahres stand. Gab es andere Menschen mit königlichem Blut, die sich dann melden und den Drachenbeinthron beanspruchen würden? Dieser Kerl in Nabban, Bigaris oder wie er hieß? Oder der Erbe von Lluth, dem toten König von Hernystir, wer immer er sein mochte? Vielleicht auch der alte Isgrimnur, falls er je wiederkam. Ihn konnte Simon zumindest respektieren.

Inzwischen glühte der flüchtige Gedanke wie heiße Kohle. Warum sollte nicht er selbst, Simon, so gut in Frage kommen wie jeder andere? Wenn schon die Welt auf dem Kopf stand und alle anderen, die einen Anspruch hatten, verschwunden sein würden, sobald der Staub sich legte, warum dann nicht ein Ritter von Erkynland – einer, der wie Johan mit einem Drachen gekämpft hatte und vom schwarzen Blut des Wurms gezeichnet war? Einer, der die verbotene Welt der Sithi gesehen hatte und ein Freund der Trolle von Yiqanuc war? Dann endlich würde er gut genug sein für eine Prinzessin und alle anderen Frauen weit und breit!

Simon starrte auf sein Spiegelbild, die weiße, wie mit Farbe und Pinsel aufgetragene Haarlocke, die lange Narbe und den betrüblich flaumigen Bart.

Seht mich an, dachte er und mußte laut lachen. *König Simon der Große! Genausogut könnte man Rachel zur Herzogin von Nabban machen oder diesen Mönch Cadrach zum Lektor der Mutter Kirche. Genausogut könnte man darauf warten, daß am hellen Mittag die Sterne scheinen.*

Und außerdem, wer will schon König werden?

Denn so, fand Simon, verhielt es sich doch in Wahrheit: demjenigen, der Elias auf den Thron aus Bein nachfolgte, stand nichts als Schmerz und

Kummer bevor. Selbst wenn man den Sturmkönig besiegen konnte – eine Möglichkeit, die so gering war, daß sie fast nicht existierte –, war doch das ganze Land zerstört, das Volk verhungert und erfroren. Es würde keine Turniere und keine Umzüge mehr geben, kein Sonnenlicht, das auf Rüstungen glänzte, viele Jahre lang nicht.

Nein, dachte er bitter, *der nächste König sollte jemand wie Barnabas sein, der Küster und Totengräber der Hochhorst-Kapelle – jemand, der sich darauf versteht, Leichen unter die Erde zu bringen.*

Er schob den Spiegel wieder in die Manteltasche und setzte sich auf einen Felsen, um zuzusehen, wie die Sonne zwischen den Bäumen versank.

Vara fand ihren Gemahl im Abschiedshaus. Die Halle war bis auf ihn und Deornoths bleiche Gestalt leer. Der Prinz selbst schien kaum noch unter den Lebenden zu weilen; reglos wie ein Standbild verharrte er am Altar, der den Leichnam seines Freundes trug.

»Josua?«

Der Prinz drehte sich so langsam um, als erwache er aus tiefem Traum. »Ja, Herrin?«

»Du verweilst zu lange an diesem Ort. Der Tag ist fast zu Ende.«

Er lächelte. »Ich bin gerade erst zurückgekommen. Ich habe einen Gang mit Simon gemacht und noch einige andere Dinge erledigt.« Vara schüttelte den Kopf. »Du bist schon sehr lange hier, auch wenn du dich nicht erinnerst – den größten Teil des Nachmittags.« Josuas Lächeln wurde unsicher. »Tatsächlich?« Er warf einen Blick auf Deornoth. »Ich weiß nicht – ich habe immer das Gefühl, es wäre unrecht von mir, ihn alleinzulassen. Er hat sich stets um mich gekümmert.«

Vara kam näher und nahm seinen Arm. »Ich weiß. Komm, geh ein Stück mit mir.«

»Gut.« Josua streckte die Hand aus und berührte das Tuch auf Deornoths Brust.

Als Josua und die Seinen auf den Sesuad'ra gekommen waren, hatten sie das Abschiedshaus fast als Ruine vorgefunden. Die Siedler hatten für die gähnenden Fensterhöhlen Läden gezimmert und dicke Holztüren gebaut, um das Haus zu einem Ort zu machen, an dem die Geschäfte von Neu-Gadrinsett in Wärme und Ungestörtheit abgewickelt werden konnten. Trotzdem hatte der Bau etwas Behelfsmäßiges – die rohe Arbeit der neuen

Bewohner bildete einen absonderlichen Gegensatz zur anmutigen Kunstfertigkeit der Sithi. Josua strich mit dem Finger über eine in den Stein geschnittene Blüte. Vara führte ihn zu einer der Türen an der Rückseite und hinaus ins sinkende Sonnenlicht.

Die Mauern des Gartens waren verfallen, die steinernen Wege zersprungen, einzelne Platten standen hoch. Ein paar hartnäckige alte Rosenbüsche hatten den Ansturm des Winters überlebt; zwar konnte es Monate oder Jahre dauern, bis sie wieder blühten, aber ihre dunklen Blätter und grauen, dornigen Zweige sahen stark und kräftig aus. Es war schwer, sich keine Gedanken darüber zu machen, wie lange sie hier schon wuchsen oder wer sie gepflanzt hatte.

Vara und Josua kamen am knorrigen Stamm einer gewaltigen Kiefer vorbei, die in einer Mauerlücke stand. Es sah aus, als hinge die untergehende Sonne, ein brennendroter Fleck, in ihren Ästen.

»Denkst du immer noch an sie?« fragte Vara plötzlich.

»Wie?« Josua schien zerstreut. »An wen?«

»Die andere. Die du geliebt hast – die Frau deines Bruders.«

Der Prinz senkte den Kopf. »Hylissa. Nein, nicht oft. Ich habe heute viel wichtigere Dinge, mit denen ich mich beschäftigen muß.« Er legte seiner Frau den Arm um die Schultern. »Schließlich habe ich eine Familie, die mich braucht.«

Vara betrachtete ihn mißtrauisch, nickte dann aber zufrieden. »Ja, das hast du.«

»Und nicht nur eine Familie, sondern anscheinend ein ganzes Volk.«

Sie stieß einen leisen, verzweifelten Laut aus. »Du kannst nicht der Ehegatte und Vater von allen sein.«

»Natürlich nicht. Aber ich muß der Fürst sein, ob ich das nun will oder nicht.«

Eine Weile gingen sie schweigend weiter und lauschten dem unregelmäßigen Gesang eines einsamen Vogels, der hoch oben in den schwankenden Zweigen saß. Der Wind war kalt, schien aber nicht mehr ganz so schneidend wie in den letzten Tagen; vielleicht sang der Vogel deshalb.

Vara schmiegte den Kopf an Josuas Schulter. Ihr schwarzes Haar umflatterte sein Kinn. »Was tun wir als nächstes?« fragte sie. »Jetzt, nachdem die Schlacht vorbei ist?«

Josua geleitete sie zu einer Steinbank, auf der einen Seite zerbröckelt,

sonst aber noch gut erhalten. Sie wischten ein paar schmelzende Schneeflecken beiseite und setzten sich. »Ich weiß noch nicht«, erklärte Josua. »Ich glaube, ich muß wieder einen *Raed* – eine Ratsversammlung – einberufen. Es gibt viel zu beschließen. Wir sollten nicht mehr lange warten, sobald wir … sobald wir unsere Gefallenen begraben haben.«

Vara sah überrascht zu ihm auf. »Was meinst du, Josua? Warum hast du es so eilig?«

Der Prinz hob die Hand und untersuchte die Linien ihrer Innenfläche. »Weil wir vielleicht eine wichtige Gelegenheit verpassen, wenn wir jetzt nicht zuschlagen.«

»Zuschlagen?« fragte Vara erstaunt. »Gegen wen? Was ist das für ein Irrsinn? Wir haben jeden zweiten Mann verloren. Willst du die paar Hundert, die noch übrig sind, gegen deinen Bruder führen?«

»Aber wir haben einen wichtigen Sieg errungen, den ersten, den überhaupt jemand geschafft hat, seit Elias mit seinem wahnsinnigen Feldzug begann. Wenn wir jetzt weiterkämpfen, solange die Erinnerung noch frisch ist und Elias keine Kenntnis von den Ereignissen hat, werden unsere Leute neuen Mut fassen; und wenn andere sehen, daß wir marschieren, schließen sie sich uns an.«

Vara war mit großen Augen aufgesprungen und hatte einen Arm um ihren Leib gelegt, als wollte sie das ungeborene Kind schützen. »Nein! Ach, Josua, was für eine Dummheit! Ich dachte, ihr würdet wenigstens warten, bis der Winter vorbei ist! Wie könnt ihr jetzt schon wieder in den Kampf ziehen?«

»Ich habe nichts dergleichen gesagt«, erwiderte er. »Ich habe mich noch nicht entschieden und werde es auch nicht tun, bevor der *Raed* nicht getagt hat.«

»Ja, und da werdet ihr Männer herumsitzen und von der großen Schlacht reden, die ihr geschlagen habt. Werden die Frauen auch dabei sein?«

»Frauen?« Er sah sie fragend an. »Geloë gehört dazu.«

»O ja, Geloë«, versetzte Vara verächtlich. »Weil man sie eine *weise* Frau nennt. Das ist die einzige Sorte Frauen, auf die ihr hört – die mit einer zusätzlichen Eigenschaft, wie ein *schnelles* Pferd oder ein *starker* Ochse.«

»Und was sollten wir sonst tun – ganz Neu-Gadrinsett dazuladen?« Josua wurde langsam ärgerlich. »Das wäre unsinnig.«

»Nicht unsinniger, als allein auf die Männer zu hören.« Sie starrte ihn an und zwang sich dann sichtlich zur Ruhe. Erst als sie mehrmals tief Atem

geholt hatte, sprach sie weiter. »Die Frauen vom Hengststamm erzählen sich eine Geschichte. Sie handelt vom Bullen, der nicht auf seine Kühe hören wollte.«

Josua wartete. »Nun«, fragte er schließlich, »und was geschah mit ihm?«

Vara warf ihm einen finsteren Blick zu und trat auf den geborstenen Weg hinaus. »Fahr nur so fort wie bisher. Dann wirst du es schon herausfinden.«

Josuas Miene zeigte ein Gemisch von Belustigung und Ärger. »Warte, Vara.« Er stand ebenfalls auf und folgte ihr. »Du hast recht, mich zu schelten. Ich sollte dir besser zuhören. Was geschah also mit dem Bullen?«

Vara betrachtete ihn eindringlich. »Ich werde es dir ein anderes Mal erzählen. Jetzt bin ich zu wütend.«

Josua nahm ihre Hand und ging neben ihr her. Der Weg wand sich durch die überall verstreuten Steine und führte sie in die Nähe der umherliegenden Trümmer der äußeren Gartenmauer. Dahinter vernahm man das Geräusch von Stimmen.

»Nun gut«, begann Vara unvermittelt. »Der Bulle war zu stolz, auf seine Kühe zu hören. Als sie ihm sagten, ein Wolf stehle ihre Kälber, wollte er es nicht glauben, weil er es nicht selbst gesehen hatte.

Als alle Kälber gestohlen waren, vertrieben die Kühe den Bullen und suchten sich einen neuen.« Ihr Blick war trotzig. »Und dann fraßen die Wölfe den alten Bullen, weil niemand ihn beschützte, wenn er schlief.«

Josuas Lachen klang rauh. »Ist das eine Warnung?«

Sie drückte seinen Arm. »Bitte, Josua. Die Menschen haben das Kämpfen satt. Wir haben hier eine Heimat gefunden.« Sie zog ihn zu einer Lücke in der Mauer. Von der anderen Seite klang der Lärm des schäbigen Marktplatzes herüber, der im Schutz der Außenmauern des Abschiedshauses entstanden war. Mehrere Dutzend Männer, Frauen und Kinder betrieben dort einen Tauschhandel mit alten Sachen, die sie aus ihren früheren Wohnungen mitgebracht, und neuen Gegenständen, die sie auf und um den Sesuad'ra gesammelt hatten. »Schau doch«, sagte Vara. »Sie bauen sich ein neues Leben auf. Du hast ihnen gesagt, sie kämpften für ihre Heimat. Wie kannst du sie schon wieder fortjagen?«

Josua betrachtete eine Gruppe dick vermummter Kinder, die mit einem bunten Lappen Tauziehen spielten. Sie kreischten vor Lachen und wirbelten Schneewolken auf; in der Nähe rief eine Mutter erbost nach ihrem Sprößling, der aus dem Wind heraus und nach Hause kommen sollte. »Aber es ist nicht ihre wirkliche Heimat«, sagte Josua leise. »Wir

können hier nicht für immer bleiben.«

»Aber wer will das denn!« versetzte Vara. »Nur bis zum Frühling! Bis unser Kind geboren ist!«

Josua schüttelte den Kopf. »Vielleicht haben wir diese Möglichkeit nie wieder.« Er wandte sich mit ernstem Gesicht von der Mauer ab. »Außerdem bin ich es Deornoth schuldig. Er hat sein Leben nicht geopfert, damit wir uns hier sang- und klanglos davonschleichen, sondern damit wir meinem Bruder sein Unrecht heimzahlen können.«

»Du bist es Deornoth schuldig!« Varas Stimme klang zornig, aber in ihren Augen lag Trauer. »Wie kann man nur so etwas sagen! Nur ein Mann würde das behaupten.«

Josua drehte sich um und griff nach ihr. Er zog sie an sich. »Ich liebe dich wirklich, Herrin. Ich versuche nur, das Rechte zu tun.«

Sie schlug die Augen nieder. »Ich weiß. Aber…«

»Aber du glaubst nicht, daß mein Entschluß der beste ist.« Er nickte und streichelte ihr Haar. »Ich höre jedem zu, Vara, aber das letzte Wort muß meines sein.« Seufzend drückte er sie an sich und schwieg eine Weile. »Barmherziger Ädon«, fuhr er endlich fort, »ich würde das alles niemand anderem wünschen. Vara, versprich mir etwas.«

»Was?« Sein Mantel dämpfte ihre Stimme.

»Ich habe es mir anders überlegt. Wenn mir etwas zustößt … dann bring unser Kind von hier fort. Laß nicht zu, daß jemand es auf einen Thron setzt oder in seinem Namen ein Heer aufstellt.«

»In seinem Namen?«

»Oder in ihrem. Laß nicht zu, daß man unseren Sohn oder unsere Tochter in dieses Spiel hineinzwingt, wie es mit mir der Fall war.«

Vara schüttelte verbissen den Kopf. »Niemand nimmt mir mein Kind weg, nicht einmal deine Freunde.«

»Gut!« Er sah durch die wehenden Strähnen ihres Haars. Hinter dem Abschiedshaus war die Sonne untergegangen und hatte den ganzen westlichen Himmel blutrot gefärbt. »Das macht es mir leichter, zu ertragen, was auf mich zukommt – was immer es sein mag.«

Fünf Tage nach der Schlacht waren die letzten Toten vom Sesuad'ra unter der Erde – Männer und Frauen aus Erkynland, Rimmersgard, Hernystir und den Thrithingen, aus Yiqanuc und Nabban, Flüchtlinge aus einem halben Hundert Orte, zur Ruhe gebettet im flachen Boden auf dem

Gipfel des Abschiedssteins. Prinz Josua sprach bedächtig und ernst von ihren Leiden und Opfern, und im Wind, der um die Höhen spielte, wogte sein Mantel. Danach erhoben sich einer um den anderen Vater Strangyeard, Freosel und Binabik, um ein paar Worte zu sagen. Die Bewohner von Neu-Gadrinsett standen mit harten Gesichtern dabei und lauschten.

Einige der Gräber waren ohne Kennzeichen, aber die meisten verfügten über ein kleines Erinnerungsstück wie ein geschnitztes Brett oder einen roh behauenen Stein mit dem Namen des Gefallenen. Die Erkynwache hatte mit großer Anstrengung den vereisten Boden aufgehackt und ihre Toten in einem gemeinsamen Grab am Ufer des Sees bestattet. Sie krönten es mit einer einzigen Felsplatte, auf der zu lesen stand: »Soldaten von Erkynland, gefallen in der Schlacht vom Stefflodtal. *Em Wulstes Duos.*« Nach Gottes Willen.

Nur die getöteten Thrithing-Söldner blieben unbetrauert und ohne Denkmal. Ihre lebenden Kameraden hoben im Grasland unterhalb des Sesuad'ra einen tiefen Graben aus, wobei die meisten von ihnen annahmen, er sei auch für sie selbst bestimmt und Josua werde sie hinrichten lassen. Aber als die Arbeit beendet und die Gefallenen beerdigt waren, begleiteten bewaffnete Männer die Söldner weit hinaus ins offene Land und ließen sie dort frei. Es war schrecklich für einen Trithing-Mann, sein Pferd zu verlieren, aber die überlebenden Söldner kamen sehr schnell zu der Ansicht, daß zu Fuß Gehen besser war als Sterben.

Damit waren endlich alle Toten begraben und die Raben um ihren Festschmaus betrogen.

Feierliche Musik versuchte den rauhen Wind zu übertönen, und vielen Zuschauern kam der Gedanke, daß die Verteidiger des Sesuad'ra zwar einen unerwarteten und heldenhaften Sieg errungen, aber teuer dafür bezahlt hatten. Die Tatsache, daß sie nur einen winzigen Bruchteil der gegen sie aufgestellten Streitkräfte überwunden und schon jetzt die Hälfte ihrer Kämpfer verloren hatten, ließ ihnen den winterlichen Berggipfel noch kälter und verlassener erscheinen.

Jemand faßte ihn von hinten am Arm. Simon fuhr herum, riß sich los und wollte schon zuschlagen.

»He, Junge! Nicht so hastig!« Der alte Narr hob die Hände über den Kopf und duckte sich.

»Tut mir leid, Strupp.« Simon legte sich den Mantel wieder um. In der

Nähe loderte das Festtagsfeuer, und er war ungeduldig, dorthin zu kommen. »Ich wußte ja nicht, wer es war.«

»Schon in Ordnung, Jungchen.« Strupp schwankte leicht. »Es ist nur … hm … ich wollte nur fragen, ob ich ein Stück mit dir gehen könnte. Nach drüben zur Feier. Ich bin nicht mehr so sicher auf den Füßen wie früher.«

Kein Wunder, dachte Simon; Strupps Atem roch durchdringend nach Wein. Dann erinnerte er sich an Sangfugols Worte und bezwang seinen Wunsch nach Eile. »Natürlich.« Er streckte unauffällig den Arm aus, damit der alte Mann sich darauf stützen konnte. »Freundlich von dir, Junge, sehr freundlich. Simon, nicht wahr?«

Der alte Mann blickte zu ihm auf. Sein Gesicht war ein Irrgarten von Falten.

»Stimmt.« Im Dunkeln lächelte Simon. Er hatte Strupp seinen Namen schon ein dutzendmal gesagt.

»Du wirst es gut machen, da bin ich sicher«, meinte der Alte. Ganz langsam strebten sie dem flackernden Licht zu. »*Und ich habe sie alle gekannt.*«

Als sie am Festplatz angekommen waren, blieb Strupp nicht mehr lange bei Simon. Der alte Narr fand eine Gruppe angeheiterter Trolle, denen er sich anschloß, um sie erneut in die Freuden des Bullenhornspiels einzuweihen und sich selbst, so vermutete Simon, denen des *Kangkang* hinzugeben.

Eine Weile wanderte Simon an den Rändern der Menge umher. Es war eine wirklich festliche Nacht, vielleicht die erste auf dem Sesuad'ra seit Sithizeiten. Fengbalds Lager war übervoll von Vorräten und anderen wertvollen Gütern gewesen, als hätte der verstorbene Herzog ganz Erkynland geplündert, um dafür zu sorgen, daß er es in den Thrithingen so behaglich hatte wie zu Hause auf dem Hochhorst. Josua hatte vorsorglich sichergestellt, daß die meisten Lebensmittel und anderen nützlichen Dinge versteckt und für später aufgehoben wurden – selbst wenn die Siedler den Stein verließen, würde das nicht gleich morgen geschehen –, aber ein großzügiger Anteil war für das Fest freigegeben worden, so daß der Gipfel einen äußerst prächtigen Eindruck machte. Vor allem Freosel hatte mit größtem Vergnügen Fengbalds Fässer angezapft und den ersten Becher Stanshire Dunkel so begeistert geleert, als trinke er das Blut des Herzogs und nicht nur sein Bier.

Holz, das ebenfalls zu den Dingen gehörte, an denen kein Mangel

herrschte, war inmitten der großen freien Fläche des Feuergartens zu einem hohen Scheiterhaufen aufgeschichtet. Hell loderte das Feuer, und die meisten Menschen hatten sich auf dem weiten, steingepflasterten Feld versammelt. Sangfugol und ein paar andere musikalische Einwohner von Neu-Gadrinsett wanderten von einer Stelle zur andern und spielten für Gruppen dankbarer Zuhörer. Einige dieser Zuhörer waren noch begeisterter als die anderen. Simon mußte laut lachen, als ein besonders feuchtfröhliches Trio von Festgästen darauf bestand, den Harfner beim Vortrag des Liedes »Am Ufer des Grünwateflusses« zu unterstützen. Sangfugol verzog schmerzlich das Gesicht, spielte aber tapfer weiter. Simon gratulierte dem Harfner innerlich zu seiner Seelenstärke, bevor er davonschlenderte.

Die Nacht war kalt, aber klar, und der Wind, der den Gipfel während der Begräbnisfeierlichkeiten so gezaust hatte, fast verschwunden. Simon dachte eine Weile nach und kam zu dem Ergebnis, daß das Wetter in Anbetracht der Jahreszeit sogar recht angenehm war. Wieder fragte er sich, ob die Macht des Sturmkönigs vielleicht doch nachließ; aber diesmal fiel ihm sofort eine zweite, weit quälendere Frage ein.

Was ist, wenn er nur seine Kräfte sammelt? Wenn er jetzt zuschlägt und zu Ende bringt, was Fengbald mißlungen ist?

Das waren Überlegungen, die Simon im Augenblick lieber nicht fortsetzen wollte. Achselzuckend rückte er seinen Schwertgurt zurecht.

Der erste Weinbecher, den man ihm anbot, rann angenehm durch seine Kehle, wärmte ihm den Magen und lockerte die Muskeln. Simon hatte zu dem kleinen Heer gehört, dessen Arbeit es war, die Toten zu begraben – eine furchtbare Aufgabe, die der gelegentliche Anblick vertrauter Gesichter unter Masken aus Reif noch schrecklicher machte. Simon und seine Kameraden hatten gewütet wie die Berserker, um den steinigen Boden aufzugraben, und jedes Mittel benutzt, das sie finden konnten – Schwerter, Äxte, Äste umgestürzter Bäume. Aber so mühsam auch das Aufkratzen der gefrorenen Erde gewesen war, dafür hatte die Kälte wenigstens auch die Verwesung verzögert und ihnen die grausige Arbeit geringfügig leichter gemacht. Trotzdem war Simons Schlaf in den beiden letzten Nächten voller Alpträume gewesen, endloser Visionen steifgefrorener, in Gräben taumelnder Körper, starr wie Statuen, verkrümmter, wie von einem wahnsinnigen, von Schmerz und Leid besessenen Bildhauer gemeißelter Gestalten.

Der *Lohn des Krieges*, dachte Simon, während er durch die lärmende

Menge streifte. Und wenn Josua Erfolg hatte, würden die noch bevorstehenden Schlachten diese hier aussehen lassen wie einen Yrmansol-Tanz. Die Leichen würden sich höher stapeln als der Grünengelturm.

Bei dem Gedanken wurde ihm kalt und übel. Er machte sich auf die Suche nach mehr Wein.

Das Fest kam ihm insgesamt ein wenig allzu überschäumend vor. Stimmen waren zu laut, Lachen kam zu schnell, als ob die Menschen und Trolle, die dort redeten und fröhlich waren, mehr für andere feierten als für sich selbst. Mit dem Wein kamen die Schlägereien, etwas, von dem Simon geglaubt hätte, es sei das Letzte, wonach jemand noch Verlangen haben könnte. Aber er kam mehrfach an Gruppen von Leuten vorbei, die sich um zwei oder mehr fluchende, grölende Männer scharten und die sich im Schlamm wälzenden Kämpfer anfeuerten oder verhöhnten. Wer nicht lachte, machte ein verstörtes oder unglückliches Gesicht.

Sie wissen, daß wir noch nicht gerettet sind, dachte Simon und ärgerte sich über seine eigene Mißstimmung in dieser Nacht, die doch so wundervoll hätte sein können. *Sie sind glücklich, weil sie am Leben sind, aber sie wissen, daß ihre Zukunft noch viel schlimmer aussehen kann.*

Er wanderte weiter. Wenn man ihm einen Becher anbot, nahm er ihn. Eine Weile blieb er beim Abschiedshaus stehen und schaute Sludig und Hotvig beim Ringkampf zu, einem freundlicheren Wettstreit, als er ihn anderswo gesehen hatte. Der Nordmann und der Thrithing-Reiter hatten den Oberkörper entblößt und gingen grimmig aufeinander los. Jeder versuchte, den anderen aus einem durch ein Seil markierten Kreis hinauszudrängen. Aber sie lachten beide dabei, und als sie eine Ruhepause einlegten, teilten sie den Weinschlauch. Simon rief ihnen einen Gruß zu.

Dann zog er weiter. Er fühlte sich wie eine einsame Möwe, die den Mast einer Vergnügungsbarke umkreist.

Simon wußte nicht genau, wie spät es war, ob erst eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit oder schon fast Mitternacht. Irgendwann nach dem sechsten Becher Wein hatte alles angefangen, ein wenig verschwommen zu werden.

Allerdings schien gerade jetzt die Zeit nicht mehr so wichtig zu sein.

Wichtig war nur das Mädchen, das neben ihm ging. Das Licht des verglühenden großen Feuers spielte glänzend in ihrem dunklen Lockenhaar. Seit kurzem wußte er auch, daß das natürlich nicht ihr Name war; sie hieß Ulca. Als sie stolperte, legte er den Arm um sie und staunte,

wie warm ein Körper sich selbst durch so dicke Kleidung anfühlen konnte.

»Wohin gehen wir eigentlich?« fragte sie und lachte. Sie schien sich keine allzu großen Sorgen über ein mögliches Ziel zu machen.

»Spazieren«, antwortete Simon und überlegte eine Weile, bis ihm einfiel, daß er sich vielleicht deutlicher ausdrücken sollte. »Hierhin und dorthin.«

Der Festlärm hinter ihnen war zu einem dumpfen Dröhnen geworden, und sekundenlang konnte Simon fast glauben, wieder im Tosen der Schlacht zu stehen, dort unten auf dem gefrorenen See, der glitschig war vom Blut…

Seine Nackenhaare sträubten sich. Warum mußte er auch an so etwas denken! Er stieß einen angewiderten Laut aus.

»Was ist?« Ulca schwankte, aber ihre Augen glänzten. Sie hatte den Weinschlauch, den Sangfugol ihm gegeben hatte, mit Simon geteilt und schien eine natürliche Begabung für das Weintrinken zu besitzen. Offenbar vertrug sie ihn bestens.

»Nichts«, erwiderte Simon schroff. »Hab nur nachgedacht. Über den Kampf. Die Schlacht, den Kampf.«

»Es muß … grausig gewesen sein.« Ihre Stimme klang verwundert. »Wir haben zugeschaut, Welma und ich. Wir haben geweint.«

»Welma?« Simon warf ihr einen giftigen Blick zu. Wollte sie ihn verwirren? »Was heißt Welma?«

»Welma und ich – meine Freundin, die Schlanke. Ihr kennt sie doch.« Ulca drückte seinen Arm.

»Oh.« Er sann über das gerade geführte Gespräch nach. Wovon hatten sie doch geredet? Ach ja. Die Schlacht. »Es war grauenhaft. Blut. Tote Leute.« Er suchte nach einem Ausdruck, der alles zusammenfaßte und dieser jungen Frau klarmachte, was er, Simon, erduldet hatte. »Das Allerschlimmste«, verkündete er mit schwerer Zunge.

»Ach, Herr Seoman!« rief sie, blieb stehen und verlor auf dem schlüpfrigen Boden das Gleichgewicht. »Ihr müßt Euch gefürchtet haben!«

»Simon. Nicht Seoman – Simon.« Er bedachte ihre Worte. »Ein wenig. Wenig.« Ihre Nähe war schwer zu übersehen. Sie hatte wirklich ein sehr hübsches Gesicht, mit runden Wangen und langen Wimpern. Und ihr Mund. Aber warum war er so nah?

Simon blinzelte, um wieder scharf zu sehen, und stellte fest, daß er im Begriff war, vornüberzukippen und auf Ulca zuzusinken wie ein gefällter

Baum. Um nicht hinzufallen, legte er die Hände auf ihre Schultern, wobei ihm auffiel, wie klein sie war. »Ich werde dich jetzt küssen«, bemerkte er unvermittelt.

»Aber das sollt Ihr nicht«, antwortete Ulca, schloß jedoch die Augen und entzog sich ihm nicht.

Simon behielt die Augen offen, aus Angst, sein Ziel zu verfehlen und auf den zum Teil verschneiten Boden zu fallen. Ihr Mund unter seinen Lippen war erstaunlich fest, aber warm und weich wie ein Federbett zur Winterzeit. Er ließ seine Lippen einen Augenblick an Ort und Stelle und versuchte sich zu erinnern, ob er das schon einmal getan hatte und falls ja, wie es weiterging. Ulca rührte sich nicht, und so blieben sie stehen und hauchten einander sanft nach Wein duftenden Atem in den Mund.

Schon bald jedoch entdeckte Simon, daß zum Küssen mehr gehörte als nur Lippe an Lippe dazustehen, und die kalte Luft, das Grauen der Schlacht und sogar der Trubel rund um das Festtagsfeuer gleich hinter ihnen waren vergessen. Er schlang die Arme um das wundervolle Wesen und zog es dicht an sich, genoß das Gefühl eines angenehm nachgiebigen Mädchenkörpers, der sich an ihn schmiegte, und wollte nie wieder im Leben, solange er auch auf Erden weilen mochte, etwas anderes tun.

»Oh, uh, Seoman«, flüsterte Ulca schließlich und ließ ihn los, um Atem zu holen, »Ihr könnt einen ja ohnmächtig werden lassen.«

»Mmmm.« Simon schloß sie von neuem in seine Arme und beugte sich hinunter, um an ihrem Ohr zu knabbern. Wenn sie doch nur ein Stückchen größer wäre! »Hinsetzen«, meinte er. »Ich will mich hinsetzen.« Ein paar Schritte torkelten sie zusammen weiter, unbeholfen wie ein Krebs, bis Simon ein Stück umgestürzte Mauer in passender Höhe fand. Er schlug seinen Mantel um sich und sie, und die beiden ließen sich nieder. Dann nahm er Ulca wieder fest in die Arme und streichelte und knetete sie, während er mit dem Küssen fortfuhr. Ihr Atem streifte warm sein Gesicht. An manchen Stellen war sie weich, an anderen stramm. Wie wundervoll doch die Welt war!

»Oh, Seoman.« Ihre Stimme klang etwas erstickt, weil sie gegen seine Wange sprach. »Euer Bart kratzt so.«

»*Ja, nicht wahr?*«

Es dauerte einen Augenblick, bis Simon begriff, daß nicht er es war, der Ulca diese Antwort gegeben hatte. Er sah auf.

Vor ihnen stand jemand, der ganz in Weiß gekleidet war – Jacke, Stiefel, Hose. Er hatte langes Haar, das im leisen Wind wehte, ein spöttisches

Lächeln und schräge Augen, die nicht menschlicher waren als Katzen- oder Fuchsaugen.

Ulca starrte ihn mit offenem Mund an und gab ein winziges erschrockenes und angstvolles Quieken von sich.

»Wer …?« Unsicher stand sie von ihrem Sitz auf. »Seoman, wer …?«

»Ich bin eine Fee«, sagte Jirikis Schwester, und ihre Stimme klang wie Stein. »Und *du* bist ein kleines Menschenmädchen, das *meinen zukünftigen Ehegemahl küßt!* Ich glaube, ich werde dir etwas Gräßliches antun müssen.«

Ulca rang nach Luft und schrie dann laut auf. Sie stieß Simon so hart zurück, daß er fast von dem Stein gefallen wäre. Mit aufgelöstem, fliegendem Lockenhaar rannte sie zurück ans Feuer.

Simon schaute ihr benommen nach. Dann drehte er sich zu der Sitha um. »Aditu?«

Sie sah hinter Ulca her, die schon fast verschwunden war. »Sei gegrüßt, Seoman.« Sie sprach gelassen und ein wenig belustigt. »Mein Bruder sendet seine Empfehlungen.«

»Aber was tut Ihr hier?« Simon begriff nicht, was vorging.

Ihm war zumute, als sei er mitten in einem wunderschönen Traum aus dem Bett gefallen und kopfüber in einer Bärengrube gelandet. »Barmherziger Ädon! Und was meint Ihr mit ›zukünftiger Ehegemahl‹?«

Aditu lachte, daß die Zähne blitzten. »Ich fand, es wäre eine gute Geschichte, die man den anderen Sagen von Seoman dem Kühnen hinzufügen könnte. Den ganzen Abend wandere ich schon durch die Schatten und habe deinen Namen von vielen Menschen gehört. Du tötest Drachen und führst Feenwaffen, warum solltest du nicht auch eine Fee zur Frau haben?« Sie streckte den Arm aus und umschloß mit kühlen, geschmeidigen Fingern sein Handgelenk. »Nun komm, wir haben vieles zu besprechen. Du kannst dein Gesicht ein anderes Mal an dem dieses kleinen Menschenmädchens reiben.«

Simon folgte betäubt, als Aditu ihn auf das Licht des Festtagsfeuers zuführte. »Nein, das kann ich nicht – jetzt nicht mehr«, murmelte er vor sich hin.

XVIII
Der Fuchshandel

Eolairs Schlaf war flach und unruhig gewesen. Als Isorn seine Schulter berührte, wachte der Graf sofort auf.

»Was gibt es?« Er tastete nach seinem Schwert. Die Finger wühlten im feuchten Laub.

»Irgend jemand kommt.« Der Rimmersmann wirkte angespannt, hatte aber einen merkwürdigen Ausdruck im Gesicht. »Ihr solltet besser aufstehen.«

Eolair rollte sich auf die Seite und kam auf die Füße. Stehend schnallte er den Schwertgurt um. Feierlich hing der Mond über dem Hirschwald; seinem Stand entnahm Eolair, daß die Dämmerung nicht mehr fern war. Es lag wirklich etwas Sonderbares in der Luft, der Graf konnte es bereits spüren. Der Wald, den die Hernystiri *Fiathcoille* nannten und der sich als zusammenhängende Masse ein paar Meilen südöstlich von Nad Mullach am Ufer des Baraillean-Flusses erstreckte, war ein Ort, an dem er als junger Mann im Frühjahr und Herbst immer gejagt hatte und der ihm vertraut war wie seine eigene Halle. Abends, als er sich zum Einschlafen in Mantel und Decke gehüllt hatte, war er ihm vorgekommen wie ein alter Freund. Jetzt machte er plötzlich einen ganz anderen Eindruck, und Eolair konnte nicht verstehen, wie das geschah.

Das Lager erwachte und regte sich. Die meisten von Ules Männern zogen sich schon die Stiefel an. Seit Isorn und er auf sie gestoßen waren, hatte ihre Anzahl sich fast verdreifacht; es gab viele herrenlose Männer, die die Außenbezirke der Frostmark durchstreiften und froh waren, sich einer Schar anschließen zu können, in der Ordnung herrschte, ganz gleich, welche Ziele sie verfolgte. Eolair war ziemlich sicher, daß ihnen außer einer wirklich überlegenen Streitmacht kaum jemand gefährlich werden konnte.

Was aber, wenn Skali Wind von ihnen bekommen hatte? Sie waren eine stattliche Schar, aber für ein Heer wie das von Kaldskryke nicht viel mehr

als ein kurzfristiges Ärgernis.

Vorn am Waldrand wartete Isorn und winkte ihn näher. Eolair bemühte sich, so lautlos wie möglich zu gehen, aber noch während er dem leisen Knirschen seiner eigenen Schritte lauschte, wurde ihm bewußt, daß da noch etwas war … etwas anderes.

Zuerst hielt er es für den Wind, der wie ein Geisterchor heulte, aber die Bäume ringsum standen still, und die an den Astspitzen in schwankendem Gleichgewicht hängenden Schneeklumpen verloren nicht den Halt. Nein, es war nicht der Wind. Das Geräusch hatte etwas Regelmäßiges, Rhythmisches, ja Melodisches. Es klang, dachte Eolair, wie … Singen.

»Brynioch!« fluchte er und trat zu Isorn. »Was ist das?«

»Die Posten hören es schon seit einer Stunde«, murmelte der Herzogssohn. »Wie laut muß es sein, wenn wir jetzt immer noch nichts sehen!«

Eolair schüttelte den Kopf. Vor ihnen lag die mit Schneeflecken übersäte Ebene des unteren Inniscrich, bleich und faltig wie zerknitterte Seide. Rechts und links kamen die Männer heran, schlichen zum Waldsaum und spähten hinaus, bis Eolair sich vorkam, als stehe er inmitten einer Menge, die auf einen königlichen Zug wartete. Aber es lag Furcht in den Augen der Männer mit den harten Gesichtern, und es schlossen sich viele Hände um die Schwertgriffe.

Das Singen wurde höher und brach dann jäh ab. Während es verhallte, erdröhnte der Saum des Hirschwalds vom Schlag zahlloser Hufe. Eolair, noch immer dabei, sich den Schlaf aus den Augen zu wischen, holte Atem und wollte Isorn etwas sagen. Aber diesen Atem hielt er lange an, und als er ihn endlich ausstieß, geschah es nur, um von neuem tief die Luft einzuziehen.

Sie kamen von Osten, vielleicht aus dem nördlichen Erkynland oder, dachte Eolair zerstreut, aus den tiefsten Tiefen des Aldheorte-Waldes. Zuerst waren sie kaum mehr als ein Schimmer von Mondlicht auf Metall, eine ferne Wolke Silberschein im Dunkeln. Hufschläge prasselten wie schwerer Regen, der auf ein Holzdach fällt. Ein Horn erklang, ein seltsam eindringlicher Ton, der die Nacht durchbohrte, und dann waren sie da, brachen hervor, waren deutlich zu sehen. Einer der Männer verlor bei ihrem Anblick den Verstand. Er rannte brüllend in den Wald, schlug sich an den Kopf, als brenne er, und wurde von seinen Kameraden nie mehr gesehen.

Obwohl es keinem der anderen so übel erging, blieb nicht einer von

denen, die damals im Hirschwald schliefen, der Mann, der er zuvor gewesen war, auch wenn niemand recht sagen konnte, warum er sich so verändert hatte. Sogar Eolair, der fast ganz Osten Ard nach allen Richtungen durchstreift und vieles gesehen hatte, das den meisten Menschen die Sprache verschlagen hätte, war wie betäubt. Doch selbst der welterfahrene Graf konnte später nicht erklären, was er empfunden hatte, als er die Sithi vorbeireiten sah.

Das Mondlicht selbst schien sich zu verwandeln, als die wilde Jagd dahinbrauste. Die Luft wurde hell und kristallklar. Alles in der Nähe schien an den Rändern zu glänzen, als seien Bäume, Männer und Grashalme mit Diamanten eingefaßt. Die Sithi rollten vorüber wie eine gewaltige Meereswoge mit einer Schaumkrone aus leuchtenden Speerspitzen. Ihre Gesichter waren hart und wild und schön wie Jagdfalkengesichter, und ihr Haar wehte im sausenden Ritt. Die Rosse der Unsterblichen schienen schneller zu galoppieren als andere Pferde, aber sie bewegten sich so, wie es nur im Traum möglich schien, mit einem Gang so glatt wie schmelzender Honig und Hufen, die die Dunkelheit in blasse Feuerstreifen schnitten.

In Sekunden war das helle Heer zu einem dunklen Schatten geschrumpft, der im Westen verschwand, war der Hufschlag murmelnd verklungen. Zurück blieb Schweigen und in den Augen mancher, die ihnen hinterherblickten, eine Träne.

»Die *Schönen*«, flüsterte Eolair nach einer Weile. Seine Stimme kam ihm dick und heiser vor wie Froschquaken.

»Die … Sithi?« Isorn schüttelte den Kopf, als hätte ihn ein Hieb getroffen. »Aber … aber warum? Wohin reiten sie?«

Auf einmal verstand Eolair. »Es ist der Fuchshandel!« sagte er und lachte. Das Herz hüpfte in seiner Brust.

»Was meint Ihr?« Isorn sah verwirrt zu, wie der Graf von Nad Mullach sich umdrehte und in den Wald hineinlief.

»Ein altes Lied!« rief er Isorn zu. »Der Fuchshandel!« Wieder lachte er und fing an zu singen, und die Worte sprudelten aus ihm heraus, als strebten sie aus eigenem Willen in die Nachtluft.

»›*Wir vergessen es nie‹, sprach das Schöne Volk,*
›und sollten's Jahrtausende sein –
Ihr hört unsre Hörner unter dem Mond,
seht die Speere im Sonnenschein…‹«

»Ich begreife Euch nicht!« schrie Isorn.

»Macht nichts!« Eolair war schon fast außer Sicht. Er eilte auf das Lager zu. »Ruft die Männer zusammen! Wir müssen nach Hernysadharc!«

Und wie ein Echo ertönte in weiter Ferne der silbrige Klang eines Horns.

»Es ist ein altes Lied unseres Volks«, rief Eolair zu Isorn hinüber. Obwohl sie noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen und hart geritten waren, war von den Sithi nichts zu sehen außer Hufspuren im verschneiten, zerstampften Gras, Hufspuren, die schon wieder vergingen, während das Gras sich aufrichtete und der Schnee in der Wärme des Morgens schmolz. »Es handelt von dem Versprechen, das die *Schönen* dem Roten Fuchs – Prinz Sinnach – vor der Schlacht von Agh Samrath gaben. Sie schworen, sie würden die Treue der Hernystiri nie vergessen.«

»Das heißt, Ihr glaubt, sie reiten gegen Skali?«

»Wer kann das sagen? Aber schaut Euch ihre Richtung an!« Der Graf hob sich im Sattel und deutete über das weite Grasland. Die Spuren verschwanden im Westen. »Sie führt auf den Taig zu, ohne Umschweife wie ein fliegender Pfeil!«

»Aber selbst wenn das ihr Ziel ist, können wir nicht in dieser Geschwindigkeit weiterreiten«, gab Isorn zu bedenken. »Die Pferde werden schon müde, und wir haben erst wenige Meilen zurückgelegt.«

Eolair sah sich um. Die Schar begann sich auseinanderzuziehen. Einige Reiter waren weit zurückgefallen. »Ihr mögt recht haben. Aber Bagba beiß mich, ich will dabei sein, wenn sie in Hernysadharc einreiten!«

Isorn grinste über das ganze breite Gesicht. »Nur wenn Euer Feenvolk uns ein paar von seinen Feenrossen zurückläßt, die mit den Flügeln an den Füßen. Aber auch so kommen wir schon irgendwann hin.«

Der Graf schüttelte den Kopf, zog jedoch die Zügel an und ließ sein graues Pferd in einen leichten Trab fallen. »Stimmt. Wir nützen niemandem, wenn wir unsere Tiere umbringen.«

»Oder uns.« Isorn winkte den übrigen zu, langsamer zu reiten.

Mittags machten sie Rast, um zu essen. Eolair bezähmte seine Ungeduld, weil er wußte, daß es klüger war, seine Männer wenigstens einigermaßen ausgeruht ans Ziel zu bringen; sollte es wirklich zu einem Kampf kommen, würde der Beitrag von Kriegern, die kurz vor dem Umfallen standen, und von Pferden, die keinen Schritt mehr gehen konnten, kaum einen Wert

haben.

Eine Stunde später saß alles wieder im Sattel, aber Eolair sorgte dafür, daß es nicht mehr so schnell ging. Als es dunkel wurde, hatten sie den Inniscrich überquert und die ersten Außenbezirke von Hernysadharc erreicht, obwohl sie vom Taig noch mehrere Reitstunden entfernt waren. Unterwegs kamen sie mehrfach an Lagern vorbei, von denen Eolair vermutete, daß Skalis Männer dort gewohnt hatten. Sie waren verlassen, aber vieles deutete darauf hin, daß sich dort kürzlich noch jemand aufgehalten hatte; in einem schwelten noch die Kochfeuer. Der Graf fragte sich, ob die Rimmersmänner vor dem Ansturm der Sithi geflohen oder einem anderen, unerklärlichen Schicksal zum Opfer gefallen waren.

Weil Isorn darauf bestand, ließ Eolair endlich bei Ballacym anhalten, einer befestigten, auf einem niedrigen Berghang gelegenen Stadt mit weitem Blick über das Westufer des Inniscrich.

In Lluths verlorener Schlacht gegen Skali vor beinahe einem Jahr war ein großer Teil der Stadt zerstört worden, von den Mauern aber war genug übriggeblieben, um einen gewissen Schutz zu bieten.

»Wir wollen nicht mitten in der Nacht ankommen, wenn dort gekämpft wird«, sagte Isorn, als sie durch die zerschmetterten Tore ritten. »Selbst wenn Ihr recht habt und Euer Feenvolk gekommen ist, um für Hernystir zu streiten – wie soll es im Dunkeln den Unterschied zwischen der richtigen und der falschen Sorte Menschen erkennen?«

Eolair war nicht zufrieden, konnte jedoch Isorns vernünftigen Worten nichts entgegensetzen. Wie er schon vorher gewußt hatte, konnte seine kleine Schar gegen ein großes Heer wie das von Skali wenig ausrichten; trotzdem machte ihn der Gedanke, warten zu müssen, wütend. Er hatte die Sithi reiten sehen, und sein Herz sang mit ihnen. Etwas tun können! Denen, die seine Heimat verwüstet hatten, endlich einen Gegenschlag zu versetzen! Der Gedanke zerrte an ihm wie ein starker Wind. Und nun mußte er wieder warten – bis morgen.

An diesem Abend trank Eolair mehr als sein gewöhnliches bescheidenes Maß Wein, obwohl der Trank knapp war. Er legte sich früh nieder und beteiligte sich nicht an den Gesprächen über das, was alle gesehen hatten und was sie vielleicht noch erwartete. Er wußte, daß der Schlaf trotz seines vom Wein umnebelten Kopfs lange auf sich warten lassen würde. Und so war es.

»Es gefällt mir nicht«, knurrte Ule Frekkesohn und zog die Zügel an.

»Wo sind sie alle hin? Und was, beim heiligen Ädon, hat sich hier abgespielt?«

Die Straßen von Hernysadharc waren merkwürdig verlassen. Eolair wußte, daß nach der Eroberung durch Skali nur wenige seiner Landsleute dort wohnengeblieben waren. Aber selbst wenn die Sithi sämtliche Rimmersmänner vertrieben hatten – was ihm unmöglich schien, denn es war kaum mehr als einen Tag her, daß die Schönen an ihnen vorübergebraust waren, ein halbes Hundert Meilen westlich von hier –, hätte man zumindest ein paar Hernystiri sehen müssen.

»Mir gefällt es genausowenig«, erwiderte er. »Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Skalis ganzes Heer hier im Hinterhalt liegt, nur um unsere hundertfünfzig Leute zu überfallen.«

»Eolair hat recht.« Isorn beschattete mit der Hand die Augen. Das Wetter war immer noch kalt, die Sonne jedoch erstaunlich hell. »Reiten wir hinein und sehen, was wir finden.«

Ule unterdrückte eine Antwort und zuckte nur die Achseln. Die drei ritten durch die von den Rimmersmännern errichteten, rohen Holztore. Ihre Männer folgten. Sie tuschelten untereinander.

Es war bestürzend genug, eine Mauer um Hernysadharc zu sehen. Niemals, seit Eolair sich erinnern konnte, hatte es das gegeben. Selbst die uralte Mauer um den Taig stand nur noch aus Ehrfurcht der Hernystiri vor ihrer Vergangenheit. Sie war zum größten Teil eingestürzt, und die noch vorhandenen Stücke ragten so weit voneinander entfernt empor, daß sie aussahen wie die wenigen Zahnstummel im Kiefer eines Greises. Doch diese andere, zwar rohe, aber feste Absperrung um den innersten Teil der Stadt war erst vor kurzer Zeit errichtet worden.

Wovor kann Skali Angst gehabt haben! überlegte Eolair. *Vor den paar noch übrigen Hernystiri, einem geschlagenen Volk? Aber vielleicht war es auch sein eigener Verbündeter, Hochkönig Elias, dem er nicht traute.*

Noch erschreckender aber als der Anblick der neuen Befestigung war das, was mit ihr geschehen war. Die Balken waren versengt und geschwärzt wie vom Blitz getroffen, und ein Stück, breit genug, um zwanzig Reiter nebeneinander passieren zu lassen, war völlig weggesprengt. Über den Resten kräuselten sich ein paar Rauchfäden.

Das Rätsel, was aus den Einwohnern von Hernysadharc geworden war, fand eine teilweise Lösung, als Eolair und seine Schar in die breite Straße einschwenkten, die einst der Tethtainsweg geheißen hatte. Mit dem großen Hernystirikönig war jedoch auch dieser Name bald in Vergessenheit

geraten, und die meisten Leute sprachen heute von der Taigstraße, denn sie führte geradewegs auf den Hügel mit der großen Halle zu. Als die Reiter die schlammige Hauptstraße erreicht hatten, sahen sie oben auf dem Hügel eine große Menschenmenge, die sich um den Taig drängte wie Schafe um eine Salzlecke. Neugierig, aber immer noch vorsichtig, ritten Eolair und die anderen weiter.

Als der Graf erkannte, daß der größte Teil der Menschen, die die unteren Hänge von Herns Hügel umschwärmten, aus Hernystiri zu bestehen schien, faßte er neuen Mut. Ein paar der vordersten drehten sich um. Sie erschraken beim Anblick der gepanzerten Reiterschar. Eolair beeilte sich, sie zu beruhigen.

»Volk von Hernystir!« rief er und hob sich in den Bügeln. Beim Klang seiner Stimme drehten sich weitere Köpfe um. »Ich bin Eolair, Graf von Nad Mullach. Diese Männer sind meine Freunde und werden euch nichts zuleide tun.«

Die Reaktion auf seine Worte war überraschend. Zwar riefen ihm einige der Nächststehenden freundliche Worte zu und winkten, aber insgesamt schienen sie wenig beeindruckt. Sie starrten ihn einen Augenblick an und wandten ihre Aufmerksamkeit dann rasch wieder der Spitze des Hügels zu. Aber obwohl Eolair vom Rücken seines Pferdes eine bessere Aussicht hatte als sie alle, konnte er weiter nichts erkennen als die weit verstreute Menschenmenge.

Auch Isorn war verwirrt. »Was tut ihr hier?« schrie er den Umherstehenden zu. »Wo ist Skali?«

Mehrere schüttelten den Kopf, als verstünden sie ihn nicht, während andere ihm scherzhaft zuriefen, Skali sei wieder unterwegs nach Rimmersgard, aber niemand schien geneigt, Zeit und Kraft darauf zu verschwenden, den Herzogssohn und seine Begleiter über die Ereignisse aufzuklären.

Leise fluchend trieb Eolair sein Pferd an und ließ sich von dem Tier den Weg bahnen. Obgleich niemand ihn dabei wirklich behinderte, dauerte es doch lange, bis sie sich durch die vielen Menschen gedrängt hatten und endlich zwischen zwei noch stehenden Überresten der verfallenen Festungsmauer hindurchreiten und den uralten Boden des Taig betreten konnten. Eolair spähte nach vorn und pfiff vor Verblüffung durch die Zähne.

»Bagba beiß mich«, sagte er und lachte, ohne daß er hätte sagen können, warum.

Der Taig und seine Nebengebäude krönten noch immer solide und eindrucksvoll den Hügel. Aber die ganze freie Fläche rund um den Gipfel war mit Zelten in leuchtend bunten Farben bedeckt. Jede nur erdenkliche Schattierung war vorhanden, das Ganze in hundert verschiedenen Größen und Formen. Es war, als hätte jemand einen riesigen Korb mit bunten Flicken auf das verschneite Gras geleert. Die Hauptstadt des Volks von Hernystir, der Sitz seines Königs, hatte sich in ein von wilden, zauberkräftigen Kindern erbautes Dorf verwandelt.

Zwischen den Zelten gab es Bewegung – schlanke Gestalten, so buntscheckig wie ihre neu errichteten Behausungen, wanderten umher. Eolair spornte sein Pferd an den letzten Hernystirigaffern vorbei bergan. Die Menschen starrten hungrig auf das bunte Tuch und die fremdartigen Besucher, schienen aber davor zurückzuschrecken, das letzte Stück offenes Land zu überschreiten und ihnen zu nahe zu kommen. Viele beobachteten den Grafen und seine Schar mit etwas wie Neid.

Als sie in die im Winde wogende Zeltstadt einritten, kam ihnen eine einsame Gestalt entgegen. Eolair, auf alles vorbereitet, zügelte sein Pferd und stellte überrascht fest, daß der Mann, der sie begrüßte, Craobhan war, der älteste, aber auch getreueste Ratgeber des Königshauses. Der alte Mann schien bei ihrem Anblick wie vom Donner gerührt. Lange Zeit sah er Eolair wortlos an, dann traten ihm Tränen in die Augen, und er breitete weit die Arme aus.

»Graf Eolair! Mirchas nasser Segen über uns, es tut gut, Euch zu sehen.«

Der Graf sprang vom Pferd und umarmte den Ratgeber. »Auch Euch, Craobhan, auch Euch. Was ist hier geschehen?«

»Ha! Mehr, als ich Euch hier draußen im Wind erzählen kann.« Der alte Höfling stieß ein sonderbares Lachen aus. Er schien tatsächlich beschwipst, ein Zustand, der Eolair bei ihm völlig unerwartet kam. »Bei allen Göttern, mehr als ich Euch überhaupt sagen kann. Kommt hinüber zum Taig. Dort gibt es zu essen und zu trinken für Euch.«

»Wo ist Maegwin? Geht es ihr gut?«

Craobhan sah auf, und sein wäßriger Blick war plötzlich eindringlich. »Sie lebt und ist glücklich«, erwiderte er. »Aber nun kommt. Kommt und seht selbst … wie gesagt, da ist mehr, als ich Euch jetzt erklären kann.« Damit nahm er Eolairs Ellenbogen und zupfte ihn am Ärmel.

Eolair drehte sich zu den anderen um und winkte. »Isorn, Ule, kommt!« Er klopfte Craobhan auf die Schulter. »Können unsere Männer etwas zu essen bekommen?«

Craobhan winkte sorglos mit der dürren Hand. »Irgendwo. Ein paar von den Leuten aus der Stadt haben bestimmt noch Vorräte gehortet. Aber es gibt jetzt viel zu tun, Eolair, viel zu tun. Ich weiß gar nicht, wo wir anfangen sollen.«

»Aber sagt mir doch endlich, was geschehen ist! Haben die Sithi Skali verjagt?«

Craobhan antwortete nicht, sondern zog ihn am Arm nach der großen Halle.

Unterwegs konnte der Graf kaum mehr als einen Blick auf die etwa zwanzig Sithi werfen, die oben auf dem Hügel zu sehen waren. Sie schienen von der Aufgabe, ihr Lager fertigzustellen, völlig in Anspruch genommen zu sein und blickten nicht einmal auf, als Eolair und die anderen vorübergingen. Aber selbst aus der Entfernung erkannte er, wie fremdartig sie waren, mit ihren merkwürdigen und doch anmutigen Bewegungen, ihrer heiteren Gelassenheit. Obwohl stellenweise mehrere Sithi zusammenarbeiteten, Männer und Frauen, konnte er nicht hören, daß sie Worte wechselten. Sie widmeten sich ihrer Beschäftigung mit einer gleichmäßig geschmeidigen Zielstrebigkeit, die ihn, ohne daß er wußte, warum, ebenso beunruhigte wie ihre so andersartigen Gesichter und Bewegungen.

Als sie sich dem Taig näherten, wurden die Spuren der Besetzung durch Skali immer deutlicher. Die einst liebevoll gepflegten Gärten waren verwüstet, die gepflasterten Wege zerstört. Eolair verfluchte Scharfnase und seine Barbaren und fragte sich wiederum, was aus den Eroberern geworden war.

Hinter den großen Türen des Taig sah es nicht besser aus. An den Wänden fehlten die Wandteppiche, Weihgegenstände waren aus den Nischen gestohlen worden und die Fußböden von unzähligen Stiefeltritten zerkratzt. Die Halle der Schnitzereien, in der König Lluth Hof gehalten hatte, war in etwas besserem Zustand – vermutlich, dachte Eolair, hatte sich hier Than Skali aufgehalten –, aber auch dort gab es Anzeichen, daß die Räuber aus dem Norden sich nicht übermäßig ehrerbietig benommen hatten. Die hohen, gewölbten Decken starrten von Pfeilen; die überall herunterhängenden Holzschnitzereien hatten für die vom Winter eingeschlossenen Krieger von Kaldskryke reizvolle Ziele abgegeben.

Craobhan, der keine Lust zum Reden hatte, ließ sie in der Halle Platz nehmen und machte sich auf die Suche nach Getränken.

»Was kann hier nur vorgefallen sein, Eolair?« fragte Isorn bedrückt.

»Ich schäme mich, ein Rimmersmann zu sein, wenn ich sehe, was Skali und seine Halsabschneider dem Taig angetan haben.« Ule neben ihm spähte mißtrauisch in alle Ecken der Halle, als ob sich dort noch Kaldskryker versteckt halten könnten.

»Es gibt nichts, für das Ihr Euch schämen müßtet«, antwortete Eolair. »Sie haben das nicht getan, weil es die Art von Rimmersmännern ist, sondern weil sie in einer schlimmen Zeit in einem fremden Land saßen. Hernystiri, Nabbanai oder Erkynländer hätten sich vermutlich nicht besser benommen.«

Isorn war nicht besänftigt. »Es ist unrecht. Wenn mein Vater sein Herzogtum wiederhat, werden wir uns darum kümmern, daß man diese Schäden beseitigt.«

Der Graf lächelte. »Wenn wir alle am Leben bleiben und uns nichts Übleres begegnet als das hier, dann will ich mit Freuden mein Haus in Nad Mullach Stein für Stein verkaufen, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Aber ich fürchte, daß das hier nur ein kleiner Vorgeschmack ist.«

»Ihr werdet wohl leider recht haben.« Isorn runzelte die Stirn. »Gott weiß, was aus Elvritshalla geworden ist, seit man uns von dort vertrieb. Und das nach diesem schrecklichen Winter!«

Sie wurden von Craobhan unterbrochen, der mit unsicherem Gang hereingeschwankt kam, gefolgt von einer jungen Hernystiri. Sie trug vier große Humpen aus gehämmertem Silber, die mit dem springenden Hirsch des Königshauses verziert waren.

»Wir können ruhig die besten Stücke benutzen«, meinte der Alte mit schiefem Grinsen. »Wer sollte es uns in diesen seltsamen Zeiten verwehren?«

»Wo ist Maegwin?« Eolair war immer unruhiger geworden. Warum erschien sie nicht zu ihrer Begrüßung?

»Sie schläft.« Craobhan machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich bringe Euch zu ihr, wenn Ihr fertig seid. Trinkt.«

Eolair stand auf. »Vergebt mir, alter Freund, aber ich möchte sie lieber gleich sehen. Dann schmeckt das Bier mir besser.«

Der Alte zuckte die Achseln. »In ihrem alten Zimmer. Eine Frau kümmert sich um sie.« Er schien sich mehr für seinen Humpen als für das Schicksal des einzigen überlebenden Königskindes zu interessieren.

Der Graf betrachtete ihn verwundert. Was war aus dem Craobhan geworden, den er gekannt hatte? Der alte Mann kam ihm verwirrt vor wie

nach einem Keulenhieb.

Aber das war bei weitem nicht das einzige, das ihm Sorgen machte. Eolair verließ die Halle, in der die anderen trinken und zu den zerschossenen Schnitzereien aufblicken konnten.

Maegwin schlief tatsächlich. Die wildhaarige Frau, die an ihrem Bett saß, kam ihm vage bekannt vor, aber Eolair schenkte ihr kaum einen Blick, bevor er niederkniete und Maegwins Hand ergriff. Auf ihrer Stirn lag ein feuchtes Tuch.

»Ist sie verwundet?« Irgend etwas hatte Craobhan ihm vorenthalten. Vielleicht war sie schwer verletzt?

»Ja«, antwortete die Frau. »Aber der Schlag hat sie nur gestreift, und sie erholt sich schon wieder.« Sie hob das Tuch hoch und zeigte Eolair die Prellung auf Maegwins blasser Stirn. »Jetzt ruht sie sich nur aus. Es war ein großer Tag.«

Ihre Stimme klang so sonderbar, daß Eolair scharf aufsah. Sie machte einen ebenso geistesabwesenden Eindruck wie Craobhan, mit großen, nach innen gerichteten Augen und zuckendem Mund. *Sind denn hier alle verrückt?* dachte er bestürzt.

Maegwin, die seine Worte gehört zu haben schien, regte sich. Als er sich wieder ihr zuwandte, flatterten ihre Lider auf, schlossen sich wieder, öffneten sich und blieben offen.

»Eolair?« fragte sie schlaftrunken. Sie lächelte wie ein kleines Kind. Die Verdrießlichkeit, die sie ihm beim letzten Gespräch gezeigt hatte, war spurlos verschwunden. »Seid Ihr es wirklich? Oder ist es wieder nur ein Traum?«

»Ich bin es, Herrin.« Er drückte ihre Hand. Sie sah kaum anders aus als damals, als sie als junges Mädchen zum ersten Mal sein Herz berührt hatte. Wie hatte er nur zornig auf sie sein können, ganz gleich, was sie gesagt oder getan hatte?

Maegwin versuchte sich aufzusetzen. Ihr rotbraunes Haar war unordentlich, die Lider waren noch schwer vom Schlaf. Man schien sie vollständig angezogen zu Bett gebracht zu haben; nur ihre Füße, die unter der Decke hervorschauten, waren bloß.

»Habt Ihr … habt Ihr sie gesehen?«

»Wen?« fragte er sanft, obwohl er zu wissen glaubte, wen sie meinte. Ihre Antwort kam um so überraschender.

»Die Götter, Törichter. Habt Ihr die Götter gesehen? Sie waren so

schön…«

»Die … Götter?«

»Ich habe sie geholt«, erklärte Maegwin schläfrig lächelnd. »Sie kamen meinetwegen.« Sie ließ den Kopf auf das Kissen zurücksinken und schloß die Augen. »Meinetwegen«, wiederholte sie.

»Sie braucht Schlaf, Graf Eolair«, sagte die Frau hinter ihm. Ihr Ton hatte etwas so Gebieterisches, daß sich Eolairs Nackenhaare sträubten.

»Was redet sie da von Göttern?« fragte er. »Meint sie die Sithi?«

Die Frau lächelte, ein selbstgefälliges, wissendes Lächeln. »Sie meint, was sie sagt.«

Eolair bezwang seinen Zorn und stand auf. Hier war noch vieles unklar. Er würde abwarten. »Sorg gut für Prinzessin Maegwin«, sagte er und ging zur Tür. Es war mehr ein Befehl als eine Bitte. Die Frau nickte.

Tief in Gedanken versunken, hatte Eolair gerade die Halle der Schnitzereien wieder betreten, als er hinter sich am Eingang Schritte hörte. Er blieb stehen und drehte sich um, die Hand unwillkürlich am Schwertgriff. Ein Stück weiter erhoben sich Isorn und der stämmige Ule mit sichtlich erschrockenen Gesichtern.

Die Gestalt in der Tür der Halle war hochgewachsen, aber kein Riese. Sie trug eine blaue Rüstung, die merkwürdigerweise wie bemaltes Holz aussah. Aber die Rüstung, ein kompliziertes System aus von glänzendroten Schnüren zusammengehaltenen Platten, war nicht das Seltsamste an dem Mann, der dort stand. Sein Haar war weiß wie frischgefallener Schnee. In ein blaues Tuch gebunden fiel es ihm über die Schultern. Schlank war er wie eine junge Birke und wirkte trotz der Farbe seines Haares kaum älter als ein Jüngling, soweit es Eolair von einem Gesicht ablesen konnte, das so eckig, so ganz anders als ein Menschengesicht war. Die schrägen Augen des Fremden waren golden und hell wie die Mittagssonne, die sich in einem Waldteich spiegelt.

Eolair stand vor Überraschung wie angewurzelt und starrte ihn an. Es kam ihm vor, als erblicke er ein Geschöpf der Vorzeit, als sei eine Geschichte seiner Großmutter plötzlich zu Fleisch und Blut geworden. Er hatte darauf gewartet, den Sithi zu begegnen, war aber auf die Wirklichkeit so wenig vorbereitet wie jemand, dem man von einer tiefen Schlucht erzählt hat und der auf einmal merkt, daß er schon an ihrem Rand steht.

Als der Graf ein paar Sekunden so versteinert verharrt hatte, trat der Ankömmling einen Schritt zurück. »Vergebt mir.« Er vollführte eine eigentümlich gelenkige Verbeugung, bei der die langfingrige Hand an den

Knien vorbeistrich. Doch so leicht seine Bewegung auch schien, lag doch kein Spott darin. »In der Hitze dieses denkwürdigen Tages vergesse ich meine Manieren. Darf ich eintreten?«

»Wer … wer seid Ihr?« fragte Eolair, der vor lauter Schreck die ihm sonst eigene Höflichkeit ebenfalls vergessen hatte. »Ja, kommt herein.«

Der Fremde schien nicht gekränkt. »Ich bin Jiriki i-Sa'onserei. Im Augenblick spreche ich für die Zida'ya. Wir sind gekommen, unsere Schuld an Prinz Sinnach von Hernystir abzutragen.«

Nach dieser förmlichen Rede blitzten seine Zähne plötzlich in einem vergnügten Raubtiergrinsen auf. »Und wer seid Ihr?«

Hastig stellte Eolair sich selbst und seine Gefährten vor. Isorn starrte den Sitha gebannt an, Ule war blaß und verstört. Der alte Craobhan trug ein sonderbar höhnisches Lächeln zur Schau.

»Gut«, sagte Jiriki, als Eolair geendet hatte. »Sehr gut. Ich habe Euren Namen heute schon gehört, Graf Eolair. Wir haben vieles zu besprechen. Doch sagt mir zuerst, wer der Gebieter hier ist. Soweit ich weiß, lebt der König nicht mehr.«

Eolair sah verwirrt auf Craobhan. »Inahwen?«

»Die Witwe des Königs befindet sich noch in den Höhlen des Grianspog«, schnaufte Craobhan, und es schien, als unterdrücke er ein Lachen. »Sie wollte sich uns nicht anschließen. Damals fand ich das vernünftig von ihr. Vielleicht war es das wirklich.«

»Und Maegwin, die Tochter des Königs, schläft.« Eolair zuckte die Achseln. »Ich nehme an, dann bin ich es, mit dem Ihr sprechen solltet, zumindest vorläufig.«

»Hättet Ihr die Güte, mich in unser Lager zu begleiten? Oder wäre es Euch lieber, wenn wir hierher kämen?«

Eolair war nicht ganz sicher, wer mit »wir« gemeint war. Aber er wußte, daß er es sich nie verzeihen würde, wenn er diese einmalige Gelegenheit nicht nach Kräften nutzte. Maegwin brauchte jedenfalls ohne Zweifel Ruhe, die sie nicht haben würde, wenn Menschen und Sithi im Taig aus und ein gingen.

»Wir würden Euch gern begleiten, Jiriki i-Sa'onserei«, sagte der Graf.

»Jiriki, wenn es Euch genehm ist.« Der Sitha stand wartend da.

Eolair und die anderen folgten ihm durch die Eingangstür des Taig. Vor ihnen wehten die Zelte wie ein Feld riesiger wilder Blumen. »Würdet Ihr mir die Frage gestatten«, begann Eolair, »was mit dem Wall geschehen ist,

den Skali um die Stadt errichtete?«

Jiriki schien nachzusinnen. »Ah … der Wall…«, meinte er dann lächelnd. »Ich nehme an, Ihr sprecht vom Werk meiner Mutter Likimeya. Wir waren in Eile. Der Wall stand uns im Weg.«

»Dann hoffe ich Eurer Mutter niemals im Weg zu stehen«, bemerkte Isorn ernsthaft.

»Solange Ihr nicht zwischen sie und die Ehre des Hauses der Tanzenden Jahre tretet«, antwortete Jiriki, »braucht Ihr Euch keine Sorgen zu machen.«

Sie schritten über das feuchte Gras. »Ihr erwähntet den Handel mit Sinnach«, sagte der Graf. »Wenn Ihr Skali an einem einzigen Tag besiegen könnt … nun ja, verzeiht mir, Jiriki, aber wie war es dann möglich, daß die Schlacht von Agh Samrath verlorenging?«

»Zunächst einmal haben wir diesen Skali noch nicht besiegt. Er und viele seiner Männer sind in die Berge und hinaus in die Frostmark geflohen, und das heißt, daß es noch viel Arbeit geben wird. Trotzdem ist es eine gute Frage, die Ihr gestellt habt.« Die Augen des Sitha wurden schmal. Er dachte nach. »Ich glaube, wir sind in gewisser Weise anders als das Volk von vor fünf Jahrhunderten. Viele von uns waren damals noch nicht geboren, und wir Kinder der Verbannung sind weniger vorsichtig als unsere Eltern. Außerdem fürchteten wir in jenen Tagen das Eisen; inzwischen haben wir gelernt, uns davor zu schützen.« Wieder lächelte er sein wildes Katzengrinsen. Dann aber verdüsterte sich sein Gesicht. Er strich sich eine bleiche Haarsträhne aus den Augen. »Und diese Männer, Graf Eolair, diese Rimmersmänner – sie waren nicht auf uns vorbereitet. Die Überraschung war auf unserer Seite. Aber in den Schlachten, die noch vor uns liegen – und ich denke, es werden viele sein –, wird niemand mehr so ahnungslos dastehen. Dann wird alles wieder so sein wie bei Ereb Irigú – Ihr Menschen nennt es den *Knoch*. Ich fürchte, daß es viele Tote geben wird … und mein Volk kann sie sich noch weniger leisten als Eures.«

Bei diesen Worten änderte der Wind, der die Zelte blähte, seine Richtung, bis er von Norden wehte. Plötzlich war es wesentlich kühler auf Herns Hügel.

Elias, Hochkönig von ganz Osten Ard, taumelte wie ein Trunkenbold. Während er seinen Weg durch den Hof des Inneren Zwingers nahm, schwankte er von einem Schattenfleck zum anderen, als fürchte er sich vor dem hellen Licht, obwohl es ein grauer, kalter Tag und die Sonne selbst am

Mittag hinter einer dicken Wolkendecke unsichtbar war. Hinter dem König ragte die Kapelle des Hochhorsts auf. Sie wirkte merkwürdig unsymmetrisch; schmutzige, nie weggeräumte Schneemassen hatten an mehreren Stellen die bleiverglasten Fenster nach innen gedrückt, so daß die große Kuppel einem alten, verbeulten Filzhut ähnelte.

Die wenigen schlotternden Bauern, die man gezwungen hatte, in den Mauern des Hochhorsts zu wohnen und die verfallenden Versorgungseinrichtungen zu betreuen, verließen nur selten ihre Quartiere, wenn ihre Pflicht es nicht unbedingt erforderte – wobei die Pflicht gewöhnlich in Gestalt eines Thrithing-Aufsehers erschien, dessen Befehlen die Aussicht auf plötzliche und grausame Bestrafung Nachdruck verlieh. Selbst die vom Heer des Königs noch vorhandenen Männer hatten ihre Unterkünfte jetzt in den Feldern außerhalb von Erchester. Es wurde damit begründet, daß der König nicht gesund sei und seine Ruhe haben wolle; aber überall tuschelte man, der König sei wahnsinnig, und in seiner Burg spuke es. Infolgedessen schlichen an diesem grauen, bedeckten Nachmittag nur eine Handvoll Leute durch den Inneren Zwinger, und von diesen wenigen – einem Soldaten mit einer Botschaft für den Hauptmann der Wache und ein paar verängstigten Bauern, die einen Wagen voller Fässer aus Pryrates' Gemächern fortschafften – begaffte keiner Elias' unsicheren Gang länger als eine Sekunde, bevor er hastig die Augen abwandte. Das lag nicht allein daran, daß es gefährlich, vielleicht sogar tödlich sein konnte, wenn man ertappt wurde, wie man den König in seiner Schwäche anglotzte, sondern sein steifbeiniges Gehen hatte etwas so grauenvoll *Falsches*, etwas so entsetzlich Unnatürliches, daß die, die ihn sahen, sich wie unter einem Zwang umdrehten und verstohlen das Zeichen des *Baumes* vor ihrer Brust schlugen.

Grau und massig erhob sich der Hjeldinturm. Mit den roten, stumpf glühenden Fenstern in seinem oberen Geschoß erinnerte er an einen rubinäugigen Gott der Nascadu-Wüsten. Elias blieb vor den schweren Eichentüren stehen. Sie waren drei Ellen hoch und mit einer schwarzen Farbe gestrichen, die nicht glänzte. Die bronzenen Beschläge hatten sich fleckig grün verfärbt. Zu beiden Seiten des Eingangs stand eine verhüllte Gestalt. Die schwarze Farbe ihrer Kapuzengewänder war noch düsterer und stumpfer als die der Türen. Sie trugen Lanzen von fremdartiger, filigraner Machart, ein phantastisches Gewirr von Schnörkeln und Wirbeln, rasiermesserscharf.

Der König schwankte auf seinen Füßen und starrte auf die

Zwillingserscheinung. Die Nornen erfüllten ihn sichtlich mit Unbehagen. Dann ging er einen weiteren Schritt auf die Türen zu. Obwohl keiner der Posten sich regte und ihre Gesichter in den Tiefen der Kapuzen unsichtbar blieben, schienen sie plötzlich straffer zu stehen, angespannt wie Spinnen, die die erste bebende Berührung einer Fliege am Rande ihres Netzes spüren.

»Nun?« fragte Elias endlich mit erstaunlich lauter Stimme. »Wollt ihr mir diese verdammte Tür nicht öffnen?«

Die Nornen antworteten nicht und machten keine Bewegung.

»Zur Hölle mit euch! Was habt ihr?« knurrte der König. »Kennt ihr mich nicht, elende Kreaturen? Ich bin der König. Öffnet jetzt die Tür.« Wieder trat er einen Schritt vor. Einer der Nornen ließ seine Lanze eine Handspanne weit in die Türöffnung sinken. Elias blieb stehen und bog sich zurück, als hätte man die Spitze in sein Gesicht gestoßen.

»Das ist also das Spiel, wie?« Ein irrer Glanz begann in seine grünlichen Augen zu treten. »Das ist das Spiel? In meinem eigenen Haus?« Er fing an, sich auf den Fersen zu wiegen, als hole er Schwung, um sich auf die Tür zu stürzen. Eine Hand glitt nach unten und packte das doppelte Stichblatt des Schwertes, das an seinem Gürtel hing.

Einer der Posten drehte sich langsam um und schlug zweimal mit dem Lanzenende auf die schweren Türen. Er wartete einen Augenblick, ließ drei weitere Schläge folgen und nahm dann seine ruhige Haltung wieder ein.

Elias stand da und starrte ihn an. Auf einer Zinne des Turmes krächzte ein Rabe. Es schien nur wenige Herzschläge zu dauern, bevor die Tür sich öffnete und Pryrates blinzelnd auf der Schwelle stand.

»Elias!« rief er. »Eure Majestät! Ihr ehrt mich!«

Der König kräuselte die Lippe. Noch immer umklammerte seine Hand den Griff von *Leid*, lockerte sich, schloß sich wieder, und so fort. »Ich ehre Euch keineswegs, Priester. Ich kam, um mit Euch zu sprechen – und *Ihr* erweist mir keine Ehre.«

»Keine Ehre? Wieso?« Pryrates' Züge drückten erschrockene Bestürzung aus, unter der jedoch eine Spur von Belustigung nicht zu verkennen war, als spiele er Spottspiele mit einem Kind. »Sagt mir, was vorgefallen ist und wie ich es wiedergutmachen kann, mein König.«

»Diese … diese Ungeheuer wollten mir die Tür nicht öffnen.« Elias deutete mit erhobener Hand auf die stummen Wächter. »Als ich es selbst tun wollte, versperrte mir der eine den Weg.«

Pryrates schüttelte den Kopf, wandte sich zu den Nornen und redete sie in ihrer eigenen melodischen Sprache an, die er gut, wenn auch etwas zögernd zu beherrschen schien. Dann sagte er zu dem König: »Bitte macht ihnen keine Vorwürfe, Majestät, und mir auch nicht. Seht Ihr, einiges von dem, das ich hier versuche, um Wissen zu erlangen, kann gefährlich sein. Ich habe Euch schon früher gesagt, daß ich fürchte, ein plötzlich Eintretender könne sich selbst Schaden zufügen. Ihr, mein König, seid der wichtigste Mensch auf der Welt. Darum habe ich darum gebeten, daß *niemand* hier hereindarf, wenn ich ihn nicht begleite.« Pryrates lächelte, ein unverhohlenes Zähnefletschen, das zum Gesicht eines Aals gepaßt hätte. »Bitte versteht, daß es um Eurer Sicherheit willen geschah, König Elias.«

Der König betrachtete ihn einen Augenblick und sah dann auf die beiden Posten, die ihre Stellung wieder eingenommen hatten und steif wie Bildsäulen dastanden. »Ich dachte, Ihr ließt Söldner für Euch Wache stehen. Soweit ich weiß, lieben diese … Geschöpfe das Tageslicht nicht.«

»Es schadet ihnen nicht«, erklärte Pryrates. »Freilich, nach mehreren Dutzend Jahrhunderten, die sie im Inneren des großen Berges Sturmspitze leben, ziehen sie den Schatten der Sonne vor.« Er zwinkerte, als scherze er über die Grillen irgendeines närrischen Verwandten. »Aber ich habe jetzt einen wichtigen Punkt meiner Studien – *unserer* Studien, Herr – erreicht und fand, daß sie bessere Wächter abgeben würden.«

»Genug davon«, fiel Elias ihm ungeduldig ins Wort. »Wollt Ihr mich nun hineinlassen? Ich will mit Euch reden und kann nicht warten.«

»Gewiß, gewiß, mein König«, versicherte Pryrates, der jedoch plötzlich mit seinen Gedanken anderswo zu sein schien. »Ich spreche stets gern mit Euch. Vielleicht wäre es Euch lieber, wenn ich Euch in Euren Gemächern aufsuchte?«

»Verdammt, Pryrates, laßt mich ein! Ihr könnt doch Euren König nicht so auf der Türschwelle stehen lassen, verfluchter Hund!«

Pryrates verneigte sich achselzuckend. »Natürlich nicht, Herr.« Er trat zur Seite und deutete mit dem Arm auf die Treppe. »Bitte begleitet mich nach oben in meine Wohnung.«

Hinter den großen Türen lag ein hoher Vorraum, in dem eine einzige, unruhig flackernde Fackel brannte. Die Winkel waren voller Schatten, die sich dehnten und reckten, als wollten sie sich von der Mauer losreißen. Pryrates blieb nicht stehen, sondern ging sofort auf die schmale Treppe zu.

»Laßt mich vorauseilen und dafür sorgen, daß alles für Euch bereitet

ist!« rief er zurück. Seine Stimme hallte im Treppenschacht wider.

Auf dem zweiten Absatz blieb Elias stehen, um zu verschnaufen. »Stufen«, keuchte er mißmutig, »zu viele Stufen.«

Die Tür des Zimmers stand offen, und das Licht mehrerer Fackeln schien in den Gang hinaus. Beim Eintreten warf der König einen kurzen Blick auf die Fenster, die hinter langen Vorhängen versteckt waren. Der Priester, der gerade dabei war, den Deckel einer großen, offenbar mit Büchern gefüllten Truhe zu schließen, drehte sich lächelnd zu ihm um. »Willkommen, mein König. Ihr habt mir schon lange nicht mehr die Gunst eines Besuchs erwiesen.«

»Ihr habt mich nicht eingeladen. Wo kann ich mich hinsetzen – ich sterbe.«

»Nein, Herr, Ihr sterbt nicht«, versetzte Pryrates munter. »Wenn überhaupt, ist das Gegenteil der Fall: Ihr werdet neu geboren. Aber es stimmt, daß Ihr in letzter Zeit sehr krank gewesen seid. Vergebt mir. Hier, nehmt meinen Stuhl.« Er führte Elias zu einem Lehnstuhl, der ohne jede Verzierung oder Schnitzerei war und den Eindruck hohen Alters erweckte.

»Möchtet Ihr einen Schluck von Eurem Beruhigungstrank? Wie ich sehe, hat Hengfisk Euch nicht begleitet, aber ich könnte den Trank auch hier zubereiten lassen.« Er klatschte in die Hände. »Munshazou!«

»Der Mönch ist nicht da, weil ich ihm den Schädel eingeschlagen habe, oder doch beinahe«, grollte Elias und rutschte unbehaglich auf dem harten Sitz hin und her. »Wenn ich diese glotzäugige Fratze nie wieder sehen muß, bin ich ein glücklicher Mann.« Er hustete und schloß die fiebrig glänzenden Augen. Er sah ganz und gar nicht aus wie ein glücklicher Mann.

»Hat er Euch verärgert? Das betrübt mich, mein König. Vielleicht erzählt Ihr mir, was vorgefallen ist, dann werde ich mich … um ihn kümmern. Schließlich bin ich Euer Diener.«

»Ja«, entgegnete Elias trocken. »Das seid Ihr.« Er räusperte sich und schob sich auf die andere Seite des Stuhls, um bequemer zu sitzen.

Von der Tür her kam ein diskretes Hüsteln. Eine kleine, schwarzhaarige Frau erschien. Sie sah nicht unbedingt alt aus, aber das dunkle Gesicht war voll tiefer Furchen. Auf der Stirn, über der Nase, trug sie ein Zeichen, das ein Buchstabe aus einer fremden Schrift sein konnte. Im Stehen bewegte sie sich ganz leicht hin und her, als drehe sie sich im Kreise; der Saum ihres sackartigen Kleides streifte den Boden, und die kleinen, knochenweißen Amulette an Gürtel und Hals klapperten sacht vor sich hin.

»Munshazou«, erklärte Pryrates, »meine Dienerin aus Naraxi, wo ich ein Haus besitze.« Zu der dunklen Frau sagte er: »Hol dem König etwas zu trinken. Und mir – nein, ich brauche nichts. Geh.«

Sie machte kehrt. Das Elfenbein rasselte, dann war sie fort. »Verzeiht die Störung«, sagte der Alchimist. »Ihr wolltet mir von Euren Schwierigkeiten mit Hengfisk berichten.«

»Vergeßt den Mönch. Er ist ohne Bedeutung. Ich wachte nur nachts plötzlich auf und fand ihn vor mir stehen und mich anglotzen. Vor meinem Bett!« Bei der Erinnerung schüttelte sich der König wie ein nasser Hund. »Gott, er hat ein Gesicht, das nur eine Mutter ertragen kann. Und immer dieses verfluchte Grinsen … Ich schlug ihn – versetzte ihm einen Fausthieb. Quer durchs ganze Schlafzimmer ist er gesaust.« Er lachte und mußte husten. »Das wird ihn lehren, mich im Schlaf zu bespitzeln. Ich brauche meinen Schlaf. Ich habe in letzter Zeit verdammt wenig geschlafen.«

»Ist das der Grund, weshalb Ihr zu mir kamt, Herr?« fragte Pryrates. »Eures Schlafs wegen? Vielleicht könnte ich Euch helfen – ich besitze ein besonderes Wachs, das Ihr in einer Schale neben Eurem Bett verbrennen könntet.«

»Nein!« unterbrach ihn Elias erbost. »Und es ist auch nicht der Mönch. Ich kam zu Euch, weil ich einen Traum hatte.«

Pryrates musterte ihn scharf. Das Hautstück über seinen Augen – dort, wo andere Menschen Augenbrauen haben – hob sich fragend. »Ein Traum, Herr? Natürlich, wenn es das ist, worüber Ihr mit mir sprechen wollt?«

»Nicht diese Art Traum, verdammt! Ihr wißt, was ich meine. Ich hatte einen Traum!«

»Ah.« Der Priester nickte. »Und das beunruhigt Euch.«

»Ja, verflucht, das tut es, beim heiligen *Baum*!« Der König zuckte zusammen, preßte die Hand auf die Brust und brach von neuem in qualvolles Husten aus. »Ich sah die Sithi reiten! Die Kinder der Morgendämmerung! Sie ritten nach Hernystir.«

Ein leises Klappern an der Tür. Munshazou war zurückgekommen. Sie trug ein Tablett mit einem hohen, tief rostrot überzogenen Pokal, aus dem es dampfte.

»Ausgezeichnet.« Pryrates trat auf sie zu und nahm ihr den Pokal ab. Ihre kleinen, blassen Augen beobachteten ihn, aber das Gesicht blieb ausdruckslos. »Du kannst gehen«, sagte er. »Hier, Majestät, trinkt das. Es wird Eure Brust befreien.«

Elias ergriff mißtrauisch den Pokal und nippte. »Schmeckt genau wie das Spülwasser, das Ihr mir sonst immer vorsetzt.«

»Es bestehen … Ähnlichkeiten.« Pyrates trat wieder neben die Truhe mit den Büchern, wo er auch vorher gestanden hatte. »Bedenkt, mein König, daß Ihr besondere Bedürfnisse habt.«

Elias nahm einen zweiten Schluck. »Ich sah die Unsterblichen – die Sithi. Sie ritten gegen Skali.« Er sah von seinem Becher auf und heftete den grünen Blick auf Pyrates. »Ist das wahr?«

»Dinge, die man im Traum sieht, sind nicht immer ganz wahr und auch nicht immer ganz falsch…«, begann Pyrates.

»Gott verdamme Euch in die schwärzesten Winkel der Hölle!« schrie Elias und fuhr halb vom Stuhl empor. »*Ist es wahr?*«

Pyrates neigte den Kahlkopf. »Die Sithi haben ihre Heimat in der Festung des Waldes verlassen.«

Elias' grüne Augen glitzerten gefährlich. »Und Skali?«

Pyrates schob sich auf die Tür zu, als wollte er fliehen. »Der Than von Kaldskryke und seine Raben haben sich … entfernt.«

Der König stieß zischend und lange den Atem aus. Seine Hand zog an *Leids* Griff, daß die Sehnen aus dem bleichen Arm sprangen. Ein Stück des grauen Schwertes wurde sichtbar, fleckig und glänzend wie ein Hechtrücken. Die Fackeln im Raum schienen sich darauf zuzubiegen, als sauge es sie an. »Priester«, grollte Elias, »Ihr hört Eure eigenen letzten Herzschläge, wenn Ihr mir nicht schnell und offen Auskunft gebt.«

Anstatt zurückzuweichen, richtete Pyrates sich gerade auf. Wieder flackerten die Fackeln, und die schwarzen Augen des Alchimisten verloren ihren Glanz. Sekundenlang schien das Weiße darin zu verschwinden, als hätten sie sich ins Innere des Kopfes zurückgezogen und nur Löcher in einem düsteren Schädel übriggelassen. Eine drückende Spannung lag über dem Turmzimmer. Pyrates hob die Hand. Die Knöchel des Königs strafften sich über dem langen Schwertgriff. Es herrschte Schweigen. Dann legte der Priester die Finger an seinen Hals, strich sich sorgfältig den Kragen seines roten Gewandes glatt, als wollte er dessen Sitz ordnen, und ließ die Hand wieder sinken.

»Es tut mir leid, Herr«, erklärte er und gestattete sich ein kleines, selbstironisches Lächeln. »Ratgeber hegen oft den Wunsch, ihre Lehnsherren vor unerfreulichen Nachrichten zu schützen. Ihr habt richtig gesehen. Die Sithi sind in Hernystir eingefallen und haben Skali vertrieben.«

Elias sah ihn an. »Und was bedeutet das für Eure Pläne, Priester? Ihr habt die Kinder der Morgendämmerung nie erwähnt.«

Pryrates zuckte die Achseln. »Eben weil sie nichts bedeuten. Sobald die Entwicklung einen gewissen Punkt erreicht hatte, war ihr Auftreten unvermeidlich. Der zunehmende Einfluß unseres … Wohltäters … mußte ihre Aufmerksamkeit erregen. Unsere Pläne soll das nicht stören.«

»Nein? Wollt Ihr sagen, dem Sturmkönig ist es gleichgültig, was die Sithi tun?«

»Er hat lange geplant. Nichts von diesen Dingen kann ihn überraschen. Um die Wahrheit zu sagen, warnte mich die Nornenkönigin schon früher vor dieser Möglichkeit.«

»So, tat sie das? Schau an. Ihr scheint vorzüglich unterrichtet zu sein, Pryrates.« Elias' Stimme hatte den erbosten Unterton nicht verloren. »Dann sagt mir doch: Wenn Ihr das alles wußtet, warum seid Ihr dann nicht imstande, mir zu sagen, wie es um Fengbald steht? Warum erfahren wir nicht, ob er meinen Bruder aus seinem Horst verjagt hat?«

»Weil unsere Verbündeten es für unwichtig halten.« Wieder hob Pryrates die Hand, diesmal, um einer zornigen Antwort des Königs zuvorzukommen. »Bitte, Majestät. Ihr verlangtet Aufrichtigkeit, und ich gebe sie Euch. Sie meinen, daß Josua geschlagen ist und Ihr nur Eure Zeit mit ihm vergeudet. Die Sithi dagegen sind seit unvordenklichen Zeiten die Feinde der Nornen.«

»Und doch offenbar ohne jede Bedeutung, wenn das, was Ihr mir gerade erzählt habt, stimmt.« Die Miene des Königs hatte sich verfinstert. »Ich begreife nicht, wie sie einerseits wichtiger sein können als mein Bruder, andererseits aber so unwichtig, daß wir uns ihretwegen keine Sorgen zu machen brauchen, obwohl sie einen meiner Hauptverbündeten vernichtet haben. Ich glaube, Ihr treibt ein doppeltes Spiel, Pryrates. Gott sei Euch gnädig, wenn ich herausfinde, daß es so ist.«

»Mein König, ich diene nur meinem Herrn, weder dem Sturmkönig noch der Nornenkönigin. Es ist alles eine Frage des richtigen Augenblicks. Josua war einmal eine Bedrohung für Euch, aber Ihr habt ihn besiegt. Skali wurde gebraucht, um Eure Flanke zu schützen, aber das ist jetzt nicht mehr nötig. Selbst die Sithi können uns nicht schaden, denn sie werden erst dann gegen uns ziehen, wenn sie Hernystir befreit haben. Ihre alte Treue ist ihr Fluch. Danach wird es zu spät für sie sein, Euren endgültigen Sieg noch aufzuhalten.«

Elias starrte in seinen dampfenden Pokal. »Und weshalb sah ich sie dann

in meinen Träumen reiten?«

»Ihr steht dem Sturmkönig nah, Herr, seit Ihr sein Geschenk angenommen habt.« Pryrates deutete auf das graue Schwert, das wieder in seiner Scheide steckte. »Er ist vom Blut der Sithi, oder besser gesagt, er war es, als er noch lebte. Es ist nur natürlich, daß der Zug der Zida'ya seine Aufmerksamkeit erregt und dadurch auch Ihr davon erfahrt.« Er machte ein paar Schritte auf den König zu. »Hattet Ihr nicht vor diesem auch … andere Träume?«

»Das wißt Ihr sehr wohl, Alchimist.« Elias leerte den Becher, verzog das Gesicht und schluckte. »Meine Nächte, die wenigen Nächte, in denen ich wirklich schlafe, sind voll von ihm. Voll von ihm! Von diesem eisigen Gespenst mit dem brennenden Herzen!« Seine Augen streiften in plötzlicher Furcht die dunklen Wände. »Voll von den schwarzen Räumen zwischen…«

»Friede, Majestät«, sagte Pryrates. »Ihr habt viel gelitten, aber die Belohnung wird herrlich sein, das wißt Ihr.«

Elias schüttelte schwer den Kopf. Als er fortfuhr, war seine Stimme mühsam und rauh. »Ich wünschte, ich hätte damals gewußt, wie ich mich damit fühlen … was es mir antun würde. Ich wünschte, ich hätte es gewußt, bevor ich diesen teuflischen Pakt schloß. Gott steh mir bei! Wenn ich es nur gewußt hätte.«

»Laßt mich nun das Schlafwachs für Euch holen, Herr. Ihr braucht Ruhe.«

»Nein.« Der König stand ungeschickt vom Stuhl auf. »Ich will keine Träume mehr. Besser wäre es für mich, gar nicht wieder zu schlafen.«

Er näherte sich langsam der Tür. Pryrates wollte ihn stützen, aber Elias winkte ab. Er brauchte eine lange Zeit, um die Treppe hinabzusteigen.

Der rotgewandete Priester stand da und wartete, bis er unten angekommen war. Erst als die großen Außentüren sich knarrend öffneten und dann donnernd zuschlugen, schüttelte Pryrates den Kopf, wie um einen unangenehmen Gedanken zu verscheuchen, und holte dann die Bücher wieder hervor, die er vor dem König versteckt hatte.

Jiriki war vorausgegangen. Seine geschmeidigen Schritte trugen ihn schneller, als es den Anschein hatte. Eolair, Isorn und Ule trotteten langsamer hinterher, bemüht, die vielen seltsamen Dinge, denen sie begegneten, in sich aufzunehmen.

Besonders Eolair, für den Hernysadharc und der Taig ein zweites Zuhause gewesen waren, fiel das schwer. Als er dem Sitha über Herns Hügel folgte, kam er sich vor wie ein Vater, der bei seiner Heimkehr statt seiner Kinder nur Wechselbälge vorfindet.

Die Sithi hatten ihre Zeltstadt so schnell aufgebaut, die wogenden Stoffbahnen so kunstvoll zwischen den Bäumen rings um den Taig gespannt, daß es fast aussah, als hätten die Zelte schon immer dort gestanden – als gehörten sie dorthin. Sogar die Farben, die Eolair aus der Ferne so schreiend bunt vorgekommen waren, schienen ihm nun gedämpfter – sommerliche Tönungen wie Sonnenuntergang und Morgendämmerung, die zu einem Königssitz und seinen Gärten durchaus paßten.

Wirkten schon ihre Wohnungen wie ein natürlicher Bestandteil des Gipfels, so schienen die Zida'ya selbst kaum weniger am richtigen Ort. Eolair bemerkte kein Zeichen von Scheu oder Unterwürfigkeit an den Sithi, an denen sie vorüberkamen; sie beachteten den Grafen und seine Begleiter kaum. Die Unsterblichen hatten eine stolze Haltung und sangen beim Arbeiten trillernde Lieder in einer Sprache, die ihm zwar fremd, zugleich aber mit ihren fließenden Vokalen und zwitschernden Vogellauten sonderbar vertraut vorkam. Obwohl sie erst knapp einen Tag an diesem Ort waren, schienen sie sich zwischen dem verschneiten Gras und den Bäumen so wohl zu fühlen wie Schwäne, die über einen spiegelglatten Teich gleiten. Alles, was sie taten, schien von unendlicher Gelassenheit und Selbstsicherheit zu zeugen; selbst das Schlingen und Verknoten der vielen Seile, die ihrer Zeltstadt Gestalt verliehen, geriet ihnen zum Zauberkunststück. Als er ihnen zusah, kam Eolair, der stets als gewandter, geschmeidiger Mann gegolten hatte, sich roh und plump vor.

Das neuerrichtete Haus, in dem Jiriki verschwunden war, bestand eigentlich nur aus einem Ring blauer und lavendelfarbener Stoffbahnen, die eine der majestätischen Eichen des Hügels umgaben wie eine Koppel einen wertvollen Stier. Unsicher blieben Eolair und die beiden anderen davor stehen, bis Jiriki wieder herauskam und ihnen zuwinkte.

»Bitte habt Verständnis dafür, daß meine Mutter die Gebote der Höflichkeit vielleicht manchmal ein wenig vernachlässigt«, flüsterte der Prinz ihnen zu. »Wir trauern um meinen Vater und um Erste Großmutter.« Er führte sie in den umspannten Raum. Das Gras war trocken, der Schnee weggefegt. »Ich bringe Euch Graf Eolair von Nad Mullach«, sagte er, »Isorn Isgrimnursohn von Elvritshalla und Ule Frekkesohn von Skoggey.«

Die Sitha blickte auf. Sie saß auf einer Decke aus hellem, blauschimmerndem Stoff, umgeben von Vögeln, die sie gerade gefüttert hatte. Trotz der weichen, gefiederten Körper auf ihren Knien und Armen hatte Eolair sofort den Eindruck, daß er einem Wesen gegenüberstand, das so hart war wie Schwertstahl. Sie hatte flammendrotes Haar, über der Stirn mit einem grauen Schal umwunden; in den Zöpfen hingen ein paar lange, rußfarbene Federn. Wie Jiriki trug sie eine Rüstung, die aus Holz zu bestehen schien, aber ihre war glänzend schwarz wie ein Käferpanzer. Darunter waren ein taubengraues Wams und weiche, bis über die Knie reichende Stiefel in derselben Farbe zu sehen. Wie die ihres Sohnes leuchteten auch ihre Augen wie geschmolzenes Gold.

»Likimeya y'Briseyu no'e-Sa'onserei«, verkündete Jiriki mit lauter Stimme. »Königin der Kinder der Morgendämmerung und Herrin des Hauses der Tanzenden Jahre.«

Eolair und seine Gefährten beugten das Knie.

»Bitte erhebt Euch.« Sie sprach mit einem kehligen Murmeln und schien die Menschensprache weniger gut zu beherrschen als Jiriki. »Dies ist Euer Land, Graf Eolair, und die Zida'ya sind nur Gäste hier. Wir sind gekommen, unsere Schuld an Sinnach einzulösen.«

»Ihr ehrt uns, Königin Likimeya.«

Sie winkte mit der Hand. Ihre Fingernägel waren lang. »Nennt mich nicht ›Königin‹. Es ist nur ein Titel, und das Menschenwort kommt ihm am nächsten. Aber wir machen nur bei ganz bestimmten Gelegenheiten davon Gebrauch.« Sie musterte Eolair, der sich mit seinen Begleitern erhob, mit hochgezogenen Brauen. »Wißt Ihr, Graf Eolair, es gibt eine alte Geschichte darüber, daß im Haus von Nad Mullach einst Sithi-Blut floß.«

Der Graf war einen Augenblick verwirrt, weil er dachte, sie spiele auf ein Unrecht an, das den Sithi vielleicht einmal in der Burg seiner Vorfahren zugefügt worden sei. Als er begriff, was sie wirklich meinte, gefror ihm das Blut in den Adern und er bekam eine Gänsehaut. »Eine alte Geschichte?« Er hatte das Gefühl, sein Kopf hebe sich vom Rumpf. »Verzeiht mir, Herrin, ich weiß nicht, ob ich Euch recht verstehe. Wollt Ihr sagen, daß meine Ahnen Sithi-Blut in den Adern hatten?«

Likimeya lächelte, ein rasches, wildes Aufblitzen von Zähnen. »Wie gesagt, es ist eine alte Geschichte.«

»Und wissen die Sithi, ob etwas Wahres daran ist?« Spielte sie ein Spiel mit ihm?

Sie bewegte die Finger. Eine Wolke von Vögeln stob auf und flog in die

Zweige über ihr, so daß die schwirrenden Flügel sie einen Moment verdeckten. »Vor langer Zeit, als Menschen und Zida'ya einander näherstanden…« Sie machte eine seltsame Gebärde. »Es könnte sein. Wir wissen, daß es möglich ist.«

Eolair fühlte sich jetzt entschieden auf unsicherem Boden und merkte überrascht, wie schnell seine diplomatische und staatsmännische Gewandtheit ihn im Stich ließen. »Das heißt, es ist vorgekommen? Das *Schöne Volk* hat sich mit Sterblichen … vermischt?«

Likimeya schien das Interesse am Thema zu verlieren. »Ja. Aber es ist meistens schon lange her.« Sie gab Jiriki ein Zeichen. Er brachte weitere schimmernde Seidentücher, breitete sie vor dem Grafen und seinen Begleitern aus und lud sie ein, Platz zu nehmen. »Es ist schön, wieder auf dem *M'yin Azoshai* zu sein.«

»So nennen wir diesen Hügel«, erläuterte Jiriki. »Shi'iki und Senditu haben ihn Hern geschenkt. Er war für unser Volk das, was Ihr einen heiligen Ort nennen würdet. Daß er einem Sterblichen überlassen wurde, um sich dort anzusiedeln, ist ein Beweis der Freundschaft zwischen Herns Volk und den Kindern der Morgendämmerung.«

»Bei uns gibt es eine Legende, die ungefähr das gleiche erzählt«, meinte Eolair. »Ich habe mich oft gefragt, ob sie wahr ist.«

»Die meisten Legenden haben einen wahren Kern«, bemerkte Jiriki lächelnd.

Likimeya hatte die hellen Katzenaugen von Eolair abgewendet und betrachtete nun seine beiden Kameraden, die sich unter dem Gewicht ihres Blickes beinahe zu ducken schienen. »Und Ihr seid Rimmersmänner«, sagte sie und starrte sie durchbohrend an. »Wir haben wenig Ursache, Euer Volk zu lieben.«

Isorn ließ den Kopf hängen. »Ja, Herrin, das stimmt.« Er holte tief Atem, und seine Stimme wurde fester. »Aber bitte Vergeßt nicht, daß unsere Lebensspanne nur kurz ist. Das alles ist viele Jahre her – zwanzig Generationen. Wir haben nicht mehr viel Ähnlichkeit mit Fingil.«

Likimeya lächelte knapp. »Ihr vielleicht nicht, aber was ist mit Eurem Verwandten, den wir von hier vertrieben haben? Ich habe gesehen, was er auf dem M'yin Azoshai angerichtet hat, und es unterscheidet sich wenig von dem, was Euer Fingil Blutfaust vor fünf Jahrhunderten dem Land der Zida'ya zufügte.«

Isorn schüttelte langsam den Kopf, verzichtete jedoch auf eine Antwort. Ule an seiner Seite war ganz blaß geworden und wirkte, als wolle er jeden

Moment davonlaufen.

»Isorn und Ule fochten *gegen* Skali«, erklärte Eolair rasch. »Wir waren mit weiteren Männern auf dem Weg hierher, um ihren Kampf fortzusetzen, als Ihr und Euer Volk uns überholtet. Ihr habt diesen beiden dadurch, daß Ihr den Mörder in die Flucht schlugt, einen ebenso großen Gefallen erwiesen wie meinem eigenen Volk. Jetzt gibt es Hoffnung, daß Isorns Vater eines Tages die rechtmäßige Herrschaft über sein Herzogtum wieder antreten kann.«

»Ah.« Likimeya nickte. »Jetzt kommen wir zur Sache. Jiriki, haben diese Männer gegessen?«

Ihr Sohn blickte den Grafen fragend an.

»Nein, Herrin«, antwortete Eolair.

»Dann eßt mit uns, und wir werden reden.«

Jiriki stand auf und entfernte sich durch eine Lücke in den wogenden Wänden. Es folgt ein langes und für Eolair unbehagliches Schweigen, das Likimeya offenbar nicht brechen wollte. Sie saßen da und lauschten dem Wind in den Ästen der Eiche, bis Jiriki mit einem Holztablett voller Früchte, Brot und Käse zurückkam.

Der Graf staunte. Hatten diese Wesen denn für solche niederen Arbeiten keine Diener? Er sah zu, wie Jiriki, eine so eindrucksvolle Erscheinung, wie er sie nur je erblickt hatte, aus einer blauen Kristallkaraffe etwas in Trinkbecher goß, die aus dem gleichen Holz wie das Tablett gefertigt waren, und die Becher dann mit einer schlichten, aber anmutigen Verneigung an Eolair und seine Gefährten weiterreichte. Königin und Prinz des ältesten Volkes, die sich selbst bedienten? Die Kluft zwischen Eolair und den Unsterblichen schien ihm breiter denn je.

Der Inhalt der Kristallkaraffe brannte wie Feuer, schmeckte wie Kleehonig und duftete wie Veilchen. Ule nippte zuerst vorsichtig, leerte dann mit einem Zug den Becher und ließ ihn gern von Jiriki nachfüllen. Als auch er austrank, spürte Eolair, wie sich die Schmerzen eines harten Zweitageritts in warmem Glühen lösten. Auch die Speisen waren vorzüglich, jede einzelne Frucht auf dem Höhepunkt ihrer Reife. Der Graf fragte sich einen Augenblick, woher die Sithi mitten in einem langen Winter solche Köstlichkeiten haben mochten, fügte die Tatsache dann aber als kleines Wunder der Liste anderer Wunder hinzu, die rasch dabei war, unendlich lang zu werden.

»Wir sind gekommen, um Krieg zu führen«, begann Likimeya unvermittelt. Als einzige hatte sie nichts gegessen und auch nur einen

kleinen Schluck von dem Honigtrank genommen. »Skali ist uns für jetzt entkommen, aber das Herz Eures Reiches ist frei. Es ist ein Anfang. Mit Eurer Hilfe, Eolair, und mit denjenigen Eures Volkes, deren Wille noch ungebrochen ist, werden wir schon bald das Joch vom Nacken unserer alten Bundesgenossen heben.«

»Es gibt keine Worte für unseren Dank, Herrin«, erwiderte Eolair. »Die Zida'ya haben uns heute bewiesen, daß sie ihre Versprechen halten. Das können wenige Stämme der Menschen von sich behaupten.«

»Und was dann, Königin Likimeya?« fragte Isorn. Er hatte drei Becher des hellen Elixiers getrunken und ein leicht gerötetes Gesicht bekommen. »Wollt Ihr mit Josua reiten? Ihm helfen, den Hochhorst zurückzugewinnen?«

Der Blick, den sie auf ihn richtete, war kühl und abweisend. »Wir streiten nicht für sterbliche Fürsten, Isorn Isgrimnurs Sohn. Wir kämpfen, um unsere Schulden zu bezahlen und uns selbst zu schützen.«

Eolair fühlte, wie sein Herz sank. »Das heißt, Ihr werdet den Kampf nicht fortsetzen?«

Likimeya schüttelte den Kopf, hob die Hände und verschränkte die Finger. »Nein, so einfach ist es nicht. Ich habe zu schnell gesprochen. Es gibt Dinge, die gleichermaßen Euren Josua Ohnehand und die Kinder der Morgendämmerung bedrohen. Ohnehands Feind und unser Feind scheinen einen Pakt geschlossen zu haben. Trotzdem können wir nicht mehr tun; sobald Hernystir frei ist, müssen wir es den Menschen überlassen, ihre eigenen Kriege zu führen, zumindest vorläufig. Nein, Graf Eolair, wir haben noch andere Schulden. Aber es sind seltsame Zelten « Sie lächelte, und diesmal war es ein nicht ganz so raubtierhaftes Lächeln und glich ein wenig mehr dem Ausdruck eines menschlichen Gesichtes. Jäh wurde sich Eolair ihrer eckigen Schönheit bewußt und begriff im selben Augenblick blitzartig, daß er einem Wesen gegenübersaß, das den Untergang Asu'as miterlebt hatte. Sie war so alt wie die Ältesten der großen Städte der Menschheit, vielleicht sogar älter. Er schauderte.

»Und doch«, fuhr Likimeya fort, »auch wenn wir Eurem Prinzen bei seinem Kampf nicht helfen werden, so reiten wir doch seiner Festung zu Hilfe.«

Ein kurzes, ratloses Schweigen, dann ergriff Isorn das Wort. »Vergebt uns, Herrin. Wir verstehen Euch nicht.«

Die Antwort kam von Jiriki. »Wenn Hernystir frei ist, ziehen wir nach Naglimund. Die Burg ist im Besitz des Sturmkönigs und der Heimat

unserer Verbannung viel zu nah. Wir werden sie ihm wieder abnehmen.« Seine Züge waren grimmig. »Außerdem wollen wir, wenn die letzte Schlacht kommt – und sie wird kommen, Sterbliche, zweifelt nicht daran –, sicher sein, daß den Nornen kein Schlupfloch bleibt, in das sie sich verkriechen können.«

Eolair beobachtete Jirikis Augen, während der Sitha sprach, und fand darin einen Haß, der seit Jahrhunderten zu schwelen schien.

»Ein Krieg, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat«, fügte Likimeya hinzu. »Ein Krieg, in dem viele Dinge ein für allemal geklärt werden.« Wenn es in Jirikis Augen schwelte, loderte es in ihren.

XIX

Ein zerstörtes Lächeln

»Ich habe alles für sie getan, was ich konnte – aber vielleicht gibt es ja noch…« Cadrach rieb sich verdrießlich die feuchte Stirn, als wollte er einen Gedanken hervorlocken, der sich dort möglicherweise versteckte. Er war sichtlich erschöpft, wollte sich davon aber – ebenso sichtlich – nicht abhalten lassen; die verächtlichen Worte des Herzogs waren noch nicht vergessen.

»Im Augenblick gibt es gar nichts«, versetzte Miriamel energisch. »Legt Euch hin. Ihr braucht Schlaf.«

Cadrach sah auf Isgrimnur, der im Bug des Flachboots stand, die Steuerstange fest in der breiten Hand. Der Herzog biß sich auf die Lippen und widmete sich wieder der Erkundung des Wasserlaufs. »Ja, Ihr werdet wohl recht haben«, seufzte der Mönch und rollte sich neben den reglosen Gestalten Tiamaks und des anderen Wranna zusammen.

Miriamel, die erst kürzlich aus einem Nickerchen erwacht war, das den ganzen Abend gedauert hatte, beugte sich über sie und deckte die drei mit ihrem Mantel zu. Sie brauchte ihn im Augenblick ohnehin nicht, es sei denn zum Schutz gegen das Ungeziefer. Selbst kurz vor Mitternacht war es in der Marsch warm wie an einem Mittsommertag.

»Wenn wir die Lampe ausmachen«, knurrte Isgrimnur, »wird sich das Krabbelzeug vielleicht ausnahmsweise ein anderes Opfer suchen.« Er schlug sich klatschend auf den Oberarm und untersuchte dann den Schmierfleck auf seiner Handfläche. »Das verdammte Licht zieht sie an. Dabei sollte man meinen, eine Lampe aus dieser Marschleutestadt müßte sie vertreiben.« Er schnaubte. »Wie man es hier das ganze Jahr über aushalten kann, ist mir ein Rätsel.«

»Aber wenn wir die Lampe löschen, sollten wir ankern.« Der Gedanke, in der Dunkelheit weiterzutreiben, gefiel Miriamel wenig. Zwar sah es bisher so aus, als hätten sie die Ghants hinter sich gelassen, aber Miriamel achtete trotzdem genau auf jeden niedrigen Ast und jede

herunterbaumelnde Ranke. Allerdings hatte Isgrimnur lange nicht geschlafen; es kam ihr nur recht und billig vor, ihm etwas Erleichterung von den Fluginsekten zu schaffen.

»In Ordnung. Ich glaube, dieses Stück ist breit genug, um uns eine gewisse Sicherheit zu bieten«, erklärte Isgrimnur. »Ich sehe keine Äste. Die kleinen Käfer sind schon schlimm, aber wenn ich je wieder einen von diesen ädonverfluchten großen sehe…« Er brauchte den Satz nicht zu beenden. Miriamels unruhiger Schlaf war voller Träume von klickenden, huschenden Ghants gewesen, voller klebriger Fäden, die sie festhielten, wenn sie fortrennen wollte.

»Helft mir mit dem Anker.« Gemeinsam zogen sie den Stein hoch und ließen ihn über Bord fallen. Als er auf dem Grund lag, zog Miriamel am Seil und überzeugte sich, daß er nicht zuviel nachgab. »Schlaft Ihr als erster«, schlug sie dem Herzog vor. »Ich werde eine Weile wachen.«

»Gut.«

Sie warf einen kurzen Blick auf Camaris, der lautlos im Heck schlummerte, den weißen Kopf auf seinen Mantel gebettet. Dann schob sie den Blendschirm vor die Lampe.

Zuerst war es so vollständig finster, daß sie Angst bekam. Sie fühlte die vielgelenkigen Beine fast, die schweigend nach ihr griffen, und wehrte sich gegen den Drang, herumzufahren und mit den Händen im Dunkeln herumzufuchteln, um die Gespenster nicht an sich heranzulassen.

»Isgrimnur?«

»Hm?«

»Nichts. Ich wollte nur Eure Stimme hören.«

Allmählich konnte sie wieder sehen. Es gab kaum Licht. Der Mond war verschwunden, entweder hinter Wolken oder zwischen den ineinanderwuchernden Bäumen, die den Fluß überdachten. Die Sterne waren nur matte Punkte. Aber sie konnte zumindest Umrisse erkennen, die dunkle Masse des Herzogs, die fleckigen Schatten der Flußufer.

Sie hörte, wie Isgrimnur mit der Stange klapperte, bis er sie in die richtige Lage gebracht hatte. Dann sank seine Schattengestalt zu Boden. »Seid Ihr sicher, daß Ihr nicht selbst mehr Schlaf braucht?« fragte er, und seine Stimme klang vor Müdigkeit ganz verwaschen.

»Ich habe mich ausgeruht. Nachher werde ich auch schlafen. Legt Ihr Euch jetzt hin.«

Isgrimnur erhob keine weiteren Einwände, ein untrügliches Zeichen

seiner Erschöpfung. Gleich darauf schnarchte er geräuschvoll. Miriamel lächelte.

Das Boot bewegte sich so geschmeidig, daß man sich leicht ausmalen konnte, sie schwebten auf einer Wolke durch den Nachthimmel. Es gab hier weder Gezeiten noch eine erkennbare Strömung, nur den kaum merklichen Schub der Sumpfbrisen, die sie langsam um den Anker kreisen ließen, weich wie Quecksilber auf einer schrägen Glasscheibe. Miriamel lehnte sich zurück und blickte zum trüben Himmel auf. Sie versuchte einen Stern zu entdecken, den sie kannte. Zum ersten Mal seit Tagen konnte sie sich den Luxus von Heimweh leisten.

Was wohl mein Vater jetzt tut? Denkt er noch an mich? Haßt er mich?

Beim Gedanken an Elias fielen ihr andere Dinge ein. Etwas, das Cadrach in der ersten Nacht nach ihrer Flucht von der *Eadne-Wolke* erwähnt hatte, nagte an ihr. In seinem langen und mühsamen Bekenntnis hatte der Mönch gesagt, Pryrates sei besonders daran interessiert gewesen, wie man Verbindung mit den Toten aufnehmen könne – »durch den Schleier sprechen« nannte man es, hatte Cadrach gesagt –, und daß es diese Stellen aus Nisses' Buch waren, auf die er am meisten versessen war. Aus irgendeinem Grund hatte sie dieser Satz an ihren Vater erinnert. Aber warum? War es etwas, von dem Elias gesprochen hatte?

So sehr sie sich auch anstrengte, es wollte ihr nicht gelingen, den Gedanken, der ihr im Kopf herumspukte, zu fassen zu bekommen. Langsam drehte sich das Boot, still unter matten Sternen.

Sie war ein wenig eingenickt. Das erste Morgenlicht zeigte sich am Himmel über der Marsch und gab ihm eine perlgraue Farbe. Leise stöhnend richtete sich Miriamel auf. Die blauen Flecke und Zerrungen, die sie aus dem Ghantnest mitgebracht hatte, fingen an, hart zu werden; sie kam sich vor, als hätte man sie in einem Sack voller Steine einen Berg hinuntergerollt.

»H-H-Herrin …?« Es war ein Hauch, kaum mehr als ein Seufzer.

»Tiamak?« Hastig drehte sie sich um. Das Boot schlingerte. Die Augen des Wranna standen offen, und der Funke der Intelligenz war in die blassen, schlaffen Züge zurückgekehrt.

»J-Ja. Ja, Herrin.« Er schnaufte, als hätten die wenigen Worte ihn bereits ermüdet. »Wo … wo sind wir?«

»Auf dem Fluß, aber ich habe keine Ahnung, wo. Wir stakten fast einen ganzen Tag lang, nachdem wir aus dem Ghantnest herauskamen.« Sie betrachtete ihn prüfend. »Habt Ihr Schmerzen?«

Er wollte den Kopf schütteln, konnte ihn jedoch nur leicht bewegen. »Nein. Aber Wasser … wäre freundlich.«

Sie beugte sich nach unten, um nach dem Wasserschlauch neben Isgrimnurs Bein zu angeln. Sie zog den Stopfen heraus und ließ den Wranna vorsichtig ein paar Schluck trinken.

Tiamak drehte sich ein Stückchen um und bemerkte den stillen Körper neben sich. »Jüngerer Mogahib!« wisperte er. »Lebt er?«

»Gerade noch. Das heißt … er scheint sehr krank zu sein. Aber Cadrach und ich konnten keinerlei Verletzung an ihm finden.«

»Nein, das konntet Ihr nicht, und an mir auch nicht.« Tiamak ließ den Kopf zurücksinken und schloß die Augen. »Und die anderen?«

»Welche anderen?« erkundigte Miriamel sich vorsichtig. »Cadrach, Isgrimnur, Camaris und ich sind alle hier und alle einigermaßen in Ordnung.«

»Ah. Gut.« Seine Augen blieben geschlossen.

Am Bug richtete Isgrimnur sich schlaftrunken auf. »Was gibt es?« murmelte er. »Miriamel … was?«

»Nichts, Isgrimnur. Tiamak ist aufgewacht.«

»O ja?« Der Herzog legte sich wieder hin und fing schon an, wieder einzuschlafen. »Kopf wieder klar? Redet wie er selbst? Das Verfluchteste, was ich je gehört hab…«

»Dort in dem Nest habt Ihr eine andere Sprache gesprochen«, sagte Miriamel zu Tiamak. »Es war erschreckend.«

»Ich weiß.« In seinem Gesicht zuckte es, als kämpfe er gegen einen Anfall von Übelkeit. »Ich berichte es Euch später. Nicht jetzt.« Seine Augen öffneten sich ein Stück. »Habt Ihr außer mir noch etwas von dort herausgeholt?«

Miriamel dachte nach und schüttelte den Kopf. »Nur Euch. Und den Schleim, mit dem Ihr bedeckt wart.«

»Ah.« Tiamak sah sekundenlang enttäuscht aus, entspannte sich dann aber. »Auch gut.« Gleich darauf schlug er die Augen weit auf. »Und mein Gepäck?« fragte er.

»Alles, was Ihr im Boot hattet, ist noch da.«

»Gut … gut.« Er seufzte erleichtert und kroch wieder unter den Mantel.

Der Himmel wurde heller, und zu beiden Seiten des Flusses begann das Laubwerk aus dem Schatten zu treten und Farbe und Leben zu gewinnen.

»Herrin?«

»Ja?«

»Ich danke Euch. Ich danke Euch allen, daß Ihr mir gefolgt seid.«

Miriamel hörte zu, wie sein Atem langsamer wurde. Bald war der kleine Mann wieder eingeschlafen.

»Wie ich Miriamel schon gestern nacht gesagt habe«, begann Tiamak, »möchte ich Euch allen danken. Ihr habt Euch als bessere Freunde erwiesen, als ich je zu hoffen gewagt hätte – und ganz gewiß als besser, als ich es verdiene.«

Isgrimnur hustete. »Unsinn. Hätten gar nichts anderes tun können.« Miriamel fand, daß der Herzog einen etwas beschämten Eindruck machte. Vielleicht erinnerte er sich, wie sie darüber debattiert hatten, ob sie den Wranna zu retten versuchen oder einfach sitzenlassen sollten.

Sie hatten unweit des Ufers ein behelfsmäßiges Lager aufgeschlagen. Das kleine Feuer, dessen Flammen im hellen Vormittagslicht kaum zu sehen waren, brannte fröhlich und erhitzte Wasser für Suppe und Gelbwurzeltee.

»Nein, Ihr versteht nicht. Es ist nicht allein mein Leben, das Ihr gerettet habt. Wenn ich einen *Ka* besitze – was Ihr eine Seele nennen würdet –, so hätte er keinen weiteren Tag an diesem Ort überlebt; vielleicht keine Stunde mehr.«

»Aber was taten sie mit Euch?« fragte die Prinzessin. »Ihr habt ständig geredet – Ihr klangt fast selber wie ein Ghant.«

Tiamak schauderte. Er saß in ihren Mantel gewickelt da, hatte sich aber bisher kaum gerührt. »Ich will es Euch erzählen, so gut ich kann, obwohl ich es selbst nicht ganz verstehe. Aber seid Ihr wirklich sicher, daß Ihr außer mir nichts von dort mitgenommen habt?«

Alle schüttelten die Köpfe.

»Da war…«, fing Tiamak an, unterbrach sich jedoch gleich wieder und dachte nach. »Es war ein Stück von etwas, das wie ein Spiegel aussah … ein gläserner Spiegel. Es war zerbrochen, aber ein kleiner Teil des Rahmens hing noch daran, äußerst kunstvoll geschnitzt. Sie … die Ghants … legten es mir in die Hände.« Er hob die Handflächen und zeigte ihnen bereits verheilende kleine Schnittwunden. »Sobald ich es hielt, fühlte ich, wie mir Kälte durch den Körper rann, von den Fingern mitten in meinen Kopf. Dann würgten einige von den Ghants dieses klebrige Zeug hervor und bedeckten mich damit.« Er schluckte und konnte nicht gleich

fortfahren. Still saß er da, und in seinen Augen glänzten Tränen.

»Ihr müßt nicht darüber sprechen, Tiamak«, sagte Miriamel. »Nicht jetzt.«

»Oder sagt uns vorläufig nur, wie sie Euch erwischt haben«, bat Isgrimnur. »Ich meine, wenn Ihr es über Euch bringt.«

Der Wranna sah zu Boden. »Sie fingen mich so leicht wie ein frischgeschlüpftes Krebslein. Drei von ihnen ließen sich vom Baum auf mich herunterfallen«, er blickte so hastig auf, als könne es gleich wieder geschehen, »und während ich mich noch gegen sie wehrte, kamen ein Dutzend weitere angerannt und überwältigten mich. Sie sind ungeheuer schlau. Sie umwickelten mich mit Ranken, ganz so, wie wir einen Gefangenen fesseln würden, nur daß sie offenbar keine Knoten binden können. Aber sie zogen die Lianen so fest zu, daß ich nicht entkommen konnte. Dann versuchten sie mich in die Bäume hinaufzuheben, aber dazu war ich wohl zu schwer. Statt dessen mußten sie sich an Ranken und versunkenen Ästen entlanghangeln und das Flachboot an die Sandbank heranziehen. Damit schafften sie mich in ihr Nest. Ich kann Euch nicht schildern, wie oft ich mir dabei wünschte, sie würden mich umbringen oder wenigstens bewußtlos schlagen. Lebendig und wach durch diese grausigen, stockfinsteren Gänge getragen zu werden – von diesen schnatternden Scheusalen!« Er mußte eine Pause einlegen, um sich zu fassen.

»Was sie mit mir taten, hatten sie mit Jüngerem Mogahib auch getan.« Er zeigte mit dem Kopf auf den anderen Wranna, der in der Nähe auf der Erde lag, noch immer tief im Fieberschlaf. »Ich glaube, er hat es überlebt, weil er nicht sehr lange bei ihnen war. Vielleicht erwies er sich als weniger brauchbares Werkzeug, als sie es von mir erhofften. Jedenfalls müssen sie ihn selbst befreit haben, um den Spiegelscherben für mich wiederzubekommen. Als sie ihn an mir vorbeischleiften, schrie ich laut. Er war halb von Sinnen, aber er hörte meine Stimme und antwortete. Da erkannte ich ihn und rief ihm zu, daß mein Boot noch draußen am Ufer liege und er versuchen solle, aus dem Nest zu fliehen und es zu nehmen.«

»Habt Ihr ihm auch gesagt, er solle uns suchen?« fragte Cadrach. »Wenn er es versucht hat, war es ein unglaublicher Glückszufall.«

»Nein, nein«, entgegnete Tiamak. »Das habe ich nicht getan. Es waren ja nur Sekunden. Später allerdings hoffte ich, daß er Euch in Haindorf finden würde, wenn er es schaffte, sich dorthin durchzuschlagen. Aber auch dann erwartete ich nicht mehr, als daß Ihr von ihm erfahren würdet,

ich hätte Euch nicht freiwillig im Stich gelassen.« Er runzelte die Stirn. »Daß mir jemand an einen Ort wie diesen folgen würde, wäre zuviel der Hoffnung gewesen.«

»Genug davon, Mann«, bemerkte Isgrimnur eilig. »Was taten sie weiter mit Euch?«

Miriamel war jetzt ganz sicher, daß der Herzog nicht über ihre Entscheidung reden wollte. Sie hätte fast gelächelt. Als ob je ein Mensch an seinem guten Willen und seiner Tapferkeit zweifeln könnte! Aber nach dem, was er über Cadrach gesagt hatte, war Isgrimnur jetzt vielleicht ein wenig empfindlich.

»Ich bin immer noch nicht ganz sicher.« Tiamak kniff die Augen zusammen, als wollte er innerlich schärfer sehen. »Wie gesagt, sie … legten mir den Spiegel in die Hand und bedeckten mich mit diesem Schleim. Das Gefühl von Kälte wurde immer stärker. Ich glaubte, ich müßte sterben – erstickt und erfroren zugleich! Aber gerade, als ich überzeugt war, meinen letzten Atemzug getan zu haben, geschah etwas noch Seltsameres.« Er sah Miriamel so eindringlich an, als wollte er sichergehen, daß sie ihm auch glaubte. »In meinem Kopf begannen sich Worte zu bilden – nein, keine Worte. Es waren keine Worte, sondern nur … Erscheinungen.« Er stockte. »Es war, als ob man eine Tür geöffnet hätte – als hätte jemand in meinem Kopf einen Eingang aufgestoßen, durch den nun fremde Gedanken hereinströmten. Aber das Schlimmste war, daß es keine *menschlichen* Gedanken waren.«

»Nicht menschlich? Aber woher konntet Ihr das wissen?« Cadrach war jetzt äußerst interessiert. Er beugte sich vor und richtete die grauen Augen gespannt auf den Wranna.

»Ich kann es nicht erklären. Aber so wie Ihr einen roten Messerschnabel in den Bäumen kreischen hört und wißt, daß die Stimme nicht von einem Menschen kommt, so wußte ich, daß es Gedanken waren, wie kein Menschenhirn sie je gekannt hat. Es waren … kalte Gedanken. Langsam und geduldig und so widerwärtig, daß ich mir den Kopf von den Schultern gerissen hätte, wäre ich nicht in dem Schleim gefangen gewesen. Vielleicht habe ich vorher nie recht an Sie-die-Dunkelheit-atmen geglaubt, aber jetzt tue ich es. Es war f-furchtbar, sie in meinem Sch-Schädel zu spüren.«

Tiamak zitterte. Miriamel legte ihm den Mantel dichter um die Schultern. Erregt warf Isgrimnur neue Äste in die Flammen. »Vielleicht habt Ihr uns genug erzählt«, meinte die Prinzessin.

»Ich bin f-f-fast f-f-fertig. V-verzeiht m-mir, m-meine Z-Z-Zähne

klappern s-so.«

»Kommt«, sagte Isgrimnur, der froh war, etwas tun zu können. »Wir setzen Euch dichter ans Feuer.«

Als Tiamak seinen neuen Platz eingenommen hatte, fuhr er fort.

»Ich wußte irgendwie, daß ich wie ein Ghant sprach, obwohl es mir gar nicht so vorkam. Mir war, als nähme ich die gräßlichen Gedanken, die mich erdrückten, aus meinem Kopf und spräche sie laut aus; aber was herauskam, klang wie Klicken und Summen und all die anderen Laute, die die Ghants von sich geben. Und trotzdem ergab es einen Sinn – es war mein eigener Wunsch, ich wollte reden und reden, damit alles, was das kalte Wesen in mir dachte, aus mir herausströmte und die Ghants es verstanden.«

»Welchen Inhalt hatten die Gedanken?« fragte Cadrach. »Könnt Ihr Euch erinnern?«

Tiamaks Gesicht verdüsterte sich. »Zum Teil. Aber, wie gesagt, es waren keine Worte, und sie hatten so wenig Ähnlichkeit mit allem, was ich denke oder was Ihr denkt, daß es mir schwerfällt, selbst das wenige zu erklären, das ich noch weiß.« Er streckte eine Hand aus den Mantelfalten, um eine Schale Gelbwurzeltee entgegenzunehmen. »Es waren wirklich nur Erscheinungen, Bilder. Ich sah Ghants, die aus den Sümpfen in die Städte schwärmten, zu Tausenden und Abertausenden, wie Fliegen auf einem Zuckerknollenbaum. Sie taten nichts, sie … schwärmten nur. Und alle sangen mit ihren Summstimmen, immer dasselbe Lied – von Macht und Fressen und Unsterblichkeit.«

»Und das war es, was das … kalte Wesen ihnen verkündete?« fragte Miriamel.

»Ich nehme es an. Ich sprach als Ghant, ich sah die Dinge mit ihren Augen – und auch das war grausig. Möge Er-der-stets-auf-Sand-tritt mich davor bewahren, das noch einmal zu erleben! Die Welt in ihren Augen ist voller Sprünge und Risse, und die einzigen Farben sind Blutrot und Teerschwarz. Und alles schimmert, als wäre es mit einer öligen Schmiere bedeckt oder man hätte die Augen voll Wasser. Und – und das ist am schwersten zu erklären – nichts hatte ein Gesicht – weder die anderen Ghants noch die Menschen, die schreiend aus den überfallenen Städten flohen. Alle Lebewesen waren nur … Sch-Schlammklumpen mit B-Beinen.«

Er verstummte und trank seinen Tee. Die Schale in seinen Händen zitterte.

»Das ist alles«, sagte er nach einer Weile und holte tief und bebend Atem. »Mir kam es wie Jahre vor, aber es können nur ein paar Tage gewesen sein.«

»Armer Tiamak«, sagte Miriamel voller Mitgefühl. »Wie habt Ihr nur Euren Verstand behalten!«

»Ich hätte ihn verloren, wenn Ihr nur einen Augenblick später gekommen wärt«, erklärte Tiamak bestimmt. »Dessen bin ich sicher. Ich fühlte schon, wie er immer dünner wurde und davonglitt, als hinge ich an den Fingerspitzen über einem tiefen Abgrund, einem Abgrund, in dem endlose Finsternis gähnte.« Er sah in seine Teeschale. »Wie viele andere Bewohner meines Dorfes außer Jüngerem Mogahib haben ihnen wohl noch gedient, wie ich es tat, ohne daß es eine Rettung für sie gab?«

»Da waren … Klumpen«, sagte Isgrimnur langsam. »Andere Klumpen, die in einer Reihe neben Euch standen – nur größer, und oben ragten keine Köpfe heraus. Ich sah sie ganz aus der Nähe.« Er zögerte. »Es waren … Gestalten unter dem weißen Schleim.«

»Sie müssen zu meinem Stamm gehört haben«, murmelte Tiamak. »Entsetzlich. Man hat sie verbraucht wie Kerzen, einen nach dem anderen.« Seine Züge erschlafften. »Entsetzlich.«

Eine Zeit lang herrschte Schweigen.

Endlich ergriff Miriamel wieder das Wort. »Ihr habt gesagt, die Ghants seien früher nie gefährlich gewesen.«

»Das stimmt auch. Obwohl ich jetzt überzeugt bin, daß sie nach meiner Abreise immerhin so gefährlich geworden sein müssen, daß die Dorfbewohner das Nest überfielen. Das erklärt auch, warum in Älterem Mogahibs Haus die Waffen fehlten. Und das, was Isgrimnur gesehen hat, zeigt uns das Schicksal der Angreifer.« Er schaute den anderen Wranna an. »Vermutlich war er der letzte der Gefangenen.«

»Aber was ich immer noch nicht begreife, ist die Sache mit dem Spiegel«, warf der Herzog ein. »Oder benutzen Ghants Spiegel?«

»Nein. Und sie stellen auch keine so kunstvollen Dinge her.« Tiamak schenkte dem Rimmersmann ein mattes Lächeln. »Ich begreife es auch nicht, Isgrimnur.«

Cadrach, der dem schweigenden Camaris gerade eine Schale Tee eingoß, drehte sich halb um. »Ich habe gewisse Vorstellungen, über die ich noch nachdenken muß. Eines aber steht fest: Wenn irgendeine Intelligenz diese Tiere lenkt oder zumindest gelegentlich lenken kann, dann dürfen wir uns hier nicht länger aufhalten. Wir müssen so schnell wie möglich aus

dem Wran fliehen.« Sein Ton war kalt, als spreche er von Dingen, die ihn selbst kaum berührten. Der abweisende Ausdruck seiner Augen mißfiel Miriamel.

Isgrimnur nickte. »Ausnahmsweise hat der Mönch recht. Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

»Aber Tiamak ist krank!« entgegnete Miriamel zornig.

»Das hilft nichts, Herrin«, meinte dieser. »Sie haben recht. Wenn ich mich im Boot an etwas anlehnen kann, damit ich sitze, werde ich Euch den Weg zeigen. Zumindest kann ich uns bis Einbruch der Nacht so weit vom Nest wegführen, daß wir es wagen dürfen, an Land zu schlafen.«

»Dann los.« Isgrimnur erhob sich. »Die Zeit ist knapp.«

»Allerdings«, stimmte Cadrach zu. »Und sie wird täglich knapper.« Sein Ton war so düster und ausdruckslos, daß alle sich nach ihm umdrehten, aber der Mönch stapfte schon durch den Morast zum Wasser hinunter und fing an, ihre Habseligkeiten wieder in das Flachboot zu laden.

Am nächsten Tag ging es Tiamak wesentlich besser, ganz im Gegensatz zu Jüngerem Mogahib. Der Wranna hatte immer wieder fiebrige Wahnzustände. Er schlug um sich, tobte und schrie dabei Worte, die, wenn Tiamak sie übersetzte, ganz ähnlich wie dessen eigene Alptraumerscheinungen klangen. Wenn Jüngerer Mogahib ruhig war, lag er da wie ein Toter. Tiamak flößte ihm Tränke aus am Flußufer gesammelten Heilkräutern ein, aber sie schienen wenig zu helfen.

»Sein Körper ist stark. Aber ich fürchte, daß seine Gedanken verwundet sind.« Tiamak schüttelte traurig den Kopf. »Vielleicht hatten sie ihn doch länger in ihrer Gewalt, als ich dachte.«

So fuhren sie durch das Wran, wobei sie sich im großen und ganzen nördlich hielten, aber einer äußerst verwickelten Route folgten, die nur Tiamak kannte. Es bestand kein Zweifel, daß sie sich ohne ihn rettungslos in den öden Gewässern des Sumpfes verirrt hätten. Miriamel dachte ungern darüber nach, was für ein Ende sie dort vielleicht genommen hätten.

Allmählich hatte sie den Sumpf satt. Ihr Abstieg in das Nest hatte sie mit einem Widerwillen gegen Schlamm, Gestank und fremdartige Geschöpfe erfüllt, der sich nach und nach auf das ganze, wilde Wran ausdehnte. Es war unglaublich lebendig, aber das war eine Wanne voller Würmer auch, und sie hatte keine Lust, auch nur eine Sekunde länger als nötig in einem von beiden zu verbringen.

In der dritten Nacht nach ihrer Flucht aus dem Nest starb Jüngerer Mogahib. Tiamak berichtete, er habe etwas davon geschrien, daß »die Sonne rückwärts laufe und Blut durch die Städte der Trockenländer rinne wie Regenwasser«. Plötzlich verfärbte sein Gesicht sich dunkel, und die Augen traten hervor. Tiamak versuchte ihm Wasser zu geben, aber die Kiefer waren so fest aufeinandergepreßt, daß sie sich nicht öffnen ließen. Gleich darauf erstarrte der ganze Körper des Wranna. Lange nachdem der letzte Schimmer von Leben aus seinen großen Augen gewichen war, blieb er stocksteif.

Tiamak war verstört, bemühte sich jedoch, Haltung zu bewahren. »Jüngerer Mogahib war kein Freund«, erklärte er, als sie einen Mantel über das verzerrte Gesicht breiteten, »aber er war die letzte Verbindung zu meinem Dorf. Nun werde ich nie erfahren, ob die anderen auch alle gefangen und in das Nest geschleppt wurden…«, seine Unterlippe zitterte, »… oder ob sie vielleicht in ein anderes, sichereres Dorf geflohen sind, nachdem ihr Überfall auf den Ghantbau fehlschlug.«

»Wenn es noch sichere Dörfer *gibt*«, wandte Cadrach ein. »Ihr sagt, daß das Wran reich an Ghantnestern ist. Könnte dieses das einzige sein, das so gefährlich geworden ist?«

»Ich weiß nicht.« Der kleine Mann seufzte. »Ich werde wiederkommen und eine Antwort auf diese Frage suchen müssen.«

»Aber nicht allein«, versetzte Miriamel streng. »Bleibt bei uns. Wenn wir Josua finden, wird er Euch bei der Suche nach Eurem Volk helfen.«

»Hm … Prinzessin…«, warnte Isgrimnur. »Ihr könnt das gar nicht so genau wissen.«

»Warum nicht? Bin ich nicht auch von königlichem Blut? Zählt das etwa nicht? Außerdem wird Josua alle Verbündeten brauchen, die er finden kann, und Tiamak hat uns immer wieder bewiesen, daß die Männer aus dem Wran nicht zu verachten sind.«

Der kleine Marschbewohner war äußerst verlegen. »Ihr seid gütig, Herrin, aber ich kann dieses Versprechen nicht annehmen.« Er sah auf Jüngeren Mogahibs verhüllte Gestalt und seufzte. »Wir müssen uns um seinen Leichnam kümmern«

»Ihn begraben?« fragte Isgrimnur. »Wie soll man das, wenn der Boden so naß ist?«

Tiamak schüttelte den Kopf. »Wir begraben unsere Toten nicht. Ich werde es Euch morgen früh zeigen. Jetzt, wenn Ihr mich entschuldigen wollt, möchte ich ein Stück gehen.« Er humpelte langsam vom Lagerplatz

weg.

Isgrimnur betrachtete unbehaglich die Leiche. »Ich wünschte, er hätte uns nicht damit alleingelassen.«

»Fürchtet Ihr Euch vor Geistern, Rimmersmann?« erkundigte sich Cadrach mit höhnischem Lächeln.

Miriamel zog die Stirn in Falten. Sie hatte gehofft, die Feindseligkeiten zwischen Cadrach und Isgrimnur würden nachlassen, nachdem die ölgetränkten Flammengeschosse des Mönchs ihnen zur Flucht verholfen hatten. Der Herzog schien auch tatsächlich zum Waffenstillstand bereit, aber Cadrachs Zorn war zu etwas Kaltem und sehr Unerfreulichem erstarrt.

»Vorsicht hat noch nie geschadet«, begann Isgrimnur.

»Ach, seid doch still, Ihr beiden!« fiel Miriamel ihm ärgerlich ins Wort. »Tiamak hat gerade seinen Freund verloren.«

»Keinen Freund«, bedeutete ihr Cadrach.

»Dann seinen Stammesbruder. Ihr habt doch seine Worte gehört: dieser Mann war der einzige aus seinem Dorf, den er bei der Heimkehr noch vorfand – der einzige andere Wranna, den er überhaupt gesehen hat! Und nun ist er tot. Wenn Ihr in dieser Lage wärt, würdet Ihr auch ein wenig allein sein wollen.« Sie drehte sich schroff um und ging hinüber zu Camaris, der sich damit beschäftigte, Gräser zusammenzudrehen und eine Art Halskette daraus zu flechten.

»Hm…«, sagte Isgrimnur und kaute dann schweigend an seinem Bart. Auch Cadrach schwieg.

Als Miriamel am nächsten Morgen aufwachte, fehlte Tiamak. Sie erschrak, beruhigte sich aber bald wieder, als er mit einem großen Bündel Ölpalmwedel ins Lager zurückkehrte. Während sie und die anderen zuschauten, umwickelte er Jüngeren Mogahib damit, eine Schicht nach der anderen, als ahme er den Priester im Haus der Vorbereitung von Erchester nach. Bald war nur noch ein längliches Bündel feuchtglänzender grüner Blätter zu sehen.

»Ich bringe ihn jetzt fort«, erklärte Tiamak leise. »Ihr braucht mich nicht zu begleiten, wenn Ihr es nicht wollt.«

»Würde es Euch freuen, wenn wir mitkämen?« fragte Miriamel.

Tiamak sah sie an und nickte. »Ja, sehr.«

Miriamel sorgte dafür, daß alle mitkamen, sogar Camaris, der sich freilich viel mehr für die fransenschwänzigen Vögel oben in den Bäumen

zu interessieren schien als für Leichen und Trauerzüge.

Mit Isgrimnurs Hilfe bettete Tiamak Jüngeren Mogahibs blattumhüllten Körper behutsam in das Flachboot. Er stakte ein kurzes Stück flußaufwärts zu einer Sandbank und legte dort an. Sie stiegen aus. Er hatte an einer ebenen, offenen Stelle eine Art Gerüst aus dünnen Ästen gebaut. Darunter waren Holz und weitere Palmblätter aufgeschichtet. Wieder half Isgrimnur ihm, das Bündel aufzuheben und auf den schmalen Rahmen zu legen, der unter dem Gewicht des Leichnams leise schwankte.

Als alles zu seiner Zufriedenheit geordnet war, trat Tiamak zurück und stellte sich neben seine Gefährten, dem Gerüst und dem unangezündeten Scheiterhaufen gegenüber.

»Du-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen«, begann er feierlich, »du, die am letzten Flusse steht, Jüngerer Mogahib verläßt uns nun. Wenn er vorübertreibt, dann denke daran, daß er tapfer war. Er ging in das Nest der Ghants, um seine Familie und die Brüder und Schwestern seines Stammes zu retten. Vergiß auch nicht, daß er gut war.«

An dieser Stelle mußte er einen Augenblick innehalten und nachdenken. Miriamel fiel ein, daß er gesagt hatte, der andere Wranna sei kein Freund gewesen. »Stets achtete er seinen Vater und die anderen Ältesten«, erklärte Tiamak schließlich. »Er gab seine Feste, wenn das Los ihn traf, und knauserte nicht.« Er holte tief Atem. »Bedenke deinen Bund mit Ihr-die-die-Menschheit-gebar. Jüngerer Mogahib hatte sein Leben und lebte es, und als Sie-die-wachen-und-gestalten seine Schulter berührten, gab er es auf. Du-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen, laß ihn nicht vorübertreiben!« Er sah seine Gefährten an. »Sagt es mit mir, bitte.«

»Laß ihn nicht vorübertreiben!« riefen sie alle zusammen. Oben im Baum kreischte ein Vogel wie eine schlechtgeölte Tür.

Tiamak schritt zu dem Holzstoß und kniete davor nieder. Ein paar Schläge auf Feuerstein und Stahl, und in die Ölpalmspäne fiel ein Funken. Schnell loderte das Feuer hell auf. Die um Jüngeren Mogahibs Körper gewickelten Blätter färbten sich schwarz und kräuselten sich.

»Ihr braucht nicht zuzusehen«, sagte Tiamak. »Wenn Ihr eine kleine Strecke flußabwärts auf mich warten wollt, komme ich bald nach.«

Miriamel fühlte, daß der Wranna diesmal allein sein wollte. Sie stieg mit den anderen ins Boot, und sie stakten ein Stück den Wasserlauf hinunter, bis eine Biegung die Stelle vor ihren Augen verbarg und nur der immer dichter werdende, dunkelgraue Rauch noch sichtbar war.

Als Tiamak später durch das Wasser auf sie zugewatet kam, half

Isgrimnur ihm ins Boot, und sie kehrten zum Lager zurück. An diesem Abend sprach Tiamak kaum ein Wort. Die anderen hatten sich längst schlafen gelegt, als er noch immer dasaß und in das Lagerfeuer starrte.

»Ich glaube, ich verstehe jetzt einen Teil von Tiamaks Geschichte«, sagte Cadrach.

Es war am späten Vormittag, und das Ghantnest lag sechs Tage hinter ihnen. Das Wetter war warm, aber eine Brise machte den Fluß angenehmer, als er seit Tagen gewesen war. Allmählich begann Miriamel zu glauben, daß sie doch noch einmal sein Ende zu Gesicht bekommen würde.

»Was soll das heißen – Ihr versteht?« Isgrimnur bemühte sich, den mürrischen Unterton zu unterdrücken, schaffte es aber nicht ganz. Das Verhältnis zwischen dem Rimmersmann und dem Mönch verschlechterte sich immer mehr.

Cadrach bedachte ihn mit einem herablassenden Blick, richtete seine Antwort aber an Miriamel und Tiamak, die in der Bootsmitte saßen. Camaris, der aufmerksam die Ufer beobachtete, stand am Heck und stakte. »Die Spiegelscherbe. Die Ghantsprache. Ich glaube, ich kenne ihre Bedeutung.«

»Erzählt es uns, Cadrach«, drängte Miriamel.

»Nun, wie Ihr wißt, Herrin, habe ich viele uralte Chroniken studiert.« Der Mönch räusperte sich und schien nichts dagegen zu haben, daß man ihm lauschte. »Ich habe von Dingen gelesen, die man *Zeugen* nennt.«

»Stand das in Nisses' Buch?« fragte Miriamel und bemerkte verblüfft, daß Tiamak sich neben ihr duckte, als wollte er einem Schlag ausweichen. Sie sah zu ihm hinüber. Der schmale Mann starrte Cadrach an, und es lag etwas wie Mißtrauen in seinem Blick, ein grimmiges, waches Mißtrauen, als hätte er gerade entdeckt, daß der Hernystiri halb Ghant sei.

Verwirrt schaute sie auf den Mönch und merkte, daß er sie seinerseits wütend anfunkelte.

Vielleicht will er nicht gern daran erinnert werden, dachte Miriamel und ärgerte sich, daß sie nicht geschwiegen hatte. Vor allem wunderte sie sich über Tiamaks Verhalten. Was hatte sie – oder Cadrach – denn nur gesagt?

»Jedenfalls«, fuhr Cadrach so schwerfällig fort, als zwinge man ihn gegen seinen Willen zum Reden, »gab es einst diese Dinge – diese *Zeugen*; die Sithi schufen sie in grauer Vorzeit. Die *Zeugen* ermöglichten es ihnen,

über große Entfernungen miteinander zu sprechen und einander vielleicht sogar Träume und Erscheinungen zu übermitteln. Es gab sie in vielerlei Gestalt, ›Steine und Schuppen, Teiche und Scheiterhaufen‹, wie die alten Bücher sagen. ›Schuppen‹ nannten die Sithi ihre Spiegel, warum, weiß ich nicht.«

»Wollt Ihr damit sagen, daß Tiamaks Spiegelscherbe auch so ein … *Zeuge* war?« fragte Miriamel.

»Das vermute ich.«

»Aber was sollten die Sithi von den Ghants wollen? Selbst wenn sie, wie ich gehört habe, die Menschen hassen, kann ich nicht glauben, daß ihnen diese scheußlichen Käfer besser gefallen.«

Cadrach nickte. »Das schon. Aber wenn diese *Zeugen* noch existieren, ist es vielleicht möglich, daß sie außer von den Sithi auch von anderen benutzt werden können. Erinnert Euch an das, was Ihr in Naglimund erfahren habt, Prinzessin. Denkt daran, wer im eisigen Norden plant und wartet.«

Miriamel fiel Jarnaugas seltsame Rede ein. Jäh überlief sie ein Schauder, der mit der milden Brise nicht das geringste zu tun hatte.

Isgrimnur, der vor Camaris' Knien saß, beugte sich vor. »Einen Augenblick, Mann. Wollt Ihr sagen, daß dieser Kerl – dieser Sturmkönig – irgendwelche Zaubereien mit den Ghants treibt? Wozu brauchten sie dann Tiamak? Das ergibt doch keinen Sinn.«

Cadrach unterdrückte eine scharfe Antwort. »Ich behaupte nicht, daß ich etwas mit Sicherheit weiß, Rimmersmann. Aber es ist möglich, daß diese Ghants zu andersartig sind … zu primitiv vielleicht … als daß diejenigen, die sich jetzt der *Zeugen* bedienen, unmittelbar mit ihnen sprechen könnten.«

Er zuckte die Achseln. »Ich nehme an, sie brauchen einen Menschen als Vermittler … eine Art Boten.«

»Aber was könnte der Sturm…« Miriamel unterbrach sich. Selbst wenn Isgrimnur den Namen ausgesprochen hatte, wollte sie es nicht tun. »Was könnte jemand wie er von den Ghants hier unten im Wran wollen?«

Cadrach schüttelte den Kopf. »Ich habe nicht die leiseste Ahnung, Herrin. Wer könnte sich die Pläne des … eines solchen Wesens vorstellen?«

»Könnt Ihr Euch noch an irgend etwas anderes erinnern, das Ihr sagen mußtet, Tiamak?« fragte die Prinzessin. »Ist es möglich, daß Cadrach recht

hat?«

Tiamak schien nicht gern darüber sprechen zu wollen. Er musterte den Mönch vorsichtig. »Ich weiß nicht. Ich verstehe nicht viel von … von Zauberei und alten Büchern. Fast gar nichts.« Er verstummte.

»Ich fand die Ghants vorher schon widerlich«, sagte Miriamel nach einer Weile. »Aber wenn das stimmt – wenn sie wirklich ein Teil der Macht sind, gegen die Josua und die anderen kämpfen … Je schneller wir von hier wegkommen, desto besser.«

»Und darin sind wir uns alle einig«, brummte Isgrimnur.

In dieser Nacht, während das Boot sacht im trägen Wasser schaukelte und Miriamel träumte, sprachen hinter einem Schleier aus Schatten Stimmen zu ihr, dünne, beharrliche Stimmen, die von Verfall und Verlust flüsterten wie von erfüllten Herzenswünschen.

Miriamel erwachte unter fahlen Sternen und begriff, daß sie mitten unter ihren Freunden unendlich einsam war.

Tiamaks Genesung machte nur langsame Fortschritte. Einen Tag nach der Bestattung von Jüngerem Mogahib verfiel er von neuem in eine Art Fieber, das ihn geschwächt und lustlos zurückließ. In der Dunkelheit suchten ihn schreckliche Träume heim, Gesichte, an die er sich morgens nicht mehr erinnerte, aber unter denen er sich im Schlaf krümmte und laut schrie. Seine nächtlichen Folterqualen führten dazu, daß auch die anderen kaum Ruhe fanden.

Weitere Tage vergingen, aber das Wran war hartnäckig wie ein Gast, der nicht länger willkommen ist; für jede Meile Marsch, die sie hinter sich brachten – schwimmend unter dem dunstigen Himmel oder watend durch klebrigen, stinkenden Schlamm, das schwere Flachboot mühsam im Schlepptau –, dehnte sich eine weitere Meile vor ihnen zum Horizont. Miriamel hatte allmählich das Gefühl, ein böser Zauberer treibe sein Spiel mit ihnen und hexe sie jede Nacht, wenn sie in seichtem Schlaf lagen, wieder an ihren Ausgangspunkt zurück.

Die ständig über ihnen surrenden Insekten, die sich ein Vergnügen daraus zu machen schienen, ihre empfindlichsten Stellen zu finden, die umwölkte, aber stechende Sonne, die Luft, die so heiß und feucht war wie der Dampf über einer Suppenschüssel, sie alle trugen dazu bei, die Geduld der Reisenden aufs äußerste anzuspannen – und sie häufig reißen zu lassen. Selbst der Regen, der endlich kam und zuerst als großer Segen begrüßt wurde, erwies sich als zusätzlicher Fluch. Drei Tage hielten die eintönigen,

blutwarmen Güsse an, bis Miriamel und ihre Gefährten sich vorkamen, als klopften Dämonen mit kleinen Hämmern auf ihren Köpfen herum. Die vielen Unannehmlichkeiten begannen sich sogar auf den alten Camaris auszuwirken, den bisher fast alles ungerührt und unerschüttert gelassen hatte. Seine Ruhe war so groß, daß er die beißenden Insekten ungestraft über seine Haut krabbeln ließ, ein Anblick, bei dem Miriamel ein unwiderstehlicher Juckreiz befiel. Aber die drei Tage und Nächte, in denen es ohne Pause regnete, blieben am Ende auch auf den alten Ritter nicht ohne Wirkung. Während sie durch den Sturm des dritten Tages dahinstakten, zog er sich den Hut, den er sich aus Palmwedeln geflochten hatte, tiefer über die weißen Brauen und starrte kummervoll in den vom Regen aufgewühlten Fluß. Sein langes Gesicht war so traurig, daß Miriamel schließlich zu ihm hinüberkletterte und den Arm um ihn legte. Etwas in seiner Haltung zeigte ihr, daß er für die Berührung dankbar war, obwohl er es nicht deutlich zum Ausdruck brachte, aber jedenfalls blieb er eine Weile so sitzen und schien ein wenig zufriedener zu sein. Miriamel staunte über seinen breiten Rücken und die festen Schultern, fast ungehörig kraftvoll für einen alten Mann.

Tiamak fiel es schwer, sich im Boot auch nur sitzend aufrecht zu halten. In eine Decke gewickelt, gab er mit klappernden Zähnen Anweisungen. Er versicherte ihnen, sie hätten den Nordrand des Wrans fast erreicht, aber das erzählte er ihnen seit Tagen, und seine Augen hatten neuerdings einen eigentümlich glasigen Blick. Miriamel und Isgrimnur bemühten sich, einander nicht merken zu lassen, wie besorgt sie waren. Cadrach, der mehr als einmal kurz vor einer Schlägerei mit dem Herzog zu stehen schien, beurteilte ihre Aussichten, den Weg nach draußen zu finden, mit unverhohlener Geringschätzung. Schließlich erklärte ihm Isgrimnur, sie würden ihn über Bord werfen, wenn er nicht sofort seine Unkenrufe einstellte; falls er dann weiter mit ihnen reisen wollte, müßte er es schwimmend tun. Daraufhin hörte der Mönch auf zu stänkern, aber die Blicke, die er auf den Herzog richtete, sobald Isgrimnur ihm den Rücken kehrte, stimmten Miriamel bedenklich.

Ihr war klar, daß das Wran sie alle zermürbte. Es war eben doch kein Ort für Menschen, vor allem nicht für solche aus den Trockenländern.

»Hier drüben müßte es gehen«, meinte sie und machte ein paar ungeschickte Schritte. Der Schlamm quatschte unter ihren Stiefelsohlen, und sie hielt sich mühsam im Gleichgewicht.

»Wenn Ihr das findet, Herrin«, murmelte Cadrach.

Sie hatten sich eine kleine Strecke vom Lager entfernt, um die Überreste ihrer Mahlzeit zu vergraben, hauptsächlich Fischgräten, schuppige Haut und Obstkerne. Im Lauf ihrer langen Reise hatte sich gezeigt, daß die neugierigen Wranaffen nur allzugern ihre Lagerplätze besuchten und dort nach Abfällen forschten, selbst wenn einer der Menschen aufblieb und Wache hielt. Das letzte Mal, als sie den Müll weniger als einige Dutzend Ellen vom Lager fortgeschafft hatten, verbrachten sie die ganze Nacht inmitten eines Freudenfestes zankender, kreischender Affen, die sich wie die Verrückten um das Recht auf die feinsten Krümel balgten.

»Fangt an, Cadrach«, sagte Miriamel ärgerlich. »Grabt das Loch.« Cadrach warf ihr einen schnellen Seitenblick zu, bückte sich und begann die feuchte Erde aufzuwerfen. Mit jedem Stich des aus einem hohlen Schilfrohr bestehenden Spatens kamen fahle, sich windende Wesen zum Vorschein und glänzten im Licht der Fackel. Als Cadrach fertig war, warf Miriamel das mit Blättern umwickelte Bündel in die Grube, und der Mönch bedeckte es wieder mit Schlamm. Dann drehte er sich um und wollte zum Lagerfeuer zurückstapfen, das in der Ferne glühte.

»Cadrach.«

Er blieb stehen. »Ja, Prinzessin?«

Sie ging ein Stück auf ihn zu. »Ich … es tut mir leid, daß Isgrimnur das zu Euch gesagt hat. Vor dem Nest.« Sie hob hilflos die Hände. »Er war in großer Sorge und redet manchmal unüberlegt. Aber er ist ein guter Mensch.«

Cadrachs Gesicht war ausdruckslos. Es war, als hätte er einen Vorhang vor seine Gedanken gezogen. Seine Augen glitzerten seltsam flach. »Ah. Ein guter Mensch. Es gibt so wenige von ihnen.«

Miriamel schüttelte den Kopf. »Ich weiß, daß das keine Entschuldigung ist. Aber trotzdem, Cadrach, werdet Ihr doch wohl verstehen, daß er sich geärgert hat?«

»Natürlich. Das kann ich sehr gut verstehen. Ich lebe schon seit vielen Jahren mit mir, Herrin – wie kann ich jemandem Vorwürfe machen, der mich so findet, wie ich mich selbst finde, und dabei nicht einmal alles weiß, was ich weiß?«

»Verdammt!« fauchte Miriamel. »Warum müßt Ihr so sein? Ich hasse Euch doch nicht, Cadrach! Ich verabscheue Euch nicht, obwohl wir einander schon eine Menge Sorgen bereitet haben.«

Er schaute sie an und schien mit widerstreitenden Gefühlen zu kämpfen.

»Nein, Herrin. Ihr behandelt mich besser, als ich es verdiene.«

Sie war zu klug, ihm zu widersprechen. »Und ich mache Euch auch nicht den geringsten Vorwurf, daß Ihr nicht in das Nest wolltet.«

»Nein, Herrin. Und das würde auch sonst niemand tun, nicht einmal Euer Herzog, wenn er wüßte…«

»Was wüßte?« fragte sie scharf. »Was habt Ihr erlebt, Cadrach? Noch mehr als das, was Ihr mir von Pyrates erzählt habt … und von dem Buch?«

Der Mund des Mönchs wurde hart. »Ich möchte nicht darüber sprechen.«

»Oh, bei Elysias Barmherzigkeit!« rief Miriamel erbost. Sie trat vor ihn, streckte den Arm aus und griff nach seiner Hand. Cadrach zuckte zusammen und wollte sich losreißen, aber sie hielt ihn fest. »Hört mir zu. Wenn Ihr Euch selbst haßt, hassen Euch auch die anderen. Das weiß jedes Kind, und Ihr seid ein gelehrter Mann.«

»Und wenn man ein Kind haßt«, zischte er, »dann haßt dieses Kind eines Tages sich selbst.«

Sie verstand nicht, was er meinte. »Aber Cadrach, bitte, Ihr müßt vergeben, und zwar zuerst Euch selbst. Ich kann es nicht ertragen, wenn ein Freund solche Qualen leidet, auch wenn er sie sich selber zufügt.«

Der stetige Druck, mit dem der Mönch sich von ihr zu lösen suchte, ließ plötzlich nach. »Ein Freund?« fragte er schroff.

»Ja, ein Freund.« Miriamel drückte seine Hand und ließ sie los. Cadrach trat einen Schritt zurück, blieb aber dann stehen. »Bitte, wir müssen versuchen, uns zu vertragen, zumindest bis wir bei Josua sind, sonst verlieren wir noch alle den Verstand.«

»Bei Josua…« Tonlos wiederholte der Mönch ihre Worte. Er sah plötzlich sehr abweisend aus.

»Natürlich.« Miriamel fing an, auf das Lager zuzugehen, hielt jedoch inne. »Cadrach?«

Es dauerte einen Moment, bis er antwortete. »Ja?«

»Ihr versteht etwas von Magie, nicht wahr?« Als er schwieg, fuhr Miriamel mutig fort. »Ich meine, Ihr wißt jedenfalls eine Menge darüber, das habt Ihr uns klargemacht. Aber ich glaube sogar, Ihr könnt selbst zaubern.«

»Wovon redet Ihr?« Es klang gereizt, aber mit einem Unterton von Furcht. »Wenn Ihr die Feuergeschosse meint, so war nichts Magisches

daran. Die Perdruinesen erfanden sie vor langer Zeit, nur daß sie eine andere Sorte Öl benutzten. Sie verwendeten sie in ihren Seeschlachten.«

»Ja, und das war sehr klug von ihnen. Aber hinter Euch steckt mehr als das, das wißt Ihr genau. Warum würdet Ihr Euch sonst mit Dingen wie … diesem Buch beschäftigen? Und ich weiß alles über Doktor Morgenes, und wenn Ihr zu seinem – wie habt Ihr es genannt – seinem Bund der Schriftrolle gehörtet…«

Cadrach machte eine gereizte Handbewegung. »Die Kunst, Herrin, ist nicht so etwas wie ein Sack voller Jahrmarktszaubereien. Sie ist eine Methode, die Dinge zu begreifen, zu erkennen, was die Welt bewegt – ganz so, wie ein Baumeister weiß, wie seine Hebel und Rampen arbeiten.«

»Seht Ihr! Ihr versteht doch etwas davon.«

»Ich kann nicht ›zaubern‹«, erklärte Cadrach mit Nachdruck. »Ich habe ein paarmal das Wissen eingesetzt, das meine Studien mich gelehrt haben.« Obwohl er offen zu sprechen schien, vermied er ihren Blick. »Aber das ist nicht das, was Ihr ›Magie‹ nennt.«

»Aber trotzdem«, meinte Miriamel, noch immer mit großem Eifer, »bedenkt doch, wie gut Ihr Josua helfen könntet. Morgenes ist tot. Wer sonst kann dem Prinzen raten, wie er mit Pryrates umgehen soll?«

Jetzt sah Cadrach ihr in die Augen, gehetzt, wie ein in die Ecke getriebener Köter. »Pryrates?« Er lachte hohl. »Meint Ihr wirklich, ich könnte jemandem gegen Pryrates helfen? Und er ist noch die geringste der Kräfte, die sich gegen Euch stellen.«

»Dann um so mehr!« Erneut haschte Miriamel nach seiner Hand, aber der Mönch entzog sie ihr. »Cadrach, Josua braucht Hilfe. Wenn Ihr schon Pryrates fürchtet, wieviel mehr müßt Ihr die Welt fürchten, die er schaffen wird, wenn man ihn und diesen Sturmkönig nicht besiegt?«

Beim Klang dieses Namens ertönte in der Ferne gedämpftes Donnergrollen. Erstaunt blickte Miriamel sich um. Ihr war, als beobachte sie etwas Riesiges, Dunkles. Als sie sich wieder nach vorn drehte, stolperte Cadrach schon durch den Schlamm auf das Lager zu.

»Cadrach!«

»Schluß jetzt!« schrie er, duckte sich und verschwand im Schatten des Unterholzes. Sie hörte, wie er sich fluchend durch den trügerischen Morast kämpfte.

Sie folgte ihm ins Lager, aber Cadrach verweigerte jeden Versuch, wieder ins Gespräch zu kommen. Sie war unzufrieden mit sich selbst, weil

sie offenbar das Falsche gesagt hatte, gerade als sie geglaubt hatte, endlich zu ihm vorgedrungen zu sein. Was war er doch für ein verrückter, trauriger Mensch! Genauso ärgerte sie sich darüber, daß sie in der Verwirrung ihres Wortwechsels vergessen hatte, ihn wegen ihres Gedankens an Pryrates zu befragen, dieses Gedankens, der ihr seit neulich nacht im Kopf herumspukte – über ihren Vater, Pryrates und Nisses' Buch. Er kam ihr immer noch wichtig vor, aber jetzt würde es lange dauern, bis sie Cadrach noch einmal darauf ansprechen konnte.

Trotz der warmen Nacht rollte sich Miriamel beim Hinlegen fest in ihren Mantel, aber kein Schlaf wollte sich einstellen. Sie lag die halbe Nacht wach und lauschte der seltsamen, unablässigen Musik des Sumpfes. Unablässig war auch die Plage der krabbelnden und fliegenden Tiere, die sie erdulden mußte, aber das Ungeziefer, so lästig es auch war, quälte sie weit weniger als ihre eigenen rastlosen Gedanken.

Zu Miriamels freudiger Überraschung brachte der nächste Tag eine deutliche Veränderung ihrer Umgebung. Die Bäume waren weniger dicht mit Schlingpflanzen bewachsen, und manchmal glitt das Flachboot aus dem Dickicht hinaus in offene, flache Lagunen, glatte Spiegel, nur unterbrochen von kleinen Wellen im Wind und den wehenden Graswäldern, die aus dem Wasser emporsproßten.

Tiamak schien sich zu freuen, daß sie so gute Fortschritte machten, und verkündete erneut, sie seien dem äußersten Saum des Wrans nun sehr nahe. Leider heilte ihn die Aussicht auf baldiges Entkommen nicht von Schwäche und Fieber. Der dünne braune Mann wechselte den größten Teil des Vormittags zwischen unruhigem Schlaf und Wachen und fuhr manchmal jäh in die Höhe, zuckte erschrocken zusammen und lallte wild vor sich hin, bis er langsam wieder zu sich fand.

Am späten Nachmittag stieg das Fieber an, und Tiamak ging es so schlecht, daß er schwitzte und ununterbrochen vor sich hin plapperte. Nur ab und zu kam er für kurze Zeit zu Bewußtsein. In einem dieser lichten Momente spielte er für sich selbst Apotheker und bat Miriamel, ihm einen Trank aus mehreren Kräutern zu brauen, von denen er ihr einige am Flußufer wachsende zeigte: ein blühendes Gras, das er Schnellkraut nannte, und eine Bodenranke mit ovalen Blättern, an deren Namen er sich in seinem geschwächten Zustand nicht erinnerte.

»Und dann noch Gelbwurzel«, ergänzte er mit hastigem Keuchen. Er sah schrecklich aus, die Augen rot, die Haut glänzend von Schweiß. Miriamel,

die sich um eine ruhige Hand bemühte, zerstampfte auf einem flachen Stein, den sie auf dem Schoß hielt, die bereits gesammelten Bestandteile des Gebräus. »Gelbwurzel, damit sich alles schneller verbindet«, murmelte er.

»Welches Kraut ist das?« fragte sie. »Wächst es hier?«

»Nein, aber das macht nichts.« Tiamak versuchte zu lächeln, aber die Anstrengung war zu groß, und so knirschte er nur mit den Zähnen und stöhnte leise. »In meinem Reisesack.« Er drehte den Kopf ein winziges Stückchen in Richtung des Sackes, den er aus Haindorf mitgenommen hatte und der jetzt seinen ganzen sorgsam gehüteten Besitz enthielt.

»Cadrach, würdet Ihr es für mich suchen?« bat Miriamel. »Ich fürchte, ich verschütte sonst alles, was ich hier schon habe.«

Der Mönch, der zu Füßen von Camaris gesessen hatte, während der alte Mann stakte, bewegte sich vorsichtig über das schaukelnde Flachboot, vorbei an Isgrimnur, dem er keinen Blick schenkte. Er kniete nieder und machte sich daran, den Inhalt des Sackes herauszuräumen und zu untersuchen.

»Gelbwurzel«, wiederholte Miriamel.

»Ja, ich habe es gehört, Herrin«, erwiderte Cadrach mit einem Anflug seines alten, spöttischen Tonfalls. »Eine Wurzel. Und ich weiß auch, daß sie gelb ist … dank meiner jahrelangen Studien.« Etwas, das er unter seinen Fingern fühlte, ließ ihn innehalten. Seine Augen wurden schmal, und er zog ein Päckchen aus Tiamaks Reisesack, das mit Blättern umwickelt und mit dünnen Ranken verschnürt war. Ein Teil der Umhüllung war verdorrt und abgefallen. Darunter sah Miriamel etwas Helles aufleuchten. »Was ist das?«

Cadrach schob die Verpackung ein kleines Stück zurück. »Ein sehr altes Pergament«, begann er.

»Nein, du Dämon! Du Hexer!«

Die laute Stimme versetzte Miriamel einen solchen Schrecken, daß sie den abgerundeten Stein fallen ließ, den sie als Stößel benutzt hatte: er prallte schmerzhaft an ihrem Stiefel ab und polterte auf den Bootsboden. Tiamak, dem die Augen aus dem Kopf quollen, strengte sich an aufzustehen.

»Du bekommst es nicht!« schrie er, und in seinen Mundwinkeln standen Schaumflocken. »Ich wußte, daß du hinter ihm her bist!«

»Das Fieber hat ihn um den Verstand gebracht!« Isgrimnur war äußerst

beunruhigt. »Paßt auf, daß er das Boot nicht umkippt.«

»Es ist doch nur Cadrach«, versuchte Miriamel den Wranna zu beschwichtigen, auch sie erschrocken vom haßerfüllten Ausdruck seiner Züge. »Er sucht die Gelbwurzel!«

»Ich weiß, wer er ist«, fauchte Tiamak. »Und ich weiß auch, was er ist und was er will. Fluch über dich, Mönchsdämon! Du hast nur gewartet, bis ich krank wurde, um mein Pergament zu stehlen. Aber du sollst es nicht haben. Es gehört mir. Ich kaufte es mit meinem eigenen Geld.«

»Schnell, legt es wieder hin, Cadrach«, drängte Miriamel, »damit er aufhört zu toben.«

Der Mönch, dessen anfängliches Erstaunen sich in eine erschrockene Miene verwandelt hatte, schob das in Blätter gewickelte Päckchen zurück in den Sack und reichte ihn ihr.

»Hier.« Seine Stimme klang sonderbar ausdruckslos. »Nehmt Ihr heraus, was er will. Mir kann man nicht trauen.«

»Ach, Cadrach!« entgegnete Miriamel. »Seid nicht töricht. Tiamak ist krank. Er weiß nicht, was er redet.«

»O doch.« Die großen Augen des Wranna waren noch immer auf den Mönch gerichtet. »Er hat sich verraten. Seit damals wußte ich, daß er hinter ihm her war.«

»Um der Liebe Ädons willen!« knurrte Isgrimnur angewidert. »Gebt ihm doch etwas, damit er einschläft. Selbst ich weiß, daß der Mönch nicht stehlen wollte.«

»*Selbst Ihr*, Rimmersmann?« murmelte Cadrach, aber ohne seine sonstige Schärfe. Eher klang unendliche Hoffnungslosigkeit aus seiner Stimme und noch etwas anderes dazu, ein merkwürdiger Unterton, den Miriamel nicht bestimmen konnte.

Besorgt und verwirrt machte sie sich auf die Suche nach Tiamaks Gelbwurzel. Der Wranna, die Haare feucht und wirr vom Schweiß, fuhr fort, Cadrach anzustarren wie ein erboster Blauhäher, um dessen Nest ein Eichhörnchen schnüffelt.

Miriamel hatte den ganzen Vorfall nur für eine Ausgeburt von Tiamaks Fieber gehalten. Aber in derselben Nacht wachte sie plötzlich auf. Sie hatten ihr Lager auf einer der seltenen trockenen Sandbänke aufgeschlagen, und Miriamel sah Cadrach, auf den die erste Wache gefallen war, in Tiamaks Reisesack herumwühlen.

»Was tut Ihr da?« Mit ein paar raschen Schritten durchquerte sie das Lager. Trotz ihres Zorns sprach sie leise, um die übrigen Gefährten nicht zu wecken. Irgendwie hatte sie immer noch das Gefühl, für Cadrach allein verantwortlich zu sein und die anderen, wenn es sich vermeiden ließ, nicht in diese Dinge hineinziehen zu dürfen.

»Nichts«, brummte der Mönch, aber sein schuldbewußtes Gesicht strafte ihn Lügen. Miriamel griff in den Sack und schloß die Finger um Cadrachs Hand und das in Blätter gewickelte Pergament.

»Ich hätte es besser wissen sollen«, zischte sie wutentbrannt. »Stimmt das, was Tiamak gesagt hat? Habt Ihr versucht, ihm seine Sachen zu stehlen, weil er jetzt zu krank ist, auf sie achtzugeben?«

Cadrach schnappte nach ihr wie ein verwundetes Tier. »Ihr seid nicht besser als die anderen, mit Eurem Gerede von Freundschaft! Beim ersten Anlaß stellt Ihr Euch gegen mich wie Isgrimnur.«

Seine Worte taten weh, minderten aber nicht Miriamels Empörung darüber, ihn bei einer so gemeinen Tat ertappt zu haben, nachdem sie ihm ihr Vertrauen geschenkt hatte. »Ihr habt meine Frage nicht beantwortet.«

»Ihr seid eine Närrin«, knurrte Cadrach. »Wenn ich ihm etwas stehlen gewollt hätte, warum hätte ich dann abgewartet, bis man ihn aus dem Ghantnest rettete?« Er zog seine und damit ihre Hand aus dem Sack und drängte ihr das Päckchen in die Finger. »Hier! Ich wollte nur wissen, was es war und warum er so *goirach* … so wild wurde. Ich hatte das Pergament vorher nie gesehen. Ich wußte gar nicht, daß es existierte! Behaltet Ihr es, Prinzessin. Bei Euch ist es sicher vor schmutzigen kleinen Dieben wie mir.«

»Ihr hättet ihn doch fragen können«, sagte sie, jetzt, da ihre Wut zu verrauchen begann, einigermaßen beschämt und zugleich ärgerlich darüber, daß sie sich schämte. »Anstatt heimlich, wenn die anderen schlafen, an seinen Reisesack zu gehen.«

»O ja, ihn fragen! Ihr habt doch gesehen, wie freundlich er mich ansah, als ich sein kostbares Päckchen auch nur berührte! Habt Ihr denn eine Ahnung, um was es sich handelt, meine eigensinnige Herrin? Eine Ahnung?«

»Nein. Und bevor Tiamak es mir sagt, wird sich daran auch nichts ändern.« Zögernd betrachtete sie den röhrenförmigen Gegenstand. Sie wußte, daß sie unter anderen Umständen die erste gewesen wäre, die herauszufinden versucht hätte, was der Wranna da so eifersüchtig hütete. Jetzt hinderte sie ihr eigener Anspruch daran, und außerdem hatte sie den

Mönch beleidigt. »Ich werde es für ihn aufbewahren und nicht anschauen«, erklärte sie langsam. »Und wenn Tiamak wieder gesund ist, werde ich ihn bitten, es uns zu zeigen.«

Cadrach sah sie einen langen Augenblick an. Im Mondlicht wirkten seine von der letzten Glut des Feuers rot überhauchten Züge fast erschreckend. »Sehr gut, Herrin«, flüsterte er, und sie hörte förmlich, wie seine Stimme hart wie Eis wurde. »Sehr gut. Achtet unbedingt darauf, daß es nicht Dieben in die Hände fällt.« Er drehte sich um und ging zu seinem Mantel, den er ans Ende der Sandbank schleifte, weit weg von den anderen. »Haltet gute Wacht, Prinzessin Miriamel. Paßt auf, daß keine bösen Menschen in Eure Nähe kommen.

Ich gehe jetzt schlafen.« Er legte sich nieder und verwandelte sich in einen der vielen Schatten.

Miriamel setzte sich hin und lauschte den Nachtgeräuschen des Sumpfes. Obwohl der Mönch schwieg, konnte sie seine wache Gegenwart in der Dunkelheit spüren, nur wenige kurze Schritte entfernt. Etwas Wundes und Schmerzhaftes in ihm war wieder aufgerissen worden, etwas, das im Lauf der letzten Wochen fast verheilt schien. Sie hatte geglaubt, nach der langen Nacht in der Bucht von Firannos, als Cadrach ihr so offen sein Leben erzählt hatte, seien die bösen Geister gebannt gewesen. Jetzt wünschte sie sich verzweifelt, sie hätte in dieser Nacht durchgeschlafen und wäre erst am nächsten Morgen erwacht, wenn im Tageslicht alles sicher und wie gewöhnlich aussah.

Endlich versank hinter ihnen das Wran, nicht schlagartig auf einmal, sondern ganz allmählich. Die Bäume wichen zurück, und die Wasserläufe wurden schmaler, bis Miriamel und ihre Gefährten endlich durch offenes, mit Büschen bewachsenes Land fuhren, das von schmalen Kanälen durchzogen wurde. Die Welt war wieder weit und erstreckte sich von Horizont zu Horizont. Miriamel hatte sich so an die eingeschränkte Sicht gewöhnt, daß sie sich vor soviel Raum fast unbehaglich fühlte.

Der letzte Abschnitt des Wrans war in gewisser Weise der gefährlichste, weil sie das Boot noch öfter als vorher über Land tragen mußten. Einmal steckte Isgrimnur bis zum Gürtel in einem Sandloch fest und konnte nur durch vereinte Anstrengungen von Miriamel und Camaris herausgezogen werden.

Vor ihnen lag das Seen-Thrithing, eine weite Fläche mit niedrigen Hügeln und abgesehen vom allgegenwärtigen Gras kargem Pflanzenwuchs.

An den Abhängen der Hügel duckten sich Bäume, die aber bis auf einige hohe Kiefern verkrüppelt und kaum von Gebüsch zu unterscheiden waren. Im Licht der späten Nachmittagssonne schien die Gegend einsam und sturmgepeitscht, ein Ort, an dem wenige Tiere und keine Menschen sich freiwillig aufhalten würden.

Tiamak hatte sie in eine Gegend geführt, die er selbst nicht kannte, und es fiel ihnen immer schwerer, Wasserläufe zu finden, die breit genug für ihr Boot waren. Als der letzte Kanal sich über jede Schiffbarkeit hinaus verengte, stiegen sie an Land und standen eine Weile mit vor dem Wind hochgestellten Kragen schweigend da.

»Sieht aus, als ob wir von hier aus laufen müßten.« Isgrimnur blickte über die Wildnis nach Norden. »Immerhin befinden wir uns im Seen-Thrithing, also wird es ausreichend Trinkwasser geben, vor allem nach dem Wetter, das wir dieses Jahr hatten.«

»Aber was tun wir mit Tiamak?« fragte Miriamel. Der Trank, den sie dem Wranna gebraut hatte, war tatsächlich hilfreich gewesen, stellte jedoch keine Wunderkur dar. Tiamak stand zwar wieder auf eigenen Füßen, aber er war schwach und seine Hautfarbe nicht erfreulich.

Isgrimnur zuckte die Achseln. »Das weiß ich auch nicht. Ich denke, wir können noch ein paar Tage hier abwarten, bis es ihm bessergeht; aber ich möchte ungern länger in diesem Land bleiben als nötig. Vielleicht können wir eine Tragschlinge für ihn bauen.«

Unvermittelt bückte sich Camaris und schob seine langen Hände unter Tiamaks Achselhöhlen. Der Wranna stieß einen schrillen Schreckensschrei aus. Mit verblüffender Mühelosigkeit hob der alte Ritter ihn hoch und setzte ihn auf seine Schultern. Mitten in der Luft verstand der Wranna seine Absicht und spreizte die Knie um Camaris' Hals wie ein Kind, das man spazieren trägt.

Der Herzog grinste. »Da habt Ihr Eure Antwort. Ich weiß nicht, wie lange er es aushalten wird, aber vielleicht geht es wenigstens, bis wir einen besseren Unterschlupf finden. Das wäre ausgezeichnet.«

Sie holten ihre wenigen Sachen aus dem Boot und verstauten sie in den Stoffsäcken, die sie aus Haindorf mitgenommen hatten. Tiamak nahm sein Gepäck selbst und umklammerte es mit dem Arm, den er nicht brauchte, um sich an Camaris festzuhalten. Seit dem Vorfall auf dem Boot hatte er den Sack und seinen Inhalt nicht mehr erwähnt, und Miriamel hatte noch keine Neigung verspürt, ihn danach zu fragen.

Mit unerwartet großem Bedauern nahmen sie stumm von ihrem

Flachboot Abschied und brachen dann auf in die Ausläufer des Seen-Thrithings.

Camaris erwies sich als durchaus imstande, Tiamak zu tragen. Obwohl er mit den anderen rastete und die wenigen sumpfigen Stellen, auf die sie noch stießen, nur ganz langsam überquerte, hielt er mit seinen leichter beladenen Gefährten Schritt und schien auch nicht übermäßig müde zu sein. Miriamel mußte immer wieder mit Ehrfurcht zu ihm hinschauen. Wenn er noch als alter Mann so stark war, was mußte er dann in seiner Jugendblüte für gewaltige Taten vollbracht haben! Man konnte fast glauben, daß die alten Sagen, selbst die verwegensten, doch die Wahrheit berichteten.

Trotz der klaglosen Kraft des alten Ritters bestand Isgrimnur jedoch darauf, den Wranna für die letzte Stunde vor Sonnenuntergang selbst auf die Schultern zu nehmen. Als sie endlich anhielten, schnaufte und pustete der Herzog und sah aus, als bedaure er diesen Entschluß von Herzen.

Sie schlugen ihr Lager auf, solange es noch hell war, fanden eine Lichtung in einem niedrigen Gehölz und schichteten aus dürrem Holz ein Feuer auf. Der Schnee, der große Teile des Nordens bedeckt hatte, war hier im Seen-Thrithing offenbar nicht liegengeblieben. Aber als die Sonne endlich hinter den Horizont sank, wurde der Abend so kalt, daß sie sich alle dicht ans Feuer drängten. Miriamel war dankbar, daß sie ihr zerfetztes, von der Reise verschmutztes Priesterschüler-Habit nicht weggeworfen hatte.

Eisiger Wind sägte an den Ästen über ihren Köpfen. Das Gefühl des Eingeschlossenseins im Wran war einer Empfindung gefährlichen Ausgesetztseins gewichen. Aber wenigstens war der Boden trocken, und das, fand Miriamel, war immerhin ein deutlicher Vorzug.

Am nächsten Tag fühlte sich Tiamak etwas kräftiger und konnte den größten Teil des Vormittags selbst laufen, bevor Camaris ihn wieder auf die breiten Schultern hob. Isgrimnur war, nachdem er die Sümpfe, die ihn einengten und verwirrten, hinter sich gelassen hatte, fast wieder der alte. Er stimmte zweifelhafte Lieder an – Miriamel unterhielt sich damit, daß sie nachzählte, wie viele Verse er jeweils vortrug, bevor er bestürzt abbrach und um Verzeihung bat – und erzählte Geschichten von Schlachten und Wundern, die er gesehen hatte. Im Gegensatz zu ihm war Cadrach so schweigsam wie nach ihrer Flucht von der *Eadne-Wolke*. Wenn man ihn ansprach, gab er Antwort. Zu Isgrimnur war er auffällig höflich und

benahm sich fast so, als seien niemals harte Worte zwischen ihnen gefallen; sonst aber verhielt er sich während des ganzen Tages so still, daß er so stumm wie Camaris hätte sein können. Miriamel gefiel sein hohläugiges Gesicht nicht, aber nichts, was sie sagte oder tat, änderte etwas an seiner ruhigen Zurückhaltung, so daß sie es schließlich aufgab.

»Wie weit werden wir gehen müssen?« fragte sie Isgrimnur, mit dem sie eine Schüssel Suppe aus Haindorfer Trockenfisch teilte. »Habt Ihr eine Vorstellung?«

Der Herzog schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht sicher, Herrin. Mehr als fünfzig Meilen, vielleicht sechzig oder siebzig. Eine sehr lange Wanderung, fürchte ich.«

Miriamel verzog betrübt das Gesicht. »Das kann Wochen dauern.«

»Was bleibt uns anderes übrig? Immerhin, Prinzessin, geht es uns jetzt schon viel besser – und wir sind Josua ein Stück näher.«

Miriamel spürte einen kleinen Stich ins Herz. »Wenn er wirklich dort ist.«

»Das ist er, Mädchen, das ist er.« Isgrimnur zerquetschte ihr mit der breiten Tatze die Finger. »Das Schlimmste haben wir hinter uns.«

Im bläulichen Licht unmittelbar vor Tagesanbruch wurde Miriamel plötzlich geweckt. Ihr blieb kaum eine Sekunde, um sich zu besinnen, bevor sie jemand am Arm packte und in die Höhe riß. Eine triumphierende Stimme meldete in schnellem Nabbanai: »Da ist sie! Angezogen wie ein Mönch, Herr, ganz wie Ihr gesagt habt.«

Ein Dutzend Berittene, mehrere davon mit Fackeln, hielten sie umringt. Isgrimnur saß auf der Erde, eine fremde Lanze am Hals, und stöhnte.

»Es war meine Wache«, brummte er bitter. »Meine Wache!«

Der Mann, der Miriamels Arm umklammerte, zerrte sie ein paar Schritte über die Lichtung, auf einen der Reiter zu. Dieser war von hoher Gestalt und trug eine weite Kapuze. Im grauen Dämmerlicht war sein Gesicht nicht zu erkennen. Eine Klaue aus Eis legte sich um Miriamels Herz.

»So«, sagte der Reiter in akzentuiertem Westerling. »So.«

Obwohl seine Aussprache etwas eigentümlich Verwaschenes hatte, klang die Stimme unmißverständlich selbstgefällig.

Etwas von Miriamels Grauen schmolz in der Hitze ihres Zorns. »Nehmt Eure Kapuze ab, Herr. Ihr braucht keine solchen Spiele mit mir zu spielen.«

»Ach ja?« Der Reiter hob die Hand. »Wollt Ihr sehen, was Ihr getan habt?« Mit der geschmeidigen Geste eines Wanderschauspielers schob er die Kapuze zurück. »Bin ich so schön, wie Ihr mich in Erinnerung habt?« fragte Aspitis.

Obwohl die Hand des Soldaten sie daran hindern wollte, wich Miriamel zurück. Sie hätte es kaum vermeiden können. Das Gesicht des Grafen, einst so wohlgestaltet, daß es ihr nach ihrer ersten Begegnung nächtelang im Traum erschien, war eine entstellte Ruine. Aus der edlen Nase war ein fleischiger, auf einer Seite schiefer, mißgeformter Lehmklumpen geworden. Der linke Wangenknochen war zersplittert wie ein Ei und nach innen gedrückt, so daß das Fackellicht in der tiefen Höhlung Schatten warf. Rund um die Augen hatte sich unter der Haut und den faltigen Narben schwarzes Blut gesammelt, als trüge er eine Maske. Nur sein Haar war noch immer golden und schön.

Miriamel schluckte. »Ich habe Schlimmeres gesehen«, antwortete sie ruhig.

Die eine Hälfte von Aspitis' Mund kräuselte sich zu einem unheimlichen Grinsen. Zahnstummel wurden sichtbar. »Das freut mich zu hören, süße Herrin Miriamel, denn Ihr werdet für den Rest Eures Lebens daneben aufwachen. Bindet sie!«

»Nein!« Es war Cadrach, der so schrie. Schwankend erhob er sich aus der Dunkelheit, in der er gelegen hatte. Gleich darauf zitterte im knorrigen Stamm eines Baumes, keine Handspanne vor seinem Gesicht, ein Pfeil.

»Tötet ihn, wenn er sich noch einmal bewegt«, befahl Aspitis ungerührt. »Vielleicht solltet ihr ihn sogar gleich töten – er ist an dem, was mir und meinem Schiff zugestoßen ist, ebenso schuld wie sie.« Langsam schüttelte er den Kopf und genoß den Augenblick. »Ach, was für Narren Ihr doch seid, Prinzessin, Ihr und Euer Mönch.

Glaubtet Ihr wirklich, ich würde Euch laufenlassen, nachdem Ihr Euch ins Wran abgesetzt hattet? Vergessen, was Ihr mir angetan habt?« Er beugte sich vor und heftete die blutunterlaufenen Augen auf sie. »Wo sonst konnte Euer Ziel sein als im Norden bei Euren Freunden? Aber Ihr habt übersehen, Herrin, daß dies hier mein Lehen ist.« Er lachte. »Meine Burg am Eadne-See liegt nur wenige Meilen entfernt. Seit Tagen kämme ich auf der Jagd nach Euch die Hügel ab. Ich wußte, daß Ihr kommen würdet.«

Miriamel fühlte sich elend und wie betäubt. »Wie konntet Ihr das Schiff verlassen?«

Aspitis' schiefes Grinsen war entsetzlich. »Es ist wahr, ich habe lange

gebraucht, um alles zu begreifen. Aber nachdem Ihr fort wart und meine Männer mich fanden, ließ ich als erstes die verräterische Niskie töten – Ädon verbrenne sie! Sie hatte ihr teuflisches Werk beendet und versuchte nicht einmal zu fliehen. Als sie tot war, sprangen die noch übrigen Kilpa von Bord. Ich glaube nicht, daß sie ohne den Zauber dieser Meerhexe den Mut zum Angriff gehabt hätten. Von meinen Männern lebten noch so viele, daß sie meine arme, verletzte *Eadne-Wolke* nach Spenit rudern konnten.« Er schlug sich auf die Schenkel. »Genug. Ihr gehört wieder mir. Spart Euch Eure albernen Fragen, bis ich selbst sie hören will.«

Voller Wut und Kummer über Gan Itais Schicksal hätte Miriamel sich am liebsten auf ihn gestürzt. Sie schleifte den Soldaten, der noch immer ihren Arm hielt, einen ganzen Schritt vorwärts. »Gottes Fluch über Euch! Was seid Ihr für ein Mensch! Was seid Ihr für ein Ritter! Ihr mit Eurem Geschwätz über die Fünfzig Vornehmen Familien von Nabban!«

»Und Ihr, eine Königstochter, die sich mir bereitwillig hingab – die mich in ihr Bett einlud? Seid Ihr so rein und edel?«

Sie schämte sich, daß Isgrimnur und die anderen diese Worte hörten, aber auf die Scham folgte ein hoher, klarer Zorn, der ihren Gedanken Schärfe verlieh. Sie spuckte auf den Boden.

»Wollt Ihr um mich kämpfen?« fragte sie. »Hier, vor Euren und meinen Leuten? Oder wollt Ihr mich stehlen wie ein Dieb in der Nacht, so wie Ihr es dort getan habt – mit Lügen und Gewalt an denen, die Eure Gäste waren?«

Die Augen des Grafen verengten sich zu Schlitzen. »Um Euch kämpfen? Was bedeutet dieser Unsinn? Warum sollte ich das? Ihr seid mein, mit dem Recht des Eroberers und der verlorenen Jungfernschaft!«

»Nie werde ich Euch gehören«, widersprach Miriamel in ihrem hochmütigsten Ton. »Ihr steht tiefer als die Thrithing-Männer, die wenigstens um ihre Bräute kämpfen.«

»Kämpfen, kämpfen, was ist das wieder für eine List?« fauchte Aspitis. »Wer soll denn Euer Streiter sein? Einer von diesen alten Männern? Der Mönch? Der kleine Junge aus den Sümpfen?«

Miriamel schloß die Augen und bezwang mühsam ihre Wut. Sie haßte diesen Schurken, aber jetzt war keine Zeit für Gefühle. »Jeder in diesem Lager kann Euch schlagen, Aspitis. Ihr seid kein Mann.« Sie sah sich um, ob auch alle Soldaten des Grafen ihr zuhörten. »Ihr seid ein Frauenräuber, aber kein Mann.«

Aspitis' Schwert mit dem Fischadlergriff glitt mit metallischem Zischen

aus der Scheide. Er hielt inne. »Nein. Ich durchschaue Euren Plan, Prinzessin. Ihr seid klug und wollt mich so rasend machen, daß ich Euch sofort töte.« Wieder lachte er. »Ach, was für eine Vorstellung – daß es eine Frau gibt, die lieber sterben möchte, als den Grafen von Eadne zu heiraten!« Er legte die Hand an sein zerstörtes Gesicht. »Und das sogar schon, bevor Ihr mich so entstellt habt!« Er hielt ihr das Schwert entgegen. Keine Elle von ihrem Hals entfernt schwankte die Spitze in der Luft. »O nein. Ich weiß, mit welcher Strafe ich Euch alles am besten vergelten kann – mit der Heirat. Meine Burg hat einen Turm, der Euch gut hüten wird. Schon nach einer Stunde kennt Ihr jeden Stein. Malt Euch aus, wie Ihr Euch nach Jahren darin fühlen werdet.«

Miriamel reckte das Kinn. »Das heißt, Ihr wollt nicht um mich kämpfen.«

Aspitis ließ die Faust auf sein Bein niedersausen. »Genug davon! Euer Scherz langweilt mich.«

»Habt ihr das gehört?« Sie wandte sich zu Aspitis' Männern, die wartend im Sattel saßen. »Euer Gebieter ist ein Feigling.«

»Ruhe!« schrie Aspitis. »Dafür werde ich Euch eigenhändig auspeitschen.«

»Dieser alte Mann kann Euch verprügeln.« Miriamel zeigte auf Camaris. Der alte Ritter hockte in seine Decke gewickelt am Boden und beobachtete alles mit großen Augen. Seit Aspitis und seine Soldaten erschienen waren, hatte er sich nicht geregt. »Isgrimnur!« rief Miriamel. »Gebt ihm Euer Schwert!«

»Prinzessin!« Isgrimnurs Stimme war rauh vor Sorge. »Laßt mich…«

»Tut, was ich sage! Laßt die Leute des Grafen sehen, wie ihn ein Greis in Stücke hackt. Dann werden sie begreifen, warum ihr Gebieter seine Frauen stehlen muß.«

Isgrimnur, der die zuschauenden Soldaten vorsichtig im Auge behielt, zog Kvalnir unter seinem Reisesack hervor. Die Buckel am Schwertgurt klirrten, als er es auf Camaris zuschob. Einen Augenblick hörte man sonst keinen Laut.

»Herr?« fragte der Soldat, der Miriamel hielt, zögernd. »Was …?«

»Schweig!« zischte Aspitis und stieg vom Pferd. Er ging zu Miriamel, packte mit einer Hand ihr Gesicht und starrte sie durchbohrend an. Dann bückte er sich plötzlich, bevor sie noch ausweichen konnte, und küßte sie mit seinem zerstörten Mund. »Wir werden viele abwechslungsreiche Nächte haben.« Er ließ sie stehen und trat zu Camaris. »Komm, Alter, leg

das Schwert an, damit ich dich töten kann. Danach werde ich die übrigen erledigen. Aber ich werde euch gestatten, euch zu verteidigen oder wegzulaufen – ganz, wie ihr wünscht.« Er drehte sich zu Miriamel um. »Schließlich bin ich ein Edelmann.«

Camaris glotzte das Schwert zu seinen Füßen an wie eine Schlange.

»Schnallt es um!« drängte Miriamel. *Barmherzige Elysia*, dachte sie fieberhaft, *was ist, wenn er sich weigert? Was, wenn er es nicht tut?*

»Um der Liebe Gottes willen, Mann, legt es an!« brüllte Isgrimnur. Der Alte warf ihm einen Blick zu, beugte sich nieder und hob den Schwertgurt auf. Er zog Kvalnir aus der Scheide und ließ Gurt und Scheide dann wieder fallen. Das Schwert behielt er locker und widerwillig in der Hand.

»*Matra sá Duos*«, bemerkte Aspitis angeekelt, »er weiß ja nicht einmal, wie man ein Schwert anfaßt.« Er löste den Gürtel seines Obergewandes und warf es ab. Darunter wurde ein gelbgrauer, schwarzverbrämter Waffenrock sichtbar. Er näherte sich Camaris, der ihn verwirrt ansah. »Ich werde ihn schnell töten, Miriamel«, verkündete der Graf. »Die Grausamkeit ist auf Eurer Seite, weil Ihr einen alten Mann kämpfen laßt.« Er hob seine Waffe, die im weißen Licht der Morgendämmerung schimmerte, und zielte auf Camaris' ungeschützten Hals.

Kvalnir kam ungeschickt nach oben, und Aspitis' Klinge prallte ab. Mit einem ärgerlichen Ausruf holte der Graf von neuem aus. Wieder klirrte sein Stahl gegen das Schwert des Herzogs und sprang zurück. Miriamel hörte ihren Bewacher vor Überraschung über den Fehlschlag seines Gebieters leise brummen.

»Da seht ihr es!« rief sie und zwang sich zum Lachen, obwohl ihr alles andere als fröhlich zumute war. »Der feige Graf kann nicht einmal einen Greis überwinden.«

Aspitis griff heftiger an. Camaris, der sich fast wie ein Schlafwandler bewegte, ließ Kvalnir in trügerisch langsamen Schwüngen vor sich hertanzen. So wehrte er mehrere weitere, bösartige Hiebe ab.

»Ich sehe, daß Euer alter Mann ein Schwert geführt hat.« Der Graf begann eine Spur schwerer zu atmen. »Das ist gut. Ich werde nicht das Gefühl haben müssen, einen Wehrlosen erschlagen zu haben.«

»Greift an!« schrie Miriamel Camaris zu, aber das wollte der alte Ritter nicht. Doch seine Bewegungen wurden stetig fließender, alte Reflexe, die nach langem Schlaf ganz allmählich erwachten, und er verteidigte sich immer geschickter, blockierte jeden Stoß, lenkte jeden Hieb ab und spann ein stählernes Netz, das Aspitis nicht durchbrechen konnte.

Der Kampf fand jetzt in tödlichem Ernst statt. Offensichtlich war der Graf von Eadne und Drina ein ausgezeichneter Fechter, der auch schnell begriff, daß er es mit einem ungewöhnlichen Gegner zu tun hatte. Seine Ausfälle ließen nach, und er verfolgte statt dessen eine vorsichtigere Sondierungstaktik; aber er entzog sich der Herausforderung nicht. Irgend etwas, sei es Stolz oder ein tiefersitzender, primitiverer Trieb, ließ ihn nicht nachgeben. Camaris dagegen schien nur unter Zwang zu kämpfen. Mehrmals dachte Miriamel, wie gut er seinen Vorteil nutzen und angreifen könnte, aber er verzichtete darauf und wartete, bis sein Gegner wieder auf ihn zukam.

Aspitis täuschte und stieß unterhalb von Camaris' Deckung zu, aber irgendwie war Kvalnir schon da und schob die Klinge des Grafen zur Seite. Aspitis stach nach den Füßen des alten Mannes, aber Camaris schlurfte ohne erkennbare Beeilung zurück, bewahrte das Gleichgewicht, hielt die Schultern gerade und wich dem Hieb des Grafen aus. Er war wie Wasser, das immer der nächsten Öffnung zufließt, bog sich, ohne zu brechen, parierte jeden Schlag seines Gegners und lenkte dessen Wucht nach oben oder unten, nach rechts oder links ab. Auf seiner Stirn hatte sich ein dünner Schweißfilm gebildet, aber sein Gesicht zeigte noch immer gelassenes Bedauern, so als sei er gezwungen, zuzuhören, wie zwei seiner Freunde eine unerfreuliche Auseinandersetzung führten.

Der Zweikampf dauerte an. Miriamel kam die Zeit entsetzlich lang vor. Obwohl sie wußte, daß ihr Herz raste, schienen zwischen den einzelnen Schlägen Minuten zu liegen. Die beiden Männer, der Graf mit dem zerschmetterten Gesicht und der große, langbeinige Camaris, hatten im Weiterkämpfen das Kieferngehölz verlassen und sich den Hügel hinab entfernt. Auf dem von Unkraut überwucherten Hang umkreisten sie sich wie zwei Motten, die um eine Kerze tanzen. Unter dem grauen Himmel wirbelten und funkelten ihre Klingen. Als der Graf wieder angriff, trat Camaris in ein Erdloch und stolperte. Aspitis nützte sofort die Gelegenheit und streifte mit einem Hieb den Arm des anderen. Ein Streifen Blut quoll hervor. Hinter sich hörte Miriamel Isgrimnur, dem fast das Herz brach, in ohnmächtigem Grimm fluchen.

Die Schnittwunde schien etwas in Camaris aufzuwecken. Obwohl er auch jetzt nicht zum Angriff überging, fing er an, die Vorstöße des Grafen wuchtiger abzuwehren und so hart zuzuschlagen, daß das Klirren des Stahls weit über die Ebenen des Seen-Thrithings hallte. Miriamel fürchtete, auch das könne nicht genug sein, denn trotz seiner schier unfaßlichen

Tapferkeit schien Camaris endlich müde zu werden. Er stolperte noch einmal, und diesmal war kein Erdloch daran schuld. Aspitis landete einen Hieb, der zwar an Kvalnir abglitt, Camaris aber an der Schulter traf und auch dort Blut fließen ließ. Doch auch der Graf schien nachzulassen. Nach einer schnellen Folge von Hieben, die fast alle pariert wurden, wich er keuchend einige Schritte zurück und ging so tief in die Knie, als sei er im Begriff umzufallen. Miriamel sah, wie er etwas vom Boden aufhob.

»Camaris! Vorsicht!« schrie sie.

Aspitis schleuderte seinem Gegner die Handvoll Erde ins Gesicht und setzte mit einem raschen, gezielten Angriff nach, um den Kampf mit einem einzigen Streich zu beenden. Camaris taumelte zurück und rieb sich die Augen. Schon stand Aspitis dicht vor ihm. Eine Sekunde später brach der Graf aufbrüllend in die Knie.

Camaris, dessen größere Reichweite es ihm ermöglichte, am ausgestreckten Schwert seines Gegners vorbeizuschlagen, hatte Aspitis einen flachen Hieb auf den Oberarm versetzt, wobei die Klinge jedoch nach oben abgesprungen war und die Stirn des Grafen schräg aufgeschlitzt hatte. Rasch verschwand sein Gesicht hinter einem Vorhang von Blut. Aspitis, der noch immer sein Schwert schwang, kroch auf Camaris zu. Der alte Mann wischte sich die Erde aus den tränenden Augen, machte einen Schritt zur Seite und ließ den Griff seines Schwertes auf den Kopf des Grafen niedersausen. Aspitis brach zusammen wie ein gefällter Ochse.

Miriamel riß sich aus dem Griff ihres bestürzten Wächters los und rannte den Hügel hinunter. Camaris war keuchend zu Boden gesunken. Er sah erschöpft und unglücklich aus, wie ein Kind, dem man zuviel zugemutet hat. Miriamel überzeugte sich rasch, daß seine Wunden nicht gefährlich waren. Sie nahm ihm Kvalnir aus der schlaffen Hand und kniete neben Aspitis nieder. Der Graf atmete, wenn auch flach. Sie drehte ihn um, starrte einen Augenblick auf sein blutiges, zerstörtes Puppengesicht – und etwas in ihr verwandelte sich. Eine Blase aus Haß und Furcht, die seit der *Eadne-Wolke* in ihr gesteckt und deren Umfang ihr fast das Herz abgedrückt hatte, als sie erkennen mußte, daß Aspitis sie immer noch verfolgte, war geplatzt. Er kam ihr auf einmal unbedeutend vor. Er war überhaupt nicht wichtig, nur ein zerfetztes, schadhaftes Ding – nicht anders als der über einer Stuhllehne hängende Mantel, der ihr als kleinem Kind schreiende Nachtangst bereitet hatte, bis der Morgen mit seinem Licht gekommen und aus dem Dämon wieder ein zerknitterter Mantel geworden war.

Etwas wie ein Lächeln zog über Miriamels Gesicht. Sie preßte dem

Grafen die Klinge an den Hals.

»Männer!« schrie sie Aspitis' Soldaten an. »Wollt ihr Benigaris erklären, wie sein bester Freund ums Leben kam?«

Isgrimnur stand auf und schob die Lanzenspitze des Soldaten, der ihn bewacht hatte, von sich fort.

»Wollt ihr das?« fragte Miriamel.

Die Männer des Grafen antworteten nicht.

»Dann gebt uns eure Bogen – alle. Und vier Pferde.«

»Kein einziges Pferd werden wir Euch geben, Hexe!« schrie einer der Soldaten zornig.

»Wie ihr wollt. Dann könnt ihr Aspitis mit durchschnittener Kehle nach Hause bringen und Herzog Benigaris berichten, daß ein alter Mann und ein Mädchen ihn getötet haben, während ihr dabeigestanden und zugeschaut habt – das heißt, sofern ihr heil von hier fortkommt, und dazu müßt ihr erst uns alle umbringen.«

»Handelt nicht mit ihnen!« schrie Cadrach plötzlich. Es lag Verzweiflung in seiner Stimme. »Tötet das Ungeheuer! Tötet ihn!«

»Schweigt.« Miriamel fragte sich, ob der Mönch auf diese Weise die Soldaten davon überzeugen wollte, daß ihr Herr tatsächlich in Lebensgefahr stand. Falls ja, war Cadrach ein vorzüglicher Schauspieler; seine Worte hatten äußerst echt geklungen.

Die Soldaten wechselten besorgte Blicke. Isgrimnur nutzte ihre Verwirrung und nahm ihnen schon einmal die Bogen und Pfeile ab. Auf sein Knurren hin kam Cadrach ihm dabei zu Hilfe. Einige der Männer verfluchten sie und sahen aus, als wollten sie Widerstand leisten, aber keiner machte die erste Bewegung, die den Kampf entfesselt hätte. Als Isgrimnur und der Mönch jeder einen schußbereiten Pfeil auf der Sehne hatten, begannen die Soldaten zornig aufeinander einzureden. Aber Miriamel konnte sehen, daß ihr Mut sie verlassen hatte.

»Vier Pferde«, wiederholte sie ruhig. »Ich will euch einen Gefallen tun und mit dem Mann reiten, den dieser Abschaum«, sie versetzte Aspitis' regloser Gestalt einen Stoß, »einen ›Jungen aus den Sümpfen‹ genannt hat. Sonst müßtet ihr uns sogar fünf Tiere geben.«

Nach einigem weiteren Hin und Her rückten Aspitis' Männer endlich vier Pferde heraus, denen sie zuvor die Satteltaschen abnahmen. Nachdem Reiter und Gepäck auf die übrigen Gäule verteilt waren, kamen zwei Männer der gräflichen Leibwache und hoben ihren Lehnsherrn auf, um ihn

ohne weitere Umstände quer über den Sattel des letzten Pferdes zu legen. Die Soldaten mußten zu zweit reiten und sahen entschieden verlegen aus, als der kleine Zug sich entfernte.

»Und wenn er am Leben bleibt«, rief Miriamel ihnen nach, »dann erinnert ihn an alles!«

Eilig verschwand die Reiterschar in den östlichen Hügeln.

Die Wunden wurden versorgt und die neuen Pferde mit dem geringen Gepäck der Reisenden beladen. Gegen Mittag waren sie wieder unterwegs. Miriamel fühlte sich seltsam schwindlig, als sei sie gerade aus einem schrecklichen Traum erwacht und hätte vor ihrem Fenster einen sonnigen Frühlingsmorgen gefunden. Camaris war in seinen gewöhnlichen Gleichmut zurückgesunken; die Anstrengung schien ihm kaum etwas ausgemacht zu haben. Cadrach sagte nicht viel, aber das hatte er in letzter Zeit ja ohnehin nicht getan.

Seit der Nacht des Sturms und ihrer Flucht vom Schiff hatte der Gedanke an Aspitis wie ein dunkler Schatten auf ihr gelegen. Jetzt war dieser Schatten fort. Als sie mit Tiamak, der vor ihr im Sattel ein Nickerchen machte, durch das hügelige Thrithing-Land ritt, hätte sie am liebsten gesungen.

An diesem Nachmittag legten sie noch mehrere Meilen zurück. Endlich machten sie halt, um ihr Nachtlager aufzuschlagen. Auch Isgrimnur war in bester Stimmung.

»Wir werden jetzt viel schneller vorwärtskommen, Prinzessin.« Er grinste in seinen Bart. Falls er sie jetzt, nachdem Aspitis ihre Schande so laut herausposaunt hatte, weniger achtete, war er viel zu sehr Edelmann, um es zu zeigen. »Bei Drors Hammer, habt Ihr Camaris gesehen? Habt Ihr ihn gesehen? Als wäre er nur halb so alt!«

»Ja.« Sie mußte lächeln. Der Herzog war ein guter Mann. »Ich habe ihn gesehen, Isgrimnur. Es war wie in einem alten Lied. Nein, noch besser.«

Morgens weckte er sie. Sie konnte ihm am Gesicht ablesen, daß etwas nicht stimmte.

»Ist es Tiamak?« Ihr wurde ganz übel. Sie hatten soviel überstanden. Und es war ihm doch schon besser gegangen!

Der Herzog schüttelte den Kopf. »Es ist der Mönch. Er ist fort.«

»Cadrach?« Miriamel war überrascht. Sie rieb sich den Schädel und gab sich Mühe, wach zu werden. »Was meint Ihr – fort?«

»Ausgerückt. Hat eins von den Pferden genommen. Hinterließ eine Nachricht.« Isgrimnur deutete auf ein Stück Stoff aus Haindorf, das in der Nähe von Miriamels Schlafplatz auf der Erde lag, mit einem Stein beschwert, damit der frische Hangwind es nicht fortwehte.

Wo Miriamels Empfindungen über Cadrachs Flucht hätten sein sollen, gähnte Leere. Sie hob den Stein auf und breitete den hellen Stofffetzen flach aus. Ja, das hatte er geschrieben; sie kannte seine Handschrift. Es sah aus, als hätte er eine angekohlte Zweigspitze dazu benutzt.

Was konnte ihm so wichtig sein, fragte sie sich verwundert, *daß er sich vor dem Fortgehen noch soviel Zeit nahm, um eine Botschaft zu schreiben?*

»Prinzessin«,

schrieb er,

»ich kann Euch nicht zu Josua begleiten. Ich gehöre dort nicht hin. Macht Euch keinen Vorwurf. Niemand ist freundlicher zu mir gewesen als Ihr, selbst als Ihr wußtet, was ich für ein Mensch bin.

Ich fürchte, daß die Dinge schlimmer stehen, als Ihr wißt, viel schlimmer. Ich wünschte, ich könnte mehr für Euch tun, aber ich bin zur Hilfe nicht imstande.«

Eine Unterschrift fehlte.

»Was für ›Dinge‹?« fragte Isgrimnur, der über ihre Schulter mitgelesen hatte, ärgerlich. »Was soll das heißen, ›daß die Dinge schlimmer stehen, als Ihr wißt‹?«

Miriamel zuckte ratlos die Achseln. »Wer weiß?« Ihr einziger Gedanke in diesem Augenblick war: *Wieder im Stich gelassen.*

»Vielleicht war ich zu hart mit ihm«, meinte der Herzog griesgrämig. »Aber das ist noch kein Grund, ein Pferd zu stehlen und sich davonzuschleichen.«

»Er hatte immer Angst. Seit ich ihn kenne. Es ist schwer, mit soviel Angst zu leben.«

»Trotzdem können wir keine Tränen an ihn verschwenden«, knurrte Isgrimnur. »Wir haben selbst Sorgen genug.«

»Nein«, antwortete Miriamel und faltete die Nachricht zusammen.

»Wir sollten keine Tränen verschwenden.«

XX

Reisende und Boten

»Viele Jahreszeiten bin ich nicht mehr hiergewesen«, sagte Aditu. »Viele, viele Jahreszeiten.«

Sie blieb stehen und hob die Hände, wobei sie die Finger in einer verwickelten Gebärde kreisen ließ. Ihr schlanker Körper schwankte wie eine Wünschelrute. Simon betrachtete sie staunend und nicht ohne eine gewisse Furcht. Er war schon fast wieder nüchtern.

»Wollt Ihr nicht lieber herunterkommen?«

Aditu warf ihm nur einen kurzen Blick zu. Ein Lächeln umspielte im Mondlicht ihre Mundwinkel. Sie richtete die Augen wieder zum Himmel und bewegte sich auf den schmalen, bröckelnden Zinnen der Sternwarte ein Stück weiter. »Schande über das Haus der Tanzenden Jahre! Wir hätten mehr für die Erhaltung dieses Ortes tun müssen. Es betrübt mich, ihn so zerstört zu sehen.«

Simon fand nicht, daß sie besonders betrübt klang. »Geloë nennt dieses Haus die Sternwarte. Warum?«

»Das weiß ich nicht. Was ist eine Sternwarte? Ich kenne dieses Wort in deiner Sprache nicht.«

»Vater Strangyeard sagt, es ist etwas, das sie zur Zeit der Imperatoren in Nabban hatten – ein hohes Gebäude, von dem aus man die Sterne beobachtet und sich dann auszurechnen versucht, was in der Zukunft geschehen wird.«

Aditu lachte und streckte einen Fuß in die Luft, um ihren Stiefel abzustreifen, setzte ihn dann hin und wiederholte den Vorgang mit dem anderen Fuß, so gelassen, als stünde sie unten am Boden bei Simon und nicht zwanzig Ellen darüber hoch auf einem dünnen Steinsims. Sie warf die Stiefel hinunter. Weich schlugen sie im Gras auf. »Ich glaube, sie macht sich über euch lustig, obwohl eine Bedeutung hinter ihrem Scherz liegt. Von hier hat niemand nach den Sternen geschaut, zumindest nicht anders als überall sonst auch. Dies war die Stätte des *Rhao iye-Sama'an* –

des *Meisterzeugen.*«

»Des *Meisterzeugen*?« Simon wünschte sich, sie würde nicht so schnell über die glatte Zinne laufen. Erstens zwang ihn das, ebenso schnell auszuschreiten, um überhaupt in Hörweite zu bleiben. Und zweitens … es war eben doch gefährlich, auch wenn sie anderer Meinung war. »Was ist das?«

»Du weißt, was ein *Zeuge* ist, Simon; Jiriki schenkte dir seinen Spiegel. Der Spiegel ist ein kleinerer *Zeuge*, von denen es noch viele gibt. *Meisterzeugen* gab es nur wenige; sie waren alle mehr oder weniger ortsgebunden – der Teich der Drei Tiefen in Asu'a, das Sprechfeuer in Hikehikayo, die Grüne Säule in Jhiná-T'seneí –, und die meisten sind zerbrochen, zerstört oder verlorengegangen. Hier auf dem Sesuad'ra war es ein großer unterirdischer Stein. Man nannte ihn das Erddrachenauge. Erddrache ist ein anderer Name – es ist schwer, in deiner Sprache die Unterschiede zwischen den beiden Worten zu erläutern – für den Großen Wurm, der sich selbst in den Schwanz beißt. Wir erbauten den ganzen Ort über diesem Stein. Er war übrigens eigentlich kein *Meisterzeuge* – strenggenommen gar kein *Zeuge* –, aber seine Macht war so groß, daß ein kleinerer *Zeuge* wie etwa der Spiegel meines Bruders zum *Meisterzeugen* wurde, wenn man ihn an dieser Stelle verwendete.«

In Simons Kopf wirbelten Namen und Gedanken. »Aber was bedeutet es wirklich, Aditu?« Seit die Wirkung des Weins nachließ, hatte er sein Bestes getan, sich ruhig und höflich zu verhalten. Es war wichtig, daß sie merkte, wie erwachsen er in den Monaten seit ihrer letzten Begegnung geworden war.

»Ein kleinerer *Zeuge* führt dich auf die Straße der Träume, zeigt dir aber in der Regel nur die, die du kennst, oder die, die dich suchen.« Sie reckte das linke Bein und bog sich nach hinten, den Rücken gekrümmt wie einen gespannten Langbogen, wobei sie anmutig das Gleichgewicht hielt und ganz und gar aussah wie ein kleines Mädchen, das an einem gürtelhohen Zaun spielt. »Wenn jemand, der damit umgehen kann, einen *Meisterzeugen* gebraucht, kann er damit jeden und alles beobachten und manchmal auch andere Zeiten sehen und … *andere* Orte.«

Simon mußte an die nächtlichen Visionen während seiner Ritterwache und an das denken, was er erblickt hatte, als er bei anderer Gelegenheit Jirikis Spiegel hierhergebracht hatte. Noch während er darüber nachsann, sah er, wie Aditu sich zurücklehnte, bis ihre Handflächen auf dem bröckelnden Stein lagen. Gleich darauf hatte sie beide Füße in der Luft und

wiegte sich kopfüber im Handstand.

»Aditu!« rief Simon scharf und versuchte dann mit gelassener Stimme fortzufahren: »Wollen wir jetzt nicht zu Josua gehen?«

Wieder lachte Aditu, ein rascher Laut reiner, raubtierhafter Lust. »Mein furchtsamer Seoman! Nein, wie ich dir schon auf dem Weg hierher gesagt habe, brauchen wir uns damit nicht zu beeilen. Die Botschaft meines Volkes kann bis morgen warten. Schenk deinem Prinzen eine Nacht ohne Kummer. Nach dem, was ich von ihm gesehen habe, hat er ein wenig Ruhe vor Leid und Sorgen sehr nötig.« Sie schob sich langsam auf den Händen vorwärts. Das offene Haar hing vor ihrem Gesicht wie eine weiße Wolke.

Simon war überzeugt, daß sie nicht mehr sehen konnte, was sie tat. Es ärgerte ihn und erfüllte ihn mit ohnmächtigem Zorn. »Warum seid Ihr dann den ganzen weiten Weg von Jao é-Tinukai'i hergekommen, wenn es nicht wichtig war?« Er folgte ihr nicht mehr weiter. »Aditu! Warum tut Ihr das? Wenn Ihr hier seid, um mit Josua zu sprechen, dann laßt uns doch zu ihm gehen!«

»Ich habe nicht gesagt, daß es nicht wichtig ist, Seoman«, erwiderte sie. Etwas von dem alten Spott lag in ihrem Ton, aber auch eine Spur von etwas Schärferem, fast Zornigem. »Ich sagte nur, es wäre besser, bis morgen zu warten. Und so wird es geschehen.« Sie senkte die Knie zwischen die Ellenbogen und stellte die Füße anmutig zwischen die Hände. Dann hob sie die Arme und stand auf, alles in einer einzigen Bewegung, als wolle sie sich in den leeren Raum hinabstürzen. »Darum will ich bis dahin meine Zeit verbringen, wie es *mir* gefällt, ganz gleich, was ein junger Sterblicher darüber denkt.«

Simon fühlte sich getroffen. »Man hat Euch mit einer Nachricht für den Prinzen hergeschickt, aber Ihr zieht Eure Kunststücke vor.«

Aditu war kalt wie der Winter. »Wenn es nach mir gegangen wäre, befände ich mich jetzt gar nicht hier. Ich wäre mit meinem Bruder nach Hernystir geritten.«

»Und warum seid Ihr nicht?«

»Likimeya befahl es anders.«

So schnell, daß Simon kaum Zeit für einen raschen Atemzug blieb, bückte sie sich, griff mit einer langfingrigen Hand nach der Zinne und ließ sich über den Rand fallen. Mit der anderen Hand fand sie Halt an der hellen Steinmauer und setzte den Zeh eines bloßen Fußes fest auf, während sie mit dem zweiten tastete. Das restliche Stück kletterte sie so geschwind und mühelos hinunter wie ein Eichhörnchen über einen Baumstamm

huscht.

»Gehen wir hinein«, schlug sie vor.

Simon mußte lachen. Seine Empörung ließ schon nach.

An der Seite der Sitha kam ihm die Sternwarte noch unheimlicher vor als sonst. Die dunklen Treppen, die sich an den Wänden des kreisrunden Raums in die Höhe wanden, erinnerten ihn an die Eingeweide eines riesigen Tiers. Obwohl es fast dunkel war, strahlten die Steinfliesen ein mattes Licht aus und schienen zu Mustern gefügt, die nicht recht stilliegen wollten.

Es war sonderbar, sich vorzustellen, daß Aditu fast genauso ein Kind war wie er, denn die Sithi hatten diesen Ort lange vor ihrer Geburt errichtet. Jiriki hatte einmal erzählt, er und seine Schwester seien »Kinder der Verbannung«, was Simon dahingehend verstanden hatte, daß sie nach dem Fall von Asu'a, vor fünf Jahrhunderten, geboren waren, nach Sithi-Begriffen in der Tat eine kurze Spanne. Aber Simon hatte auch Amerasu kennengelernt, und sie war nach Osten Ard gekommen, bevor in diesem ganzen Land auch nur ein einziger Stein auf einen anderen gesetzt worden war. Und wenn sein Gesicht in der Nacht seiner Ritterwache einen wahren Hintergrund gehabt hatte, war es Amerasus Ahnin Utuk'ku gewesen, die in diesem Haus gestanden hatte, als die beiden Stämme voneinander Abschied nahmen. Es war verwirrend, sich etwas so Langlebiges auszumalen wie Erste Großmutter oder die Nornenkönigin.

Aber das Beunruhigendste von allem war, daß die Nornenkönigin im Gegensatz zu Amerasu *immer noch lebte und mächtig war* … und für Simon und das Menschengeschlecht nichts als Haß zu empfinden schien.

Der Gedanke daran war ihm unangenehm – überhaupt jeder Gedanke an die Nornenkönigin. Es fiel ihm fast leichter, den wahnsinnigen Ineluki und seinen ungeheuren Zorn zu verstehen als Utuk'kus Spinnengeduld, die Geduld eines Wesens, das über tausend Jahre giftgeschwollen und bösartig vor sich hin brüten und auf irgendeine unbestimmte Rache harren konnte.

»Und wie fandest du den Krieg, Seoman Schneelocke?« wollte Aditu plötzlich wissen. Auf ihrem Weg zur Sternwarte hatten sie Neuigkeiten ausgetauscht, und er hatte ihr ganz kurz die Kämpfe der letzten Tage geschildert.

Er dachte nach. »Wir haben hart gestritten. Es war ein großartiger Sieg. Wir hatten nicht damit gerechnet.«

»Nein, ich meine, was *du* davon hieltest?«

Simon brauchte einen Moment, bevor er antwortete. »Es war

entsetzlich.«

»Ja, das ist es.« Aditu entfernte sich ein paar Schritte und glitt an eine Stelle der Wand, auf die kein Mondschein fiel. Sie verschwand im Schatten. »Es ist entsetzlich.«

»Aber Ihr habt gerade erzählt, daß Ihr mit Jiriki in Hernystir kämpfen wolltet.«

»Nein. Ich habe gesagt, daß ich bei den anderen sein wollte. Das ist ganz und gar nicht dasselbe, Seoman. Ich hätte ein Reiter, ein Bogen, ein Augenpaar mehr sein können. Wir sind sehr wenige, wir Zida'ya – selbst wenn man uns alle zusammen aus Jao é-Tinukai'i fortreiten sieht, ein Heer, das die Häuser der Verbannung wieder vereint. Und niemand von uns zieht gern in den Kampf.«

»Aber die Sithi haben Kriege geführt«, beharrte Simon. »Ich weiß, daß es so ist.«

»Nur zu unserem eigenen Schutz. Und ein paarmal in unserer Geschichte kämpften wir, so wie meine Mutter und mein Bruder jetzt dort im Westen, um die zu schützen, die uns beistanden, als wir selbst in Not waren.« Sie klang nun sehr ernst. »Aber selbst diesmal, Seoman, haben wir nur deshalb zu den Waffen gegriffen, weil die Hikeda'ya *uns* mit Krieg überzogen. Sie überfielen unsere Heimat und töteten meinen Vater, Erste Großmutter und viele andere unseres Volkes … du warst Zeuge. Glaub nicht, daß wir uns mit Begeisterung in einen Kampf für die Menschen stürzen, wenn nur jemand das Schwert zückt. Wir leben in seltsamen Zeiten, Seoman, das weißt du so gut wie ich.«

Ein paar Schritte weiter stolperte Simon über einen geborstenen Stein, bückte sich und rieb sich den Zeh, der schmerzhaft pochte.

»Gottes blutiger *Baum*!« fluchte er unterdrückt.

»Du kannst hier nachts schlecht sehen, Seoman«, sagte Aditu. »Es tut mir leid. Gehen wir.«

Simon wollte sich nicht verhätscheln lassen. »Gleich. Ich bin ganz in Ordnung.« Er drückte noch einmal seinen Zeh und fragte: »Warum hilft Utuk'ku Ineluki?«

Aditu tauchte aus dem Mondschatten auf und nahm seine Hand in ihre kühlen Finger. Sie wirkte besorgt. »Wir wollen draußen weiterreden.« Sie führte ihn ins Freie. Ihr Haar flog auf und wehte im Wind. Als er neben ihr herging, streichelte es sein Gesicht. Es hatte einen starken, angenehmen Duft, würzigsüß wie Kiefernrinde.

Als sie wieder im offenen Gelände standen, ergriff sie auch seine andere Hand und sah ihn mit hellen Augen an, die im Mondlicht wie Bernstein schimmerten. »Ganz gewiß ist hier nicht der Ort, diese Namen zu nennen oder allzuviel an sie zu denken«, erklärte sie streng, lächelte dann aber plötzlich schalkhaft. »Außerdem glaube ich nicht, daß ich mit einem so gefährlichen jungen Sterblichen wie dir an einem so dunklen Ort allein sein sollte. Oh, was sie in eurem Lager für Geschichten von dir erzählen, Seoman Schneelocke!«

Simon ärgerte sich, war jedoch andererseits nicht ganz unzufrieden. »Wer immer ›sie‹ sind, sie haben keine Ahnung, wovon sie reden.«

»Ah, und doch bist du ein seltsames Tier, Seoman.« Ohne ein weiteres Wort beugte sie sich vor und küßte ihn, keine kurze, keusche Berührung wie damals vor vielen Wochen bei ihrem Abschied, sondern der warme Kuß einer Geliebten, der ihm einen verwunderten Schauer über den Rücken jagte. Ihre Lippen waren so kühl und süß wie die Blütenblätter einer Rose am Morgen.

Lange bevor er es gewünscht hätte, löste sie sich sanft von ihm. »Dieses kleine Menschenmädchen fand es schön, dich zu küssen, Seoman.« Ihr Lächeln kehrte zurück, spöttisch, keck. »Ein seltsamer Brauch, nicht wahr?«

Simon, völlig verwirrt, schüttelte den Kopf.

Aditu nahm ihn beim Arm, zog ihn weiter und ging neben ihm her. Sie bückte sich und hob die weggeworfenen Stiefel auf. So wanderten sie eine kurze Strecke durch das nasse Gras an der Sternwartenmauer. Aditu summte eine kleine Melodie, bevor sie weitersprach. »Du hast gefragt, was Utuk'ku will.«

Simon, noch immer außer Fassung, blieb stumm.

»Ich kann es dir auch nicht sagen, zumindest nicht mit Sicherheit. Utuk'ku ist das älteste vernunftbegabte Wesen in ganz Osten Ard, Seoman, und weit mehr als doppelt so alt wie das nächstälteste. Glaub mir, ihre Gedanken sind so seltsam und tiefgründig, daß kein anderer sie nachvollziehen kann; vielleicht war Erste Großmutter die letzte, die es hätte tun können. Doch wenn ich eine Vermutung äußern müßte, würde ich sagen: Sie sehnt sich nach dem Nichtsein.«

»Und was heißt das?« Simon fragte sich allmählich, ob er wirklich wieder nüchtern war, denn um ihn herum drehte sich langsam alles, und es verlangte ihn danach, sich hinzulegen und zu schlafen.

»Wenn sie sich aber den Tod wünschte«, antwortete Aditu, »würde das

nur Vergessen für sie selbst bedeuten. Sie ist des Lebens müde, Seoman, aber sie ist die *Älteste.* Vergiß das nie. Seit man Lieder singt in Osten Ard und noch viel länger ist Utuk'ku auf der Welt. Als einziges aller noch lebenden Geschöpfe sah sie die verlorene Heimat, die unser Geschlecht gebar. Ich fürchte, sie erträgt den Gedanken nicht, daß andere weiterleben, wenn sie von uns gegangen ist. Zwar kann sie, auch wenn das ihr sehnlicher Wunsch ist, nicht alles vernichten, aber vielleicht hofft sie, einen Weltenbrand herbeizuführen, der so gewaltig ist, daß ihr unzählige Lebewesen ins Vergessen folgen müssen. Dann wäre Osten Ard entvölkert.«

Von Entsetzen gepackt blieb Simon stehen. »Was für eine grauenvolle Vorstellung!«

Aditu zuckte die Achseln, eine geschmeidige Gebärde. Sie hatte einen bezaubernden Hals. »Utuk'ku ist grauenvoll. Sie ist wahnsinnig, Seoman, obwohl ihr Wahnsinn so lückenlos und vertrackt ist wie das feinste *Juya'ha,* das je gesponnen wurde. Sie ist vielleicht die Klügste aller Gartengeborenen.«

Der Mond hatte sich von einer Wolkenbank befreit und hing am Himmel wie die Sichel eines Schnitters. Simon wollte schlafen – sein Kopf war so schwer –, auf der anderen Seite aber diese einmalige Gelegenheit nicht verlieren. Es war sehr selten, die Sithi in einer Stimmung zu finden, in der sie Fragen beantworteten, und noch seltener, daß sie ohne Umschweife antworteten, denn gewöhnlich waren ihre Aussagen vage und unbestimmt.

»Warum sind die Nornen damals nach Norden gezogen?«

Aditu beugte sich nieder und pflückte einen Zweig von einer Kräuselwinde mit weißen Blüten und dunklen Blättern. Sie knotete sie so in ihr Haar, daß sie an ihrer Wange hing. »Die beiden Familien, Zida'ya und Hikeda'ya, hatten einen Streit. Es ging um die Sterblichen. Utuk'ku fand, daß ihr Tiere seid – genauer gesagt, niedriger als Tiere, denn wir aus dem Garten töten kein Tier, wenn wir es vermeiden können. Die Kinder der Morgendämmerung teilten die Auffassung der Wolkenkinder nicht. Aber es gab noch andere Streitpunkte.« Sie hob den Kopf zum Mond. »Dann starben Nenais'u und Drukhi. Das war der Tag, an dem der Schatten fiel, und er liegt noch immer auf uns.«

Kaum hatte er sich beglückwünscht, Aditu so aufrichtig zu sehen, als ihre Reden auch schon wieder dunkel wurden … Aber Simon hielt sich nicht bei ihrer unbefriedigenden Erklärung auf. Im Grunde wollte er gar keine weiteren Namen mehr hören. Was sie ihm bisher erzählt hatte, war

überwältigend genug gewesen, und außerdem wollte er mit seinen Fragen auf etwas ganz anderes hinaus. »Und als die beiden Familien sich voneinander trennten«, sagte er eifrig, »fand das hier statt, nicht wahr? Alle Sithi kamen mit Fackeln in den Feuergarten. Und dann standen sie im Abschiedshaus um ein Gebilde aus glühendem Feuer herum und schlossen ihren Pakt.«

Aditu wandte die Augen von dem Mondsplitter ab und richtete den katzenhellen Blick auf ihn. »Wer hat dir das erzählt?«

»Ich habe es gesehen!« Nach dem Ausdruck ihres Gesichts war er fast sicher, daß es so war. »Ich sah es, als ich hier meine Wache hielt. In der Nacht, bevor ich ein Ritter wurde.«

»Du hast es gesehen?« Aditu legte die Finger um sein Handgelenk. »Erzähl mir, Seoman. Wir wollen noch ein Stück gehen.«

Er beschrieb ihr seine Vision und danach, um sie endgültig ins Bild zu setzen, auch das, was sich später ereignet hatte, als er in Jirikis Spiegel schaute.

»Was dir widerfahren ist, als du die Schuppe hierherbrachtest, beweist, daß der *Rhao iye-Sama'an* seine Macht nicht verloren hat«, meinte sie langsam. »Aber mein Bruder tat recht, dich vor der Traumstraße zu warnen. Sie ist inzwischen sehr gefährlich, sonst würde ich selbst noch heute nacht den Spiegel nehmen und versuchen, Jiriki zu finden und ihm zu berichten, was du mir gesagt hast.«

»Warum?«

Aditu schüttelte den Kopf. Ihr Haar umwölkte sie wie Rauch. »Wegen der Dinge, die du bei deiner Wache gesehen hast. Das ist erschreckend – daß du etwas aus den Älteren Tagen gesehen hast, und zwar ohne einen *Zeugen*…« Wieder vollführte sie eine ihrer seltsamen Fingergebärden, so verschlungen und gewunden wie ein Korb zappelnder Fische. »Entweder steckt etwas in dir, das Amerasu übersehen hat – obwohl ich kaum glauben kann, daß sich Erste Großmutter, so voll ihr Kopf damals auch war, so grundlegend geirrt haben sollte – oder es geschieht etwas, das über alles hinausgeht, das wir vermuteten. Ich mache mir große Sorgen. Daß das Erddrachenauge dir so unaufgefordert ein Gesicht aus der Vergangenheit gezeigt hat…« Sie seufzte. Simon riß die Augen auf. Sie sah tatsächlich besorgt aus – etwas, das er nie für möglich gehalten hätte.

»Vielleicht war es das Drachenblut«, schlug er vor und hob die Hand, um ihr seine Narbe und die weiße Haarlocke zu zeigen. »Jiriki hat gesagt, ich sei gezeichnet.«

»Vielleicht.« Aditu schien nicht überzeugt. Simon war ein wenig gekränkt. Er war ihr wohl nicht außergewöhnlich genug?

Sie gingen weiter, überquerten noch einmal die zerbrochenen Steinplatten des Feuergartens und näherten sich der Zeltstadt. Die meisten Festbesucher waren zu Bett gegangen. Nur wenige Feuer brannten noch. Um sie herum saßen ein paar unentwegte dunkle Gestalten, die redeten, lachten und sangen.

»Ruh dich nun aus, Seoman«, sagte Aditu. »Du schwankst.«

Simon wollte Einwände erheben, wußte aber, daß sie recht hatte. »Und was ist mit Euch? Wo wollt Ihr schlafen?«

Ihre ernste Miene verwandelte sich in ehrliche Belustigung. »Schlafen? Nein, Schneelocke, heute nacht will ich wandern und nicht schlafen. Es gibt vieles, über das ich nachdenken muß. Außerdem habe ich den Mond seit fast einem Jahrhundert nicht mehr auf Sesuad'ra zerbrochene Steine scheinen sehen.« Sie nahm seine Hand und drückte sie. »Schlaf wohl. Morgen früh gehen wir zu Josua.«

Sie drehte sich um und ging davon, lautlos wie Tau. Sekunden später war sie nur noch ein schlanker Schatten, der mit dem grasigen Gipfel verschmolz.

Simon rieb sich mit beiden Händen das Gesicht. Auch er mußte über vieles nachdenken. Was für eine Nacht! Gähnend trottete er auf die Zelte von Neu-Gadrinsett zu.

»Etwas Merkwürdiges ist geschehen, Josua.«

Im Eingang seines Zeltes stand Geloë, die einen ungewöhnlich unsicheren Eindruck machte.

»Bitte kommt herein.« Der Prinz drehte sich zu Vara um, die unter einem Hügel von Decken im Bett saß. »Oder möchtest du, daß wir anderswohin gehen?« fragte er seine Gattin.

Vara schüttelte den Kopf. »Ich fühle mich heute nicht so gut, aber wenn ich den ganzen Morgen liegenbleiben muß, freue ich mich über ein paar Menschen, die mir Gesellschaft leisten.«

»Aber vielleicht könnte Valada Geloës Nachricht dich aufregen«, meinte der Prinz besorgt und sah die weise Frau an. »Kann Vara sie hören?«

Geloë lächelte boshaft. »Eine Frau mit einem Kind im Leib ist nicht wie ein Mensch, der an Altersschwäche stirbt. Frauen sind stark – ein Kind zu gebären ist harte Arbeit. Außerdem braucht sich vor meiner Nachricht

niemand zu fürchten – nicht einmal Ihr.« Sie setzte eine mildere Miene auf, um ihm zu zeigen, daß sie es scherzhaft meinte.

Josua nickte. »Das werde ich wohl verdient haben.« Sein Lächeln war matt. »Was also ist Sonderbares vorgefallen? Bitte tretet ein.«

Geloë schüttelte den triefenden Mantel ab und ließ ihn gleich am Eingang zu Boden gleiten. Kurz nach Tagesanbruch hatte ein kalter Regen eingesetzt, der schon fast eine Stunde lang auf das Zeltdach klopfte. Die Waldfrau fuhr sich mit der Hand durch das nasse, kurzgeschorene Haar und nahm auf einem der Hocker Platz, die Freosel für die prinzliche Residenz gezimmert hatte. »Ich erhielt soeben eine Botschaft.«

»Von wem?«

»Das weiß ich eben nicht. Sie kam mit einem von Dinivans Vögeln zu mir, aber die Handschrift stammt nicht von ihm.« Sie griff in ihre Jacke und holte ein Bündel feuchter Federn heraus, das leise piepte; durch die Lücke zwischen ihren Fingern glänzte ein schwarzes Auge. »Und das hat er mitgebracht.« Sie hielt einen winzigen Kringel Öltuch hoch. Nicht ohne Schwierigkeit gelang es ihr, einen Pergamentstreifen herauszuziehen und ihn zu öffnen, ohne den Vogel allzusehr zu verängstigen.

»Prinz Josua«, las sie vor, »gewisse Zeichen verraten mir, daß es günstig für Euch sein könnte, jetzt über Nabban nachzudenken. Gewisse Münder haben mir ins Ohr geflüstert, daß Ihr dort vielleicht mehr Unterstützung findet, als Ihr glaubt. Die Eisvögel haben den Fischern einen zu großen Teil ihres Fangs geraubt. In zwei Wochen wird ein Bote bei Euch eintreffen und Euch Nachrichten bringen, die deutlicher sprechen, als diese kurze Nachricht es kann. Unternehmt nichts, bevor er bei Euch ist, um Eures eigenen Glückes willen.«

Als sie fertiggelesen hatte, blickte Geloë mit wachsamen Augen auf und sagte: »Darunter steht nur die alte Nabbanai-Rune für ›Freund‹. Jemand, der entweder ein Schriftrollenträger oder genauso gelehrt ist, hat das geschrieben. Vielleicht war es jemand, der uns *glauben* machen möchte, es stamme von einem Schriftrollenträger.«

Josua drückte sanft Varas Hand und stand auf. »Darf ich es sehen?« Geloë reichte ihm den Brief, den der Prinz einen Augenblick prüfte und dann zurückgab. »Ich erkenne die Handschrift auch nicht.« Er ging ein paar Schritte auf die Zeltwand zu, drehte sich um und marschierte wieder zur Türklappe. »Der Schreiber will offenbar andeuten, daß es in Nabban Unruhen gibt und das benidrivinische Haus nicht mehr so beliebt ist wie früher – kein Wunder mit Benigaris im Sattel und Nessalanta, die die

Zügel anzieht. Aber was könnte der Absender von mir wollen? Ihr sagt, der Vogel, der die Nachricht brachte, gehörte Dinivan?«

»Ja, und das bereitet mir die größte Sorge.« Geloë wollte weitersprechen, als ein entschuldigendes Hüsteln ertönte. Am Eingang des Zeltes stand Vater Strangyeard, dessen rötlicher Schädelflaum vom Regen durchweicht an seinem Kopf klebte.

»Verzeiht, Prinz Josua.« Er sah auf Vara und errötete. »Herrin Vara. Meine Güte. Ich hoffe, Ihr könnt mir mein … mein Eindringen vergeben.«

»Kommt herein, Strangyeard.« Der Prinz winkte ihm, als wolle er eine scheue Katze locken. Vara lächelte, um zu zeigen, daß sie sich nicht gestört fühlte.

»Ich bat ihn zu kommen, Josua«, erklärte Geloë. »Weil es Dinivans Vogel war – Ihr werdet mich verstehen.«

»Gewiß.« Er deutete auf einen freien Hocker. Der Archivar setzte sich. »Nun erzählt mir von den Vögeln. Ich erinnere mich an das, was Ihr mir von Dinivan berichtet habt, obwohl ich noch immer kaum glauben kann, daß der Sekretär des Lektors Mitglied eines solchen Geheimbundes sein soll.«

Geloë sah etwas ungeduldig aus. »Der Bund der Schriftrolle ist eine Gesellschaft, der viele mit Stolz angehören würden, und nichts, das Dinivan im Auftrag des Bundes tut, könnte seinem Gebieter jemals Anlaß zu Bedenken geben.« Ihre Lider senkten sich, als ihr ein neuer Gedanke kam. »Aber wenn die Gerüchte, die zu uns gedrungen sind, stimmen, ist der Lektor tot. Manche sagen, die Anbeter des Sturmkönigs hätten ihn ermordet.«

»Von diesen Feuertänzern habe ich auch schon gehört«, stimmte Josua zu. »Diejenigen unter den Siedlern aus Neu-Gadrinsett, die vom Süden her zu uns geflohen sind, reden kaum von etwas anderem.«

»Aber mich stört, daß ich seit diesem angeblichen Mord nichts mehr von Dinivan gehört habe«, fuhr Geloë fort. »Und wer könnte seine Vögel haben, wenn sie nicht bei ihm sind? Und wenn er das Attentat auf den Lektor überlebt hat – sie sagen, es habe einen großen Brand in der Sancellanischen Ädonitis gegeben –, warum schreibt er dann nicht selbst?«

»Vielleicht hat er Verbrennungen oder andere Verletzungen erlitten«, schlug Strangyeard schüchtern vor. »Ein anderer könnte nach seinem Diktat geschrieben haben.«

»Möglich«, überlegte Geloë, »aber dann hätte er wohl doch seinen Namen angegeben. Es sei denn, er hat so große Angst vor einer

Entdeckung, daß er nicht einmal eine Vogelbotschaft mit seiner Rune zu senden wagt.«

»Wenn es aber nicht Dinivan ist«, spann Josua den Faden weiter, »müssen wir davon ausgehen, daß es sich um eine List handeln könnte. Sogar die für den Tod des Lektors Verantwortlichen können uns den Brief geschickt haben, aus Gründen, die nur sie kennen.«

Vara schob sich im Bett ein Stück höher. »Es könnte aber auch jemand ganz anderes sein. Jemand, der Dinivans Vögel gefunden und eigene Gründe hat, sich mit uns in Verbindung zu setzen.«

Geloë nickte langsam. »Ja. Aber das müßte jemand sein, der weiß, wer Dinivans Freunde sind und wo sie sind; denn die Botschaft ist an Euren Gatten adressiert, als wüßte der Absender genau, daß sie ihn persönlich erreichen würde.«

Josua marschierte von neuem auf und ab. »Ich habe über Nabban nachgedacht«, murmelte er, »viele, viele Male. Der Norden ist wüstes Land – ich bezweifle, daß Isorn und die anderen dort mehr als bestenfalls ein symbolisches Heer sammeln können. Krieg und übles Wetter haben die Bewohner vertrieben. Aber wenn es uns gelänge, Benigaris aus Nabban zu verjagen…« Er hielt inne und starrte stirnrunzelnd an die Zeltdecke. »Dann könnten wir ein Heer aufstellen und hätten Schiffe … und wirkliche Aussichten, die Pläne meines Bruders zu vereiteln.« Sein Stirnrunzeln vertiefte sich. »Aber wer kann wissen, ob das alles wahr oder gelogen ist? Ich liebe es nicht, wenn man mich an Fäden ziehen will wie eine Marionette.« Er schlug sich mit der Hand auf das Bein. »Ädon! Warum gibt es nichts Einfaches auf der Welt?«

Geloë bewegte sich auf ihrem Hocker. Die Stimme der weisen Frau klang teilnahmsvoll. »Weil nichts einfach ist, Prinz Josua.«

»Aber ganz gleich«, erklärte Vara, »ob diese Nachricht nun echt oder falsch ist, sie kündet uns einen Boten an, der zu uns kommen soll. Dann werden wir mehr erfahren.«

»Vielleicht«, versetzte Josua. »Wenn es nicht nur eine List ist, damit wir zögern oder zu lange abwarten.«

»Das kommt mir wenig wahrscheinlich vor, wenn Ihr mir die Bemerkung verzeihen wollt«, warf Strangyeard mit hoher Stimme ein. »Wer von Euren Feinden wäre so ohnmächtig, daß er seine Zuflucht zu einem so niedrigen Streich nehmen müßte?« Er bemerkte Josuas hartes, angespanntes Gesicht. »Ich meine…«

»Das klingt vernünftig, Strangyeard«, bemerkte Geloë zustimmend.

»Die Sache klingt wenig überzeugend, und ich glaube, Elias und … sein Verbündeter stehen über solchen Dingen.«

»Dann solltest du dich mit deinem *Raed* nicht allzusehr beeilen, Josua.« Etwas wie Triumph lag in Varas Stimme. »Es wäre nicht sinnvoll, Pläne zu schmieden, bevor du weißt, ob die Botschaft ernstgemeint ist. Du mußt auf den Boten warten, zumindest eine gewisse Zeit.«

Der Prinz drehte sich zu ihr um, und die beiden tauschten einen Blick. Obwohl die anderen nicht wußten, was das Schweigen zwischen Mann und Frau bedeutete, warteten sie. Endlich nickte Josua steif.

»Vermutlich hast du recht«, sagte er. »Der Brief spricht von zwei Wochen. Solange werde ich warten, bis ich den *Raed* einberufe.«

Vara lächelte befriedigt.

»Ich bin einverstanden«, erklärte Geloë. »Trotzdem gibt es noch vieles, das wir nicht…«

Sie brach ab, als Simon in der Türöffnung erschien. Als er nicht gleich eintrat, winkte Josua ihm ungeduldig zu.

»Kommt herein, Simon. Wir sprechen gerade über eine seltsame Botschaft und einen vielleicht noch seltsameren Boten.«

Simon fuhr zusammen. »Einen Boten?«

»Man hat uns einen Brief geschickt, vielleicht aus Nabban. Aber kommt doch herein. Habt Ihr ein Anliegen?«

Der hochgewachsene junge Mann schluckte. »Vielleicht ist die Zeit jetzt nicht günstig.«

»Ich kann Euch versichern«, bemerkte Josua trocken, »daß Ihr mich um nichts bitten könnt, das im Vergleich zu den Schwierigkeiten, auf die ich heute bereits gestoßen bin, nicht eine Kleinigkeit wäre.«

Simon schien immer noch zu zögern. »Nun … hm…«, sagte er und trat in das Zelt. Jemand folgte ihm.

»Gesegnete Elysia, Mutter unseres Erlösers«, murmelte Strangyeard mit seltsam erstickter Stimme.

»Nein. Meine Mutter nannte mich Aditu«, erwiderte Simons Begleiterin. So fließend sie sprach, hatte ihr Westerling doch einen eigentümlichen Akzent; man konnte schwer sagen, ob ihre Worte spöttisch oder ernstgemeint waren.

Sie war schlank wie eine Lanze, mit hungrigen goldenen Augen und einer großen, schäumenden Woge schneeweißer Haare, die ein graues Band zusammenhielt. Auch ihre Kleidung war weiß, so daß sie in dem

dämmrigen Zelt beinah zu leuchten schien, als sei ein kleines Stück Wintersonne zur Tür hereingerollt.

»Aditu ist die Schwester meines Freundes Jiriki«, sagte Simon und fügte unnötigerweise hinzu: »Sie ist eine Sitha.«

»Beim *Baum*«, flüsterte Josua, »beim heiligen *Baum*.«

Aditu lachte, ein plätscherndes, melodisches Geräusch. »Sind diese Worte, die Ihr sagt, Zaubersprüche, die mich bannen sollen? Falls ja, scheinen sie keine Wirkung zu haben.«

Die Zauberfrau erhob sich. Auf ihrem verwitterten Gesicht wechselte eine undurchschaubare Mischung von Gefühlen. »Willkommen, Kind der Morgendämmerung«, grüßte sie langsam. »Ich bin Geloë.«

Aditu lächelte, aber sanft. »Ich weiß, wer Ihr seid. Erste Großmutter sprach von Euch.«

Geloë streckte die Hand aus, als wollte sie die Erscheinung berühren. »Amerasu war mir lieb, obgleich ich ihr nie von Angesicht zu Angesicht begegnet bin. Als ich von Simon hörte, was geschehen ist…« Überraschend stiegen ihr Tränen in die Augen und zitterten an ihren Wimpern. »Man wird sie vermissen, Eure Erste Großmutter.«

Aditu neigte kurz den Kopf. »Man vermißt sie sehr. Die ganze Welt trauert um sie.«

Josua trat vor. »Verzeiht meine Unhöflichkeit, Aditu.« Er sprach den Namen sorgfältig aus. »Ich bin Josua, die anderen außer Valada Geloë sind meine Gemahlin, die Herrin Vara, und Vater Strangyeard.« Er strich sich mit der Hand über die Augen. »Können wir Euch etwas zu essen oder zu trinken anbieten?«

Aditu verbeugte sich. »Vielen Dank, aber ich habe erst vor Tagesanbruch aus Eurer Quelle getrunken und bin auch nicht hungrig. Ich bringe eine Botschaft von meiner Mutter Likimeya, Herrin des Hauses der Tanzenden Jahre. Vielleicht möchtet Ihr sie hören.«

»Natürlich.« Josua konnte die Augen nicht von ihr wenden. Hinter ihm starrte auch Vara den Ankömmling an, wenn auch mit anderem Ausdruck als der Prinz. »Natürlich«, wiederholte er. »Bitte nehmt doch Platz.«

Die Sitha sank in einer einzigen Bewegung, leicht wie Distelflaum, zu Boden. »Seid Ihr sicher, daß die Zeit günstig ist, Prinz Josua?« Ihre melodische Stimme verriet leise Belustigung. »Ihr seht nicht gut aus.«

»Es war ein ungewöhnlicher Morgen«, erwiderte der Prinz.

»Das heißt, sie sind bereits nach Hernystir geritten?« fragte Josua nachdenklich. »Das sind in der Tat unerwartete Neuigkeiten.«

»Ihr scheint nicht erfreut«, bemerkte Aditu.

»Wir hatten auf die Hilfe der Sithi gehofft – obwohl wir ganz sicher nicht fest darauf rechneten oder sie auch nur zu verdienen glaubten.« Der Prinz schnitt eine Grimasse. »Ich weiß, daß Ihr keinen Anlaß hattet, meinen Vater zu lieben, und deshalb auch keinen Grund, meinem Volk oder mir Zuneigung entgegenzubringen. Trotzdem freue ich mich, daß die Hernystiri Sithi-Hörner hören werden. Ich hätte gern mehr für Lluths Volk getan.«

Aditu reckte die Arme über den Kopf, eine merkwürdig kindliche Gebärde, die zum Ernst des Gesprächs nicht recht passen wollte. »Das hätten wir auch. Aber wir haben seit langer Zeit jede Verbindung zum Treiben der Menschen, selbst der Hernystiri, abgebrochen. Vielleicht wäre es auch dabei geblieben, sogar um den Preis unserer Ehre«, fügte sie mit beiläufiger Offenherzigkeit hinzu, »aber die Ereignisse zwangen uns, uns einzugestehen, daß Hernystirs Krieg auch unser Krieg ist.« Sie richtete die leuchtenden Augen auf den Prinzen. »So wie er natürlich auch der Eure ist. Und darum werden wir, sobald Hernystir befreit ist, nach Naglimund reiten.«

»Das habt Ihr gesagt.« Josua blickte sich im Kreis um, wie um sich zu vergewissern, daß die anderen dasselbe gehört hatten wie er. »Aber Ihr habt uns keinen Grund genannt.«

»Es gibt viele Gründe. Weil es unserem Wald und unserem Land zu nah benachbart ist. Weil die Hikeda'ya südlich von Nakkiga keinen Stützpunkt mehr haben dürfen. Und wegen anderer Bedenken, auf die einzugehen mir nicht erlaubt ist.«

»Aber wenn die Gerüchte stimmen«, wandte Josua ein, »sind die Nornen sogar schon auf dem Hochhorst.«

Aditu legte den Kopf schief. »Ein paar von ihnen halten sich dort auf, zweifellos um der Abmachung zwischen Eurem Bruder und Ineluki Nachdruck zu verleihen. Aber Ihr müßt verstehen, Prinz Josua, daß es zwischen den Nornen und ihrem untoten Gebieter einen Unterschied gibt, so wie zwischen Eurer Burg und der Eures Bruders. Ineluki und seine Rote Hand *können* Asu'a – das Ihr den Hochhorst nennt – nicht betreten. Darum ist es die Aufgabe der Zida'ya, dafür zu sorgen, daß sie sich auch nicht in Naglimund oder einem anderen Ort südlich der Frostmark festsetzen können.«

»Warum kann der … warum kann er den Hochhorst nicht betreten?« fragte Simon.

»Das habt Ihr ironischerweise dem Thronräuber Fingil und den anderen sterblichen Königen, die Asu'a besessen haben, zu verdanken«, erklärte Aditu. »Als sie sahen, was Ineluki in den letzten Augenblicken seines Lebens getan hatte, waren sie zutiefst erschüttert. Sie hatten nicht geahnt, daß ein einzelner, auch wenn es ein Sitha war, über solche Macht verfügen konnte. Darum ließen sie über jede Handbreit Boden und Mauer, die von unserer Heimat noch übrig waren, Gebete und Zaubersprüche – sofern das nicht dasselbe ist – sprechen, ehe sie sich dort niederließen. Und als man es wieder aufbaute, wiederholte man diesen Vorgang unzählige Male, bis Asu'a so von schützendem Zauber umgeben war, daß Ineluki bis ans Ende aller Zeiten – dann, wenn es nicht mehr darauf ankommt – nie mehr dorthin zurückkehren kann.« Ihre Züge spannten sich. »Aber trotzdem ist er unglaublich stark. Er kann seine lebendigen Diener aussenden, und sie werden ihm helfen, Euren Bruder und durch ihn die Menschheit zu beherrschen.«

»Und Ihr glaubt, daß das sein Plan ist?« fragte Geloë. »Dachte Amerasu das auch?«

»Wir werden es nie mit Sicherheit wissen. Wie Simon Euch gewiß berichtet hat, starb sie, bevor sie die Früchte ihres Nachdenkens mit uns teilen konnte. Einer der Roten Hand wurde nach Jao é-Tinukai'i geschickt, um dem Jäger der Nornenkönigin zu helfen, sie zum Schweigen zu bringen – eine Tat, die selbst Utuk'ku und den Untoten in den Tiefen von Nakkiga erschöpft haben muß und darum viel darüber aussagt, wie sehr sie die Weisheit von Erster Großmutter fürchteten.« Sie kreuzte kurz die Hände über der Brust und betupfte sich mit dem Finger die Augen. »Darum kamen die Häuser der Verbannung in Jao é-Tinukai'i zusammen, um zu erörtern, was geschehen war und den Krieg zu planen. Daß Ineluki vorhat, Euren Bruder zu benutzen, um durch ihn über die Menschen zu herrschen, schien allen versammelten Zida'ya das Wahrscheinlichste.« Aditu beugte sich über das Kohlenbecken und zog einen Stock heraus, der an einem Ende schon schwelte. Sie hielt ihn vor ihr Gesicht, das die Glut purpurn färbte. »Ineluki ist in gewisser Weise am Leben, aber er kann in dieser Welt nie mehr körperlich existieren und hat an dem Ort, den er am meisten begehrt, keine unmittelbare Macht.« Sie sah sich in der Runde um und teilte mit allen nacheinander ihren goldenen Blick. »Aber er wird sein möglichstes tun, um die Menschen, die Emporkömmlinge, unter seine

Faust zu zwingen. Und wenn er dabei zugleich seine Familie und seinen Stamm demütigen kann, wird er gewiß nicht darauf verzichten.« Sie gab einen Laut von sich, der fast wie ein Seufzer klang, und warf das Holz zurück auf die Kohlen. »Vielleicht ist es ein Glück, daß die meisten Helden, die für ihr Volk sterben, nicht zurückkehren und sehen können, was dieses Volk mit dem so teuer erkauften Leben in Freiheit anfängt.«

Eine Pause entstand. Schließlich brach Josua das Schweigen.

»Hat Simon Euch gesagt, daß wir unsere Gefallenen hier auf dem Sesuad'ra begraben haben?«

Aditu nickte. »Der Tod ist uns nicht fremd, Prinz Josua. Wir sind unsterblich, ja, aber nur in dem Sinne, daß wir nicht sterben, solange wir es selbst nicht wollen – oder solange es kein anderer will.

Vielleicht beschäftigen wir uns gerade deshalb so viel mit dem Sterben. Nur weil unser Leben im Vergleich zu Eurem lang währt, heißt das nicht, daß es uns leichter fällt, es aufzugeben.« Sie ließ ein langsames, gemessenes Lächeln um ihre Lippen spielen. »Ja, der Tod ist uns vertraut. Euer Volk hat sich tapfer verteidigt. Es ist keine Schande für uns, diesen Ort mit den Gefallenen zu teilen.«

»Dann möchte ich Euch noch etwas anderes zeigen.« Josua erhob sich und streckte der Sitha die Hand entgegen. Vara, die es genau beobachtete, sah wenig erfreut aus. Aditu stand auf und folgte dem Prinzen zum Zelteingang.

»Wir haben meinen Freund – meinen liebsten Freund – im Garten hinter dem Abschiedshaus begraben«, erklärte der Prinz. »Simon, würdet Ihr uns begleiten?« Er fügte hastig hinzu: »Und Ihr natürlich auch, Geloë und Strangyeard, wenn es Euch gefällt.«

»Ich werde hierbleiben und mich eine Weile mit Vara unterhalten«, antwortete die weise Frau. »Aditu, ich würde sehr gern später noch mit Euch sprechen.«

»Selbstverständlich.«

»Ich glaube, ich komme mit«, bemerkte Strangyeard beinahe entschuldigend. »Es ist so schön dort.«

»*Sesu-d' asu* ist ein trauriger Ort geworden«, sagte Aditu. »Einst war es wunderschön.«

Sie standen vor der breiten Mauer des Abschiedshauses. Die verwitterten Steine glänzten stumpf im Sonnenlicht.

»Ich finde es immer noch schön«, meinte Strangyeard schüchtern. »Ich auch«, fiel Simon ein. »Es ist wie eine alte Frau, die einmal ein hübsches Mädchen war und in deren Gesicht man das immer noch sieht.«

Aditu grinste. »Mein Seoman«, sagte sie, »die Zeit, die du bei uns verbracht hast, hat dich zum halben Zida gemacht. Bald wirst du Gedichte verfassen und sie dem Wind zuflüstern, wenn er an dir vorüberweht.«

Sie gingen durch die Halle und in den zerstörten Garten. Dort hatte man einen Steinhügel über Deornoths Grab aufgeschichtet. Aditu blieb schweigend davor stehen und legte die Hand auf den obersten Stein. »Es ist ein guter, ruhiger Ort.« Ihr Blick wurde abwesend, als sähe sie andere Orte und Zeiten. »Von allen Liedern, die wir Zida'ya singen«, murmelte sie, »sind uns die am liebsten, die von Verlorenem künden.«

»Vielleicht deshalb, weil man erst dann weiß, was etwas wirklich wert ist, wenn man es verloren hat«, erwiderte Josua mit gesenktem Kopf. Das Gras zwischen den zerbrochenen Pflastersteinen wogte im Wind.

Merkwürdigerweise war es von allen Bewohnern des Sesuad'ra ausgerechnet Vara, die sich am schnellsten mit Aditu anfreundete, soweit eine Sterbliche wirklich die Freundin einer Unsterblichen sein kann. Selbst Simon, der unter ihnen gelebt und einen von ihnen gerettet hatte, war keineswegs sicher, daß sie ihn als Freund betrachteten.

Trotz ihrer anfänglichen Kühle gegenüber der Sitha schien etwas in Aditus fremdartigem Wesen Vara anzuziehen, vielleicht die bloße Tatsache, daß die Sitha wirklich eine Fremde war, die einzige ihrer Art an diesem Ort, so wie Vara es selbst in den Jahren in Naglimund gewesen war. Aber ganz gleich, was Vara an ihr gefiel, Josuas Gemahlin nahm Aditu freundlich auf und suchte sogar ihre Gesellschaff. Auch die Sitha schien gern in ihrer Nähe zu sein; wenn sie sich nicht bei Simon oder Geloë aufhielt, ging sie mit der Thrithing-Frau zwischen den Zelten spazieren oder saß an ihrem Bett, wenn Vara sich nicht wohl fühlte oder müde war. Herzogin Gutrun, Varas gewöhnliche Gefährtin, gab sich große Mühe, der erstaunlichen Besucherin liebenswürdig zu begegnen, aber etwas in ihrem ädonitischen Herzen erlaubte es ihr nicht, sich dabei ganz behaglich zu fühlen. Während Vara und Aditu miteinander schwatzten und lachten, beobachtete Gutrun die Sitha wie ein gefährliches Tier, das angeblich jetzt zahm sein sollte.

Aditu ihrerseits schien eigentümlich fasziniert von dem Kind, das Vara erwartete. Den Zida'ya wurden nur wenige Kinder geboren, vor allem in

letzter Zeit, vertraute sie Vara an. Das Jüngste war vor über einem Jahrhundert zur Welt gekommen und längst ebenso erwachsen wie die ältesten unter den Kindern der Morgenröte. Aditu interessierte sich auch für Leleth, obwohl das kleine Mädchen bei ihr nicht gesprächiger war als bei allen anderen. Aber sie ließ sich von Aditu auf Spaziergänge mitnehmen und sogar gelegentlich tragen, etwas, das sie niemandem sonst gestattete.

Wenn Aditu ihrerseits an manchen Menschen Anteil nahm, so waren die schlichten Bürger von Neu-Gadrinsett von ihr abwechselnd hingerissen und entsetzt. Ulcas Geschichte, die schon in Wahrheit seltsam genug war, hatte sich durch Erzählen und Wiedererzählen stark verändert, bis Aditu schließlich mit einem Lichtblitz und einer Rauchwolke vor ihr erschienen sein sollte; außerdem hätte die Sitha, voller Zorn über das Tändeln des Menschenmädchens mit ihrem Zukünftigen, gedroht, Ulca in Stein zu verwandeln. Ulca wurde schnell zur Heldin aller jungen Frauen auf dem Sesuad'ra, und Aditu, obwohl die meisten der Hügelbewohner sie nur selten zu Gesicht bekamen, ein Gegenstand endlosen Klatsches und abergläubischen Gemurmels.

Auch Simon blieb zu seinem Kummer Gegenstand solcher Gerüchte und Spekulationen in der kleinen Gemeinde. Jeremias, der sich gern auf dem Marktplatz unterhalb des Abschiedshauses herumtrieb, berichtete ihm freudestrahlend die jeweils neuesten Wundermären: der Drache, dem Simon das Schwert gestohlen hätte, würde eines Tages zurückkommen und mit Simon darum kämpfen; Simon war halb Sitha und Aditu ausgesandt, ihn in die Hallen des *Schönen Volkes* zurückzuholen; und so fort. Simon lauschte den Phantasien, die aus leerer Luft gewoben schienen, und konnte nur schaudern. Etwas anderes blieb ihm nicht übrig; jeder Versuch, den er unternahm, die Geschichten zu unterbinden, überzeugte das Volk nur, daß er entweder von männlicher Bescheidenheit oder von listiger Verlogenheit war. Manche Geschichten erheiterten ihn, aber trotzdem hatte er ständig das Gefühl, man beobachte ihn schärfer, als ihm angenehm sein konnte. Das führte dazu, daß er seine Zeit nur noch mit Leuten verbrachte, die er kannte und denen er vertraute – eine Zurückhaltung, die die Gerüchteküche nur noch weiter anheizte.

Wenn das Ruhm war, fand Simon, wäre er lieber ein niedriger und unbekannter Küchenjunge geblieben. Manchmal, wenn er durch Neu-Gadrinsett ging und die Leute ihm zuwinkten oder hinter ihm hertuschelten, kam er sich geradezu nackt vor. Aber er konnte nichts weiter

tun, als mit lächelndem Gesicht und gestrafften Schultern weiterzuschreiten. Küchenjungen mochten sich verstecken oder wegrennen, Ritter nicht.

»Er ist draußen, Josua, und schwört, daß Ihr ihn erwartet.«

»Ah.« Der Prinz sah zu Simon hinüber. »Das muß der geheimnisvolle Bote sein, von dem ich Euch erzählt habe – der Nachricht aus Nabban bringt. Und es sind wirklich zwei Wochen, fast auf den Tag genau. Bleibt hier und hört zu. Sludig, bitte holt ihn herein.«

Der Rimmersmann verließ das Zelt und kam gleich darauf mit einem langen Kerl zurück, hohlwangig, blaß und, fand Simon, einigermaßen mürrisch. Sludig trat an die Zeltwand zurück und blieb dort stehen, die eine Hand am Griff der Axt, während die andere mit den Haaren seines gelben Bartes spielte.

Der Bote ließ sich langsam auf ein Knie sinken. »Prinz Josua, mein Gebieter sendet seine Grüße und befiehlt mir, Euch dies zu überreichen.«

Als er die Hand in den Mantel steckte, tat Sludig einen Schritt nach vorn, obgleich der Bote mehrere Ellen von dem Prinzen entfernt war. Aber der Mann brachte nur eine Rolle Pergament zum Vorschein, die mit Bändern verschnürt und mit blauem Wachs versiegelt war. Josua warf einen kurzen Blick darauf und winkte Simon, sie ihm zu bringen.

»Der geflügelte Delphin«, sagte er, als er sie in Händen hielt und das in das geschmolzene Wachs geprägte Zeichen sah. »Dein Herr ist also Graf Streáwe von Perdruin?«

Es war schwer, den Gesichtsausdruck des Boten nicht als unverschämtes Grinsen zu bezeichnen. »Jawohl, Prinz Josua.«

Der Prinz brach das Siegel und entrollte das Pergament. Er überflog es ein paar lange Momente, rollte es dann wieder auf und legte es auf seine Armlehne. »Ich will es mir in Ruhe ansehen. Wie ist dein Name, Mann?«

Der Bote nickte mit ungeheurer Befriedigung, als hätte er diese entscheidende Frage schon viel früher erwartet. »Er lautet … Lenti.«

»Nun gut, Lenti. Sludig wird dich mitnehmen und dafür sorgen, daß du zu essen und zu trinken bekommst. Außerdem wird er dir ein Bett anweisen, denn ich werde etwas Zeit brauchen, bevor ich dir meine Antwort übergebe – vielleicht ein paar Tage.«

Der Bote blickte sich so abschätzig im Zelt des Prinzen um, als überschlage er die mögliche Qualität der Unterbringung in Neu-Gadrinsett. »Jawohl, Prinz Josua.«

Sludig trat vor und forderte Lenti mit einer ruckartigen Kopfbewegung auf, ihm zu folgen.

»Ich halte nicht viel von diesem Boten«, meinte Simon, als die beiden das Zelt verlassen hatten.

Josua las das Pergament noch einmal. »Ein Dummkopf«, stimmte er zu, »eingebildet ohne jeden Grund, unfähig selbst zu solch einfachen Dingen. Aber verwechselt Streáwe nicht mit seinen Dienern – der Herr von Perdruin ist so gerissen wie nur ein Beutelschneider auf dem Marktplatz. Trotzdem spricht es nicht für seine Möglichkeiten, Versprochenes einzuhalten, wenn er keinen überzeugenderen Boten für sein Angebot findet.«

»Was hat er denn versprochen?« fragte Simon.

»Graf Streáwe behauptet, er könne mir Nabban in die Hände liefern.« Er stand auf und ließ das Pergament in seinen Ärmel gleiten. »Natürlich lügt der alte Herr, aber sein Vorschlag bringt mich auf ein paar interessante Gedanken.«

»Das verstehe ich nicht.«

Der Prinz lächelte. »Seid froh. Eure Zeit der Unschuld in bezug auf Leute wie Streáwe ist nur noch kurz bemessen.« Er klopfte Simon auf die Schulter.

»Vorläufig, junger Ritter, möchte ich lieber noch nicht darüber sprechen. Zeit und Ort dafür ist der *Raed*.«

»Wollt Ihr Eure Versammlung jetzt einberufen?«

Josua nickte. »Es ist Zeit. Ausnahmsweise werden wir die Musik machen – und dann sehen, ob es uns gelingt, meinen Bruder und seine Verbündeten danach tanzen zu lassen.«

»Das ist eine äußerst fesselnde Art der Täuschung, du schlauer Seoman.« Aditu schaute auf das *Shent*-Spiel, das sie aus Holz, Wurzelfarben und glatten Steinen gefertigt hatte. »Ein falscher Angriff, falsch gespielt; eine Finte, die als trügerisch entlarvt wird, in Wirklichkeit aber dem wahren Plan entspricht. Sehr hübsch. Aber was tust du, wenn ich meine Steine hierhin setze … und dahin … und dorthin?« Sie ließ die Tat den Worten folgen.

Simon runzelte die Stirn. Im trüben Licht seines Zeltes bewegte ihre Hand sich fast schneller, als er sehen konnte. Einen unangenehmen Augenblick fragte er sich, ob sie vielleicht mogelte; aber sofort fiel ihm

ein, daß Aditu es gar nicht nötig hatte, einen Gegner zu betrügen, für den die wirklichen Feinheiten des *Shent* noch immer ein Buch mit sieben Siegeln waren – so wenig wie er einem kleinen Kind ein Bein beim Wettlauf stellen würde. Aber es brachte ihn auf eine interessante Frage.

»Kann man bei diesem Spiel eigentlich betrügen?«

Aditu, die gerade ihre Spielsteine ordnete, blickte auf. Sie trug eines von Varas losen Kleidern, und der ungewöhnlich zurückhaltende Anzug und die offenen Haare ließen sie etwas weniger wild und gefährlich als sonst aussehen, ja sogar bestürzend menschlich wirken. Im Schein des Kohlenbeckens schimmerten ihre Augen. »Betrügen? Du meinst lügen? Ein Spiel kann so trügerisch sein, wie die Spieler es wollen.«

»Nein, das meine ich nicht. Ich möchte wissen, ob Ihr absichtlich etwas tun könnt, das gegen die Regeln ist.«

Ihre Schönheit hatte etwas Unheimliches. Er starrte sie an und dachte an die Nacht, in der sie ihn geküßt hatte. Was hatte das bedeutet? Überhaupt etwas? Oder war es nur eine andere Art für sie, mit ihrem einstigen Schoßhund zu spielen?

Sie erwog seine Frage. »Ich weiß nicht, wie ich dir antworten soll. Könntest du die Gestalt betrügen, in der du geschaffen bist, indem du mit den Armen schlägst und fliegst?«

Simon schüttelte den Kopf. »Ein Spiel mit so vielen Regeln muß auch Möglichkeiten bieten, sie zu brechen.«

Bevor Aditu nochmals nach einer Antwort suchen konnte, kam atemlos und ganz außer sich Jeremias hereingestürzt. »Simon!« schrie er und verstummte erschrocken, als er Aditu bemerkte. »Verzeiht.« Trotz seiner Verlegenheit konnte er sich kaum beherrschen. »Was ist denn?«

»Es sind Leute gekommen!«

»Wer? Was für Leute?« Simon warf einen kurzen Blick auf Aditu, die jedoch wieder in das Studium der vor ihr liegenden Steine vertieft war.

»Herzog Isgrimnur und die Prinzessin!« Jeremias fuchtelte heftig mit den Armen. »Und noch andere! Ein seltsamer kleiner Mann, ein bißchen wie Binabik und die Trolle, aber fast so groß wie wir. Und ein alter Mann, der noch länger als du ist. Simon, die ganze Stadt ist auf den Beinen, um sie zu empfangen!«

Einen Augenblick blieb Simon still sitzen. In seinem Kopf drehte sich alles. »Die Prinzessin?« flüsterte er endlich. »Prinzessin … Miriamel?«

»Ja! Ja!« keuchte Jeremias. »Angezogen wie ein Mönch, aber sie hat die

Kapuze abgenommen und gewinkt. Komm mit, Simon, wir laufen ihnen entgegen!« Er machte kehrt und wollte zur Tür gehen, drehte sich dann aber wieder um und betrachtete staunend seinen Freund. »Simon? Was hast du? Willst du denn die Prinzessin und Herzog Isgrimnur und den braunen Mann nicht sehen?«

»Die Prinzessin.« Simon starrte hilflos auf Aditu, die den Blick mit katzenhafter Ungerührtheit erwiderte.

»Es klingt nach etwas, das dir Freude machen wird, Seoman. Wir können später weiterspielen.«

Simon stand auf und folgte Jeremias aus dem Zelt, hinaus in den Höhenwind, so langsam und unsicher wie ein Schlafwandler. Wie im Traum hörte er ringsum Menschen rufen, ein anschwellendes, brausendes Murmeln, das in seinen Ohren dröhnte wie das Tosen des Meeres.

Miriamel war zurückgekommen.

XXI

Erhörte Gebete

Auf ihrer Reise durch das weite Grasland war es immer kälter geworden. Als Miriamel und ihre Gefährten schließlich die scheinbar endlose Ebene des Wiesen-Thrithings erreichten, lag auf dem Boden Schnee, und selbst über Mittag blieb der Himmel stumpf und zinngrau, nur von schwarzen Wolkenstreifen durchzogen. Miriamel wickelte sich vor dem schneidenden Wind eng in ihren Reisemantel und war fast dankbar dafür, daß Aspitis Preves sie entdeckt hatte; wären sie wirklich gezwungen gewesen, die Reise zu Fuß zu machen, wäre alles noch viel länger und unangenehmer gewesen. Aber obgleich ihr kalt war und sie sich gar nicht wohl fühlte, erlebte sie doch gleichzeitig ein sonderbares Gefühl von Freiheit. Der Graf hatte sie in ihren Träumen verfolgt, jetzt aber hatte sie, obwohl er noch lebte und vermutlich auch weiter versuchen würde, sich zu rächen, vor ihm und dem, was er vielleicht tun konnte, keine Angst mehr.

Ganz anders verhielt es sich mit Cadrachs Flucht. Seitdem sie zusammen von der *Eadne-Wolke* entkommen waren, hatte sie angefangen, den Hernystiri mit anderen Augen zu sehen. Ja, es stimmte, daß er sie mehrfach verraten hatte, aber auf seine eigene seltsame Weise schien er sie dennoch gern gehabt zu haben. Der Selbsthaß des Mönchs hatte nach wie vor zwischen ihnen gestanden und ihn wohl auch fortgetrieben, aber ihre Gefühle hatten sich verändert.

Den Streit um Tiamaks Pergament bedauerte sie zutiefst. Sie hatte gedacht, sie könnte ihn ganz allmählich zum Reden bringen und so vielleicht den Menschen erreichen, der tief in ihm steckte – einen Menschen, dem sie Zuneigung entgegenbrachte. Aber als hätte sie einen verwilderten Hund zähmen und dabei zu schnell streicheln wollen, war Cadrach vor ihr zurückgescheut und ausgerissen. Miriamel konnte das dumpfe Gefühl nicht unterdrücken, daß sie eine Gelegenheit verscherzt hatte, die wichtiger war, als sie selbst begriff.

Selbst zu Pferde dauerte die Reise lange, und ihre Gedanken waren nicht

immer eine angenehme Gesellschaft.

Sie brauchten eine volle Woche, bis sie in das Wiesen-Thrithing gelangten, und sie ritten vom ersten Morgenlicht bis nach Sonnenuntergang … sofern sie die Sonne überhaupt zu Gesicht bekamen. Das Wetter wurde immer kühler, blieb aber gerade noch erträglich; an den meisten Nachmittagen kämpfte die Sonne sich durch wie ein erschöpfter, aber entschlossener Bote und verjagte den Frost.

Das Wiesenland war weit und größtenteils flach und eben wie ein Teppich. Die geringe Steigung, die es gelegentlich aufwies, bedrückte sie fast noch mehr; nach einem langen Tagesritt einen kaum meßbaren Hang hinauf kam Miriamel einfach von der Vorstellung nicht los, daß sie irgendwann eine Höhe erreichen und dann *irgendwo* sein würden. Statt dessen fanden sie sich wieder auf einem brettebenen, grasigen Tafelland, das genauso langweilig war wie die Steigung, nur um sich dann ganz langsam einen ebenso öden, milden Abstieg hinunterzubewegen. Schon der Gedanke daran, eine so eintönige Strecke zu Fuß zurückzulegen, war entmutigend. Leeres Feld auf leeres Feld, mühselige Meile auf mühselige Meile flüsterte Miriamel leise Dankgebete für Aspitis' unfreiwilliges Geschenk, die Pferde.

Tiamak saß vor ihr im Sattel und erholte sich jetzt schnell. Mit einiger Ermutigung erzählte der Wranna ihr und Isgrimnur – der selig war, daß ein anderer die Bürde des Geschichtenerzählens mit ihm teilte – mehr von seiner Kindheit in den Marschen und seinem schwierigen Jahr als hoffnungsvollem Gelehrten in Perdruin. Obwohl seine natürliche Zurückhaltung ihn daran hinderte, sich über die schlechte Behandlung, die ihm in seinem Leben zuteil geworden war, näher zu äußern, empfand Miriamel sehr deutlich die vielen Mißachtungen und kleinen Grausamkeiten, die er nur andeutete.

Ich bin nicht die einzige, die sich einsam, mißverstanden und unerwünscht fühlt. Diese scheinbar auf der Hand liegende Wahrheit traf sie wie eine plötzliche Offenbarung. *Und dabei bin ich eine Prinzessin, die immer Vorrechte hatte – ich war nie hungrig, hatte nie Angst davor, nach meinem Tod vergessen zu werden, bekam nie gesagt, ich sei für etwas, das ich gern tun wollte, nicht gut genug.*

Während sie Tiamak zuhörte und seinen drahtigen und doch zerbrechlich wirkenden Körper und seine präzisen Gelehrtengesten beobachtete, erschrak Miriamel über ihre eigene halsstarrige Unwissenheit.

Wie konnte sie, der soviel Glück in die Wiege gelegt worden war, sich über die wenigen unerfreulichen Dinge, mit denen Gott oder das Schicksal sie konfrontiert hatten, so aufregen? Sie sollte sich schämen.

Sie versuchte Herzog Isgrimnur etwas von diesen Gedanken mitzuteilen; der aber wollte nicht dulden, daß sie sich allzusehr der Selbstverachtung hingab.

»Wir haben alle unsere Sorgen, Prinzessin«, erklärte er. »Es ist keine Schande, wenn man sie sich zu Herzen nimmt. Die einzige Sünde besteht darin, zu vergessen, daß andere Leute auch Sorgen haben, oder vor lauter Selbstmitleid nicht schnell genug zuzugreifen, wenn jemand Hilfe braucht.«

Wieder wurde Miriamel daran erinnert, daß Isgrimnur mehr war als nur ein bärbeißiger alter Soldat.

In ihrer dritten Nacht im Wiesen-Thrithing, als die vier dasaßen und sich dicht um ihr Lagerfeuer drängten – sehr dicht, denn Holz war knapp im Grasland und das Feuer winzig –, fand Miriamel endlich den Mut, Tiamak nach dem Inhalt seines Reisesacks zu fragen.

Der Wranna war so verlegen, daß er ihr kaum in die Augen sehen konnte. »Es ist mir schrecklich peinlich, Herrin. Ich kann mich nur ungenau erinnern, aber in meinem Fieber war ich fest überzeugt, daß Cadrach es mir stehlen wollte.«

»Aber wie kamt Ihr darauf? Worum handelt es sich überhaupt?«

Tiamak überlegte kurz, griff dann in den Sack, holte das Blätterbündel heraus und entfernte die Umhüllung. »Es war damals, als Ihr mit dem Mönch über Nisses' Buch spracht«, erläuterte er schüchtern.

»Ich glaube jetzt, daß die Bemerkung ganz harmlos war, weil Morgenes in seiner Botschaft an mich ja auch etwas von Nisses erwähnt hatte; aber in meiner Krankheit konnte ich nur denken, Ihr meintet meinen Schatz und er sei in Gefahr.«

Er reichte ihr das Pergament. Als sie es entrollte, kam Isgrimnur um das Feuer herum und las über ihre Schulter mit. Camaris, unbeteiligt wie immer, blickte hinaus in die Nacht.

»Es ist eine Art Lied«, meinte Isgrimnur unzufrieden, als hätte er mehr erwartet.

»*Den Blinden, der sehen kann*«, las Miriamel. »Was heißt das?«

»Das weiß ich auch nicht genau«, antwortete Tiamak. »Doch seht, die

Unterschrift lautet ›Nisses‹. Ich nehme an, es ist ein Stück aus seinem verschollenen Buch *Du Svardenvyrd.*«

Miriamel schnappte nach Luft. »Oh! Das ist doch das Buch, das Cadrach hatte – dessen Seiten er einzeln verkauft hat.« Etwas in ihrem Magen krampfte sich zusammen. »Das Buch, das Pryrates unbedingt haben wollte! Wo habt Ihr das gefunden?«

»Ich kaufte es vor fast einem Jahr in Kwanitupul. Es gehörte zu einem Haufen Pergamentabfälle. Der Händler kann nicht gewußt haben, daß es wertvoll war, oder vielleicht hat er sich das, was er vermutlich schon als Reste gekauft hat, auch nie angeschaut.«

»Ich bezweifle, daß Cadrach wußte, was Ihr da hattet«, meinte Miriamel. »Aber Elysia, Mutter der Barmherzigkeit, wie merkwürdig! Vielleicht ist das eines der Blätter, die er verkauft hat.«

»Er hat Seiten aus Nisses' Buch verkauft?« fragte Tiamak empört und verwundert. »Wie ist so etwas möglich?«

»Cadrach hat mir erzählt, daß er arm und verzweifelt war.« Sie erwog, ihnen die Geschichte des Mönchs zu erzählen, entschied sich dann aber dagegen. Vielleicht verstanden sie sein Verhalten falsch. Trotz seiner Flucht empfand sie immer noch das Bedürfnis, Cadrach gegen die in Schutz zu nehmen, die ihn nicht so gut kannten wie sie. »Damals trug er einen anderen Namen«, erklärte sie, als könne ihn das in gewisser Weise entlasten. »Er hieß Padreic.«

»Padreic!« Tiamak war äußerst überrascht. »Aber diesen Namen kenne ich! Kann es derselbe Mann sein, den auch Doktor Morgenes gut kannte?«

»Ja, er kannte Morgenes. Er hat ein seltsames Leben geführt.«

Isgrimnur schnaubte, aber auch er klang ein wenig betroffen. »Allerdings ein seltsames Leben, scheint mir.«

Miriamel beeilte sich, das Thema zu wechseln. »Vielleicht versteht Prinz Josua etwas davon.«

Der Herzog schüttelte den Kopf. »Ich glaube, wenn wir Josua überhaupt finden, wird er etwas anderes zu tun haben, als sich alte Pergamente anzuschauen.«

»Aber es könnte wichtig sein.« Tiamak warf Isgrimnur einen Seitenblick zu. »Wie ich Euch schon sagte, schrieb mir Doktor Morgenes in seinem Brief, er gehe davon aus, daß jetzt die Zeit sei, vor der Nisses gewarnt habe. Morgenes war ein Mann, der vieles wußte, das uns anderen verborgen ist.«

Isgrimnur kehrte brummend auf seinen Platz am Feuer zurück. »Das übersteigt meinen Verstand. Um ein ganzes Stück.«

Miriamel beobachtete Camaris, der so ruhig und besitzergreifend in die Nacht hinausblickte wie eine Eule, die soeben von ihrem Ast hinabschweben will. »Es gibt heutzutage so viele Geheimnisse«, seufzte sie. »Wäre es nicht wunderschön, wenn alles wieder einfach wäre?«

Eine Pause entstand, dann lachte Isgrimnur verlegen auf. »Ich hatte ganz vergessen, daß der Mönch fort ist. Ich wartete darauf, daß er sagen würde ›Nichts wird je wieder einfach sein‹ oder etwas in dieser Art.«

Miriamel mußte wider Willen lächeln. »Ja, das hätte er gesagt.« Sie hielt die Hände näher an die tröstliche Wärme des Feuers und stieß einen neuen Seufzer aus. »Genauso hätte er es ausgedrückt.«

Tagelang ritten sie nach Norden. Der Schnee auf der Erde lag jetzt höher, der Wind wurde ihr Feind. Als die letzten Meilen des Wiesen-Thrithings hinter ihnen zurückblieben, wurden Miriamel und die anderen immer niedergeschlagener.

»Es ist schwer vorstellbar, daß Josua und seine Gefährten in diesem Wetter weit gekommen sein sollen.« Isgrimnur schrie fast, um den Wind zu übertönen. »Es ist jetzt viel schlimmer als damals, als ich von Naglimund nach Süden aufbrach.«

»Wenn sie nur am Leben sind, bin ich zufrieden«, erwiderte Miriamel. »Das wäre ein Anfang.«

»Eigentlich wissen wir nicht genau, wo wir sie suchen müssen, Prinzessin«, sagte der Herzog fast entschuldigend. »Keines der Gerüchte, die ich gehört habe, deutet mehr an, als daß Josua irgendwo im Hoch-Thrithing steckt. Es liegen noch mehr als hundert Meilen Grasland vor uns, genausowenig besiedelt und zivilisiert wie das hier.« Er schwenkte den breiten Arm über die öden Schneefelder zu beiden Seiten. »Wir brauchen vielleicht Monate, um sie aufzustöbern.«

»Wir werden Josua finden«, beharrte Miriamel und war innerlich fast so sicher, wie sie klang. Sie hatte soviel durchgestanden, soviel erfahren – es *mußte* einen Sinn haben. »Es wohnen doch auch Menschen in den Thrithingen«, fügte sie hinzu. »Wenn Josua und die anderen sich irgendwo angesiedelt haben, würde das Thrithing-Volk es wissen.«

Isgrimnur schnaubte. »Das Thrithing-Volk! Miriamel, ich kenne diese Leute besser, als Ihr Euch vorstellen könnt. Sie sind nicht wie Städter. Vor allem haben sie keine festen Wohnsitze, so daß wir ihnen vielleicht gar

nicht begegnen werden. Möglicherweise sollten wir uns sogar darüber freuen. Es sind Barbaren, die uns genausogut den Kopf abschlagen wie Nachricht über Josua geben können.«

»Ich weiß, daß Ihr gegen die Thrithing-Männer gekämpft habt«, versetzte Miriamel. »Aber das ist lange her.« Sie schüttelte den Kopf. »Außerdem bleibt uns, soweit ich sehen kann, gar keine andere Wahl. Wir werden eine Lösung finden, wenn es soweit ist.«

Der Herzog musterte sie mit einer Mischung aus Ärger und Belustigung. Er zuckte die Achseln. »Ihr seid Eures Vaters Tochter.«

Seltsamerweise mißfiel Miriamel die Bemerkung nicht. Trotzdem runzelte sie die Stirn, schon um den Herzog in seine Schranken zu weisen. Gleich darauf fing sie an zu lachen.

»Was ist so komisch?« erkundigte sich der Rimmersmann mißtrauisch.

»Eigentlich nichts. Ich mußte nur an die Zeit denken, als ich mit Binabik und Simon zusammen war. Damals habe ich oft geglaubt, daß ich in wenigen Minuten tot sein würde – einmal, als uns ein paar schreckliche Hunde fast zerrissen hätten, einmal, als ein Riese uns angriff, und ein anderes Mal, als Männer mit Pfeilen nach uns schossen…« Sie warf sich das Haar aus den Augen, aber der Wind, der sie rasend machte, blies es sofort wieder zurück. Miriamel stopfte die störenden Strähnen unter ihre Kapuze. »Aber jetzt glaube ich das nicht mehr, so schlimm es auch um uns stehen mag. Als Aspitis uns gefangennahm, habe ich keine Sekunde gedacht, er könnte mich wirklich verschleppen. Und wenn er es doch getan hätte, wäre ich entkommen.«

Sie ließ ihr Pferd ein Stück langsamer gehen und versuchte, ihre Gedanken in Worte zu fassen. »Seht Ihr, in Wirklichkeit ist es natürlich gar nicht komisch. Aber ich habe schon lange das Gefühl, daß das, was jetzt vorgeht, von uns nicht mehr beeinflußt werden kann. Es ist wie Wogen auf dem Meer, riesige Wellen. Man kann sich gegen sie wehren und ertrinken, oder sich von ihnen tragen lassen und nur soviel schwimmen, daß man den Kopf über Wasser behält. Ich *weiß*, daß ich Onkel Josua wiedersehen werde. Ich weiß es einfach. Und Simon und Binabik und Vara auch – allein deshalb, weil es für uns alle noch Arbeit gibt.«

Isgrimnur betrachtete sie so mißtrauisch, als sei aus dem kleinen Mädchen, das er auf den Knien geschaukelt hatte, eine Nabbanai-Sterndeuterin geworden. »Und dann? Wenn wir alle wieder zusammen sind?«

Miriamel lächelte ihn an, aber es war nur die bittersüße Schaumkrone

eines großen Kummers, der sie überschwemmte. »Dann wird die Woge zerschellen, lieber alter Onkel Isgrimnur, und manche von uns werden untergehen und nicht wieder auftauchen. Ich weiß nicht, wie es dann sein wird, natürlich nicht. Aber ich habe nicht mehr soviel Angst wie früher.«

Dann schwiegen sie, drei Pferde und vier Reiter, die sich ihren Weg gegen den Wind erkämpften.

Nur die Zeitspanne, die sie geritten waren, verriet ihnen, daß sie sich inzwischen im Hoch-Thrithing befanden; die schneebedeckten Wiesen und Anhöhen waren nicht eindrucksvoller als das, was sie in ihrer ersten Reitwoche gesehen hatten. Erstaunlicherweise wurde das Wetter, obwohl sie immer weiter nach Norden kamen, nicht schlechter. Miriamel kam es sogar geringfügig wärmer, der Wind weniger beißend vor.

»Ein hoffnungsvolles Zeichen«, bemerkte sie eines Nachmittags, als sich tatsächlich die Sonne zeigte. »Ich habe es Euch ja gesagt, Isgrimnur. Wir kommen schon noch hin.«

»Wo immer das sein mag«, knurrte der Herzog.

Tiamak regte sich im Sattel. »Vielleicht sollten wir zum Fluß reiten. Wenn hier noch Menschen leben, halten sie sich am wahrscheinlichsten in der Nähe eines fließenden Gewässers auf, wo sie noch Fische fangen können.« Er schüttelte bekümmert den Kopf. »Ich wünschte, die Erinnerung an meinen Traum wäre genauer.«

Isgrimnur überlegte. »Der Ymstrecca liegt unmittelbar im Süden des großen Waldes. Aber er erstreckt sich fast über die ganze Länge der Thrithinge – das ist eine weite Strecke zum Absuchen.«

»Gibt es nicht einen anderen Fluß, der ihn kreuzt?« fragte Tiamak. »Es ist lange her, daß ich eine Landkarte gesehen habe.«

»Doch, es gibt einen. Den Stefflod, wenn ich mich recht erinnere.« Der Herzog furchte die Brauen. »Aber der ist nicht viel mehr als ein breiter Bach.«

»Trotzdem finden sich dort, wo Flüsse ineinandermünden, oft Dörfer«, sagte Tiamak mit überraschender Bestimmtheit. »So ist es im Wran und an allen anderen Orten, von denen ich gehört habe.«

Miriamel wollte etwas bemerken, vergaß es jedoch und sah auf Camaris. Der alte Mann war ein Stück beiseite geritten und beobachtete den Himmel. Sie folgte seinem Blick, gewahrte aber nur schmutziggraue Wolken.

Isgrimnur erwog den Vorschlag des Wranna. »Ihr könntet recht haben, Tiamak. Wenn wir weiter nach Norden reiten, müssen wir auf den Ymstrecca stoßen. Der Stefflod liegt dann, meine ich, ein Stückchen weiter östlich.« Er schaute sich um, als suche er nach einer Landmarke. Sein Blick fiel auf Camaris. »Was hat er?«

Vom Osten her sausten zwei dunkle Schatten auf sie zu, wirbelnd wie Ascheflocken im Sog eines Feuers.

»Raben!« sagte Isgrimnur. »Blutkrähen!«

Die Vögel schwenkten in einen Kreis über die Reisenden ein, als hätten sie gefunden, wonach sie suchten. Miriamel glaubte ihre gelben Augen funkeln zu sehen. Das Gefühl, beobachtet, auswendig gelernt zu werden, war sehr stark. Nach kurzem Kreisen stießen die Raben herab. Im Anflug glänzte ihr Gefieder ölig schwarz. Miriamel duckte sich und schlug die Hände vor die Augen. Kreischend flogen die Raben vorbei und waren schon wieder aufgestiegen und davongejagt. Sekunden später bildeten sie nur noch zwei stetig kleiner werdende Punkte am Nordhimmel.

Camaris hatte als einziger den Kopf nicht gesenkt. Er folgte den entschwindenden Gestalten mit versunkenem Blick.

»Was sind das für Geschöpfe?« fragte Tiamak. »Sind sie etwa gefährlich?«

»Unheilsvögel«, grollte der Herzog. »In meinem Land verjagen wir sie mit Pfeilen. Aasfresser.« Er verzog das Gesicht.

»Ich glaube, sie haben uns ausgekundschaftet«, meinte Miriamel. »Sie wollten wissen, wer wir sind.«

»So etwas sagt man nicht.« Isgrimnur griff zu ihr hinüber und drückte ihren Arm. »Und was sollte es Vögeln schon bedeuten, wer hier entlangreitet?«

Miriamel schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Aber ich hatte das Gefühl, daß jemand wissen wollte, wer wir sind – und nun weiß er es.«

»Es waren doch nur Raben.« Der Herzog lächelte grimmig. »Wir haben andere Sorgen.«

»Allerdings«, pflichtete sie bei.

Nach ein paar weiteren Tagesritten stießen sie endlich auf den Ymstrecca. Der schnell dahinströmende Fluß wirkte unter der matten Sonne fast schwarz. Schütterer Schnee bedeckte die Ufer.

»Es wird tatsächlich wärmer«, stellte Isgrimnur erfreut fest. »Es ist kaum

kälter, als es sich für diese Jahreszeit gehört. Immerhin haben wir Novander.«

»Novander?« fragte Miriamel bestürzt. »Und im Yuven haben wir Josuas Burg verlassen. Fast ein halbes Jahr. Elysias Barmherzigkeit, wir sind lange unterwegs.«

Sie änderten die Richtung und folgten dem Fluß nach Osten. Als es dunkel wurde, hielten sie an und schlugen ihr Lager auf, und das Wasser rauschte laut in ihren Ohren. Am nächsten Morgen machten sie sich unter einem grauen Himmel früh auf den Weg.

Spät am Nachmittag erreichten sie den Rand einer flachen, mit feuchtem Gras bedeckten Senke. Vor ihnen lagen wie das Strandgut einer verheerenden Flut die von Wind und Wetter zerstörten Überreste einer großen Ansiedlung. Hunderte einfachster Hütten hatten hier gestanden, von denen die meisten noch vor kurzem bewohnt gewesen sein mußten. Aber irgend etwas hatte die Siedler fortgezogen oder verjagt, denn bis auf ein paar einsame Vögel, die zwischen den verlassenen Wohnstädten herumpickten, schien die windschiefe Stadt verlassen.

Miriamel erschrak. »War das Josuas Lager? Wo sind sie geblieben?«

»Sein Lager liegt auf einem steilen Berg, Herrin«, sagte Tiamak. »Zumindest habe ich es so im Traum gesehen.«

Isgrimnur trieb sein Pferd hinunter in die leere Siedlung.

Bei näherer Betrachtung ergab sich, daß der Eindruck einer Katastrophe hauptsächlich auf die Beschaffenheit der Siedlung selbst zurückzuführen war, die zum größten Teil aus Abfallbrettern und altem Holz bestand. Nirgends in der Stadt schien es Nägel zu geben; die roh zusammengedrehten Seile, die die etwas stabileren Gebäude befestigt hatten, waren von der Gewalt der Stürme, die in letzter Zeit über die Thrithinge dahinfegten, durchgescheuert und zerrissen. Aber selbst in ihren besten Zeiten, dachte Miriamel, konnten diese Behausungen kaum mehr als elende Hütten gewesen sein.

Es gab gewisse Zeichen eines geordneten Rückzugs. Die meisten Einwohner hatten offenbar genügend Zeit gehabt, ihre Besitztümer einzupacken, obwohl sie, der Einrichtung ihrer Unterkünfte nach zu urteilen, nur wenig gehabt haben konnten. Immerhin war von den Dingen des täglichen Bedarfs fast nichts übriggeblieben. Miriamel fand ein paar zerbrochene Töpfe und einige so schlimm zerfetzte und schlammtriefende Kleidungsreste, daß man sie selbst in einem kalten Winter kaum vermißt haben würde.

»Sie sind fortgegangen«, sagte sie zu Isgrimnur, »aber es sieht aus, als hätten sie es freiwillig getan.«

»Oder sie wurden gezwungen«, meinte der Herzog. »Man hätte sie behutsam zum Aufbruch nötigen können, wenn Ihr versteht, was ich meine.«

Camaris war vom Pferd gestiegen und stocherte in einem Haufen aus Rasenstücken und zerbrochenen Ästen herum, die einmal ein Haus gewesen waren. Als er aufstand, hatte er etwas Glänzendes in der Hand.

»Was ist das?« Miriamel ritt zu ihm. Sie streckte die Hand aus, aber Camaris wandte den Blick gar nicht von dem Metallstück ab. Schließlich griff sie danach und löste es sanft aus den langen, schwieligen Fingern des alten Ritters.

Tiamak rutschte auf die Schultern des Pferdes vor und musterte den Gegenstand. »Es sieht aus wie eine Mantelspange«, meinte er.

»Ich glaube, das ist es auch.« Das silbrige Ding, verbogen und voller Schlamm, hatte einen Rand aus gewölbten Stechpalmblättern. Die Mitte zeigte zwei gekreuzte Speere und ein zorniges Reptiliengesicht. Miriamel fühlte, wie erneut ein dünner Hauch von Furcht in ihr aufstieg. »Isgrimnur, seht Euch das an.«

Der Herzog lenkte sein Tier an ihre Seite und nahm die Brosche. »Es ist das Abzeichen der königlichen Erkynwache.«

»Die Soldaten meines Vaters«, murmelte Miriamel und konnte es sich nicht versagen, einen Blick in die Runde zu werfen, als könnte sich irgendwo auf dem leeren Grashang eine Hundertschaft von Reitern verbergen und auf sie warten. »Sie waren hier.«

»Vielleicht nach dem Abzug der Bewohner«, sagte Isgrimnur. »Oder es kann einen anderen Grund dafür geben, den wir nicht wissen.« Er sah selbst nicht sehr überzeugt aus. »Schließlich haben wir keine Ahnung, Prinzessin, wer hier gelebt hat.«

»Ich weiß es.« Der bloße Gedanke machte sie wütend. »Es waren Menschen, die vor der Herrschaft meines Vaters geflohen sind. Josua und die anderen gehörten vermutlich zu ihnen. Jetzt hat man sie verjagt oder gefangen.«

»Vergebt mir, Miriamel, Herrin«, wandte Tiamak vorsichtig ein, »aber ich halte es nicht für gut, so schnell zu einem Schluß zu kommen. Herzog Isgrimnur hat recht, es gibt vieles, das uns unbekannt ist. Hier ist nicht der Ort aus dem Traum, den Geloë mir sandte.«

»Was sollten wir also tun?«

»Weiterreiten«, sagte der Wranna. »Den Spuren folgen. Vielleicht wollten die Leute, die hier wohnten, sich Josua anschließen.«

»Dort drüben sieht es vielversprechend aus.« Der Herzog beschattete die Augen vor der grauen Sonne und deutete auf die andere Seite der Siedlung, wo eine Reihe tiefer Wagenspuren durch zertrampelte Schlammfelder nach Norden führte.

»Dann wollen wir diese Richtung nehmen.« Miriamel gab Camaris die Spange zurück. Der alte Ritter betrachtete das Abzeichen kurz und ließ es dann zu Boden fallen.

Die Wagenspuren liefen so eng zusammen, daß sie eine lange, schlammige Narbe durch das Grasland zogen. Zu beiden Seiten dieser behelfsmäßigen Straße fand sich die Hinterlassenschaft der Menschen, die sie benutzt hatten – gebrochene Radspeichen, feuchte Aschenhaufen, zahlreiche Löcher, die man gegraben und wieder aufgefüllt hatte. Trotz dieser häßlichen Flecken auf einem sonst jungfräulichen Boden fand Miriamel den Anblick ermutigend, denn die Spuren wirkten recht frisch, es konnten höchstens ein oder zwei Monate vergangen sein, seit die Straße befahren worden war.

Bei einem Abendessen, das sie aus ihren schrumpfenden Haindorfer Vorräten zusammengebraut hatten, fragte Miriamel Isgrimnur, was er tun würde, wenn sie Josua endlich gefunden hätten. Es war schön, von jenem Tag als von etwas zu sprechen, das sein *würde* und nicht nur vielleicht sein könnte; es machte die Angelegenheit sicher, wirklich und greifbar, obwohl sie immer noch eine gewisse abergläubische Furcht davor empfand, von guten Dingen zu sprechen, die noch in der Zukunft lagen.

»Ich werde ihm zeigen, daß ich mein Wort gehalten habe«, lachte der Herzog, »und ihm Eure Person zeigen. Und dann werde ich meine Frau packen und sie umarmen, bis sie quiekt.«

Miriamel dachte an die rundliche, stets tüchtige Gutrun. »Das möchte ich sehen.« Sie betrachtete Tiamak, der schlief, und Camaris, der mit der hingerissenen Versunkenheit, die er sonst nur dem Flug der Vögel am Himmel widmete, Isgrimnurs Schwert polierte. Vor dem Zweikampf mit Aspitis hatte der alte Ritter die Klinge nicht einmal berühren wollen. Er behandelte das Schwert des Herzogs wie einen alten, aber unberechenbaren Freund.

»Ihr vermißt sie wirklich, nicht wahr?« sagte sie zu Isgrimnur. »Eure

Gemahlin?«

»Ach, süßer Usires, ja.« Er starrte ins Feuer, als wollte er ihrem Blick nicht begegnen. »So sehr.«

»Ihr liebt sie.« Miriamel war erfreut und ein wenig überrascht, Isgrimnur hatte mit einem Feuer gesprochen, das sie nicht erwartet hatte. Es war eine ungewohnte Vorstellung, daß die Liebe in der Brust eines Mannes, der ihr so alt und vertraut vorkam wie der Herzog, so heiß brennen konnte und daß die großmütterliche Herzogin Gutrun Gegenstand dieser tiefen Gefühle war.

»Natürlich liebe ich sie – nehme ich an«, antwortete er nachdenklich. »Aber es ist mehr als das, Herrin. Sie ist ein Teil von mir, meine Gutrun; im Lauf der Jahre sind wir zusammengewachsen, ineinander verschlungen wie zwei alte Bäume.« Er schüttelte lachend den Kopf. »Ich habe es immer gewußt, vom ersten Augenblick an, als ich sie sah … sie holte Misteln von Sotfengsels Schiffsgrab … Ach, wie schön war sie! Sie hatte die hellsten Augen, die ich je gesehen habe. Wie im Märchen.«

Miriamel seufzte. »Ich wünsche mir, daß jemand eines Tages auch für mich so empfindet.«

»Bestimmt, mein Mädchen, bestimmt.« Isgrimnur lächelte. »Und wenn Ihr verheiratet seid – sofern Ihr das Glück habt, den Richtigen zu finden –, dann werdet Ihr verstehen, wovon ich rede. Er wird ein Teil von Euch sein, wie meine Gutrun ein Teil von mir ist. Für immer, bis zum Tod.« Er zeichnete einen *Baum* auf seine Brust. »Ich will von diesem Südländerunfug nichts wissen – Witwen und Witwer, die neue Gefährten nehmen! Wie könnte sich je eine andere mit Gutrun vergleichen?« Er verstummte, während er über die ungeheuerliche Anmaßung einer Zweitehe nachdachte.

Auch Miriamel grübelte schweigend vor sich hin. Würde es ihr beschieden sein, auch einmal einen solchen Gatten zu finden? Sie dachte an Fengbald, dem ihr Vater sie angeboten hatte, und schauderte. Gräßlich, tölpelhafter Prahlhans! Und daß ausgerechnet Elias es war, der sie mit einem Mann verheiraten wollte, den sie nicht liebte – er, den der Tod ihrer Mutter Hylissa so hart getroffen hatte, daß er von jener Stunde an einem Mann glich, der sich im Dunkel verirrt hat…

Es sei denn, er wollte mir diese furchtbare Einsamkeit ersparen. Vielleicht hielt er es für einen Segen, nicht so tief zu lieben, einen möglichen Verlust nicht so schmerzhaft zu empfinden. Denn das war so herzzerreißend an ihm, zu sehen, wie er sich nach ihr verzehrte…

Mit der jähen, blendenden Helle eines Blitzschlags erkannte Miriamel, was ihr im Kopf herumgegangen war, seit sie zum ersten Mal Cadrachs Geschichte hörte. Alles lag vor ihren Augen, und es war so klar, so kristallklar! Es war, als habe sie sich durch einen dunklen Raum getastet; nun aber war urplötzlich eine Tür aufgesprungen und Licht hereingeströmt, so daß sie endlich die vielen seltsamen Dinge erkennen konnte, die sie im Finstern gestreift hatte.

»Oh!« keuchte sie. »Vater! Ach, Vater!« Und zu Isgrimnurs Entsetzen brach sie in Tränen aus. Der Herzog bemühte sich nach Kräften, sie zu beruhigen, aber sie konnte nicht aufhören zu weinen. Sie wollte ihm auch den Grund nicht sagen und erklärte nur, Isgrimnurs Worte hätten sie an den Tod ihrer Mutter erinnert. Es war eine grausame Halbwahrheit, obwohl Miriamel gewiß nicht grausam sein wollte; aber als sie sich später vom Feuer fortschlich, blieb der Herzog verstört und ratlos dort sitzen und gab sich an ihrem Elend die Schuld.

Noch immer leise schniefend rollte sich Miriamel in ihre Decke, um zu den Sternen aufzuschauen und weiter nachzudenken. Es gab plötzlich so vieles, das ihr in neuem Licht erschien. Nichts Wichtiges hatte sich verändert, und doch sah alles ganz anders aus.

Noch einmal kamen ihr die Tränen, bevor sie endlich einschlief.

Am Morgen gab es einen kurzen Schneesturm, nicht stark genug, die Pferde wesentlich zu behindern, aber ausreichend, um Miriamel fast den ganzen Tag vor Kälte zittern zu lassen. Der Stefflod rann träge und grau, ein vielfach gewundener Strom aus flüssigem Blei, und unmittelbar über ihm schien der Schnee dichter, so daß die Felder auf der anderen Seite viel düsterer wirkten als das diesseitige Ufer. Für Miriamel hatte es den Anschein, als ziehe der Stefflod den Schnee an wie der Magnetstein in der Schmiede von Ruben dem Bären die Eisenspäne.

Das Land stieg an, so daß sie sich am späten Nachmittag, als das Licht bereits geflohen war und sie in kalter Dämmerung ritten, inmitten einer Reihe niedriger Hügel fanden und der Weg aufwärts führte. Bäume waren hier fast so knapp wie unten im Seen-Thrithing, und der scharfe Wind zerkratzte Miriamels Wangen, aber alle waren erleichtert, daß die Gegend endlich ein anderes Aussehen bekam.

Sie kletterten weit nach oben, bevor sie ihr Nachtlager aufschlugen. Als sie sich am nächsten Morgen erhoben, waren Füße, Finger und Nasen hellrot und schmerzten, und sie blieben länger am Feuer sitzen als

gewöhnlich. Selbst Camaris stieg mit sichtlicher Unlust auf sein Pferd.

Der Schnee ließ nach und hörte am späten Vormittag ganz auf. Gegen Mittag brach strahlend die Sonne durch die Wolken und schickte große Salven von Strahlenpfeilen in die Tiefe. Als sie jedoch im Lauf des Nachmittags die offenbar höchste Stelle erreichten, waren die Wolken zurückgekehrt und brachten einen kalten, feinen Regen mit sich.

»Prinzessin!« rief Isgrimnur plötzlich. »Seht doch!« Er war ein kleines Stück vorausgeritten, um nach möglichen Gefahren beim Abstieg zu suchen; ein leichter Aufstieg garantierte noch keinen ebenso einfachen Weg ins Tal, und der Herzog wollte in einem fremden Land kein Risiko eingehen. Halb erschrocken, halb erregt ritt Miriamel zu ihm. Vor ihr im Sattel beugte sich Tiamak vor und strengte die Augen an. Der Herzog hielt in einer Lücke zwischen den schütteren Baumreihen und deutete mit der Hand zwischen die Stämme. »Seht!«

Unter ihnen erstreckte sich ein weites Tal wie eine grüne Schüssel mit weißen Flecken. Trotz des dünnen Regens lag ein Gefühl von Stille über der Mulde; die Luft schien voller Spannung wie ein angehaltener Atem. In der Mitte erhob sich aus einem See, der aussah, als sei er zum Teil zugefroren, ein großer Felsenhügel, umhüllt von einem Mantel grüner, an manchen Stellen schneebedeckter Bäume. Das schräge Licht umspielte ihn so, daß die westliche Flanke zu glühen schien, warm und einladend. Oben vom Gipfel stieg aus hundert verschiedenen Quellen Rauch auf.

»Preis sei Gott, was ist das?« sagte der erstaunte Isgrimnur.

»Ich glaube, es ist der Berg aus meinem Traum«, murmelte Tiamak. Miriamel, völlig überwältigt, umarmte sich selbst. Der große Fels schien fast allzu greifbar. »Ich hoffe nur, es ist ein guter Ort. Ich hoffe, Josua und die anderen sind dort.«

»Irgend jemand wohnt jedenfalls auf diesem Felsen«, erklärte Isgrimnur. »Seht die vielen Feuer!«

»Kommt!« Miriamel trieb ihr Pferd den Pfad hinunter. »Wir können vor Anbruch der Nacht dort sein.«

»Nicht so eilig.« Auch Isgrimnur spornte sein Roß. »Wir wissen ja noch gar nicht, ob sich Josua wirklich dort aufhält.«

»Ich würde mich freiwillig von fast jedem gefangennehmen lassen, der mir ein Feuer und ein warmes Bett anbietet!« rief Miriamel über die Schulter zurück.

Camaris, der die Nachhut gebildet hatte, hielt ebenfalls an der Baumlücke an und sah ins Tal. Sein langes Gesicht zeigte keine Regung,

aber er blieb eine ganze Weile so stehen, bevor er den anderen nachritt.

Obwohl es noch hell war, als sie das Seeufer erreichten, trugen die Männer, die ihnen entgegenkamen, Fackeln – feurige Blumen, die sich gelb und scharlachrot im schwarzen Wasser spiegelten, als sich die Boote langsam einen Weg durch dahintreibendes Eis bahnten. Isgrimnur, vorsichtig und auf den Schutz seiner kleinen Schar bedacht, war zunächst stehengeblieben. Aber noch ehe das erste Boot auf den Sand lief, erkannte er den gelbbärtigen Mann am Bug und schwang sich mit einem Jubelruf aus dem Sattel.

»Sludig! In Gottes Namen, in Ädons Namen! Sei gesegnet!«

Sein Lehnsmann planschte die letzten Schritte ans Ufer. Bevor er das Knie vor dem Herzog beugen konnte, riß Isgrimnur ihn hoch und preßte ihn an seine breite Brust. »Wie geht es dem Prinzen!« schrie er, »und meiner Gemahlin und meinem Sohn?«

Obwohl Sludig selbst ein großer Mann war, mußte er sich erst aus den Pranken des Herzogs befreien und zu Atem kommen, bevor er Isgrimnur versichern konnte, daß alle sich wohl befänden, wenn auch Isorn im Auftrag des Prinzen unterwegs sei.

Isgrimnur brach in einen ungeschickten, begeisterten, bärenhaften Freudentanz aus. »Und ich habe die Prinzessin zurückgebracht!« schrie er. »Und noch andere! Aber komm! Ach, es ist noch schöner als Ädonmansa!«

Sludig lachte. »Wir beobachten Euch schon seit Mittag. Josua sagte, wir sollten hinuntergehen und herausfinden, wer Ihr seid. Ich denke, er wird sich mächtig wundern!« Rasch ließ er die Pferde in einen der Kähne schaffen und half dann Miriamel in das andere Boot.

»Prinzessin.« Er führte sie mit fester Hand zu einer Bank. »Seid willkommen in Neu-Gadrinsett. Euer Onkel wird glücklich sein, Euch zu sehen.«

Die Wachsoldaten in seiner Begleitung betrachteten auch Tiamak und Camaris mit großer Neugier, aber Sludig duldete keine Zeitvergeudung. Minuten später waren sie bereits auf dem Rückweg durch das eisverkrustete Wasser.

Auf der anderen Seite erwartete sie ein Karren mit zwei mageren, verdrießlichen Ochsen. Als die Fahrgäste eingestiegen waren, versetzte Sludig einem der Tiere einen Klaps auf die Flanke, und der Karren begann knarrend die gepflasterte Straße hinaufzurollen.

»Was ist das?« Isgrimnur spähte über die Seitenwand auf die hellen Steine.

»Es ist eine Sithi-Straße«, erläuterte Sludig nicht ohne Stolz. »Dies ist ein Ort der Sithi. Er ist uralt. Sie nennen ihn ›Sesuad'ra‹.«

»Ich habe davon gehört«, flüsterte Tiamak Miriamel zu. »In der Überlieferung ist er sehr berühmt, aber ich hätte nie gedacht, daß es ihn noch gibt oder daß er der Felsen war, den mir Geloë gezeigt hat.«

Miriamel schüttelte den Kopf. Wohin man sie brachte, kümmerte sie wenig. Bei Sludigs Anblick hatte sie sich gefühlt, als sei eine schwere Last von ihr genommen. Erst jetzt begann sie zu begreifen, wie ungeheuer erschöpft sie war.

Sie merkte, daß sie beim Schaukeln des Ochsenkarrens einnickte, und versuchte, eine Welle von Müdigkeit zu bekämpfen. Den Berg hinunter kamen Kinder gerannt. Rufend und singend schlossen sie sich dem Zug an.

Als sie auf dem Gipfel ankamen, hatte sich dort eine große Menge versammelt. Von den vielen Menschen wurde Miriamel fast übel. Die überfüllten Holzstege von Kwanitupul lagen lange zurück, und sie konnte den Anblick der vielen hungrigen, erwartungsvollen Gesichter nicht ertragen. Sie lehnte sich an Isgrimnur und schloß die Augen.

Oben wurden die Gesichter plötzlich vertraut. Sludig half ihr vom Karren und in die Arme ihres Onkels Josua, der sie an sich zog und fast so zerquetschte, wie Isgrimnur es mit Sludig getan hatte. Dann hielt er sie mit ausgestreckten Armen vor sich und betrachtete sie von Kopf bis Fuß. Er war dünner, als sie ihn in Erinnerung hatte, und seine Kleider, wenn auch wie immer grau, wirkten merkwürdig bäurisch. Ihr Herz öffnete sich noch weiter, und Schmerz und Freude strömten herein.

»Der Erlöser hat meine Gebete erhört«, sagte er endlich, und es konnte trotz seines zerfurchten und sorgenvollen Gesichts keinen Zweifel geben, daß er aufrichtig glücklich war. »Willkommen zu Hause, Miriamel.«

Es gab noch mehr Gesichter – Vara in einem merkwürdig zeltartigen Gewand, der Harfner Sangfugol und sogar der kleine Binabik, der sich mit spöttischer Höflichkeit verneigte, bevor er ihre Hand in seine kleinen, warmen Finger nahm. Ein anderer, der stumm danebenstand, kam ihr eigenartig bekannt vor. Er war bärtig, und eine weiße Strähne entstellte sein rotes Haar und paßte zu der blassen Narbe auf seiner Wange. Er sah sie an, als wollte er sich jede Einzelheit einprägen, um sie eines Tages in Stein zu meißeln.

Es dauerte einen langen Augenblick.

»Simon?« sagte sie.

Staunen verwandelte sich rasch in sonderbare Bitterkeit – sie war um so vieles betrogen! Während sie fremde Welten durchwandert hatte, war hier alles anders geworden. Simon war kein Junge mehr. Ihr Freund war verschwunden und dieser hochgewachsene junge Mann an seine Stelle getreten. War sie denn so lange fortgewesen?

Der Mund des Fremden bewegte sich, aber es dauerte einen Augenblick, bevor sie ihn sprechen hörte. Simons Stimme schien ihr tiefer, aber die Worte kamen zögernd. »Ich bin froh, daß Ihr in Sicherheit seid, Prinzessin. Sehr froh.«

Miriamel starrte ihn an. Ihre Augen brannten und füllten sich mit Tränen. Die Welt schien auf dem Kopf zu stehen.

»Bitte«, begann sie abrupt und wandte sich zu Josua. »Ich glaube … ich muß mich hinlegen. Ich muß schlafen.« Sie sah nicht, wie der einstige Küchenjunge den Kopf hängen ließ, als hätte man ihn zurückgestoßen.

»Natürlich.« Ihr Onkel war voller Fürsorge. »Natürlich. So lange du willst. Und wenn du dann wieder aufstehst, wollen wir ein Dankfest feiern.«

Miriamel nickte benommen und ließ sich von Vara nach dem wogenden Meer der Zelte führen. Hinter ihr hielt Isgrimnur noch immer seine kichernde, weinende Frau in den Armen.

XXII

Flüstern im Stein

Das Wasser rann aus der großen Spalte und plätscherte über die Lehne aus schwarzem Basalt, bevor es über den Rand und in den Abgrund floß. So heftig er auch toste, war der Wasserfall doch in der dunklen, nur von ein paar kleinen, glühenden, in die Wände eingelassenen Steinen erhellten Höhle fast unsichtbar. Die unfaßlich hohe Kammer wurde *Yakh Huyeru* genannt, Halle des Zitterns; und obwohl die Höhle den Namen aus einem ganz anderen Grund trug, bebten ihre Wände in der Tat ganz leicht unter *Kiga'rasku*, dem Tränenfall, der unaufhörlich hinab in die Tiefe rauschte. Ob es an einer Besonderheit des Echos in der ungeheuren Höhle oder an der Leere lag, in die das Wasser stürzte, der Wasserfall verursachte kaum ein Geräusch. Manche Bewohner des Berges wisperten, der Kiga'rasku sei bodenlos, und das Wasser falle durch die Erde hindurch und ergieße sich endlos ins schwarze Dazwischen.

Utuk'ku stand am Rand des Abgrunds, ein winziger silberweißer Strich vor dem Gewebe des dunklen Wassers. Ihre fahlen Gewänder flatterten träge im Wind des Falls. Das maskierte Gesicht blickte nach unten, als wollte sie Kiga'raskus Tiefe ergründen; aber sie sah weder den gewaltigen Sturz des Wassers noch die trübe Sonne hoch oben über dem Gipfel, viele hundert Achtelmeilen Sturmspitzengestein über ihrem Haupt.

Utuk'ku dachte nach.

Im verwickelten Muster der Ereignisse, die sie vor so langer Zeit in Gang gesetzt hatte, der Ereignisse, die sie über tausend mal tausend sonnenlose Tage lang ersonnen und sorgfältig gelenkt hatte, waren seltsame und beunruhigende Veränderungen aufgetreten. Eine der ersten dieser Veränderungen hatte ihrem Gewebe einen kleinen Riß zugefügt. Natürlich konnte man ihn beheben – Utuk'kus Netz war stark, und mehr als nur ein paar Fäden mußten völlig zerstört sein, bevor ihr so lange geplanter Triumph bedroht war –, aber ihn auszubessern erforderte Mühe, Sorgfalt und die diamantharte Konzentration, über die nur die Älteste von allen

verfügte.

Langsam drehte sich die Silbermaske und schimmerte im matten Licht wie der zwischen Wolken hervortretende Mond. Drei Gestalten erschienen im Tor von Yakh Huyeru. Die vorderste kniete nieder und legte die Handrücken über die Augen. Ihre beiden Begleiter folgten dem Beispiel.

Während Utuk'ku sie musterte und an die Aufgabe dachte, die sie ihnen übertragen wollte, bedauerte sie einen Moment lang den Verlust von Ingen Jegger – aber es war nur ein kurzer Moment. Utuk'ku Seyt-Hamakha war die letzte der Gartengeborenen; sie hatte ihre Artgenossen nicht deshalb um viele Jahrhunderte überlebt, weil sie Zeit auf unnütze Gefühle verschwendete. Jegger war eifrig und von blinder Treue gewesen wie ein Jagdhund, und er hatte die – für Utuk'kus Zwecke – besonders nützlichen Vorzüge seiner Menschennatur besessen. Trotzdem hatte er ihr nicht mehr bedeutet als ein Werkzeug, etwas, das man verwendete und dann fortwarf. Er hatte geliefert, was sie damals am nötigsten brauchte. Für andere Arbeiten würde es andere Diener geben.

Die vor ihr knienden Nornen, zwei Frauen und ein Mann, erhoben und verneigten sich, aufblickend, als erwachten sie aus einem Traum. Die Wünsche ihrer Gebieterin hatten sich in sie ergossen wie saure Milch aus einem Krug. Utuk'ku hob den Handschuh in einer spröden Geste der Entlassung. Die drei machten kehrt und verschwanden so geschmeidig, rasch und lautlos wie Schatten, die der Morgendämmerung weichen.

Als sie fort waren, blieb Utuk'ku noch lange schweigend vor dem Wasserfall stehen und lauschte dem geisterhaften Echo. Dann endlich wandte sich die Nornenkönigin ab und schritt ohne Eile hinüber in die Kammer der Atmenden Harfe.

Als sie ihren Sitz neben dem Brunnen einnahm, schwoll der Gesang aus den Tiefen von Sturmspitze an; die Lichtlosen hießen sie auf ihre unergründliche, unmenschliche Weise auf ihrem froststarren Thron willkommen. Bis auf Utuk'ku war die Kammer der Harfe leer, obwohl ein einziger Gedanke, eine winzige Handbewegung der Königin sie mit einem Dickicht starrender Speere in bleichen Händen erfüllt hätte.

Utuk'ku legte die langen Finger an die Schläfen der Maske und starrte in die sich ständig wandelnde Dampfsäule über dem Brunnen. Die unbestimmten, schwebenden Umrisse der Harfe schimmerten scharlachrot, gelb und violett. Inelukis Gegenwart war verhalten. Er hatte begonnen, sich in sich selbst zurückzuziehen und mit Hilfe der geheimnisvollen Quelle, die ihn nährte, wie Luft eine Kerzenflamme speist, Kräfte zu

sammeln. Er bereitete sich auf die große Prüfung vor, die nun bald kommen würde.

Obwohl es in gewisser Weise eine Erleichterung bedeutete, frei von seinen brennenden, zornigen Gedanken zu sein – Gedanken, die selbst Utuk'ku oft nur als Wolken von Haß und Sehnsucht wahrnehmen konnte –, preßten sich die schmalen Lippen der Nornenkönigin hinter der glänzenden Maske doch zu einer dünnen, unzufriedenen Linie zusammen. Was sie in der Traumwelt gesehen hatte, beunruhigte sie; obwohl ihre Ränke zu greifen begonnen hatten, war Utuk'ku nicht völlig befriedigt. Nicht ungern hätte sie ihre Bedenken mit dem Wesen geteilt, dessen Brennpunkt im Herzen des Brunnens lag; aber es sollte nicht sein. Der größte Teil Inelukis würde nun nicht mehr an diesem Ort weilen, bis zu den letzten Tagen, wenn der Erobererstern hoch am Himmel stand.

Plötzlich wurden Utuk'kus farblose Augen schmal. Irgendwo an den Rändern des großen Gewebes aus Macht und Traum, das den Brunnen erfüllte, hatte sich wieder etwas auf unerwartete Weise bewegt. Die Nornenkönigin richtete den Blick nach innen, reckte ihren Geist in weite Ferne und tastete sich an den Fäden ihres sorgsam ausgewogenen Netzes, den unzähligen Strängen von Absicht, Berechnung und Schicksal, entlang. Da war es – ein neuer Riß in ihrer ausgeklügelten Arbeit.

Ein Seufzer, hauchleise wie Samtwind auf einem Fledermausflügel, entrang sich Utuk'kus Lippen. Der Gesang der Lichtlosen verstummte einen Augenblick vor dem Schwall des Zorns, der der Herrin von Sturmspitze entströmte; doch gleich darauf hoben sich von neuem ihre Stimmen, dumpf und triumphierend. Es war nur jemand, der an einem der *Meisterzeugen* herumspielte, ein Jüngling, wenn auch aus dem Geschlechte Amerasus der Schiffgeborenen. Sie würde den Welpen hart strafen. Auch dieser Schaden ließ sich beseitigen. Sie würde nur ein wenig zusätzliche Konzentration, eine weitere Anstrengung ihrer erschöpften Gedanken brauchen – aber das konnte sie. Sie war müde, aber nicht zu müde.

Es mochte tausend Jahre her sein, daß die Nornenkönigin zum letzten Mal gelächelt hatte, aber wenn sie noch gewußt hätte, wie man es tat, hätte sie es jetzt vielleicht versucht. Selbst die ältesten unter den Hikeda'ya kannten keine andere Gebieterin als Utuk'ku. Vielleicht konnte man es manchen von ihnen verzeihen, wenn sie dachten, sie sei kein lebendes Wesen mehr, sondern eine Erscheinung wie der Sturmkönig, ganz aus Eis und Magie und endloser, unablässig wachender Bosheit. Utuk'ku wußte es besser. Obgleich die Jahrtausende umfassende Lebensdauer von einigen

ihrer Nachkommen nur einen Bruchteil ihrer eigenen ausmachte, steckte unter den leichenweißen Gewändern und der schimmernden Maske noch immer eine lebendige Frau. In ihrem uralten Fleisch schlug immer noch ein Herz, langsam und stark wie ein blindes Tier, das am Grunde eines tiefen, schweigenden Meeres dahinkriecht.

Ja, sie war müde, aber sie war nach wie vor wild und mächtig. Für ihre Zukunft hatte sie so lange geplant, daß selbst das Gesicht des Landes über ihr sich im Lauf der Zeit, die sie nun schon wartete, verschoben und verändert hatte. Sie würde am Leben bleiben, bis sie ihre Rache ausgekostet hatte.

Die Lichter des Brunnens flackerten auf dem leeren Metallgesicht, das sie der Welt zukehrte.

Vielleicht, dachte Utuk'ku, würde sie sich in der Stunde ihres Triumphes wieder daran erinnern, wie man lächelte.

»Ah, beim Hain!« sagte Jiriki. »Es ist in der Tat Mezutu'a – das Silberheim.« Er hielt die Fackel höher. »Ich habe es nie gesehen, aber so viele Lieder singen davon, daß ich das Gefühl habe, alle diese Türme und Brücken und Straßen so gut zu kennen, als sei ich hier aufgewachsen.«

»Ihr seid nie hier gewesen? Aber ich dachte, Euer Volk hätte es erbaut.« Eolair trat vom steilen Treppenrand zurück. Unter ihnen breitete sich die gewaltige Stadt aus, ein phantastisches Gewirr von Steinen und Schatten.

»Das haben wir auch – zumindest teilweise –, aber die letzten der Zida'ya verließen diesen Ort lange vor meiner Geburt.«

Jirikis goldene Augen waren weit offen, als könne er den Blick nicht von den Dächern der Höhlenstadt abwenden. »Als die Tinukeda'ya ihr Schicksal von unserem trennten, verfügte Jenjiyana von den Nachtigallen in ihrer Weisheit, daß wir den Kindern des Seefahrers diese Stadt überlassen sollten, um wenigstens einen Teil dessen auszugleichen, was wir ihnen schuldeten.« Er schüttelte stirnrunzelnd den Kopf, daß ihm das lose Haar um die Schultern flog. »Wenigstens das Haus der Tanzenden Jahre hatte noch ein Ehrgefühl. Außerdem schenkte sie ihnen noch Hikehikayo im Norden und das meerumschlungene Jhiná-T'seneí, das nun auch längst unter den Wogen begraben liegt.«

Eolair bemühte sich, der Fülle fremdartiger Namen Herr zu werden. »Euer Volk schenkte diesen Ort den Tinukeda'ya?« fragte er. »Den Geschöpfen, die wir *Domhaini* nennen? Den Unterirdischen?«

»Manche tragen diese Namen.« Jiriki nickte und richtete den hellen

Blick auf den Grafen. »Aber sie sind keine ›Geschöpfe‹, so wie Ihr das meint, Graf Eolair. Sie kamen aus dem Verlorenen Garten, genau wie mein Volk. Wir begingen den Fehler, sie für geringer zu halten als uns. Ich möchte ihn nicht wiederholen.«

»Es sollte keine Beleidigung sein«, erklärte Eolair. »Aber ich bin ihnen begegnet, wie ihr wißt. Sie waren … seltsam. Aber auch sehr freundlich zu uns.«

»Die Kinder des Meeres waren stets sanft.« Jiriki begann die Treppe hinunterzugehen. »Ich fürchte, darum nahm mein Volk sie damals auch mit – weil es sie für fügsame Diener hielt.«

Eolair beeilte sich, ihm zu folgen. Der Sitha bewegte sich schnell und sicher und weit näher am Abgrund, als der Graf es gewagt hätte.

Dabei schaute er nicht einmal nach unten. »Was meint Ihr mit ›manche tragen diese Namen‹?« fragte der Graf. »Gab es auch Tinukeda'yas, die keine Unterirdischen waren?«

»Ja. Die hier Lebenden – die Unterirdischen, wie Ihr sagt – waren eine kleinere Gruppe, die sich vom Hauptstamm abgespalten hatte. Der Rest von Ruyans Volk blieb in der Nähe des Wassers, denn immer hing ihr Herz an den Meeren. Viele von ihnen wurden, was die Sterblichen ›Seewächter‹ nennen.«

»Niskies?« In seiner langen Laufbahn, die ihn oft auf Reisen in südliche Gewässer geführt hatte, war Eolair mit vielen Seewächtern in Berührung gekommen. »Es gibt sie immer noch. Aber sie sehen ganz anders aus als die Unterirdischen.«

Jiriki wartete, bis der Graf ihn eingeholt hatte, und ging dann, vielleicht aus Höflichkeit, langsamer. »Das war der Segen und zugleich der Fluch der Tinukeda'ya. Sie konnten sich im Lauf der Zeit ihrem Wohnort anpassen; ihr Blut und Gebein besitzen eine Veränderungsfähigkeit. Ich glaube, wenn Feuer die Welt zerstörte, wären die Kinder des Meeres die einzigen Überlebenden. Schon bald würden sie lernen, Rauch zu essen und in heißer Asche zu schwimmen.«

»Das ist erstaunlich«, meinte Eolair. »Die Unterirdischen, denen ich begegnete, Yis-fidri und seine Gefährten, machten einen so scheuen Eindruck. Wer hätte gedacht, daß sie zu solchen Kunststücken fähig sind?«

»In den südlichen Marschen gibt es Eidechsen«, versetzte Jiriki mit einem Lächeln, »die ihre Farbe entsprechend dem Blatt, Baumstamm oder Stein, auf dem sie gerade hocken, verändern können. Sie sind auch scheu. Es wundert mich nicht, daß gerade die ängstlichen Wesen sich am

geschicktesten verstecken können.«

»Aber wenn Euer Volk den Unterirdischen – den Tinukeda'ya – diese Stadt geschenkt hat, warum fürchten sie Euch dann so? Als die Herrin Maegwin und ich zuerst hierherkamen und sie fanden, waren sie außer sich vor Angst, weil sie glaubten, wir stünden in Euren Diensten und wollten sie zu Euch zurückbringen.«

Jiriki blieb stehen und starrte gebannt in die Tiefe. Als er sich wieder zu Eolair umdrehte, stand so tiefer Schmerz in seinem Gesicht, daß selbst die Fremdartigkeit der Züge nicht darüber hinwegtäuschte. »Sie haben recht, sich zu fürchten, Graf Eolair. Amerasu, die Weise, die uns vor kurzem genommen wurde, nannte unseren Umgang mit den Tinukeda'ya eine große Schande für uns. Wir haben sie nicht gut behandelt und ihnen Dinge vorenthalten, deren Kenntnis ihnen zustand … weil wir dachten, sie würden uns besser dienen, wenn wir sie darüber im Unwissen ließen.« Er machte eine Gebärde der Ohnmacht. »Als Jenjiyana, damals Herrin des Hauses der Tanzenden Jahre, ihnen in grauer Vorzeit diesen Ort überließ, waren viele andere Häuser der Morgendämmerung damit nicht einverstanden. Auch heute noch gibt es Zida'ya, die glauben, wir hätten Ruyan Vés Kinder als Diener behalten sollen. Eure Freunde fürchten sich mit gutem Grund.«

»Davon erzählen die alten Sagen unseres Volkes kein Wort«, meinte Eolair staunend. »Ihr malt ein hartes, trauriges Bild, Prinz Jiriki. Warum erzählt Ihr mir das alles?«

Der Sitha fing an, die zersprungenen Stufen weiter hinunterzusteigen. »Weil dieses Zeitalter kurz vor seinem Ende steht, Graf Eolair. Das bedeutet nicht, daß ich an eine glücklichere Zukunft glaube – obwohl diese Möglichkeit wohl immer besteht. Aber so oder so, unsere Epoche geht zu Ende.«

Wortlos setzten sie ihren Weg in die Tiefe fort.

Eolair verließ sich auf die schwache Erinnerung an seinen letzten Besuch, um Jiriki durch die verfallende Stadt zu führen, obgleich die nur von seiner angeborenen Höflichkeit bezähmte Ungeduld des Sitha verriet, daß Jiriki genausogut hätte vorangehen können. Während sie so durch die hallenden, verlassenen Straßen wanderten, hatte Eolair wieder, wie damals, das Gefühl, Mezutu'a sei weniger eine Stadt als vielmehr der Bau vieler scheuer, aber freundlicher Tiere. Diesmal aber waren ihm Jirikis Worte über das Meer noch frisch im Gedächtnis, so daß er Mezutu'a zugleich als

Korallengarten sah, in dem die unzähligen Gebäude eines aus dem anderen herauswuchsen, durchzogen von leeren Türöffnungen und düsteren Tunneln, unterbrochen von Türmen, verbunden durch steinerne Stege, dünn wie gesponnenes Glas. Zerstreut fragte er sich, ob sich die Unterirdischen vielleicht im tiefsten Herzen eine Sehnsucht nach der See bewahrt hätten, so daß die Stadt und das, was ihre neuen Bewohner dazugebaut hatten – gerade wies Jiriki ihn wieder auf eine Veränderung der ursprünglichen Gebäude hin –, allmählich zu einer Art unterseeischer Grotte geworden war, die kein blaues Wasser, sondern das Gestein des Berges vor der Sonne schützte.

Als sie aus dem langen Tunnel mit seinen Schnitzereien aus lebendem Stein in das riesige Rund der Arena traten, bildete sich um Jiriki, der jetzt voranging, plötzlich eine Aura aus fahlem, kreidigem Licht. Der Sitha starrte nach unten und hob die schmalen Hände schulterhoch empor, bewegte sie in einer sorgfältigen Gebärde und setzte erst dann seinen Weg fort. Nur seine Anmut, der eines jungen Hirschs vergleichbar, lenkte davon ab, wie schnell er lief.

In der Mitte der Schüssel ragte noch immer der große Kristallscherben empor, schwach pulsierend, unter der Oberfläche voll von Farben, die langsam dahinzogen. Die Steinbänke ringsum waren leer, die Arena stand verlassen.

»Yis-fidri!« rief Eolair laut. »Yis-hadra! Ich bin es, Eolair, der Graf von Nad Mullach!« Seine Stimme rollte durch das Rund und brach sich an den fernen Wänden der Höhle. Niemand antwortete. »Yis-fidri, hier ist Eolair! Ich bin zurückgekommen!«

Als sich niemand meldete und auch sonst kein Lebenszeichen zu bemerken war – weder Schritte noch der Glanz der Rosenkristallstäbe der Unterirdischen –, ging Eolair zu Jiriki hinunter.

»Das habe ich befürchtet«, seufzte er. »Daß sie fliehen würden, wenn ich Euch mitbrächte. Ich hoffe nur, daß sie nicht auch die Stadt verlassen haben.« Er furchte die Brauen. »Vermutlich halten sie mich für einen Verräter, weil ich einen ihrer einstigen Herren hierhergebracht habe.«

»Mag sein.« Jiriki schien zerstreut, fast verkrampft. »Bei meinen Ahnen!« flüsterte er. »Vor dem *Scherben* von Mezutu'a zu stehen! Ich kann fühlen, wie er singt.«

Eolair näherte seine Hand dem milchigen Stein, bemerkte aber nur eine leichte Erwärmung der Luft.

Jiriki streckte die Hände nach dem *Scherben* aus, ohne ihn jedoch zu

berühren. Es war, als umarme er etwas Unsichtbares, das die Form des Steins hatte, aber doppelt so groß war.

Die Muster aus Licht fingen an, bunter zu leuchten, als steige etwas aus dem Inneren des Steins zur Oberfläche empor. Jiriki verfolgte aufmerksam das Farbspiel und ließ langsam seine Finger kreisen; doch faßte er den *Scherben* kein einziges Mal an, sondern legte nur in der Luft seine Arme um ihn, als führe er das unbewegliche Gebilde in einem feierlichen Tanz.

Eine lange Zeit verging. Eolairs Beine begannen zu schmerzen, und er ließ sich auf einer Steinbank nieder. Ein kalter Luftzug drang aus der Arena zu ihm herauf und kratzte ihn im Nacken. Er kauerte sich tiefer in seinen Mantel und beobachtete Jiriki, der noch immer vor dem schillernden Stein stand und stumme Zwiesprache mit ihm zu halten schien.

Einigermaßen gelangweilt spielte der Graf mit den langen, schwarzen Haaren seines Pferdeschwanzes. Er war nicht sicher, wie lange Jiriki schon so vor dem Stein stand, aber es mußte eine ganze Weile gedauert haben, denn Eolair war für seine Geduld berühmt und verlor sie selbst in dieser Zeit, die alle zum Wahnsinn brachte, nur sehr langsam.

Plötzlich zuckte der Sitha zurück und trat einen Schritt von dem *Scherben* weg. Sekundenlang schwankte er auf der Stelle und drehte sich dann zu Eolair um. In seinen Augen glomm ein Licht, das mehr zu sein schien als nur der Abglanz des unsteten Schimmers, der von dem Stein ausging.

»Das Sprechfeuer«, sagte er.

Eolair war verwirrt. »Was meint Ihr?«

»Das Sprechfeuer in Hikehikayo. Es ist auch ein *Zeuge* – ein *Meisterzeuge*, wie der *Scherben.* Irgendwie ist es uns ganz nah, auf eine Art, die mit räumlicher Entfernung nichts zu tun hat. Ich kann es nicht abschütteln und den *Scherben* deshalb nicht auf andere Dinge richten.«

»Was sind das für andere Dinge?«

Jiriki schüttelte den Kopf und warf einen schnellen Blick auf den Stein, bevor er fortfuhr. »Das ist schwer zu erklären, Graf Eolair. Ich will es so ausdrücken: Wenn Ihr Euch im Nebel verirrt hättet und einen Baum fändet, auf den Ihr klettern und von dem aus Ihr über den Nebel hinwegschauen könntet, würdet Ihr es nicht versuchen?«

Eolair nickte. »Gewiß, aber ich verstehe trotzdem nicht, was Ihr meint.«

»Nur dies: Wir, die wir die Straße der Träume gewöhnt sind, fanden dort

neuerdings den Weg versperrt – so wie dichter Nebel Euch hindern kann, das Haus zu verlassen, auch wenn Ihr dringend fortmüßt. Die *Zeugen*, die mir zur Verfügung stehen, gehören zu den kleineren; ohne die Kraft und das Wissen von jemandem wie etwa unserer Ersten Großmutter Amerasu helfen sie nur in kleineren Dingen. Der *Scherben* von Mezutu'a ist ein *Meisterzeuge*. Ich hatte schon bevor wir Jao é-Tinukai'i verließen daran gedacht, ihn zu suchen. Soeben jedoch habe ich herausgefunden, daß da etwas ist, das mich daran hindert, von ihm Gebrauch zu machen. So, als wäre ich auf den Baum gestiegen, von dem ich gerade sprach, hätte die obere Grenze des Nebels erreicht und stellte nun fest, daß da noch jemand über mir säße und mich nicht so weit klettern ließe, daß ich sehen könnte. Etwas versperrt mir den Weg.«

»Ich fürchte, auch so ist es für einen Sterblichen wie mich noch zu hoch, Jiriki, obwohl ich schon etwas klarer zu sehen glaube.« Eolair überlegte kurz. »Könnte man es so sagen: Ihr wollt aus einem Fenster schauen, aber jemand hat es von der anderen Seite zugehängt – ist das richtig?«

»Ja. Gut beschrieben.« Jiriki lächelte, aber Eolair erkannte die Müdigkeit in den fremdartigen Zügen des Sitha. »Und ich wage nicht fortzugehen, ohne wenigstens versucht zu haben, durch dieses Fenster zu blicken, solange meine Kraft dazu ausreicht.«

»Dann will ich auf Euch warten. Aber wir haben nur wenig zu essen und zu trinken mitgebracht. Außerdem kann ich zwar nicht für Eure Leute sprechen, aber ich fürchte, daß mein Volk mich bald brauchen wird.«

»Was Essen und Trinken anbelangt«, meinte Jiriki zerstreut, »so könnt Ihr meinen Vorrat haben.« Er näherte sich wieder dem *Scherben*. »Wenn Ihr meint, zurückkehren zu müssen, dann sagt es mir – aber versprecht mir, Graf Eolair, daß Ihr mich nicht anfaßt, bevor ich Euch die Erlaubnis dazu gebe. Ich weiß selbst nicht genau, wie ich vorgehen muß, und es ist für uns beide sicherer, wenn Ihr Euch nicht einmischt, ganz gleich, was Ihr zu sehen scheint.«

»Ich werde nichts ohne Eure Aufforderung tun«, versprach Eolair.

»Gut.« Jiriki streckte die Hände aus und begann von neuem, sie langsam kreisen zu lassen.

Seufzend lehnte sich der Graf von Nad Mullach auf seiner Steinbank zurück und versuchte, eine bequemere Stellung zu finden.

Eolair erwachte aus einem sonderbaren Traum – er war vor einem ungeheuren Rad geflohen, hoch wie die Baumwipfel, roh und zersplittert

wie uralte Deckenbalken – und wußte sofort, daß etwas nicht stimmte. Das Licht war jetzt heller und pulsierte wie ein Herzschlag, hatte aber eine ungesunde, blaugrüne Farbe angenommen. Die Luft in der riesigen Höhle war gespannt und still wie vor einem Gewitter, und in Eolairs Nase brannte ein Geruch wie nach einem Blitzschlag.

Jiriki stand noch immer vor dem schimmernden *Scherben*, ein winziger Fleck in einem Meer aus blendender Helle. Aber während er sich vorher so straff gehalten hatte wie ein Mircha-Tänzer vor dem Regengebet, schienen seine Glieder jetzt verzerrt, und sein Kopf war nach hinten gedrückt, als presse eine unsichtbare Hand das Leben aus ihm heraus. Außer sich vor Sorge stürzte Eolair auf ihn zu. Er wußte nicht, was er tun sollte. Der Sitha hatte ihn gewarnt, ihn auf keinen Fall zu berühren. Aber als Eolair nahe genug war, um Jirikis Gesicht zu erkennen, das in der gewaltigen Woge Übelkeit erregenden Gleißens fast unterging, stockte ihm das Herz. Das konnte der Sitha nicht gemeint haben!

Seine goldgefleckten Augen waren nach oben gerollt. Unter den Lidern war nur noch ein weißer Halbmond sichtbar. Die Lippen waren hochgezogen, die Zähne gefletscht wie bei einem in die Enge getriebenen wilden Tier. An Hals und Stirn spannten sich die Adern, als wollten sie ihm aus der Haut platzen. »Prinz Jiriki!« schrie Eolair. »Jiriki! Könnt Ihr mich hören?«

Der Mund des Sitha öffnete sich ein Stück. Seine Kiefer mahlten. Ein lauter, röhrender Schrei ertönte und hallte im weiten Rund wider, tief und unverständlich, aber so eindeutig voller Schmerz und Angst, daß Eolair verzweifelt die Ohren mit den Händen bedeckte und sein Herz vor Mitgefühl und Grauen einen Satz machte. Er streckte vorsichtig eine Hand nach Jiriki aus und bemerkte verblüfft, wie die Haare auf seinem Arm sich aufrichteten und seine Haut prickelte.

Nur einen winzigen Augenblick zögerte er noch. Er verfluchte sich als Dummkopf, schickte ein schnelles, stummes Stoßgebet zu Cuamh Erdhund, sprang vor und packte Jirikis Schultern.

In der Sekunde, als er ihn berührte, fühlte er sich von einer titanischen Gewalt von Nirgendwo überschwemmt, einem brausenden schwarzen Strom aus Entsetzen, Blut und leeren Stimmen, der ihn durchflutete und seine Gedanken mitriß wie eine Handvoll Blätter in einem Wasserfall. Doch in dem kurzen Moment, bevor sein Ich ins Nichts gewirbelt wurde, sah er seine Hände, die noch immer auf Jirikis Schultern lagen, und den Sitha, der unter Eolairs Gewicht den Halt verlor und vornüber auf den

Scherben stürzte. Ein riesiges Feuerwerk von Funken sprang hervor, noch heller als das blaugrüne Gleißen, eine Million glitzernder Lichter, als würden die Seelen aller Glühwürmchen der ganzen Welt auf einmal befreit und tanzten und hüpften. Dann wurde alles dunkel. Eolair merkte, daß er fiel, wie ein Stein fiel, ein Stein, den man in endlose Leere wirft…

»Ihr lebt.«

Die Erleichterung in Jirikis Stimme war unverkennbar. Eolair öffnete die Augen und gewahrte einen bleichen, verschwommenen Fleck, aus dem nach und nach das Gesicht des Sitha wurde, der sich dicht über ihn beugte. Die kühlen Hände berührten seine Schläfen.

Eolair winkte ihn matt von sich fort. Der Sitha gehorchte und ließ ihn sich aufrichten. Eolair empfand eine unbestimmte Dankbarkeit, daß der andere nicht versuchte, ihm zu helfen, auch wenn er lange brauchte, um seinen zitternden Körper zur Ruhe zu bringen. In seinem Kopf hämmerte es, als riefe Rhynns Kessel die Krieger zur Schlacht. Er mußte kurz die Augen schließen, um sich nicht zu übergeben.

»Ich warnte Euch davor, mich zu berühren«, sagte Jiriki, aber es lag nichts Unwilliges in seiner Stimme. »Es tut mir sehr leid, daß Ihr so für mich gelitten habt.«

»Was … was ist geschehen?«

Jiriki schüttelte den Kopf. Er bewegte sich ungewohnt steif, aber wenn Eolair dachte, wie lange der Sitha ausgehalten hatte, was er selbst nur einen kurzen Moment ertragen konnte, erfüllte ihn Ehrfurcht. »Ich bin selbst nicht sicher«, erklärte der Prinz. »Irgend etwas wollte nicht, daß ich die Straße der Träume erreichte oder den *Scherben* benutzte – etwas, das sehr viel mächtiger und klüger ist als ich.« Er verzog das Gesicht und zeigte die weißen Zähne. »Ich hatte recht, Simon vor der Traumstraße zu warnen – hätte ich mich nur an meinen eigenen Rat gehalten! Meine Mutter Likimeya wird vor Wut außer sich sein.«

»Ich dachte, Ihr müßtet sterben«, stöhnte Eolair. Ihm war zumute, als werde hinter seiner Stirn ein großer Ackergaul beschlagen.

»Wenn Ihr mich nicht aus der Falle gestoßen hättet, in der ich gefangen war, hätte mich wohl Schlimmeres als der Tod erwartet.« Er lachte plötzlich scharf auf. »Ich schulde Euch den *Staja Ame*, Graf Eolair – den Weißen Pfeil. Leider hat ihn schon jemand anderes von mir bekommen.«

Eolair rollte sich auf die Seite und versuchte aufzustehen. Er brauchte mehrere Anläufe, schaffte es aber endlich mit Jirikis Hilfe, die er diesmal

gern annahm, einigermaßen auf die Füße zu kommen. Der *Scherben* schien sich beruhigt zu haben. Gedämpft flackerte er inmitten der leeren Arena und warf zögernde Schatten hinter die Steinbänke. »Weißer Pfeil?« murmelte Eolair. Sein Kopf tat weh, und die Muskeln spannten, als hätte man ihn hinter einem Karren von Hernysadharc nach Crannhyr geschleift.

»Ich werde es Euch bald erzählen«, versprach Jiriki. »Wahrscheinlich werde ich mich an diese Art Schmach gewöhnen müssen.«

Sie gingen auf den Tunnel zu, der aus der Arena führte. Eolair hinkte. Jiriki stand etwas fester auf den Beinen, bewegte sich aber immer noch langsam.

»Schmach?« fragte Eolair matt. »Was meint Ihr damit?«

»Von Sterblichen gerettet zu werden. Es scheint mir zur Regel zu werden.«

Das Geräusch ihrer unsicheren Schritte sandte kleine Echos durch die ungeheure Höhle, die oben im Dunkel verhallten.

»Hier, Miez-Miez-Miez. Komm, Grimalkin!«

Es war Rachel etwas peinlich. Sie wußte nicht so genau, wie man Katzen anredete. Früher hatte sie erwartet, daß die Tiere ihre Aufgabe erfüllten und die Zahl der Ratten kleinhielten; das Streicheln und Verwöhnen blieb ihren Kammerfrauen überlassen. Ihrer Ansicht nach gehörte es nicht zu ihren Pflichten, an Untergebene, ob zwei- oder vierfüßig, Koseworte und Süßigkeiten zu verteilen. Jetzt aber hatte sie ein Anliegen – zugegebenermaßen töricht und schwachköpfig –, und darum demütigte sie sich.

Dank dem barmherzigen Usires, daß mich hier keiner sieht.

»Miez-Miez-Miez.« Rachel schwenkte das Stückchen Pökelfleisch. Sie gab sich Mühe, ihre Rückenschmerzen und den harten Stein unter ihren Knien zu vergessen und rutschte noch eine halbe Elle vor. »Ich will dich doch füttern, du Rhiap-bewahr-uns schmutziges Ding.« Mit finsterem Gesicht wedelte sie mit dem Fleischbrocken. »Dir geschähe ganz recht, wenn ich dich wirklich braten wollte.«

Doch selbst die Katze, die ein kleines Stück außerhalb von Rachels Reichweite mitten im Gang stand, schien zu wissen, daß die Drohung nicht ernst gemeint war. Nicht wegen Rachels Weichherzigkeit – es war erforderlich, daß dieses Tier sich von ihr füttern ließ, aber im übrigen hätte sie ihm ohne Gewissensbisse eins mit dem Besen übergezogen –, sondern weil das Essen von Katzenfleisch für sie so unvorstellbar war, wie auf einen geweihten Altar zu spucken. Sie hätte nicht genau sagen können,

inwieweit sich Katzenfleisch von Kaninchen oder Reh unterschied, aber das brauchte sie auch nicht: Anständige Leute aßen so etwas nicht, das genügte.

Trotzdem hatte sie in der letzten Viertelstunde ein paarmal mit dem Gedanken gespielt, das halsstarrige Biest mit einem Tritt die steile Treppe hinabzubefördern und sich etwas einfallen zu lassen, bei dem tierische Hilfe nicht nötig war. Das Ärgerlichste war freilich, daß die gute Idee mit der Katze offenbar auch keinen wirklichen Erfolg brachte.

Rachel sah auf ihre zitternden Arme und fettigen Finger.

Das alles, um einem Ungeheuer zu helfen? Du läßt nach, Frau. Verrückt wie ein Mondkalb.

»Miez…«

Die graue Katze kam ein paar Schritte näher und betrachtete Rachel aus Augen, die vor Mißtrauen leuchteten wie das helle Lampenlicht. Rachel sagte im Stillen das Elysia-Gebet und versuchte lockend mit dem Pökelfleisch zu wackeln. Wachsam ging die Katze auf sie zu, krauste die Nase und leckte einmal vorsichtig an dem Happen. Nachdem sie dann so getan hatte, als putze sie sich ganz unbeteiligt die Schnurrhaare, schien sie Mut zu fassen. Sie schnappte nach dem Fleisch, riß etwas davon herunter, wich zurück, um es zu fressen, und kam dann wieder. Rachel ließ ihre andere Hand über den Katzenrücken gleiten. Das Tier erschrak, aber als Rachel keine heftige Bewegung machte, nahm die Katze das letzte Stückchen Fleisch und verschlang es auf einen Schlag. Rachel streifte mit den Fingern ganz leicht über das Fell, und die Katze stieß mit der Nase fragend an ihre leere Hand. Rachel kraulte das Tier hinter den Ohren und widerstand dabei tapfer dem Drang, das mäklige kleine Biest zu erwürgen. Endlich hatte sie der Katze ein Schnurren entlockt und stand schwerfällig auf.

»Morgen«, erklärte sie. »Mehr Fleisch.« Sie drehte sich um und stapfte müde den Gang hinauf und zu ihrem verborgenen Zimmer. Die Katze sah ihr nach und beschnüffelte den Steinboden nach Krümeln, die ihr vielleicht entgangen waren. Dann legte sie sich hin und begann sich das Fell zu lecken.

Jiriki und Eolair traten blinzelnd wie Maulwürfe ins helle Licht hinaus. Der Graf bereute schon seine Entscheidung, gerade diesen Eingang zu den unterirdischen Stollen gewählt zu haben, der so weit von Hernysadharc entfernt lag. Wären sie durch die Höhlen gegangen, in denen die Hernystiri

damals Schutz gesucht hatten, wie Maegwin und er beim ersten Mal, hätten sie die Nacht in einer der noch kürzlich bewohnten Behausungen der Höhlenstadt verbringen und sich den langen Heimritt sparen können.

»Ihr seht nicht gut aus«, bemerkte der Sitha, was vermutlich zutraf. Eolairs Kopf hatte zwar endlich aufgehört zu dröhnen, aber die Muskeln taten ihm nach wie vor ordentlich weh.

»Ich fühle mich auch nicht gut.« Der Graf sah sich um. Noch immer lag an manchen Stellen Schnee, aber das Wetter hatte sich in den letzten Tagen erheblich gebessert. Es war verlockend, gleich hier zu übernachten und erst morgen zum Taig zurückzureiten. Er sah mit schmalen Augen zur Sonne auf. Erst früher Nachmittag. Die Zeit unter der Erde war ihm viel länger vorgekommen … wenn es noch derselbe Tag war. Bei dem Gedanken grinste er mürrisch. Vielleicht doch lieber ein schmerzhafter Ritt zum Taig als eine Nacht in der kalten Wildnis.

Die Pferde, Eolairs Fuchswallach und Jirikis weißer Hengst, in dessen Mähne Federn und Glöckchen eingeflochten waren, standen am äußersten Ende ihrer langen Leinen und weideten das magere Gras ab. Schnell waren sie gesattelt; dann galoppierten Mensch und Sitha nach Südosten und nach Hernystir.

»Die Luft kommt mir anders vor!« rief Eolair. »Fühlt Ihr es auch?«

»Ja.« Jiriki hob den Kopf wie ein witterndes Raubtier. »Aber ich weiß nicht, was es bedeuten könnte.«

»Es ist wärmer. Das ist mir genug.«

Als sie die ersten Häuser von Hernysadharc erreichten, war die Sonne schon hinter dem Grianspog versunken, und die Unterseite des Himmels verlor ihre Röte. Seite an Seite ritten sie die Taigstraße hinauf und suchten sich ihren Weg durch den lebhaften Fußgänger- und Karrenverkehr. Sein Volk wieder frei und bei seinen Geschäften zu sehen, linderte Eolairs Schmerzen. Zwar ging noch lange nicht alles seinen gewöhnlichen Gang, und die meisten Menschen auf der Straße hatten die hageren Züge und den starren Blick des Hungers, aber wenigstens bewegten sie sich ungehindert im eigenen Land. Viele schienen vom Markt zu kommen und hielten ihre Einkäufe eifersüchtig fest, auch wenn es nicht mehr war als eine Handvoll Zwiebeln.

»Und was habt Ihr nun in Erfahrung gebracht?« fragte Eolair endlich.

»Von dem *Scherben*? Viel und wenig.« Jiriki sah die Miene des Grafen und lachte. »Ah, Ihr seht aus wie mein Menschen-Freund Seoman

Schneelocke! Es ist wahr, wir Kinder der Morgendämmerung geben keine zufriedenstellenden Antworten.«

»Seoman?«

»Ihr nennt ihn ›Simon‹, glaube ich.« Jiriki nickte. Das milchweiße Haar flog im Wind. »Er ist ein merkwürdiger Welpe, aber tapfer und gutmütig. Auch klug, obwohl er das gut verbirgt.«

»Ich glaube, ich bin ihm begegnet. Er ist bei Josua Ohnehand auf dem Stein, dem Ses … Sesu…« Er schwenkte die Hand, als wollte er den Namen herbeiwinken.

»Dem Sesuad'ra. Ja, das ist er. Jung, aber ein Spielball zu vieler Mächte, als daß es Zufall sein könnte. Er wird noch eine Rolle spielen.« Jiriki starrte nach Osten, als suche er dort den jungen Sterblichen. »Amerasu – unsere Erste Großmutter – lud ihn in ihr Haus. Das war eine ungeheure Ehre.«

»Mir kam er eigentlich nur wie ein großer und ein wenig unbeholfener junger Mann vor«, meinte Eolair kopfschüttelnd, »aber ich habe schon lange aufgehört, der äußeren Erscheinung zu trauen.«

Jiriki lächelte. »Dann seid Ihr ein Mann, in dessen Adern das alte Hernystiriblut noch kräftig fließt. Laßt mich noch eine Weile über das nachdenken, was ich in dem *Scherben* fand. Danach wollen wir zusammen zu Likimeya gehen, und ich werde ihr und Euch berichten, was ich mir denke.«

Als sie Herns Hügel hinaufritten, bemerkte Eolair eine Frau, die mit langsamen Schritten durch das Gras wanderte. Er hob die Hand.

»Einen Augenblick, bitte.« Er reichte dem Sitha seine Zügel, schwang sich aus dem Sattel und folgte der Frau, die sich in kurzen Abständen bückte, als pflückte sie Blumen zwischen den Grashalmen. Ein ungeordneter Vogelschwarm flatterte hinter ihr her, stieß jäh hinab und hob sich schwirrend wieder in die Luft.

»Maegwin?« rief Eolair. Sie blieb nicht stehen, und er lief, um sie einzuholen. »Maegwin?« fragte er, als er bei ihr war. »Geht es Euch gut?«

Lluths Tochter drehte sich um. Sie trug einen dunklen Mantel, darunter aber ein leuchtendgelbes Kleid. Eine Sonnenblume aus gehämmertem Gold bildete die Gürtelschnalle. Sie sah hübsch und zufrieden aus. »Graf Eolair«, sagte sie mit ruhigem Lächeln, bog sich nach unten und ließ eine neue Handvoll Samenkörner aus ihrer Faust rieseln.

»Was tut Ihr da?«

»Ich pflanze Blumen, Die lange Schlacht mit dem Winter hat selbst die Blumen des Himmels verdorren lassen.« Wieder beugte sie sich hinab und streute Körner. Hinter ihr balgten sich lärmend die Vögel.

»Was heißt das, ›die Blumen des Himmels‹?«

Sie sah erstaunt zu ihm auf. »Was für eine sonderbare Frage. Denkt doch, Eolair, was für herrliche Blumen aus diesen Samen sprießen werden. Stellt Euch vor, wie wundervoll es aussehen wird, wenn die Gärten der Götter wieder in Blüte stehen.«

Eolair starrte sie hilflos an, aber schon ging Maegwin weiter und verstreute ihre kleinen Körnerhäufchen. Die Vögel, vollgestopft, aber nimmersatt, folgten ihr. »Aber Ihr befindet Euch auf Herns Hügel!« rief er ihr nach. »Ihr seid in Hernysadharc, dem Ort, an dem Ihr aufgewachsen seid!«

Maegwin hielt inne und zog den Mantel enger. »Ihr seht nicht gut aus, Eolair. Das ist nicht recht. Niemand sollte krank sein an einer Stätte wie dieser.«

Jiriki schritt leicht über das Gras und führte die beiden Pferde. In einiger Entfernung blieb er stehen, um nicht zu stören.

Zu Eolairs Überraschung trat Maegwin auf den Sitha zu und versank in einen tiefen Knicks. »Willkommen, Brynioch, Herr!« rief sie, erhob sich wieder und deutete mit der Hand auf den noch immer geröteten westlichen Horizont. »Was für einen herrlichen Himmel du uns heute wieder geschenkt hast! Sei bedankt, o Strahlender.«

Jiriki sagte nichts, sondern sah mit einer Miene katzenhaft gelassener Neugier Eolair an.

»Wißt Ihr nicht, wer das ist?« fragte der Graf Maegwin. »Es ist Jiriki von den Sithi. Er ist kein Gott, sondern einer von denen, die uns von Skali errettet haben.« Als sie nicht antwortete, sondern nur nachsichtig lächelte, wurde seine Stimme lauter. »Maegwin, das ist nicht Brynioch. Ihr seid nicht bei den Göttern. Es ist Jiriki, zwar unsterblich, aber aus Fleisch und Blut wie Ihr und ich.«

Maegwin lächelte jetzt den Sitha schelmisch an. »Guter Herr, Eolair scheint fiebrig. Hast du ihn vielleicht auf deinem heutigen Weg über den Himmel der Sonne zu nah gebracht?«

Der Graf von Nad Mullach war entsetzt. War sie wirklich wahnsinnig oder spielte sie nur ein rätselhaftes Spiel? Er hatte sie noch nie so gesehen.

»Maegwin!« fuhr er sie an.

Jiriki berührte seinen Arm. »Kommt mit mir, Graf Eolair. Wir wollen darüber sprechen.«

Maegwin machte einen zweiten Knicks. »Du bist sehr freundlich, Brynioch, Herr. Ich werde jetzt mit deiner Erlaubnis meine Arbeit fortsetzen. Es ist wenig genug, um dir für deine Güte und Gastlichkeit zu danken.«

Jiriki nickte. Maegwin drehte sich um und setzte ihren langsamen Gang über den Hügel fort.

»O ihr Götter!« keuchte Eolair. »Helft mir! Sie hat den Verstand verloren. Es ist noch ärger, als ich befürchtet hatte.«

»Selbst jemand, der nicht von Eurer Art ist, kann sehen, daß sie schwer gestört ist«, sagte Jiriki.

»Was kann ich tun?« klagte der Graf. »Und was geschieht, wenn sie nicht wieder zur Vernunft kommt?«

»Ich habe eine Freundin – Ihr würdet sie eine Base nennen –, die Heilerin ist«, meinte Jiriki. »Ich weiß nicht, ob sie etwas für diese junge Frau tun kann, aber ich denke, ein Versuch wird nicht schaden.«

Er wartete, bis Eolair wieder in den Sattel gestiegen war, schwang sich dann mit einer einzigen fließenden Bewegung selbst aufs Pferd und führte den verstummten Grafen den Hang hinauf zum Taig.

Als sie die näherkommenden Schritte hörte, hätte Rachel sich fast tiefer in den Schatten gedrückt, bevor ihr einfiel, daß das ja nicht nötig war. Innerlich schalt sie sich eine Törin.

Die Schritte waren so langsam, als stammten sie von jemandem, der sehr schwach war oder eine schwere Last trug.

»Wohin gehen wir eigentlich?« Es war ein heiseres Flüstern, tief und rauh, eine Stimme, die nur noch selten benutzt wurde. »Gehen. Wohin gehen wir? Gut, gut, ich komme ja mit.« Ein dünnes, schnaufendes Geräusch, das Lachen oder Weinen sein konnte.

Rachel hielt den Atem an. Als erste erschien die Katze, mit erhobenem Kopf und nach fast einer Woche jetzt ganz sicher, daß hier gutes Essen anstatt Gefahr auf sie wartete. Gleich hinter ihr folgte der Mann, schlurfte aus dem Schatten ins Licht der Lampe. Sein blasses, narbiges Gesicht war von einem langen, graumelierten Bart überwuchert, und die von seiner zerlumpten, schmutzigen Kleidung nicht bedeckten Körperteile waren zum Skelett abgemagert. Seine Augen waren geschlossen.

»Langsam«, krächzte er. »Bin schwach. Kann nicht so schnell.« Er hielt an, als spüre er im Gesicht, auf den Lidern der zerstörten Augen, das Lampenlicht. »Wo bist du, Katze?« fragte er unsicher.

Rachel bückte sich, um die Katze zu streicheln, die mit dem Kopf gegen ihren Knöchel stieß. Sie reichte ihr das Stückchen Pökelfleisch, auf das sie wartete, und richtete sich wieder auf.

»Graf Guthwulf.« Nach Guthwulfs Flüstern schien ihr die eigene Stimme so laut, daß sie selbst erschrak. Der Mann zuckte zusammen, wich zurück und wäre um ein Haar gestürzt. Aber anstatt zu fliehen, hielt er schützend die zitternden Hände vor sich.

»Laßt mich in Ruhe, verfluchte Ungeheuer!« schrie er. »Sucht euch ein anderes Opfer! Laßt mich in meinem Elend! Soll mich das Schwert doch haben, wenn es das will.«

»Lauft nicht fort, Guthwulf!« sagte Rachel hastig, aber als er zum zweiten Mal ihre Stimme hörte, drehte der Graf sich um und stolperte den Gang wieder hinunter.

»Ich werde Euch Essen hierlassen!« rief sie ihm nach. Das zerlumpte Gespenst antwortete nicht, sondern verschwand im Schatten hinter dem Lampenschein. »Ich werde es hinstellen und wieder gehen. Jeden Tag! Ihr braucht nicht mit mir zu sprechen.«

Als das Echo verklungen war, legte sie der Katze eine kleine Portion Dörrfleisch hin, die sofort hungrig verspeist wurde. Die Schüssel mit Fleisch und Trockenobst stellte sie in eine staubige Wandnische, die die Katze nicht erreichen konnte. Dort mußte die lebende Vogelscheuche sie entdecken, sofern sie den Mut zur Rückkehr fand.

Rachel, die immer noch nicht recht wußte, warum sie das alles tat, nahm ihre Lampe und machte sich auf den Weg zurück zum Treppenhaus, das in die höheren, vertrauteren Bereiche des Burglabyrinths führte. Sie hatte es getan; es gab kein Zurück mehr. Aber warum? Sie würde sich nun wieder in die Oberburg wagen müssen, denn die Vorräte, die sie gehamstert hatte, reichten nur aus, um eine sehr bescheidene Esserin zu ernähren, nicht aber zwei Erwachsene und eine unersättliche Katze.

»Rhiap, rette mich vor mir selbst«, brummte sie.

Vielleicht lag es daran, daß es die einzige Art von Wohltätigkeit war, die sie in diesen furchtbaren Zeiten ausüben konnte. Aber Rachel war nie eine fanatische Wohltäterin gewesen, weil so viele Bettler allem Anschein nach gesund und kräftig waren und sich wahrscheinlich nur vor der Arbeit grausten.

Vielleicht war das jetzt trotzdem Wohltätigkeit. Die Zeiten hatten sich geändert und Rachel mit ihnen.

Vielleicht war sie aber auch bloß einsam, überlegte sie. Sie schnaubte über sich selbst und eilte den Gang hinauf.

XXIII
Der Ruf des Horns

In den Tagen, nachdem Prinzessin Miriamel und ihre Begleiter auf dem Sesuad'ra eingetroffen waren, ereigneten sich mehrere seltsame Dinge.

Das erste und am wenigsten wichtige war die Veränderung in Lenti, Graf Streáwes Boten. Der finsterblickende Perdruinese hatte die erste Zeit in Neu-Gadrinsett damit zugebracht, auf dem kleinen Marktplatz herumzustolzieren, die Frauen zu belästigen und Streit mit den Händlern anzufangen. Einigen hatte er bereits seine Messer gezeigt und recht unverhüllt angedeutet, daß er davon Gebrauch zu machen pflegte, wenn ihm danach zumute war.

Als jedoch Herzog Isgrimnur mit der Prinzessin auftauchte, zog sich Lenti sofort in das ihm zugeteilte Zelt zurück und kam lange nicht wieder zum Vorschein. Man mußte ihn mühsam herauslocken, damit er überhaupt Josuas Antwort an seinen Herrn Streáwe entgegennahm, und als Lenti merkte, daß der Herzog dabei anwesend sein würde, bekam der Bote und Messerheld so weiche Knie, daß man ihm gestatten mußte, Josuas Anweisungen sitzend anzuhören. Anscheinend – jedenfalls wurde die Geschichte später so auf dem Markt erzählt – waren Isgrimnur und er einander schon früher begegnet, und Lenti hatte diese Bekanntschaft nicht in angenehmer Erinnerung. Sobald er die Antwort an seinen Herrn in der Tasche hatte, verließ Lenti den Sesuad'ra in aller Eile, und weder er selbst noch sonst jemand weinte dem Abschied eine Träne nach.

Das zweite und weit erstaunlichere Ereignis war Herzog Isgrimnurs Erklärung, bei dem alten Mann, den er aus dem Süden mitgebracht hatte, handele es sich um keinen anderen als Camaris-sá-Vinitta den größten Helden des Johaninischen Zeitalters. In der ganzen Siedlung wurde darüber getuschelt, daß Josua, als er noch am Abend ihrer Ankunft davon erfuhr, vor dem alten Ritter auf die Knie gefallen war und ihm die Hand geküßt hatte, offensichtlich ein Beweis dafür, daß Isgrimnur die Wahrheit gesprochen hatte. Seltsamerweise blieb der angebliche Herr Camaris

jedoch von Josuas Geste fast völlig ungerührt. Schon bald verbreiteten sich in Neu-Gadrinsetter Kreisen die widersprüchlichsten Gerüchte – der alte Mann sollte eine Kopfverletzung erlitten, durch Trunksucht, Zauberei oder eine Vielzahl anderer Ursachen den Verstand verloren oder gar ein Schweigegelübde abgelegt haben.

Der dritte und traurigste Vorfall war der Tod des alten Strupp. In derselben Nacht, in der Miriamel und die anderen zurückkehrten, starb der alte Narr im Schlaf. Die meisten waren sich darin einig, daß die Aufregung zuviel für sein Herz gewesen sein mußte. Wer allerdings wußte, welchen Schrecknissen Strupp mit Josua und den restlichen Überlebenden von Naglimund auf der Flucht getrotzt hatte, war nicht so davon überzeugt. Doch war er schließlich sehr alt gewesen, und sein Tod schien natürlich zu sein. Zwei Tage später sprach Josua bei seiner Beerdigung freundliche Worte über ihn und erinnerte die kleine Trauergemeinde daran, wie lange Strupp König Johan gedient hatte. Trotzdem fiel es einigen auf, daß man den alten Narren trotz der vollmundigen Lobrede des Prinzen bei den Gefallenen der Schlacht und nicht neben Deornoth im Garten des Abschiedshauses beisetzte.

Der Harfner Sangfugol sorgte dafür, daß dem alten Mann sowohl eine Laute als auch sein zerfetztes Narrengewand mit ins Grab gelegt wurden, als Andenken daran, daß Strupp ihn seine musikalische Kunst gelehrt hatte. Zusammen mit Simon pflückte er Schneeblumen, die sie ihm, nachdem das Grab aufgefüllt war, über die dunkle Erde streuten.

»Traurig, daß er gerade jetzt sterben mußte, als Camaris zurückkam.« Miriamel flocht die restlichen Schneeblumen, die Simon ihr geschenkt hatte, zu einer zierlichen Halskette. »Einer der wenigen Menschen, die er noch von früher kannte, und sie hatten nicht einmal die Gelegenheit zu einem Gespräch. Aber Camaris hätte ja ohnehin nichts gesagt.«

Simon schüttelte den Kopf. »Strupp *hat* mit Camaris gesprochen, Prinzessin.« Er zögerte. Ihr Titel kam ihm immer noch schwer über die Lippen, vor allem wenn sie so in Fleisch und Blut, lebend und atmend, vor ihm saß. »Als Strupp ihn sah – noch bevor Isgrimnur sagte, wer er ist –, wurde er ganz blaß. Er blieb einen Augenblick vor Camaris stehen, rieb sich die Hände – so – und flüsterte: ›Ich habe es niemandem gesagt, Herr, das schwöre ich!‹ Und dann ist er in sein Zelt gegangen. Außer mir hat ihn, glaube ich, keiner gehört. Ich habe nicht verstanden, was er gemeint hat, und habe immer noch keine Ahnung.«

Miriamel nickte. »Und jetzt werden wir es wohl auch nie erfahren.« Sie sah ihn an und schlug sofort die Augen auf ihre Blumen nieder. Simon fand sie hübscher denn je. Ihr goldenes Haar, aus dem die dunkle Farbe herausgewaschen war, trug sie knabenhaft kurz, aber es gefiel ihm so, weil es die feste, scharfe Linie ihres Kinns und die grünen Augen betonte. Selbst ihr ein wenig ernster gewordener Gesichtsausdruck machte sie nur noch reizvoller. Er bewunderte sie, ja, das war das richtige Wort, aber er wußte nicht, was er mit seinen Gefühlen anfangen sollte. Er sehnte sich danach, sie vor allem und jedem zu beschützen, wußte aber dabei sehr gut, daß sie niemandem erlauben würde, sie wie ein hilfloses Kind zu behandeln.

Er spürte auch, daß sich noch etwas anderes in ihr verändert hatte. Sie war noch immer freundlich und höflich, aber es war etwas zwischen sie getreten, an das er sich nicht erinnerte, etwas Gezwungenes. Das alte Einverständnis, das zwischen ihnen bestanden hatte, schien verschwunden, ohne daß er recht wußte, was an seine Stelle getreten war. Miriamel schien einerseits mehr Abstand von ihm zu halten, sich andererseits aber seiner Gegenwart mehr bewußt zu sein als je zuvor, fast als fürchte sie sich in gewisser Weise vor ihm.

Simon konnte den Blick nicht von ihr wenden und war darum dankbar, daß ihre Aufmerksamkeit den Blumen auf ihrem Schoß galt. Es war so seltsam, nach den vielen Monaten, die er an sie gedacht und von ihr geträumt hatte, jetzt der wirklichen Miriamel gegenüberzusitzen, daß es ihm schwerfiel, in ihrer Gegenwart einen klaren Gedanken zu fassen. Jetzt, nachdem ihre erste Woche auf dem Abschiedsstein vorbei war, schien die Verlegenheit zwischen ihnen etwas abgenommen zu haben, aber noch immer gab es etwas, das sie trennte. Nicht einmal damals in Naglimund, als er sie zum ersten Mal als Königstochter begrüßt hatte, war sie ihm so fremd vorgekommen.

Nicht ohne Stolz hatte er ihr seine vielen Abenteuer im letzten halben Jahr berichtet, nur um dann überrascht festzustellen, daß Miriamels Erlebnisse kaum weniger wild und phantastisch gewesen waren. Zuerst dachte er, daß die Schrecken ihrer Reise – die Kilpa und Ghants, die Morde an Dinivan und Lektor Ranessin, ihre nicht näher geschilderte Gefangenschaft auf dem Schiff irgendeines Nabbanai-Adligen – ein mehr als ausreichender Grund für die Wand waren, die sich zwischen ihnen aufgerichtet hatte. Inzwischen war er nicht mehr so davon überzeugt. Sie waren Freunde gewesen, und selbst wenn sie nie mehr sein konnten, hatte

es diese Freundschaft doch wirklich gegeben. Nein, es mußte etwas vorgefallen sein, das sie veranlaßte, ihn mit anderen Augen zu sehen.

Könnte es an mir liegen? dachte Simon. *Habe ich mich so verändert, daß sie mich nicht mehr leiden kann?*

Ohne es selbst zu merken, strich er sich den Bart. Miriamel schaute auf, begegnete seinem Blick und lächelte spöttisch. Simon wurde es angenehm warm ums Herz, es war fast, als sähe er sie in ihrer alten Verkleidung als Dienstmagd Marya vor sich.

»Du bist ziemlich stolz darauf, wie?«

»Auf was? Meinen Bart?« Simon war plötzlich froh, daß er ihn nicht abrasiert hatte, denn er errötete. »Er ist einfach … gewachsen.«

»Mmmm. Ganz überraschend? Über Nacht?«

»Was stimmt denn daran nicht?« fragte Simon gereizt zurück. »Schließlich bin ich ein Ritter, beim blutigen Baum! Warum sollte ich keinen Bart haben?«

»Du sollst nicht fluchen. Nicht in Anwesenheit von Damen und schon gar nicht von Prinzessinnen.« Sie warf ihm einen Blick zu, der streng sein sollte, aber durch ein unterdrücktes Grinsen in seiner Wirkung gemindert wurde. »Außerdem, selbst wenn du jetzt ein Ritter bist, Simon – ich werde es dir ja wohl glauben müssen, bis ich daran denke, Onkel Josua zu fragen –, heißt das noch lange nicht, daß du alt genug bist, dir einen Bart stehen zu lassen, ohne daß es albern aussieht.«

»Josua fragen? Da könnt Ihr jeden fragen!« Simon war hin- und hergerissen zwischen der Freude darüber, daß sie sich wieder ein wenig so benahm wie früher, und dem Ärger über ihre Worte. »Und nicht alt genug? Ich bin so gut wie sechzehn! In vierzehn Tagen, am Sankt-Yistrins-Tag.« Ihm war selbst erst kürzlich klargeworden, daß sein Geburtstag so nah bevorstand, als nämlich Vater Strangyeard eine Bemerkung darüber gemacht hatte, es sei nicht mehr lange bis zum Tag dieses Heiligen.

»Tatsächlich?« Miriamels Blick wurde ernst. »Ich habe meinen sechzehnten Geburtstag auf dem Weg nach Kwanitupul gefeiert. Cadrach war sehr lieb, er stahl mir ein Marmeladentörtchen und ein paar rosa Seenlandnelken – aber es war trotzdem kein großes Fest.«

»Dieser verfluchte Dieb«, knurrte Simon. Er hatte seine Börse und die Schande ihres Verlustes noch nicht vergessen, soviel seit damals auch geschehen war.

»Sag das nicht.« Ihre Stimme klang auf einmal scharf. »Du weißt nichts

von ihm, Simon. Er hat viel gelitten. Sein Leben war hart.«

Simon schnaubte angewidert. »Er hat gelitten? Und was ist mit den Leuten, die er bestiehlt?«

Miriamel bekam schmale Augen. »Ich möchte kein Wort mehr über Cadrach hören. Kein Wort.«

Simon öffnete den Mund und machte ihn wieder zu. *Verflixt,* dachte er, *wie schnell man mit Mädchen Streit bekommen kann! Als ob sie alle üben würden, wie Rachel der Drache zu werden.* Er holte Atem. »Es tut mir leid, daß Ihr keinen schönen Geburtstag hattet.«

Sie sah ihn einen Moment an und wurde dann milder. »Vielleicht können wir deinen zusammen feiern, Simon. Wir können uns etwas schenken, wie sie es in Nabban tun.«

»Ihr habt mir schon etwas geschenkt.« Er griff in seine Manteltasche und holte einen schmalen blauen Stoffstreifen heraus. »Erinnert Ihr Euch? Als ich mich von Euch verabschiedete, um mit Binabik und den anderen in den Norden zu reiten.«

Miriamel starrte auf den Stoff. »Du hast ihn immer noch?« fragte sie leise.

»Ich habe ihn fast ständig getragen. Natürlich habe ich ihn noch.« Ihre Augen wurden groß, dann wandte sie sich ab und stand abrupt von der Steinbank auf. »Ich muß jetzt gehen, Simon«, sagte sie mit einem seltsamen Unterton. »Bitte sei mir nicht böse.« Sie raffte ihre Röcke und lief über die schwarzweißen Steinplatten des Feuergartens davon.

»Verdammt«, fluchte Simon. Eben schien doch noch alles in Ordnung gewesen zu sein? Was hatte er denn nur getan? Wann würde er endlich lernen, Frauen zu begreifen?

Binabik, dessen Stellung der eines Vollmitglieds des Bundes der Schriftrolle am nächsten kam, nahm Tiamak und Vater Strangyeard den Eid ab. Als sie geschworen hatten, leistete er seinerseits den Eid vor ihnen. Geloë hörte spöttisch zu, während sie die Litaneien sprachen. Sie hatte von den Ritualen des Bundes nie viel gehalten, was einer der Gründe dafür war, daß sie trotz des ungeheuren Respekts, den ihr die Mitglieder entgegenbrachten, nie selbst eine Schriftrollenträgerin geworden war. Es gab auch andere Gründe, aber Geloë sprach nie davon, und von ihren alten Freunden, die vielleicht eine Erklärung gehabt hätten, war keiner mehr am Leben.

Tiamak schwankte zwischen Begeisterung und Enttäuschung. Er hatte lange von diesem Tag geträumt, in seiner Phantasie aber das Schriftrollen-und-Federkiel-Zeichen stets aus der Hand von Morgenes empfangen, während Jarnauga und Ookequk mit dem Ausdruck strahlender Zustimmung zuschauten. Statt dessen mußte er Dinivans Anhänger, den Isgrimnur ihm gegeben hatte, selbst aus Kwanitupul mitbringen und saß nun bei den ebenfalls recht unerfahrenen Nachfolgern jener großen Seelen.

Trotzdem lag auch in dieser eher schlichten Verwirklichung seines Traums etwas unaussprechlich Erregendes. Vielleicht würde man sich noch lange an diesen Tag erinnern – der Beginn einer neuen Generation in den Reihen des Bundes, neuer Mitglieder, die die Träger der Schriftrolle so bedeutend und geachtet machen würden, wie sie es zu Zeiten von Eahlstan Fiskerne selbst gewesen waren…

Tiamaks Magen knurrte. Geloë warf ihm einen gelben Blick zu, und er lächelte beschämt. Morgens bei den Vorbereitungen hatte er vor lauter Aufregung das Essen vergessen. Peinliche Verlegenheit überkam ihn. Natürlich! Das waren Sie-die-wachen-und-gestalten, die ihn daran erinnerten, wie unwichtig er war. Ein neues Zeitalter – von wegen! Die hier Versammelten würden sich mächtig anstrengen müssen, um nur halb die Schriftrollenträger zu werden, die ihre Vorgänger gewesen waren. Das würde Tiamak, den Wilden aus Haindorf, lehren, so von sich selbst berauscht zu sein!

Sein Magen knurrte erneut. Tiamak vermied Geloës Blick und zog die Knie enger an den Körper. Er hockte auf den Bodenmatten von Strangyeards Zelt wie ein Geschirrhändler an einem kalten Markttag.

»Binabik hat mich gebeten zu sprechen«, begann Geloë, als alle Gelübde abgelegt waren. Sie war so kurz angebunden wie die Frau eines Dorfältesten, die einer Jungvermählten alles über Haushalt und Kleinkinder erklärt. »Weil ich die einzige bin, die alle anderen Schriftrollenträger kannte, habe ich eingewilligt.« Die Wildheit in ihren Augen machte sie Tiamak nicht sonderlich behaglich. Vor seiner Reise zum Sesuad'ra hatte er mit der Waldfrau nur Briefe gewechselt und von der Kraft, die von ihr ausging, keine Ahnung gehabt. Jetzt versuchte er sich fieberhaft an den Inhalt dieser Briefe zu erinnern und hoffte nur, daß sie höflich genug gewesen waren. Geloë gehörte zweifellos nicht zu den Frauen, mit denen man sich Ärger einhandeln wollte.

»Ihr seid in einer Zeit Schriftrollenträger geworden, die vielleicht die schwerste ist, die die Welt je gesehen hat, übler noch als Fingils Zeitalter

der Eroberung und Plünderung und Zerstörung von Wissen. Ihr habt alle genug gehört, um zu begreifen, daß es hier um weit mehr geht als nur um einen Krieg zwischen Fürsten. Elias von Erkynland hat sich auf irgendeine Weise der Unterstützung von Ineluki Sturmkönig versichert, dessen untote Hand sich jetzt von den Nornfjällen herunter nach uns ausstreckt, so wie Eahlstan Fiskerne es vor Jahrhunderten schon befürchtete. Das ist die Aufgabe, vor der wir stehen – zu verhindern, daß diese böse Macht einen Bruderzwist in einen verlorenen Krieg gegen die endgültige Finsternis verwandelt. Und der erste Teil dieser Aufgabe, scheint mir, besteht in der Lösung des Rätsels der Klingen.«

Ihre Debatte über Nisses' Schwertreim dauerte bis weit in den Nachmittag. Als Binabik endlich auf die Idee kam, ihnen allen etwas zu essen zu holen, war Morgenes' kostbare Handschrift über Strangyeards ganzes Zelt verstreut und buchstäblich jedes einzelne Blatt hochgehalten, untersucht und streitig erörtert worden, bis die weihrauchduftende Luft des Zeltes davon widerzuhallen schien.

Tiamak wußte jetzt, daß Morgenes' Botschaft an ihn sich auf den Reim über die drei Schwerter bezogen haben mußte. Der Wranna hatte es für unmöglich gehalten, daß jemand etwas von seinem eigenen verborgenen Schatz wissen konnte; nun war klar, daß das stimmte. Doch auch wenn er nicht schon vorher den gesunden Respekt des Gelehrten vor Zufällen gehabt hatte, die Enthüllungen dieses Tages hätten ihn überzeugt.

Als Brot und Wein herumgereicht und die schärferen Auseinandersetzungen durch volle Münder und die Notwendigkeit, einen Krug miteinander zu teilen, besänftigt worden waren, ergriff Tiamak endlich das Wort.

»Auch ich habe etwas gefunden, das Euch vielleicht interessieren wird.« Vorsichtig setzte er den Becher hin und zog das in Blätter gewickelte Pergament aus seinem Reisesack. »Ich fand es auf dem Marktplatz von Kwanitupul. Eigentlich wollte ich es nach Nabban zu Dinivan bringen, um seine Meinung darüber zu hören.« Er rollte es ganz vorsichtig auf. Die drei anderen rückten näher. Tiamak empfand den besorgten Stolz eines Vaters, der sein Kind zum ersten Mal den Ältesten vorstellt, damit sie die Namensgebung bestätigen.

»Gesegnete Elysia!« stöhnte Strangyeard. »Ist es echt?«

Tiamak zuckte die Achseln. »Wenn nicht, ist es eine sehr sorgfältige Fälschung. In meiner Zeit in Perdruin habe ich viele Schriften aus Nisses'

Zeit gesehen. Das hier sind Rimmersgard-Runen, wie man sie damals geschrieben hat. Achtet auf die rückwärts geringelten Spiralen.« Er zeigte sie mit zitterndem Finger.

Binabik kniff die Augen zusammen und las. »*Aus Nuannis Felsgarten…*«

»Ich glaube, damit sind die südlichen Inseln gemeint«, erklärte Tiamak. »Nuanni…«

»… war der alte Nabbanai-Meergott.« Strangyeard war so erregt, daß er ihm ins Wort fiel, etwas Unerhörtes von dem schüchternen Priester. »Natürlich! Nuannis Felsgarten – die Inseln! Aber was bedeutet das übrige?«

Als die anderen sich näherbeugten, schon tief in der Diskussion, fühlte Tiamak warmen Stolz. Sein Kind hatte die Zustimmung der Ältesten gefunden.

»Standhalten genügt nicht.« Herzog Isgrimnur saß auf einem Hocker in Josuas dämmrigem Zelt, dem Prinzen gegenüber. »Ihr habt einen wichtigen Sieg errungen, aber das kümmert Elias wenig. Wartet ein paar Monate, und niemand wird sich mehr daran erinnern.«

Josua runzelte die Stirn. »Das glaube ich auch, und deshalb will ich den *Raed* einberufen.«

Isgrimnur schüttelte den Kopf, daß sein Bart flog. »Das reicht nicht, wenn Ihr mir die Bemerkung verzeiht – ich rede offen mit Euch.«

Der Prinz lächelte leicht. »Das ist Eure Aufgabe, Isgrimnur.«

»So? Dann laßt mich sagen, was ich zu sagen habe. Wir brauchen weitere Siege, und zwar bald. Wenn wir Elias nicht zurückdrängen, kommt es nicht mehr darauf an, ob dieser Unfug mit den ›drei Schwertern‹ uns etwas einbringt oder nicht.«

»Haltet Ihr es tatsächlich für Unfug?«

»Nach allem, was ich im letzten Jahr gesehen habe? Nein. Ich würde heute nichts mehr so schnell als Unfug bezeichnen. Aber darum geht es nicht. Solange wir hier hocken wie eine auf den Baum gejagte Katze, kommen wir an Hellnagel ohnehin nicht heran.« Der Herzog schnaubte. »Bei Drors Hammer! Ich kann mich immer noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Johans Schwert in Wirklichkeit Minneyar sein soll. Ihr hättet mir den Kopf mit einer Gänsefeder abschlagen können, als Ihr es mir sagtet.«

»Wir müssen uns offenbar alle an Überraschungen gewöhnen«, antwortete Josua trocken. »Was schlagt Ihr nun vor?«

»Nabban«, entgegnete Isgrimnur ohne Zögern. »Ich weiß, daß ich Euch eigentlich drängen müßte, nach Elvritshalla zu eilen, um dort mein Volk zu befreien. Aber Ihr habt recht mit dem, was Ihr befürchtet. Wenn das, was ich höre, stimmt, hat man die Hälfte aller gesunden Männer in Rimmersgard in Skalis Heer gepreßt; es wird lange dauern, bis wir ihn besiegen können. Kaldskryke ist ein harter Mann und listiger Krieger. Ich hasse seine verräterischen Eingeweide, aber ich bin der letzte, der ihn einen schwachen Gegner nennt.«

»Aber die Sithi sind nach Hernystir geritten«, wandte Josua ein. »Man hat es Euch mitgeteilt.«

»Und was heißt das? Aus dem, was der junge Simon erzählt, werde ich vorn und hinten nicht schlau, und dieses weißhaarige Sitha-Hexenmädchen scheint mir auch nicht die Sorte Kundschafterin zu sein, auf deren Angaben ich meinen Schlachtplan aufbauen würde.« Der Herzog verzog das Gesicht. »Aber trotzdem: Wenn die Sithi und Hernystiri Skali vertreiben – großartig. Ich werde lauter und länger jubeln als alle anderen. Aber selbst dann werden Skalis Männer, auch diejenigen, die wir überhaupt für uns gewinnen *wollen*, über die ganze Frostmark verstreut sein. Sogar wenn das Wetter sich etwas bessern sollte, hätte ich keine Lust zu dem Versuch, sie zusammenzutreiben und zu überreden, gegen Erkynland zu ziehen. Und dabei sind sie mein Volk, und es ist mein Land, Josua … darum solltet Ihr auf meine Worte hören.« Er furchte grimmig die buschigen Brauen, als ließe ihn der bloße Gedanke, der Prinz könnte anderer Meinung sein, an seinem Verstand zweifeln.

Der Prinz seufzte. »Ich höre immer auf Euch, Isgrimnur. Ihr habt mich in der Kriegskunst unterrichtet, als Ihr mich noch auf den Knien schaukeltet, Vergeßt das nicht.«

»Soviel älter als Ihr bin ich nun auch wieder nicht, Welpe«, knurrte der Herzog. »Aber wenn Ihr Euch nicht benehmt, schleife ich Euch hinaus in den Schnee und erteile Euch eine peinliche Lektion.«

Josua grinste. »Das werden wir wohl auf einen anderen Tag verschieben müssen. Ach, es tut gut, Euch wieder bei mir zu haben, Isgrimnur.« Sein Gesichtsausdruck wurde nüchterner. »Also Ihr meint Nabban. Wie?«

Isgrimnur rückte seinen Hocker näher und senkte die Stimme.

»In Streáwes Botschaft heißt es, die Zeit sei günstig und Benigaris äußerst unbeliebt. Überall tuschelt man über seine Rolle beim Tod seines

Vaters.«

»Die Heere unter dem Eisvogelwappen werden nicht aufgrund bloßer Gerüchte desertieren«, sagte Josua. »Erinnert Euch daran, daß schon andere Vatermörder in Nabban geherrscht haben. Es ist schwer, dieses Volk zu erschüttern. Außerdem sind die besten Anführer des Heeres dem benidrivinischen Hause unverbrüchlich treu. Sie werden gegen jeden fremden Thronräuber kämpfen, sogar gegen Elias, falls er seine Macht unmittelbar ausüben will. Ihr kennt doch den alten Nabbanai-Spruch: ›Lieber unseren Hurensohn als euren Heiligen‹.«

Isgrimnur grinste boshaft in seinen Bart. »Ja, aber wer spricht auch davon, daß sie Benigaris um *Euretwillen* absetzen sollten, mein Prinz? Barmherziger Ädon, lieber ließen sie das Heer von Nessalanta anführen, ehe sie es Euch unterstellten.«

Josua schüttelte ärgerlich den Kopf. »Und wer dann?«

»Camaris, verdammt!« Isgrimnur unterstrich seine Worte damit, daß er sich mit der breiten Hand auf den Schenkel klatschte. »Er ist der rechtmäßige Erbe des herzoglichen Throns. Leobardis wurde nur Herzog, weil Camaris verschwunden war und für tot gehalten wurde.«

Der Prinz starrte seinen alten Freund an. »Aber er ist verrückt, Isgrimnur, oder zumindest einfältig.«

Der Herzog richtete sich auf. »Sie waren mit einem feigen Vatermörder einverstanden. Warum sollte ihnen ein einfältiger Held nicht besser gefallen?«

Wieder schüttelte Josua den Kopf, diesmal verwundert. »Ihr seid erstaunlich, Isgrimnur. Wie kommt Ihr auf diesen Gedanken?«

Isgrimnur grinste wölfisch. »Ich hatte viel Zeit zum Nachdenken, seit ich Camaris in dieser Spelunke in Kwanitupul wiederfand.« Er fuhr sich mit den Fingern durch den Bart. »Schade nur, daß Eolair nicht hier ist, um zu sehen, was für ein Heimlichtuer und Ränkeschmied ich auf meine alten Tage geworden bin.«

Der Prinz lachte. »Ich bin zwar nicht sicher, ob es gehen könnte, aber jedenfalls lohnt es sich, darüber nachzudenken.« Er stand auf und ging zum Tisch. »Möchtet Ihr noch etwas Wein?«

Isgrimnur hob den Becher. »Denken macht durstig. Füllt ihn mir, bitte.«

»Es ist *Prise'a* – Immerfrisch.« Aditu hob die schmale Ranke, um Simon die blaßblaue Blüte zu zeigen. »Selbst nach dem Pflücken welkt es nicht,

eine ganze Jahreszeit lang. Es heißt, die Schiffe unseres Volkes hätten es aus dem Garten mitgebracht.«

»Manche Frauen hier tragen es im Haar.«

»Unsere Frauen auch – und die Männer ebenfalls«, erwiderte die Sitha und betrachtete ihn belustigt.

»Bitte! Hallo!« rief jemand. Simon drehte sich um und erkannte Tiamak, Miriamels Wrannafreund. Der kleine Mann schien ungeheuer aufgeregt zu sein. »Prinz Josua bittet Euch, zu ihm zu kommen, Herrin Aditu, Herr Simon.« Er wollte eine kleine Verbeugung machen, brachte sie aber vor lauter Unruhe nicht zu Ende. »O bitte! Kommt schnell!«

»Was gibt es denn?« fragte Simon. »Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Wir glauben etwas Wichtiges entdeckt zu haben.« Er hüpfte auf den Zehenspitzen, auf dem Sprung, davonzulaufen. »In meinem Pergament – meinem!«

»Was für ein Pergament?« erkundigte Simon sich kopfschüttelnd.

»Ihr werdet alles erfahren. Kommt in Josuas Zelt! Bitte!« Er machte kehrt und trabte eilig nach der Siedlung zurück.

Simon lachte. »Was für ein seltsamer Mensch! Als ob er eine Hornisse im Hemd hätte.«

Aditu setzte die Ranke sorgfältig wieder an ihren Platz und führte die Finger an die Nase. »Sie riecht wie mein Haus in Jao é-Tinukai'i«, sagte sie. »Alle Räume sind voller Blumen.«

»Ich erinnere mich.«

Sie wanderten über den Gipfel. Die Sonne schien heute recht kräftig, und obwohl am nördlichen Horizont graue Wolken schwammen, war der Himmel über ihnen blau. Außer in den Mulden am Hang des Berges, Vertiefungen, die noch spät am Tag im Schatten lagen, gab es kaum noch Schnee. Simon fragte sich, wo Miriamel stecken mochte; er hatte sie morgens gesucht, um sie zu einem Spaziergang zu überreden, aber sie war nicht da und ihr Zelt leer gewesen. Von Herzogin Gutrun hatte er erfahren, die Prinzessin sei schon früh fortgegangen.

Josuas Zelt war überfüllt. Neben Tiamak standen Geloë, Vater Strangyeard und Binabik. Der Prinz saß auf seinem Hocker und prüfte mit scharfen Augen ein auf seinem Schoß ausgebreitetes Pergament. Hinten an der Zeltwand hatte Vara sich niedergelassen und nähte an einem Stück Stoff. Aditu nickte allen grüßend zu, verließ Simon und setzte sich zu ihr.

Josua schaute kurz von seinem Pergament auf. »Schön, daß Ihr hier seid,

Simon. Ich hoffe, Ihr könnt uns helfen.«

»Wie, Prinz Josua?«

Der Prinz hob, ohne noch einmal aufzublicken, die Hand. »Zuerst müßt Ihr hören, was wir gefunden haben.«

Tiamak schob sich schüchtern nach vorn. »Bitte, Prinz Josua, darf ich erzählen, wie alles gekommen ist?«

Josua lächelte. »Ja – sobald Miriamel und Isgrimnur hier sind.«

Simon stellte sich zu Binabik, der sich mit Geloë unterhielt. Simon wartete, so geduldig er konnte, und hörte zu, wie sie über Runen und Übersetzungsfehler stritten, bis er fast geplatzt wäre. Endlich erschien der Herzog von Elvritshalla mit der Prinzessin. Ihr kurzes Haar war vom Wind zerzaust, auf den Wangen stand feine Röte. Simon konnte nicht anders, er mußte sie voll stummer Sehnsucht anstarren.

»Ich mußte den halben verdammten Berg hinuntersteigen, um sie zu finden«, brummte Isgrimnur. »Hoffentlich lohnt sich der Aufwand.«

»Ihr hättet mich nur zu rufen brauchen, dann wäre ich zu Euch hinaufgekommen«, bemerkte Miriamel in lieblichem Ton. »Ihr brauchtet Euch nicht fast umzubringen.«

»Eure Kletterübungen haben mir nicht gefallen. Ich hatte Angst, Euch zu erschrecken.«

»Als ob mich ein riesiger, schwitzender Rimmersmann, der mit Getöse den Hang hinunterpoltert, *nicht* erschrecken würde!«

»Bitte.« Josuas Stimme klang etwas angespannt. »Wir haben jetzt keine Zeit für Neckereien. Es lohnt sich, Isgrimnur, zumindest hoffe ich das.« Er wandte sich an den Wranna und gab ihm das Pergament. »Erklärt es denen, die später gekommen sind, Tiamak, habt die Freundlichkeit.«

Der schlanke Mann, dessen Augen funkelten, berichtete rasch, wie er zu dem Pergament gekommen war, und zeigte ihnen die uralten Runen. Dann las er laut vor.

»*… Bringt aus Nuannis Felsgarten her*
den Blinden, der sehen kann;
findet das Schwert, das die Rose befreit,
am Fuße des Rimmerbaums dann;
sucht in dem Schiff auf der seichtesten See
den Ruf, dessen lauter Schall
euch des Rufers Namen gibt an

in klingendem Widerhall –
– Und sind Schwert, Ruf und Mann
in prinzlicher Rechter,
dann werden auch frei
lang gefangne Geschlechter…«

Als er fertig war, blickte er sich im Zelt um. »Wir…« Er zögerte. »Wir … hm … wir Träger der Schriftrolle haben uns über diese Verse und ihren Sinn beraten. Wenn nun die anderen Nisses-Worte eine Bedeutung für uns haben, so scheint es naheliegend, daß das auch auf diese hier zutrifft.«

»Aber was heißt es?« fragte Isgrimnur. »Ich habe es schon einmal gelesen und konnte weder Horn noch Hinterteil darin finden.«

»Ihr konntet den Vorteil nicht genießen, dessen andere sich erfreuen«, erklärte Binabik. »Simon und ich und andere haben auch schon vor einem Teil dieses Rätsels gestanden.« Der Troll sah Simon an. »Hast du es schon bemerkt?«

Simon überlegte angestrengt. »Der Rimmerbaum – der Udunbaum!« Nicht ohne Stolz warf er einen Blick zu Miriamel hinüber. »Dort fanden wir das Schwert *Dorn*.«

Binabik nickte. Im Zelt war es still geworden. »Ja – ›das Schwert, das die Rose befreit‹ wurde dort gefunden. Das Schwert von Camaris, mit dem Namen *Dorn*.«

»Und der Dorn befreit die Rose«, fügte Tiamak hinzu.

»Ebekah, Johans Gemahlin!« flüsterte Isgrimnur. »Die Rose von Hernysadharc!« Er zupfte heftig an seinem Bart. »Natürlich, Josua! Camaris war der besondere Beschützer Eurer Mutter.«

»Und so sahen wir, daß ein Teil des Reims von *Dorn* sprach«, fiel Binabik ein.

»Was aber den Rest angeht«, fuhr Tiamak fort, »so glauben wir ihn auch zu verstehen, obwohl wir nicht sicher sind.«

Jetzt beugte Geloë sich vor. »Es scheint möglich, daß der Reim, wenn er *Dorn* erwähnt, auch Camaris selbst meint. Ein ›Blinder, der sehen kann‹, könnte sehr wohl einen Mann bedeuten, der seiner Vergangenheit, sogar seinem eigenen Namen gegenüber blind ist, obwohl er genausogut sieht wie alle anderen.«

»Besser«, sagte Miriamel ruhig. »Und er stammt von den südlichen Inseln – Vinitta gehört zu Nuannis Felsgarten.«

»Tatsächlich.« Isgrimnur zog nachdenklich die Brauen zusammen. »Ich weiß nicht, wie das alles in einer alten Schwarte stehen kann, die vor Hunderten von Jahren geschrieben wurde, aber es scheint zu stimmen.«

»Und was bleibt dann noch übrig?« sagte Josua. »Die Zeilen mit dem ›Ruf‹ und das letzte Stück mit den gefangenen Geschlechtern, die wieder frei werden.«

Ein Augenblick des Schweigens folgte seinen Worten.

Simon räusperte sich. »Äh … vielleicht ist es ja Unsinn…« begann er.

»Sprich, Simon«, forderte Binabik ihn auf.

»Wenn ein Teil von Camaris handelt und ein anderer von seinem Schwert, vielleicht handeln dann die anderen Teile von seinen anderen Sachen oder von Orten, an denen er gewesen ist.«

Josua lächelte. »Das ist ganz und gar kein Unsinn, Simon. Es ist das, was wir auch glauben. Und wir denken sogar, daß wir wissen, was mit dem ›Ruf‹ gemeint ist.«

Auf ihrem Platz an der hinteren Zeltwand lachte Aditu plötzlich auf, ein klares, melodisches Trillern, fast wie von plätscherndem Wasser.

»Also hast du doch daran gedacht, es ihnen zu geben, Seoman. Ich hatte schon Angst, du würdest es vergessen. Du warst so müde und traurig bei unserem Abschied.«

»Es ihnen zu geben?« wiederholte Simon verwirrt. »Was …?« Jäh unterbrach er sich. »Das Horn!«

»Ja, das Horn«, bestätigte Josua. »Amerasus Geschenk an uns, mit dem wir nichts anfangen konnten.«

»Aber wie paßt das zum ›Namen des Rufers‹?« fragte Simon.

»Es lag sozusagen genau vor unserer Nase«, erläuterte Tiamak. »Als Isgrimnur Camaris in der Herberge in Kwanitupul fand, nannte man ihn dort Ceallio – das bedeutet in perdruinesischer Sprache ›Schall‹ oder ›Ruf‹. Camaris' berühmtes Horn trug den Namen Cellian, das ist dasselbe Wort auf nabbanai.«

Geschmeidig wie ein auffliegender Falke erhob sich Aditu. »Nur die Sterblichen nannten es Cellian. Es hat einen weit älteren Namen, seinen wahren Namen, den Namen seiner Erschaffung. Das Horn, das Amerasu Euch schickte, gehörte den Sithi, lange bevor Euer Camaris es in seinen Schlachten blies. Es heißt *Ti-tuno*.«

»Aber wie gelangte es in Camaris' Hände?« fragte Miriamel. »Und wenn er es in seinem Besitz hatte, wie bekamen die Sithi es wieder zurück?«

»Den ersten Teil Eurer Frage kann ich leicht beantworten«, erwiderte Aditu. »Ti-tuno ist aus dem Zahn des Drachen Hidohebhi geschnitzt, des schwarzen Wurms, den Hakatri und Ineluki erschlugen. Als Prinz Sinnach von Hernystir, ein Mensch, uns vor der Schlacht von Agh Samrath zu Hilfe kam, schenkte ihm Iyu'unigato vom Haus der Tanzenden Jahre das Horn als Zeichen des Dankes, ein Geschenk von Freund zu Freund.«

Sie schwieg, und Binabik warf ihr einen bittenden Blick zu; er wollte fortfahren. Als sie nickte, sagte er: »Viele Jahrhunderte, nachdem Asu'a fiel, errang Johan die Macht in Erkynland und hätte die Möglichkeit gehabt, die Hernystiri zu seinen Vasallen zu machen. Aber er verzichtete darauf, und zum Dank schickte König Llythinn ihm das Horn Ti-tuno als Bestandteil von Ebekahs Mitgift, als man sie holte, damit sie Priester Johans Frau würde.« Er öffnete die kleine Hand in der Gebärde des Schenkens. »Camaris war ihr Hüter auf dieser Reise und brachte sie sicher nach Erchester. Johan aber fand seine Hernystiri-Braut so schön, daß er Camaris das Horn schenkte zur Erinnerung an den Tag von Ebekahs Ankunft auf dem Hochhorst.« Wieder winkte er mit der Hand, breiter und schwungvoller, als hätte er ein Bild gemalt, das die anderen nun bewundern sollten. »Wie es aber zu Amerasu und den Sithi zurückkam, das ist eine Geschichte, die uns Camaris vielleicht selbst erzählen kann. Doch dies ist der Ort, von dem es kam: das ›Schiff auf der seichtesten See‹.«

»Diese Zeile verstehe ich nicht«, meinte Isgrimnur.

Aditu lächelte. »Unsere Stadt heißt Jao é-Tinukai'i. Das bedeutet ›Boot – oder Schiff – im Meer der Bäume‹. Es ist schwer, sich eine seichtere See vorzustellen als ein Meer ohne Wasser.«

Simon war allmählich ganz verwirrt vom Strom der Worte und der ständig wechselnden Folge der Sprecher. »Was willst du damit sagen, Binabik, daß Camaris die Geschichte erzählen könnte? Ich denke, er kann nicht reden? Ist er nicht stumm, oder wahnsinnig, oder verhext?«

»Vielleicht alles auf einmal«, antwortete der Troll. »Aber vielleicht ist es auch so, daß die letzten Zeilen des Gedichts Camaris selbst betreffen – und daß er, wenn alle diese Dinge vereint sind, vielleicht aus seinem Zustand befreit wird, der eine Art Gefängnis ist, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Wir hoffen, daß er dadurch seinen Verstand wiedererlangt.«

Erneut herrschte für ein paar Herzschläge Schweigen.

»Natürlich«, fügte Josua endlich hinzu, »erhebt sich immer noch die Frage, wie das möglich sein soll, wenn wir der drittletzten Zeile glauben

sollen.« Er reckte die Arme hoch – die linke Hand, die noch immer Elias' Eisenfessel trug, und den rechten Arm, der in einem von Leder umhüllten Stumpf endete. »Wie Ihr seht, ist das einzige, was dieser Prinz nicht besitzt, eine rechte Hand.« Er gestattete sich ein spöttisches Grinsen. »Aber wir hoffen, daß es nicht so wörtlich gemeint ist. Vielleicht genügt es schon, wenn ich nur dabei bin.«

»Ich habe schon einmal versucht, Camaris die Klinge *Dorn* zu zeigen«, erinnerte sich Isgrimnur. »Dachte, es könnte seinen Verstand aufrütteln, wenn Ihr mich versteht. Aber er wollte gar nicht in die Nähe. Benahm sich wie vor einer Giftschlange. Riß sich los und verließ einfach den Raum.« Er stockte. »Aber wenn vielleicht *alles* zusammen ist, das Horn und der Rest … vielleicht geht es dann.«

»Nun?« fragte Miriamel. »Und warum versuchen wir es dann nicht?«

»Weil wir nicht können«, versetzte Josua traurig. »Wir haben das Horn nicht mehr.«

»Was?« Simon blickte auf, ob der Prinz vielleicht, so unwahrscheinlich es auch war, einen Scherz machte. »Wie ist das möglich?«

»Es verschwand während der Schlacht mit Fengbald«, erklärte Josua. »Das ist einer der Gründe, weshalb ich Euch hier haben wollte, Simon. Ich dachte, Ihr hättet es vielleicht wieder an Euch genommen, um es sicher aufzubewahren.«

Simon schüttelte den Kopf. »Ich war froh, als ich es los war, Prinz Josua. Ich hatte große Angst, uns alle zum Untergang verurteilt zu haben, weil ich vergaß, es Euch zu geben. Seitdem habe ich es nicht mehr gesehen.«

Auch keiner der anderen Anwesenden hatte es bemerkt. »Nun gut«, stellte Josua endlich fest, »dann müssen wir es suchen, aber unauffällig. Wenn es einen Verräter oder auch nur einen Dieb in unserer Mitte gibt, darf er nicht ahnen, daß das Horn für uns von großer Bedeutung ist, sonst bekommen wir es nie zurück.«

Wieder lachte Aditu. Diesmal klang es äußerst unpassend. »Es tut mir leid«, erklärte sie, »aber das ist etwas, das mir die anderen Zida'ya niemals glauben würden. Ti-tuno zu verlieren!«

»Das ist nicht komisch«, grollte Simon. »Habt Ihr nicht lieber einen Zauber oder sonst ein Mittel, um es wiederzufinden?« Aditu schüttelte den Kopf. »So geht es nicht, Seoman, das habe ich dir schon einmal zu erklären versucht. Und es tut mir wirklich leid, daß ich lachen mußte. Ich werde Euch suchen helfen.«

Sie sah nicht aus, als täte es ihr besonders leid, fand Simon. Aber wenn er schon Menschenfrauen nicht verstand, wie konnte er dann jemals in tausend Jahren hoffen, eine Sitha zu begreifen?

Langsam und in leiser Unterhaltung verließen die Versammelten Josuas Zelt. Simon wartete vor dem Eingang auf Miriamel. Als sie herauskam, schloß er sich ihr an.

»Sie wollen also Camaris seine Erinnerungen wiedergeben.«

Miriamel sah zerstreut und so müde aus, als hätte sie in der letzten Nacht nicht viel geschlafen.

»Wenn wir das Horn wiederfinden, werden wir es wohl versuchen.« Simon freute sich insgeheim, daß Miriamel mit eigenen Augen gesehen hatte, wie weit er in Josuas Pläne einbezogen wurde.

Sie drehte sich mit anklagender Miene zu ihm um. »Und wenn er nun diese Erinnerungen gar nicht haben will?« fragte sie. »Wenn er jetzt zum ersten Mal im Leben glücklich ist?«

Simon war verblüfft und wußte keine Antwort. Stumm gingen sie zur Siedlung zurück, wo sich Miriamel verabschiedete und allein weiterwanderte. Simon blieb zurück und dachte über ihre Worte nach. Hatte sie vielleicht auch Erinnerungen, auf die sie gern verzichtet hätte?

Miriamel fand Josua im Garten hinter dem Abschiedshaus. Er stand da und blickte zum Himmel auf, über den sich lange Wolkenbänder zogen. Sie sahen aus wie zerrissenes Leinen.

»Onkel Josua?«

Er drehte sich um. »Miriamel. Ich freue mich, dich zu sehen.«

»Du kommst gern hierher, nicht wahr?«

»Ich glaube schon.« Er nickte langsam. »Es ist ein Platz zum Nachdenken. Ich mache mir zuviel Sorgen um Vara, um unser Kind und um die Welt, in der es leben wird, als daß ich mich an den meisten anderen Orten noch wohl fühlen würde.«

»Und du vermißt Deornoth.«

Wieder blickte Josua zum wolkengestreiften Himmel auf. »Ja, ich vermisse ihn. Aber vor allem möchte ich etwas tun, damit sich sein Opfer gelohnt hat. Wenn unser Sieg über Fengbald wirklich einen Sinn gehabt hat, dann wird es mir auch leichter fallen, mit seinem Tod zu leben.« Der Prinz seufzte. »Er war noch jung, verglichen mit mir – er hatte noch keine dreißig Sommer gesehen.«

Miriamel sah ihren Onkel lange schweigend an, bevor sie weitersprach. »Ich möchte dich um etwas bitten, Josua.« Er deutete auf eine der alten, verwitterten Bänke. »Bitte setz dich. Und bitte mich um alles, was du willst.«

Sie nahm Platz und holte dann tief Atem. »Wenn du … wenn wir auf den Hochhorst kommen, möchte ich mit meinem Vater sprechen.«

Josua legte den Kopf zur Seite und zog die Brauen so hoch, daß seine hohe, glatte Stirn sich furchte. »Wie meinst du das?«

»Irgendwann, bevor es zu einer letzten Belagerung kommt, wird zwischen euch beiden eine Unterredung stattfinden«, erklärte sie so rasch, als hätte sie die Worte vorher eingeübt. »Sie muß stattfinden, so blutig der Kampf auch sein mag. Er ist dein Bruder, und du wirst mit ihm sprechen. Ich möchte dabei sein.«

Josua zögerte. »Ich weiß nicht, ob das klug wäre.«

»Und«, fuhr Miriamel fort, entschlossen, ihre Bitte zu Ende zu bringen, »ich möchte mit ihm allein sein.«

»Allein?« Der Prinz schüttelte bestürzt den Kopf. »Miriamel, das ist unmöglich. Wenn es uns gelingt, den Hochhorst zu belagern, ist dein Vater ein verzweifelter Mann. Wie könnte ich dich mit ihm allein lassen – das hieße, dich als Geisel in seine Hand zu geben!«

»Darauf käme es nicht an«, beharrte Miriamel eigensinnig. »Ich muß mit ihm reden, Onkel Josua.«

Der Prinz unterdrückte eine zornige Antwort. Statt dessen sagte er sanft: »Und warum mußt du das, Miriamel?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Aber ich muß. Es könnte vieles ändern – es könnte *alles* ändern.«

»Dann mußt du es mir sagen, Nichte. Denn wenn du das nicht tust, kann ich nur nein sagen; ich kann dich nicht mit deinem Vater allein lassen.«

In Miriamels Augen glänzten Tränen. Zornig wischte sie sie weg. »Du verstehst nicht. Es ist etwas, das ich nur zu ihm sagen kann. Und ich muß es tun! Bitte, Josua, bitte.«

Über seine Züge schien sich müde Qual zu legen wie die Erschöpfung langer, schwerer Arbeitsjahre. »Ich weiß, daß du nicht leichtfertig handelst, Miriamel. Aber von dir hängt auch nicht das Leben von Hunderten oder gar Tausenden ab und belastet deine Entscheidungen. Wenn du mir nicht sagen kannst, was in deinen Augen so wichtig ist – und ich glaube dir, daß du davon aufrichtig überzeugt bist –, dann kann ich nicht zulassen, daß du

dein Leben, und vielleicht das Leben vieler anderer, dafür aufs Spiel setzt.«

Sie starrte ihn durchdringend an. Die Tränen waren einer kalten, leidenschaftslosen Maske gewichen. »Bitte überleg es dir noch einmal, Josua.« Sie deutete auf Deornoths Hügel. Zwischen den Steinen wuchsen schon ein paar Grashalme hervor. »Denk an deinen Freund, Onkel Josua, und an die vielen Dinge, die du ihm gern noch gesagt hättest.«

Josua schüttelte ärgerlich den Kopf. Das Sonnenlicht verriet, daß sein braunes Haar am Scheitel dünn wurde. »Bei Ädons Blut, Miriamel, ich kann es nicht zulassen. Sei wütend auf mich, wenn du mußt, aber du mußt begreifen, daß ich keine andere Wahl habe.« Auch seine Stimme wurde ein wenig kälter. »Falls sich dein Vater am Ende ergibt, werde ich alles tun, damit ihm kein Leid geschieht. Wenn es in meiner Macht liegt, sollst du dann die Möglichkeit haben, mit ihm zu sprechen. Das ist das Äußerste, was ich zusagen kann.«

»Dann wird es zu spät sein.«

Sie erhob sich von der Bank und verließ mit schnellen Schritten den Garten.

Josua sah ihr nach. Still, wie angewurzelt, stand er da und sah einem Sperling zu, der herunterflatterte und sich für einen Augenblick auf dem Steinhügel niederließ. Nach ein paar Hüpfern und einer Folge piepsender Töne stieg der Vogel wieder in die Luft und flog davon. Josua folgte ihm mit dem Blick weit hinauf in die ziehenden Wolken.

»Simon!«

Er drehte sich um. Sangfugol eilte hastig durch das feuchte Gras auf ihn zu.

»Simon, kann ich mit Euch sprechen?« Keuchend blieb der Harfner vor ihm stehen. Seine Haare waren wirr, und seine Kleidung sah aus, als hätte er sie ohne Rücksicht auf Farbe und Geschmack übergeworfen, was äußerst ungewöhnlich war; selbst in den Tagen der Verbannung hatte Simon den Musikanten nie derart ungepflegt erlebt.

»Natürlich.«

»Aber nicht hier.« Sangfugol blickte sich verstohlen um, obwohl weit und breit kein Mensch zu sehen war. »Irgendwo, wo man uns nicht belauschen kann. In Eurem Zelt?«

Simon nickte verblüfft. »Wenn Ihr das möchtet.«

Sie gingen durch die Zeltstadt. Mehrere Bewohner winkten ihnen

unterwegs zu oder grüßten sie. Der Harfner zuckte jedesmal zusammen, als sei jeder, dem sie begegneten, eine mögliche Gefahrenquelle. Endlich erreichten sie Simons Zelt, wo sie Binabik vorfanden, der gerade weggehen wollte. Während der Troll sich die pelzgefütterten Stiefel anzog, plauderte er liebenswürdig über das verschwundene Horn – sie suchten nun schon drei Tage und noch immer erfolglos – und viele andere Dinge. Sangfugol wartete mit sichtlicher Unruhe darauf, daß er sich entfernte, eine Tatsache, die Binabik nicht verborgen bleiben konnte. Er brach das Gespräch ab, nahm Abschied und verschwand zu Geloë und den übrigen Schriftrollenträgern. Als der Troll fort war, stieß Sangfugol einen erleichterten Seufzer aus und sank, ohne auf Staub und Erde zu achten, zu Boden. Simon begann sich Sorgen zu machen. Irgend etwas war ganz und gar nicht in Ordnung.

»Was habt Ihr, Sangfugol?« fragte er teilnahmsvoll. »Ihr scheint Euch zu fürchten.«

Der Harfner beugte sich dicht an sein Ohr und flüsterte fast verschwörerisch: »Binabik sagte, sie suchten immer noch das Horn. Josua scheint es unbedingt haben zu wollen.«

Simon zuckte die Achseln. »Niemand weiß, ob es wirklich helfen kann. Sie brauchen es für Camaris. Sie hoffen, daß es ihn vielleicht wieder zu Verstand bringt.«

»Das klingt wenig sinnvoll.« Der Harfner schüttelte den Kopf. »Wie sollte ein Horn dazu imstande sein?«

»Das weiß ich auch nicht«, brummte Simon ungeduldig. »Was wolltet Ihr nun Wichtiges mit mir besprechen?«

»Ich stelle mir vor, daß der Prinz sehr zornig sein wird, wenn man den Dieb entdeckt.«

»Sie werden ihn an der Mauer des Abschiedshauses aufhängen«, knurrte Simon gereizt, brach jedoch sofort ab, als er den Ausdruck des Entsetzens in Sangfugols Gesicht sah. »Was ist denn? Barmherziger Ädon, Sangfugol, habt *Ihr* es gestohlen?«

»Nein, nein!« protestierte der Harfner schrill. »Ich schwöre Euch, daß ich es nicht getan habe!«

Simon starrte ihn erschrocken an.

»Aber«, fuhr Sangfugol endlich mit vor Scham bebender Stimme fort, »ich weiß, wo es ist.«

»Was? Wo?«

»Ich habe es in meinem Zelt«, sagte der Harfner mit der schicksalsergebenen Stimme eines verurteilten Märtyrers, der seinen Henkersknechten vergibt.

»Wie ist das möglich? Wie kommt es in Euer Zelt, wenn Ihr es nicht genommen habt?«

»Bei Ädons Gnade, Simon, ich schwöre, ich habe es nicht gestohlen. Ich fand es nach seinem Tod unter Strupps Sachen. Ich … ich liebte den alten Burschen, Simon. Auf meine Art. Ich wußte, er war ein Trunkenbold, und manchmal habe ich geredet, als ob ich ihm am liebsten den Schädel einschlagen wollte. Aber in meiner Jugend war er gut zu mir … und verflucht, ich vermisse ihn.«

Trotz dieser traurigen Worte des Harfners wurde Simon wieder ungeduldig. »Aber wieso habt Ihr es behalten und niemandem etwas gesagt?«

»Ich wollte nur ein Andenken an ihn, Simon.« Sangfugol war so beschämt und kläglich wie eine nasse Katze. »Ich gab ihm meine zweite Laute mit ins Grab. Ich dachte, es würde ihm nichts ausmachen – ich glaubte doch, es wäre *sein* Horn!« Er wollte nach Simons Hand greifen, überlegte es sich aber und ließ den Arm wieder sinken. »Und als ich begriff, wem der ganze Aufwand und die Sucherei galt, bekam ich Angst, zuzugeben, daß ich es hatte. Jetzt wird es aussehen, als hätte ich Strupp bestohlen, als er tot war. So etwas würde ich nie tun, Simon!«

Simons Zorn verflog. Der Harfner schien den Tränen nahe. »Ihr hättet es sagen sollen«, mahnte er milde. »Niemand hätte etwas Schlechtes von Euch angenommen. Aber jetzt sollten wir lieber zu Josua gehen.«

»Ach nein! Er wird vor Wut außer sich sein! Nein, Simon … ich könnte es doch Euch geben. Dann könntet Ihr sagen, Ihr hättet es gefunden. Ihr wärt der Held des Tages.«

Simon überlegte kurz. »Nein«, sagte er. »Das halte ich für keinen guten Einfall. Erstens müßte ich Prinz Josua darüber belügen, wo ich es gefunden hätte. Was wäre, wenn ich einen Ort angäbe, an dem man schon gesucht hat? Es würde aussehen, als hätte *ich* es gestohlen.« Er schüttelte entschieden den Kopf. Ausnahmsweise war er es nicht, der sich wie ein Mondkalb benommen hatte, und er hatte auch keine Lust, die Schuld dafür auf sich zu nehmen. »Und zweitens wird es bestimmt nicht so schlimm, wie Ihr glaubt, Sangfugol. Ich begleite Euch. Josua ist nicht so, Ihr kennt ihn doch.«

»Er hat mir erst kürzlich gesagt, wenn ich noch einmal ›Du Schöne von

Nabban‹ singen würde, ließe er mir den Kopf abhacken.« Sangfugol wurde schon etwas mutiger und war gefährlich nahe daran zu schmollen.

»Und das mit vollem Recht«, meinte Simon. »Wir können das Lied alle nicht mehr hören.« Er stand auf und streckte dem Harfner die Hand entgegen. »Kommt! Wir gehen zum Prinzen. Wenn Ihr nur nicht so lange gewartet hättet! Dann wäre es jetzt sehr viel leichter. «

Sangfugol schüttelte betrübt den Kopf. »Mir schien es einfacher, gar nichts zu sagen. Ich nahm mir immer wieder vor, das Horn irgendwo hinzulegen, damit man es fand, aber dann hatte ich Angst, jemand würde mich dabei ertappen, selbst wenn es mitten in der Nacht war.« Er holte tief Atem. »Ich habe vor lauter Angst schon zwei Nächte nicht geschlafen.«

»Wenn Ihr erst mit Josua geredet habt, fühlt Ihr Euch besser. Kommt, steht auf.«

Als sie das Zelt verließen, blieb der Harfner einen Augenblick in der Sonne stehen und krauste die schmale Nase. Er verzog den Mund zu einem schüchternen Lächeln, als wittere er Verzeihung in der feuchten Morgenluft. »Vielen Dank, Simon«, sagte er. »Ihr seid ein guter Freund.«

Simon grunzte spöttisch und klopfte ihm auf die Schulter. »Wir wollen jetzt mit ihm sprechen, er hat nämlich gerade gefrühstückt. Ich bin immer besserer Laune, wenn ich etwas gegessen habe – vielleicht ist das bei Prinzen auch so.«

Nach dem Mittagsmahl versammelten sie sich im Abschiedshaus. Josua stand feierlich vor dem Steinaltar, auf dem noch immer *Dorn* lag. Simon spürte, wie angespannt der Prinz war.

Die anderen in der Halle redeten leise untereinander. Es klang ein wenig gezwungen, aber völlige Stille in dem gewaltigen Saal wäre vielleicht noch bedrückender gewesen. Durch die Tür strömte Sonnenlicht, das jedoch nicht in die hinteren Winkel drang. Es sah aus wie in einer Kirche, und Simon konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß sie ja vielleicht auch ein Wunder sehen würden. War es nicht fast, als erwecke man Tote, wenn man Camaris den Verstand wiedergab, die Gefühle und Erinnerungen eines Menschen, der die Welt vierzig Jahre lang nicht zur Kenntnis genommen hatte?

Miriamels Worte fielen ihm ein, und er mußte einen Schauder unterdrücken. Vielleicht war es ja doch unrecht. Sollte man Camaris nicht doch besser in Frieden lassen?

Josua drehte und wendete den Drachenzahn in den Händen und betrachtete zerstreut die Inschriften. Als man ihm das Horn brachte, war er

nicht so wütend geworden, wie Sangfugol befürchtet hatte, sondern hatte sich vielmehr offen gewundert, warum Strupp es an sich genommen und versteckt hatte. Nachdem sein erster Ärger verraucht war, hatte er Sangfugol sogar großmütig eingeladen, mitzukommen und Zeuge der Ereignisse zu sein. Aber der Harfner hatte seine Vergebung und wollte mit dem Horn und den Taten von Prinzen nichts mehr zu tun haben; er war wieder ins Bett gegangen, um den dringend benötigten Schlaf nachzuholen.

Jetzt ging ein Raunen durch die etwa zwölf in der Halle wartenden Personen. Camaris trat ein, von Isgrimnur geführt. Der alte Mann trug ein festliches Hemd und Strümpfe wie ein zum Kirchgang geputztes Kind. Er sah sich vorsichtig um, als wollte er herausfinden, in welche Art Falle er geraten war. Wirklich hatte es fast den Anschein, als wollte man ihn für ein begangenes Verbrechen zur Verantwortung ziehen. Die Wartenden starrten sein Gesicht an, als wollten sie es auswendig lernen. Camaris wirkte verängstigt.

Simon fiel ein, daß Miriamel erzählt hatte, der alte Mann sei in einer Herberge in Kwanitupul Türhüter und Mann für alles gewesen und nicht sonderlich gut behandelt worden. Vielleicht glaubte er, man wolle ihn bestrafen, und in der Tat ließ sich seinen unruhigen, verstohlenen Blicken entnehmen, daß Camaris überall lieber gewesen wäre als hier.

»Hier, Herr Camaris.« Josua hob *Dorn* vom Altar – so mühelos, daß es leicht sein mußte wie eine Feder. Simon erinnerte sich an den launischen Charakter des Schwertes und fragte sich, was das bedeutete. Er hatte einmal gedacht, das Schwert habe eigene Wünsche und füge sich den Menschen nur dann, wenn sie es brachten, wohin es wollte, und taten, was es begehrte. Hatte es jetzt sein Ziel, so greifbar nah, erreicht? Die Rückkehr zu seinem alten Gebieter?

Prinz Josua reichte Camaris, den Griff voran, das Schwert, aber der alte Mann wollte es nicht nehmen. »Bitte, Herr Camaris. Es ist *Dorn*. Es gehörte Euch und gehört Euch noch.«

Die Miene des Alten wurde noch verzweifelter. Er trat zurück und hob ein Stück die Hände, als wollte er einen Angriff abwehren. Isgrimnur nahm ihn beim Ellenbogen und beruhigte ihn.

»Alles in Ordnung«, brummte der Herzog. »Es ist doch Euer Schwert, Camaris.«

»Sludig!« rief Josua. »Habt Ihr den Schwertgurt?«

Der Rimmersmann trat vor und reichte ihm einen Gürtel, an dem eine

schwere Scheide aus schwarzem Leder hing. Sie war mit Silber beschlagen. Mit Hilfe seines Herrn Isgrimnur schnallte er Camaris den Gurt um. Der alte Mann leistete keinen Widerstand. Tatsächlich, dachte Simon, hätte er genausogut zu Stein erstarrt sein können. Als die beiden fertig waren, ließ Josua *Dorn* vorsichtig in die Scheide gleiten, so daß der Griff zwischen Camaris' Ellenbogen und seinem losen weißen Hemd ruhte.

»Jetzt das Horn, bitte«, sagte Josua. Freosel, der es gehalten hatte, als der Prinz die Klinge nahm, reichte ihm das ehrwürdige Instrument. Josua ließ das Tragband über Camaris' Kopf gleiten, so daß das Horn zu seiner Rechten hing, und trat zurück. Die lange Klinge des Schwertes schien für ihren hochgewachsenen Eigentümer geschmiedet. Im weißen Haar des Ritters leuchtete ein Sonnenstrahl, der durch die Türöffnung fiel. Alles war unzweifelhaft so, wie es sein mußte, jeder konnte es sehen. Jeder außer dem alten Mann selbst.

»Aber er tut nichts«, sagte Sludig leise zu Isgrimnur. Simon hatte von neuem das Gefühl, einem Gottesdienst beizuwohnen, nur daß es jetzt so aussah, als hätte der Küster vergessen, die Monstranz hinzustellen oder der Priester wüßte auf einmal einen Teil seiner Mansa nicht mehr. Alle erstarrten. Eine peinliche Pause entstand.

»Vielleicht, wenn wir das Gedicht vorlesen?« schlug Binabik vor.

»Ja.« Josua nickte. »Bitte lest.«

Aber Binabik schob Tiamak nach vorn. Der Wranna hielt mit zitternder Hand das Pergament in die Höhe und begann mit ebenso zitternder Stimme Nisses' Verse vorzulesen. Mit jeder Zeile wurde er sicherer und schloß schließlich in festerem Ton:

»*… und sind Schwert, Ruf und Mann*
in prinzlicher Rechter,
dann werden auch frei
lang gefangne Geschlechter…«

Tiamak verstummte und schaute zu Camaris auf, der den Blick erwiderte und den Gefährten vieler Wochen, der ihm jetzt dieses Unerklärliche antat, mit sanfter Traurigkeit musterte. Der alte Ritter hätte ein Hund sein können, von dem sein Herr, der ihn stets gut behandelt hatte, plötzlich ein unwürdiges Kunststück verlangte.

Nichts war geschehen. Ein enttäuschtes Murmeln ging durch den Raum.

»Wir haben vielleicht einen Irrtum verübt«, erklärte Binabik zögernd.

»Wir werden länger daran studieren müssen.«

»Nein.« Josuas Stimme war rauh. »Ich glaube das nicht.« Er ging zu Camaris und hielt ihm das Horn vor die Augen. »Erkennt Ihr es nicht? Es ist Cellian! Sein Ruf erfüllte die Herzen der Feinde meines Vaters mit Furcht. Blast es, Camaris!« Er wollte es an die Lippen des Alten führen. »Wir brauchen Euch wieder!«

Mit einem gehetzten, fast angstvollen Blick schob Camaris Josua zur Seite. Die Kraft des alten Mannes war so unerwartet groß, daß der Prinz stolperte und fast gefallen wäre, hätte Isgrimnur ihn nicht aufgefangen. Sludig knurrte und machte einen Schritt auf Camaris zu, als wollte er den alten Ritter schlagen.

»Laßt ihn, Sludig!« fuhr Josua ihn an. »Wenn hier jemand schuld hat, bin ich es. Mit welchem Recht quäle ich einen einfältigen alten Mann?« Er ballte die Faust und starrte auf die Steinfliesen. »Vielleicht sollten wir ihn wirklich in Frieden lassen. Er hat seine Schlachten geschlagen – schlagen wir die unsrigen und gönnen ihm Ruhe.«

»Nie hat er einem Kampf den Rücken gekehrt«, beharrte Isgrimnur. »Ich kannte ihn, Vergeßt das nicht. Er hat stets getan, was recht … was notwendig war. Gebt nicht so leicht auf.«

Josua sah dem alten Ritter ins Gesicht. »Nun gut. Kommt mit mir, Camaris.« Er nahm ihn sanft beim Ellenbogen. »Kommt mit mir«, wiederholte er und führte den Alten, der sich nicht wehrte, nach der Tür, die auf den Garten hinter der Halle hinausging.

Draußen fing der Nachmittag an, kalt zu werden. Eine leichte Nebelnässe hatte die alten Mauern und steinernen Bänke dunkel gefärbt. Die Versammlung, die dem Prinzen gefolgt war, blieb an der Tür stehen und fragte sich, was er vorhaben mochte.

Josua führte Camaris zu dem Steinhügel über Deornoths Grab. Er griff nach der Hand des Alten und legte sie darauf. Dann bedeckte er sie mit seinen eigenen Fingern.

»Herr Camaris«, begann er langsam, »bitte hört mich an. Das Land, das mein Vater zähmte, die Ordnung, die Ihr und König Johan errichtet habt, sind zerrissen von Krieg und Zauberei. Alles, für das Ihr Euch Euer Leben lang eingesetzt habt, ist bedroht, und wenn wir diesmal unterliegen, so fürchte ich, daß es für immer vernichtet sein wird. Unter diesen Steinen liegt mein Freund begraben. Er war ein Ritter wie Ihr. Herr Deornoth hat Euch nie gesehen, aber es waren die Lieder über Euer Leben, die er als Kind hörte, die ihn zu mir brachten. ›Macht einen Ritter aus mir, Josua‹,

bat er mich an dem Tag, als ich ihm zum ersten Mal begegnete. ›Ich möchte dienen, wie Camaris diente. Ich möchte Euer und Gottes Werkzeug dazu sein, daß es unserem Volk und Land besser geht‹. So sprach er, Camaris.« Josua lachte bitter.

»Er war ein Narr, ein frommer Narr. Und natürlich fand auch er heraus, daß Land und Leute manchmal nicht wert zu sein scheinen, daß man sie rettet. Aber er schwor einen Eid vor Gott, daß er das Rechte tun wollte, und er bemühte sich sein Leben lang, diesen Eid zuhalten.«

Seine Stimme wurde lauter. Er hatte eine Quelle des Gefühls in seinem Inneren gefunden; die Worte strömten ihm stark und mühelos vom Münde. »Er starb bei der Verteidigung dieses Berges – eine einzige Schlacht, ein einziges Gefecht nahm ihm das Leben; aber ohne ihn hätten wir überhaupt keine Hoffnung auf einen größeren Sieg gehabt. Er starb, wie er lebte, bei dem Versuch, etwas zu tun, das über Menschenkräfte hinausging; immer, wenn ihm etwas fehlschlug, gab er sich selbst die Schuld, stand auf und versuchte es von neuem. Er starb für dieses Land, Camaris, für das Land, für das auch Ihr gekämpft, für die Ordnung, die Ihr Euch zu schaffen bemüht habt, in der die Schwachen in Frieden leben und Schutz vor denen finden sollen, die ihnen mit Gewalt ihre Wünsche aufzuzwingen versuchen.« Der Prinz näherte sein Gesicht den Zügen des Alten, fing seinen unwilligen Blick ein und hielt ihn fest. »Soll sein Tod sinnlos sein? Denn wenn wir diesen Kampf nicht gewinnen, wird es zu viele Gräber geben, als daß ein einziges noch etwas bedeuten könnte, und niemand wird mehr übrig sein, der um Menschen wie Deornoth trauert.«

Enger umschlossen seine Finger die Hand des alten Ritters.

»Kommt zurück zu uns, Camaris. Bitte. Laßt seinen Tod nicht sinnlos sein. Denkt an die Schlachten von einst, Schlachten, von denen ich weiß, daß Ihr sie lieber nicht geschlagen hättet; aber Ihr habt es getan, weil die Sache, um die es ging, gerecht und ehrlich war. Soll denn auch dieses viele Leid keinen Sinn gehabt haben? *Dies hier ist unsere letzte Hoffnung.* Nach uns kommt nur das Dunkel.«

Er ließ die Hand des Alten abrupt los und wandte sich ab. In seinen Augen glitzerte es. Simon sah ihm von der Tür aus zu und fühlte sein eigenes Herz beben.

Noch immer stand Camaris versteinert da, die Finger auf Deornoths Hügel gespreizt. Endlich wandte er sich ab und sah an sich hinunter. Langsam hob er das Horn und starrte es minutenlang an wie etwas auf der grünen Erde nie zuvor Erblicktes. Endlich schloß er die Augen, setzte es

mit unsicherer Hand vorsichtig an die Lippen und blies.

Das Horn rief. Sein erster, dünner Ton schwoll an und wuchs, lauter und immer lauter, bis die Luft selbst zu erbeben schien von einem Schall, in dem das Klirren von Stahl und das Donnern von Hufen dröhnten. Camaris, mit fest geschlossenen Augen, sog tief den Atem ein und blies ein zweites Mal, noch lauter. Der durchdringende Ruf hallte über den Berg und brach sich an den Talwänden; Echos jagten sich in der Luft. Dann wurde es still.

Simon merkte, daß er sich die Ohren zuhielt. Viele von den neben ihm Stehenden taten es ebenfalls.

Wieder starrte Camaris auf das Horn und richtete dann den Blick auf die, die ihn beobachteten. Etwas war anders geworden. Seine Augen wirkten plötzlich tiefer, trauriger; ein Bewußtsein glomm darin, das vorher nicht dagewesen war. Sein Mund zuckte, als wollte er sprechen, aber nur ein heiseres Zischen war zu hören. Camaris sah hinunter auf *Dorns* Griff. Langsam und bedächtig zog er es aus der Scheide und hielt es vor sich, einen glänzendschwarzen Strich, der das Licht des schwindenden Nachmittags mitten durchzutrennen schien. Winzige Tropfen Nebelnässe sammelten sich auf der Klinge.

»Ich … hätte … wissen sollen, daß meine … Qual noch nicht … zu Ende war … meine Schuld … nicht vergeben.« Seine Stimme war schmerzhaft trocken und rauh, die Redeweise sonderbar gezwungen. »O mein Gott … mein liebender und schrecklicher Gott … ich knie in Demut vor deinem Angesicht. Ich werde mich meiner Strafe nicht entziehen.«

Und zum Erstaunen der Zuschauer fiel der alte Mann auf die Knie und sagte lange Zeit nichts mehr, sondern schien stumm zu beten. Tränen liefen ihm über die Wangen und verschmolzen mit den Nebeltropfen, und sein Gesicht leuchtete im schrägen Sonnenlicht. Schließlich stand er auf und ließ sich von Isgrimnur und Josua fortführen.

Simon fühlte sich am Arm gepackt. Er sah nach unten. Binabiks kleine Finger zupften an seinem Ärmel. Die Augen des Trolls funkelten. »Weißt du, Simon, es war, was wir alle vergessen hatten. Herrn Deornoths Männer, die Soldaten von Naglimund, weißt du, wie sie ihn nannten? Die *prinzliche Rechte.* Und ich glaube, nicht einmal Josua erinnerte sich daran. Glück … oder etwas anderes, Simon-Freund.« Der kleine Mann drückte noch einmal seinen Arm und eilte dann dem Prinzen nach.

Ganz benommen versuchte Simon, noch einen letzten Blick auf Camaris zu erhaschen. Unweit von ihm stand Miriamel. Ihre Augen begegneten sich, und sie schaute ihn zornig an. Es war, als riefe sie ihm zu: *Das ist*

auch deine Schuld.

Sie drehte sich um und folgte Camaris und den anderen zurück ins Abschiedshaus. Simon blieb allein im verregneten Garten zurück.

XXIV

Ein Himmel voller Tiere

Vier starke Männer, die trotz des kalten Nachtwindes schwitzten und vor Anstrengung keuchten, schleppten die verhängte Sänfte die schmale Treppe hinauf, hoben vorsichtig den Stuhl mit dem Insassen heraus und trugen ihn in die Mitte des Dachgartens. Der Mann auf dem Stuhl war so in Pelze und Gewänder gehüllt, daß man ihn kaum erkennen konnte, aber die hochgewachsene, elegant gekleidete Frau erhob sich sofort von ihrem eigenen Sitz und kam mit einem Freudenruf auf ihn zu.

»Graf Streáwe!« flötete die Herzoginwitwe. »Wie freue ich mich, daß Ihr kommen konntet! Und das an einem so kalten Abend!«

»Nessalanta, meine Teure. Nur eine Einladung von Euch konnte mich bei diesem gräßlichen Wetter vor die Tür locken.« Der Graf nahm ihre behandschuhten Finger und zog sie an die Lippen. »Vergebt mir, daß ich so unhöflich bin, sitzen zu bleiben.«

»Unfug.« Nessalanta schnippte mit den Fingern nach den Trägern des Grafen und bedeutete ihnen, seinen Stuhl näher zu ihrem zu befördern. Dann nahm sie wieder Platz. »Ich glaube übrigens, es wird noch etwas wärmer. Trotzdem seid Ihr ein Juwel, ein köstliches Juwel, weil Ihr heute zu uns gekommen seid.«

»Das Vergnügen Eurer Gesellschaft, liebe Herrin…« Streáwe hustete in sein Taschentuch.

»Ich verspreche Euch, daß Ihr es nicht bereuen werdet.« Sie deutete auf den Sternenhimmel, als hätte sie selbst befohlen, daß er über ihnen ausgebreitet würde. »Schaut ihn Euch an! Ihr werdet froh sein, daß Ihr hier seid. Xannasavin ist ein glänzender Kopf.«

»Die Herrin ist zu gütig«, bemerkte eine Stimme von der Treppe her. Graf Streáwe, in seiner Bewegung etwas behindert, reckte mühsam den Hals nach dem Sprecher.

Der Mann, der jetzt auf den Dachgarten hinaustrat, war groß und hager. Seine langen Finger waren wie zum Gebet verschränkt. Er trug einen

langen, lockigen Bart, dessen Schwarz mit Grau untermischt war. Auch seine Gewänder waren dunkel und mit Nabbanai-Sternsymbolen besetzt. Er bewegte sich mit einer gewissen storchähnlichen Würde durch die Reihe in Töpfe gepflanzter Bäume und Büsche und knickte dann die langen Beine ein, um vor der Herzoginwitwe niederzuknien. »Herrin, ich bin beglückt über Eure Aufforderung, zu Euch zu kommen. Es ist stets eine Freude, Euch zu dienen.« Er wandte sich an Streáwe. »Die Herzogin Nessalanta wäre eine hervorragende Astrologin geworden, hätten sie nicht ihre höheren Pflichten gegenüber Nabban dran gehindert. Sie ist eine Frau von tiefem Verständnis.«

Der Graf von Perdruin lächelte unter seiner Kapuze. »Wie jedermann weiß.«

Etwas in seinem Ton ließ die Herzogin einen Moment zögern, bevor sie sprach. »Xannasavin ist zu liebenswürdig. Ich habe lediglich ein paar Anfangsgründe studiert.« Sie kreuzte bescheiden die Hände über der Brust.

»Ah, wenn ich Euch doch nur als Schülerin hätte annehmen dürfen«, seufzte Xannasavin. »Welche Geheimnisse hätten wir zusammen erforscht…« Seine Stimme war tief und eindrucksvoll. »Wünscht die Herrin, daß ich beginne?«

Nessalanta, die an seinen Lippen gehangen hatte, schüttelte sich wie ein Mensch, der plötzlich aufwacht. »Ach … Nein, Xannasavin, noch nicht. Wir müssen auf meinen älteren Sohn warten.«

Streáwe sah aufrichtig erstaunt zu ihr hin. »Ich wußte gar nicht, daß sich Benigaris für die Geheimnisse der Sterne interessiert.«

»O doch«, erwiderte Nessalanta vorsichtig. »Er…« Sie blickte auf. »Ah! Da ist er.«

Benigaris schritt über den Dachgarten. In geringer Entfernung folgten ihm zwei Wachsoldaten, das Eisvogelabzeichen auf dem Waffenrock. Der regierende Herzog von Nabban wurde um die Mitte bereits etwas dick, war jedoch im übrigen ein großer, breitschultriger Mann. Sein Schnurrbart wuchs so üppig, daß er den Mund fast völlig verbarg.

»Mutter«, grüßte er kurz, als er die kleine Gruppe erreicht hatte. Er nahm ihre Hand, nickte ihr zu und wandte sich an den Grafen. »Streáwe. Ich vermißte Euch gestern abend beim Essen.«

Der Graf führte das Taschentuch an die Lippen und hüstelte. »Um Vergebung, bester Benigaris. Meine Gesundheit, wißt Ihr. Manchmal fällt es mir einfach zu schwer, mein Zimmer zu verlassen, selbst für die so berühmte Gastfreundschaft der Sancellanischen Mahistrevis.«

»Nun, dann solltet Ihr vielleicht lieber auch nicht draußen auf diesem eiskalten Dach herumsitzen«, brummte Benigaris. »Was wollen wir eigentlich hier, Mutter?«

Die Herzoginwitwe setzte eine mädchenhafte Schmollmiene auf. »Aber du weißt doch sehr gut, was wir wollen. Heute ist eine besonders günstige Nacht für das Studium der Sterne, und Xannasavin will uns sagen, was das nächste Jahr uns bescheren wird.«

»Sofern es Euer Wunsch ist, Hoheit.« Xannasavin verbeugte sich vor dem Herzog.

»Ich kann Euch selbst sagen, was das nächste Jahr uns bescheren wird«, grollte Benigaris. »Ärger über Ärger. Wohin ich mich auch wende, es gibt nur Schwierigkeiten.« Er sah Streáwe an. »Ihr kennt das. Die Bauern wollen Brot, aber wenn ich es ihnen gebe, wollen sie nur noch mehr. Ich habe versucht, ein paar von diesen Sumpfmännern herzuschaffen, damit sie auf den Getreidefeldern helfen, weil ich in den Grenzgefechten mit den Wilden aus den Thrithingen viele Soldaten verloren habe und die Barone nun schreien, daß ich ihre Bauern einberufe und die Felder brachliegen. Aber diese verfluchten kleinen Braunen wollten nicht kommen! Was soll ich tun, Truppen in ihren elenden Sumpf schicken? Es geht mir besser ohne sie.«

»Wie gut kenne ich doch auch die Bürde der Menschenführung«, stimmte Streáwe teilnahmsvoll zu. »Wie ich höre, habt Ihr Euch in diesen schweren Zeiten heldenhaft bewährt.«

Benigaris nickte ruckartig. »Und dann diese verdammten, verdammten, dreimal verdammten Feuertänzer, die sich selbst in Brand stecken und die einfachen Leute damit erschrecken.« Seine Miene verfinsterte sich. »Ich hätte Pryrates nie trauen sollen.«

»Entschuldigt, Benigaris«, warf Streáwe ein, »ich habe Euch nicht recht verstanden – meine alten Ohren, wißt Ihr. Sagtet Ihr Pryrates?«

Der Herzog von Nabban sah den Grafen an. Seine Augen wurden schmal. »Ach, laßt nur. Jedenfalls war es ein gräßliches Jahr, und ich wette, das nächste wird nicht besser.« Ein verdrießliches Lächeln bewegte seinen Schnurrbart. »Es sei denn, ich könnte ein paar Unruhestifter hier in Nabban zum Feuertanzen bekehren. Ich kenne eine ganze Menge, die ich mir sehr gut als Fackeln vorstellen könnte.«

Streáwe lachte und bekam sofort einen trockenen Hustenanfall. »Sehr gut, Benigaris, sehr gut.«

»Schluß damit«, sagte Nessalanta unzufrieden. »Ich meine, daß du dich

irrst, Benigaris. Es müßte ein wunderbares Jahr werden. Aber wir brauchen uns nicht in Vermutungen zu ergehen. Xannasavin wird dir alles sagen, was du wissen mußt.«

»Ich bin nur ein schlichter Beobachter der himmlischen Muster, Herzogin«, erklärte der Astrologe. »Aber ich werde mein Bestes tun.«

»Und wenn du nichts Besseres zustande bringst als das Jahr, das ich gerade hinter mir habe«, murrte Benigaris, »kann es gut sein, daß ich dich kurzerhand vom Dach werfe.«

»Benigaris!« Nessalantas Stimme, die bisher schmeichelnd und kindlich gewesen war, klang plötzlich scharf wie der Knall einer Fuhrmannspeitsche. »Keine solchen Reden in meiner Gegenwart! Keine Drohungen gegen Xannasavin! Verstanden?«

Benigaris zuckte fast unmerklich zurück. »Es war nur ein Scherz. Bei Ädons heiligem Blut, Mutter, regt Euch nicht gleich so auf.« Er ging zu dem von einem kleinen Baldachin halb überdachten Sessel mit dem herzoglichen Wappen und ließ sich schwer hineinfallen. »Fang an, Mann«, grunzte er und winkte Xannasavin. »Sag uns, welche Wunder in diesen Sternen stehen.«

Der Astrologe zog aus seinem weiten Gewand ein Bündel Schriftrollen und schwenkte sie dramatisch. »Wie die Herzogin bereits erwähnte«, begann er mit wohlklingender, geübter Vortragsstimme, »ist die heutige Nacht für Weissagungen vorzüglich geeignet. Nicht allein stehen die Sterne besonders günstig, sondern auch der Himmel selbst ist frei von Unwettern und anderen Hindernissen.« Er lächelte Herzog Benigaris an. »Schon das ist ein glückverheißendes Zeichen.«

»Fahr fort«, befahl der Herzog.

Xannasavin hob eine der Schriftrollen und wies auf das Rad der Sterne. »Wie Ihr seht, liegt der Thron des Yuvenis gerade über uns. Der Thron steht natürlich in engem Zusammenhang mit der Herrschaft über Nabban, und das schon seit der alten Heidenzeit. Wenn die weniger bedeutenden Lichter durch seinen Aspekt ziehen, tun die Erben des Imperiums gut daran, dieses Zeichen zu beachten.« Er hielt einen Augenblick inne, um seine Worte wirken zu lassen. »Heute nacht – Ihr seht es – steht der Thron aufrecht, und an seinem obersten Rand leuchten die Schlange und Mixis, der Wolf, besonders hell.« Er machte eine Drehung und deutete auf einen anderen Teil des Himmels. »Dort im Süden erkennen wir nun den Falken – dort – und den Flügelkäfer. Der Käfer bringt stets Veränderungen.«

»Es hört sich an wie eine von den Privatmenagerien der alten

Imperatoren«, bemerkte Benigaris ungeduldig. »Tiere, Tiere und nochmals Tiere. Was bedeutet das alles?«

»Es bedeutet, Herr, daß dem benidrivinischen Haus große Zeiten bevorstehen.«

»Ich wußte es«, schnurrte Nessalanta, »ich wußte es.«

»Woraus siehst du das?« fragte Benigaris und spähte zum Himmel.

»Ich würde Euren Hoheiten nicht gerecht werden, wollte ich eine Erklärung in aller Kürze versuchen«, erwiderte der Astrologe geschmeidig. »Nur soviel: Die Sterne, die lange nur von Zögern, Unsicherheit und Zweifel gesprochen haben, verkünden jetzt eine Zeit der Veränderungen – großer Veränderungen.«

»Aber das könnte alles mögliche bedeuten«, knurrte Benigaris, »zum Beispiel, daß die ganze Stadt verbrennt.«

»Ah, aber nur, weil Ihr noch nicht alles gehört habt, was ich zu sagen habe. Da sind nämlich noch zwei andere Faktoren von größter Wichtigkeit. Der eine ist der Eisvogel selbst – dort, seht Ihr ihn?« Xannasavin zeigte auf einen Punkt am östlichen Himmel. »Er ist viel heller, als ich ihn je gesehen habe, während er sonst um diese Jahreszeit kaum zu finden ist. Das Schicksal Eurer Familie steht und fällt von jeher mit dem Zunehmen und Abnehmen des Eisvogellichts, und nie zuvor in meinem Leben strahlte es so prächtig hell. Etwas ungeheuer Einschneidendes steht dem benidrivinischen Haus bevor, Herr. Eurem Haus.«

»Und der andere?« Benigaris schien langsam Feuer zu fangen. »Der zweite Faktor, den du erwähntest?«

»Ah.« Der Astrologe entrollte eine seiner Schriften und studierte sie. »Es ist etwas, das Ihr im Augenblick noch nicht sehen könnt – die baldige Wiederkehr des Eroberersterns.«

»Des Bartsterns, den wir im letzten und vorletzten Jahr schon sahen?« fragte Streáwe begierig. »Des großen, roten Lichts?«

»Ja.«

»Aber der hat bei seinem Erscheinen das einfache Volk fast um seinen mageren Verstand gebracht!« rief Benigaris. »Ich glaube sogar, er ist daran schuld, daß seither überall von Weltuntergang geredet wird.«

Xannasavin nickte. »Die Zeichen des Himmels werden oft mißdeutet, Herzog Benigaris. Der Erobererstern wird wiederkommen, aber er ist kein Unglückbote, sondern zeigt nur Veränderungen an. Jedesmal, wenn er erschien, kam er als Herold einer neuen Ordnung, die aus Krieg und Chaos

emporwuchs. Er läutete das Ende des Imperiums ein und strahlte über den letzten Tagen von Khand.«

»Und das soll gut sein?« schrie Benigaris. »Du sagst, etwas, das den Untergang eines großen Reiches verkündet, sollte mich glücklich machen?« Er sah aus, als wollte er gleich vom Stuhl aufspringen und den Astrologen tätlich angreifen.

»Aber Herr, bedenkt den Eisvogel!« erwiderte Xannasavin hastig. »Wie könnten diese Veränderungen Euch Unglück bringen, wenn der Eisvogel so strahlend leuchtet? Nein, Herr, verzeiht Eurem demütigen Diener, wenn er den Eindruck macht, als wolle er Euch belehren, aber könnt Ihr Euch keine Situation vorstellen, in der ein großes Reich fällt und das benidrivinische Haus trotzdem einen Gewinn davon hat?«

Hastig, als hätte man ihn geschlagen, lehnte sich Benigaris wieder zurück und starrte auf seine Hände. »Ich werde später wieder mit dir sprechen«, sagte er endlich. »Verlaß uns jetzt für eine Weile.«

Xannasavin verneigte sich. »Wie Ihr wünscht, Herr.« Er verbeugte sich ein zweites Mal, diesmal zu Streáwe. »Es war mir ein Vergnügen, auch Euch kennenzulernen, Graf. Ich fühle mich geehrt.«

Der Graf nickte zerstreut mit dem Kopf, wie Benigaris plötzlich in tiefe Gedanken versunken.

Xannasavin küßte Nessalantas Hand, verbeugte sich ein weiteres Mal bis zum Boden, verstaute dann seine Schriftrollen wieder und verschwand auf der Treppe. Langsam verhallten seine Schritte in der Dunkelheit.

»Seht Ihr?« fragte Nessalanta. »Begreift Ihr, warum ich ihn so hochschätze? Er ist ein ungewöhnlicher Mann.«

Streáwe nickte. »Äußerst eindrucksvoll. Und Ihr findet ihn verläßlich?«

»Unbedingt. Er sagte den Tod meines armen Gemahls voraus.« Ihr Gesicht nahm eine Miene tiefen Leides an. »Aber Leobardis wollte nicht hören, so sehr ich ihn auch warnte. Ich sagte ihm, wenn er den Fuß auf erkynländischen Boden setzen würde, gäbe es für uns kein Wiedersehen. Er nannte es Unsinn.«

Benigaris warf einen scharfen Blick auf seine Mutter.

»Xannasavin sagte Euch, daß mein Vater sterben würde?«

»O ja. Wenn dein Vater nur auf ihn gehört hätte!«

Graf Streáwe räusperte sich. »Nun … hm … ich hatte zwar gehofft, mit gewissen Dingen noch abwarten zu können, Benigaris, aber nachdem ich die Worte Eures Astrologen gehört habe – vor allem über die große

Zukunft, die er für Euch voraussieht –, glaube ich, daß ich doch lieber schon jetzt mit Euch reden sollte.«

Benigaris, der seine Mutter unzufrieden betrachtet hatte, drehte sich zu ihm um. »Wovon sprecht Ihr?«

»Von Dingen, die ich erfahren habe.« Der alte Mann blickte in die Runde. »Ah … vergebt mir, Benigaris, aber würde es Euch ungelegen kommen, Eure Wachen ein wenig außer Hörweite zu schicken?«

Er deutete unbeholfen auf die beiden Männer, die die ganze Zeit regungslos und stumm wie Steine dagestanden hatten. Benigaris brummte etwas und scheuchte sie mit einer Geste in den Hintergrund des Dachgartens.

»Nun?«

»Ich habe, wie Ihr wißt, viele Nachrichtenquellen«, begann der Graf. »Ich höre manches, das selbst solchen, die mächtiger sind als ich, nicht immer zu Ohren kommt. In letzter Zeit habe ich verschiedenes erfahren, das Euch interessieren könnte, über Elias und seinen Krieg mit Josua und … über andere Dinge.« Er stockte und sah den Herzog erwartungsvoll an.

Nessalanta hatte sich vorgebeugt. »Fahrt fort, Streáwe. Ihr wißt, wie wertvoll Euer Rat für uns ist.«

»Ja«, stimmte Benigaris zu, »sprecht. Ich würde sehr gern hören, was Ihr herausgefunden habt.«

Der Graf lächelte, ein Fuchsgrinsen, das seine noch immer weißen Zähne entblößte. »O ja«, sagte er, »Ihr werdet es gern hören…«

Eolair kannte den Sitha nicht, der in der Tür zur Halle der Schnitzereien stand. Er war zumindest nach Sithibegriffen zurückhaltend gekleidet, in Hemd und Hose aus hellem, sahnefarbenem Stoff, der wie Seide schimmerte. Sein Haar war nußbraun, menschlicher Farbe ähnlicher, als es der Graf bei den Sithi bisher gesehen hatte, und zu einem Knoten auf seinem Scheitel aufgesteckt.

»Likimeya und Jiriki sagen, Ihr müßt zu ihnen kommen.« Das Hernystiri des Fremden war so stockend und altertümlich wie das der Unterirdischen. »Müßt Ihr noch Augenblick warten oder könnt Ihr kommen jetzt? Gut Ihr kommt jetzt.«

Eolair merkte, daß Craobhan Luft holte, als wollte er gegen diese Art Aufforderung protestieren, aber der Graf legte ihm die Hand auf den Arm. Es war nur die unbeholfene Sprache des Unsterblichen, die seine Worte so

befehlend klingen ließ. Eolair wußte, daß die Sithi notfalls ohne Ungeduld ein paar Tage auf ihn warten würden.

»Eine Frau Eures Volkes, eine Heilerin, ist bei Maegwin – bei der Königstochter«, sagte er zu dem Boten. »Ich muß mit ihr sprechen. Dann komme ich.«

Der Sitha verneigte sich mit ausdrucksloser Miene, ruckartig wie ein Kormoran, der sich einen Fisch aus dem Fluß schnappt. »Ich werde ihnen mitteilen.« Er machte kehrt und verließ den Raum. Die weichen Stiefel glitten lautlos über den Holzboden.

»Sind sie jetzt die Herren hier?« fragte Craobhan erbost. »Sollen wir nach ihrer Pfeife tanzen?«

Eolair schüttelte den Kopf. »Das ist nicht ihre Art, alter Freund. Jiriki und seine Mutter möchten lediglich mit mir sprechen, sonst nichts. Nicht alle Sithi beherrschen unsere Sprache so gut wie diese beiden.«

»Es gefällt mir trotzdem nicht. Wir haben lange genug mit Skalis Absatz im Nacken leben müssen. Wann werden die Hernystiri in ihrem eigenen Land wieder die Stellung einnehmen, die ihnen zusteht?«

»Die Zeiten ändern sich«, versetzte Eolair milde. »Aber wir haben immer überlebt. Vor fünfhundert Jahren trieben Fingils Rimmersmänner uns in die Berge und die Klippen am Meer. Wir kamen zurück. Jetzt sind es Skalis Männer, die fliehen; wir haben auch sie überdauert. Die Last der Sithi liegt weit leichter auf uns, findet Ihr nicht?«

Mit mißtrauisch zusammengekniffenen Augen sah der Alte ihn an. Schließlich lächelte er. »Ach, mein lieber Graf – Ihr hättet Priester oder General werden sollen. Ihr betrachtet alles langfristig.«

»Wie Ihr, Craobhan. Sonst wärt Ihr heute nicht hier, um Euch zu beschweren.«

Bevor der alte Ratgeber etwas erwidern konnte, erschien an der Tür eine Sitha. Es war eine grauhaarige Frau in grüner Kleidung und mit einem Mantel aus wolkigem Silber. Trotz ihrer Haarfarbe wirkte sie nicht älter als der Sitha, der gerade gegangen war.

»Kira'athu«, begrüßte sie der Graf und erhob sich. Seine Stimme verlor den leichten Tonfall. »Könnt Ihr ihr helfen?«

Die Sitha sah ihn an und schüttelte dann den Kopf, eine so sonderbar unnatürliche Gebärde, als hätte sie sie aus einem Buch gelernt. »Ihrem Körper fehlt nichts. Es ist ihr Geist, der sich vor mir verbirgt, tief in ihr Inneres geflohen wie eine Maus, wenn sich der Schatten der Eule über die

nächtlichen Felder legt.«

»Was soll das heißen?« Eolair gab sich Mühe, nicht ungeduldig zu klingen.

»Daß sie Angst hat. Sie fürchtet sich. Sie ist wie ein Kind, das zuschauen mußte, wie man seine Eltern tötete.«

»Sie hat viel Tod gesehen, hat ihren Vater und ihren Bruder begraben.«

Die Sitha bewegte langsam die Finger hin und her, eine Geste, die Eolair nicht verstand. »Das ist es nicht. Jeder, Zida oder Sudhoda – Kind der Morgendämmerung oder Sterblicher –, der lange genug gelebt hat, kennt den Tod. Er ist schrecklich, aber man kann ihn begreifen. Doch ein Kind versteht ihn nicht. Irgend etwas hat diese Frau – Maegwin – getroffen, das ihren Verstand übersteigt. Es hat ihren Geist in Angst versetzt.«

»Wird sie gesund werden? Könnt Ihr etwas für sie tun?«

»Ich habe keine Möglichkeit mehr. Ihr Körper ist nicht krank. Doch der Weg ihres Geistes ist eine andere Sache. Ich muß darüber nachdenken. Vielleicht gibt es noch eine Antwort, die ich jetzt nicht sehe.«

Es war schwer, in Kira'athus Katzengesicht mit den hohen Wangenknochen zu lesen, aber viel Hoffnung schien nicht in ihren Worten zu liegen. Der Graf ballte die Fäuste und preßte sie an die Schenkel. »Und kann *ich* etwas für sie tun?«

Etwas dem Mitleid sehr Ähnliches trat in die Augen der Sitha. »Wenn sie ihren Geist tief genug versteckt hat, kann sie nur selbst den Weg zurück finden. Ihr könnt es ihr nicht abnehmen.« Sie stockte, als suche sie nach tröstlichen Worten. »Seid freundlich zu ihr. Das ist eine Hilfe.« Sie drehte sich um und glitt davon.

Nach langem Schweigen nahm der alte Craobhan wieder das Wort. »Maegwin ist wahnsinnig, Eolair.«

Der Graf hob abwehrend die Hand. »Sagt das nicht.«

»Ihr könnt es nicht ändern, nur weil Ihr es nicht hören wollt. Während Ihr fort wart, ist ihr Zustand noch schlimmer geworden. Ich habe Euch erzählt, wo wir sie fanden, oben auf dem Bradach Tor, laut redend und singend. Schutzlos hat sie in Wind und Schnee gesessen, Mircha weiß, wie lange. Und sie sagte, sie habe die Götter gesehen.«

»Vielleicht hat sie sie ja gesehen«, entgegnete Eolair bitter. »Wer bin ich, daran zu zweifeln … nach dem, was ich selbst in diesem verfluchten letzten Zwölfmonat erlebt habe? Vielleicht war es zuviel für sie.« Er stand auf und rieb die schweißnassen Hände an der Hose. »Ich werde jetzt zu

Jiriki gehen.«

Craobhan nickte. Seine Augen waren feucht, aber sein Mund hart und fest. »Zerstört Euch nicht selbst, Eolair. Gebt nicht nach. Wir brauchen Euch noch mehr, als sie es tut.«

»Wenn Isorn und die anderen zurückkommen«, sagte der Graf, »dann teilt ihnen mit, wohin ich gegangen bin, und bittet sie um die Freundlichkeit, auf mich zu warten – ich glaube nicht, daß ich mich bei den Sithi zu lange aufhalten werde.« Er sah hinaus nach dem Himmel, der in der beginnenden Dämmerung dunkler wurde. »Ich möchte noch heute abend mit Isorn und Ule sprechen.« Er klopfte dem Alten auf die Schulter und verließ die Halle der Schnitzereien. »Eolair.«

Er drehte sich in der großen Außentür um und erkannte Maegwin, die hinter ihm in der Eingangshalle stand. »Herrin! Wie fühlt Ihr Euch?«

»Gut«, antwortete sie leicht, aber ihre Augen straften sie Lügen. »Wohin geht Ihr?«

»Zu den…« Er konnte sich gerade noch zurückhalten. Fast hätte er gesagt: »Zu den Göttern.« War Wahnsinn ansteckend? »Ich gehe zu Jiriki und seiner Mutter.«

»Ich kenne sie nicht«, sagte Maegwin. »Aber ich würde Euch trotzdem gern begleiten.«

»Mich begleiten?« Es schien ihm wunderlich.

»Ja, Graf Eolair. Ich möchte Euch begleiten. Ist das so schrecklich? Wir sind doch gewiß keine so bitteren Feinde?« Ihre Worte klangen so hohl wie ein Scherz auf der obersten Stufe des Galgengerüstes.

»Natürlich könnt Ihr mit mir kommen, Herrin«, erwiderte Eolair hastig. »Natürlich, Maegwin.«

Obwohl Eolair am Lager der Sithi, das sich über den Rücken von Herns Hügel erstreckte, keine Veränderungen feststellen konnte, erschien es ihm noch kunstvoller als vor ein paar Tagen und zugleich noch mehr mit seiner Umgebung verwachsen. Es sah aus, als wäre es nicht das Werk weniger Stunden, sondern blühe an diesem Ort, seit die Berge jung waren. Es strahlte Frieden und weiche, natürliche Bewegung aus; die bunten Zelthäuser wogten wie Pflanzen in einem Flußstrudel. Sekundenlang spürte der Graf Ärger, ein Echo von Craobhans Unzufriedenheit. Welches Recht hatten die Sithi, sich hier so einzunisten? Wessen Land war es eigentlich?

Gleich darauf schämte er sich. So war nun einmal die Natur der Schönen. Trotz ihrer gewaltigen Städte – heute nur noch Ruinen, in denen Fledermäuse spukten, wenn Mezutu'a als Beispiel für die anderen gelten konnte – waren sie ein Volk ohne feste Wurzeln. Nach dem, was Jiriki von ihrer Urheimat, dem Garten, erzählt hatte, gab es keinen Zweifel daran, daß sie sich trotz der Jahrtausende, die sie nun schon in Osten Ard wohnten, für kaum mehr als Wanderer in diesem Land hielten. Sie lebten in ihren Köpfen, Liedern und Erinnerungen. Herns Hügel war für sie nur einer von vielen Orten.

Maegwin ging stumm neben ihm her, das Gesicht so starr, als verberge sie quälende Gedanken. Er entsann sich eines viele Jahre zurückliegenden Vorfalls. Damals hatte sie ihn mitgenommen, um zuzusehen, wie eines ihrer geliebten Schweine ferkelte. Etwas war nicht in Ordnung gewesen, und gegen Ende der Geburt hatte die Sau vor Schmerz zu quieken angefangen. Bis man ihr die beiden letzten, toten Ferkel fortnahm, das eine noch in die blutige Nabelschnur gewickelt, die es erdrosselt hatte, war das verängstigte Tier auf ein anderes Neugeborenes gerollt und hatte es erdrückt.

Während dieses ganzen blutbespritzten Alptraums hatte Maegwin fast den gleichen Ausdruck gehabt wie jetzt. Erst als die Sau gerettet war und der Rest des Wurfs zu saugen angefangen hatte, gestattete sie sich, zusammenzubrechen und zu weinen. Als er sich daran erinnerte, wurde Eolair plötzlich klar, daß es das letzte Mal gewesen war, daß sie sich von ihm hatte halten lassen. Noch während er sie bedauert und versucht hatte, ihren Kummer über den Tod von Wesen, die für ihn nur Tiere waren, zu verstehen, hatte er sie in seinen Armen gespürt, ihre Brüste an seinem Körper, und hatte gewußt, daß sie nun eine Frau war, trotz ihrer Jugend. Es war ein eigentümliches Gefühl gewesen.

»Eolair?« Nur eine winzige Andeutung von Zittern lag in ihrer Stimme. »Darf ich Euch etwas fragen?«

»Gewiß, Herrin.« Er konnte den Gedanken nicht abschütteln, wie er sie in seinen Armen gehalten hatte, kniend, im Stroh, Blut an Händen und Kleidern. Damals hatte er sich nicht halb so hilflos gefühlt wie heute.

»Wie … wie seid Ihr gestorben?«

Zuerst glaubte er, sich verhört zu haben. »Entschuldigung, Maegwin. Wie bin ich … was?«

»Gestorben. Ich schäme mich, daß ich noch nicht danach gefragt habe. War es ein Tod, wie Ihr ihn verdientet? Ein edler Tod? Oh, ich hoffe, daß

er nicht schmerzhaft war. Ich glaube, das könnte ich nicht ertragen.« Sie warf ihm einen schnellen Blick zu und verzog den Mund zu einem unsicheren Lächeln. »Aber natürlich kommt es jetzt nicht mehr darauf an. Wir haben es hinter uns.«

»Wie ich gestorben bin?« Das Phantastische der Frage traf ihn wie ein Schlag vor den Kopf. Er nahm ihren Arm und blieb stehen. Sie befanden sich auf einer offenen Grasfläche, nur einen Steinwurf weit von Likimeyas Umhegung entfernt. »Maegwin, ich bin nicht tot. Fühlt doch!« Er streckte die Hand aus und griff nach ihren kühlen Fingern. »Ich lebe! Und Ihr lebt auch.«

»Man erschlug mich in dem Augenblick, als die Götter kamen«, erklärte Maegwin verträumt. »Ich glaube, es war Skali. Zumindest ist das letzte, woran ich mich erinnere, bevor ich hier aufwachte, seine erhobene Axt.« Sie lachte bebend. »Komisch. Kann man denn im Himmel aufwachen? Und doch habe ich manchmal, seitdem ich hier bin, das Gefühl, ein Weilchen geschlafen zu haben.«

»Maegwin.« Er preßte ihre Hand. »Hört mir zu. Wir sind nicht tot.« Er merkte, daß ihm die Tränen kamen, und schüttelte zornig den Kopf. »Ihr seid noch immer in Hernystir, an dem Ort, an dem Ihr geboren seid.«

Maegwin betrachtete ihn mit einem sonderbaren Glanz in den Augen. Sekundenlang hoffte der Graf, endlich zu ihr durchgedrungen zu sein. »Wißt Ihr, Eolair«, sagte sie dann langsam, »als ich noch lebte, hatte ich immer Angst. Angst davor, zu verlieren, was ich liebte. Ich hatte sogar Angst mit Euch zu sprechen, dem besten Freund, den ich besaß.« Sie schüttelte den Kopf. Ihr Haar wehte in der Brise, die über den Hügel strich, und entblößte den langen weißen Hals. »Ich konnte Euch nicht einmal sagen, daß ich Euch liebte, Eolair, so liebte, daß ich fast daran verbrannte. Ich hatte Angst, wenn ich es Euch sagte, würdet Ihr mich zurückstoßen und mir würde nicht einmal mehr eure Freundschaft bleiben.«

Eolair dachte, das Herz müßte ihm mitten entzweibrechen wie ein gesprungener Stein, auf den ein Hammer fällt. »Maegwin … das wußte ich nicht.« Erwiderte er denn diese Liebe? Würde es sie trösten, wenn er es ihr versicherte, auch wenn es nicht stimmte? »Ich war … ich war blind«, stammelte er. »Ich wußte es nicht.«

Sie lächelte traurig. »Es ist nicht mehr wichtig«, erklärte sie mit schrecklicher Gewißheit. »Es ist zu spät, sich deshalb Sorgen zu machen.« Sie umklammerte seine Hand und führte ihn weiter.

Die letzten paar Schritte zu dem Blau und Purpur von Likimeyas

Umhegung legte er zurück wie ein Mann, den ein Pfeil aus dem Dunkel trifft und der so überrascht ist, daß er weitergeht, ohne zu merken, daß man ihn ermordet hat.

Jiriki und seine Mutter waren in eine leise, aber sehr eindringliche Unterredung vertieft, als Eolair und Maegwin in den Stoffring traten. Likimeya trug noch ihre Rüstung. Ihr Sohn war leichter gekleidet.

Jiriki sah auf. »Graf Eolair. Wir freuen uns, daß Ihr kommen konntet. Wir haben Euch etwas zu zeigen und vieles zu sagen.« Sein Blick fiel auf Eolairs Begleiterin. »Herrin Maegwin. Seit uns willkommen.«

Eolair fühlte, wie Maegwin sich verkrampfte, aber sie sank in einen Knicks. »Herr«, sagte sie nur. Der Graf konnte nicht umhin, sich zu fragen, was sie sah. Wenn Jiriki für sie der Himmelsgott Brynioch war, welche Stelle nahm seine Mutter ein? Was stand ihr vor Augen, wenn sie auf den Stoff schaute, der sich um sie blähte, auf die Obstbäume und die sinkende Nachmittagssonne, die fremdartigen Gesichter der Sithi ringsum?

»Bitte nehmt Platz.« Seltsam, wie melodisch Likimeyas Stimme klang, obwohl sie so rauh war. »Wünscht Ihr eine Erfrischung?«

»Für mich nicht, danke.« Eolair sah fragend auf Maegwin. Sie schüttelte den Kopf. Ihr Blick war abwesend, als entferne sie sich innerlich von ihrer Umgebung.

»Dann wollen wir nicht länger warten«, sagte Likimeya. »Wir möchten Euch etwas zeigen.« Sie warf dem braunhaarigen Boten, der bei Eolair im Taig gewesen war, einen Blick zu.

Der Sitha trat vor. Er hielt einen Sack in den Händen. Mit einer geschickten Bewegung löste er die Verschnürung und drehte den Sack um. Etwas Dunkles rollte ins Gras.

»Bei Rhynns Tränen!« Eolair würgte.

Vor ihm lag Skalis Kopf, mit offenem Mund und aufgerissenen Augen. Der dichte gelbe Bart war fast scharlachrot, befleckt vom Blut, das aus dem durchtrennten Hals gesprudelt war.

»Da ist Euer Feind, Graf Eolair«, bemerkte Likimeya. Eine Katze, die einen Vogel getötet hat, könnte ihn ihrem Herrn mit der gleichen gelassenen Zufriedenheit vor die Füße legen. »Er und ein paar Dutzend seiner Männer hielten endlich stand, in den Hügeln östlich des Grianspog.«

»Bitte nehmt es weg.« Eolair fühlte, wie sich sein Magen umdrehte. »Ich brauche ihn nicht so zu sehen.« Besorgt blickte er auf Maegwin, aber die

schaute gar nicht hin. Ihr bleiches Gesicht war dem düsteren Himmel über den Wänden der Umhegung zugewandt.

Im Gegensatz zu ihrem flammendroten Haar waren Likimeyas Brauen weiß, zwei schmale, narbenähnliche Striche über ihren Augen. Sie zog eine davon in einem sonderbar menschlichen Ausdruck spöttischen Unglaubens hoch. »Euer Prinz Sinnach stellte seine besiegten Feinde auf diese Art aus.«

»Das war vor fünfhundert Jahren.« Eolair fand langsam zu seiner gewohnten Ruhe zurück. »Vergebt mir, Herrin, aber wir Menschen verändern uns in einem so langen Zeitraum. Unsere Ahnen waren vielleicht härter als wir.« Er schluckte. »Ich habe viel Tod gesehen, aber das kam überraschend.«

»Wir wollten Euch nicht kränken.« Likimeya warf Jiriki einen anscheinend bedeutungsvollen Blick zu. »Wir dachten, es würde Euer Herz erfreuen, wenn Ihr seht, was aus dem Mann geworden ist, der Euer Volk unterjocht und versklavt hat.«

Eolair holte tief Luft. »Ich verstehe. Auch ich wollte Euch nicht kränken. Wir sind dankbar für Eure Hilfe, dankbarer, als ich sagen kann.« Er mußte wieder auf das blutverschmierte Ding im Gras sehen.

Der Bote bückte sich, packte Skalis Kopf bei den Haaren und ließ ihn wieder in den Sack fallen. Eolair mußte sich zusammennehmen, um nicht die Frage zu stellen, was aus dem Rest von Scharfnase geworden war. Vermutlich hatte man ihn draußen in den kalten östlichen Hügeln für die Geier liegengelassen.

»Das ist gut«, sagte Likimeya. »Weil wir nun Eure Hilfe begehren.«

»Was können wir tun?« Eolairs Stimme war wieder fest.

Jiriki wandte sich zu ihm. Seine Züge waren noch gleichmütiger und ausdrucksloser als gewöhnlich. Hatte ihm die Geste seiner Mutter mißfallen? Eolair schob den Gedanken beiseite. Ein Versuch, die Sithi zu verstehen, bedeutete jedesmal Ratlosigkeit, um nicht zu sagen, Irrsinn.

»Jetzt, nachdem Skali tot ist und die letzten seiner Krieger im Land verstreut sind, ist unsere Aufgabe hier erfüllt«, sagte Jiriki. »Aber wir sind erst am Anfang des Pfades. Von heute an beginnt unsere Reise im Ernst.«

Während er das sagte, griff seine Mutter hinter sich und holte einen Krug hervor, ein niedriges, dabei aber sonderbar anmutiges, blauglasiertes Gefäß. Sie tauchte zwei Finger hinein. Als sie sie wieder herauszog, waren die Fingerspitzen grauschwarz.

»Wir haben Euch früher schon gesagt, daß wir nicht hierbleiben können«, fuhr Jiriki fort. »Wir müssen weiter nach *Ujin e-d'a Sikhu-nae* – dem Ort, den Ihr Naglimund nennt.«

Langsam, als führe sie ein Ritual aus, fing Likimeya an, ihr Gesicht zu bemalen. Sie zog dunkle Striche über die Wangen und Ringe um die Augen.

»Und was … was können die Hernystiri tun?« fragte Eolair, der die Augen nicht von ihr losreißen konnte.

Der Sitha senkte kurz den Kopf und hob ihn dann wieder. Er fing den Blick des Grafen auf und zwang ihn zur Aufmerksamkeit. »Bei dem Blut, das unsere beiden Völker füreinander vergossen haben, bitte ich Euch, uns eine Schar Eurer Männer mitzugeben.«

»Um an Eurer Seite zu kämpfen?« Eolair dachte an den schimmernden, schmetternden Angriff der Sithi. »Welche Hilfe könnten wir für Euch sein?«

Jiriki lächelte. »Ihr unterschätzt Euch und überschätzt uns. Es ist von größter Wichtigkeit, daß wir diese Burg einnehmen, die einmal Josua gehört hat, aber es wird ein Kampf werden, wie es ihn noch nie gegeben hat. Wer weiß, welche überraschende Rolle Sterbliche spielen können, wenn die Gartengeborenen streiten? Es gibt Dinge, die Ihr tun könnt, die uns nicht möglich sind. Wir sind nur noch wenige und brauchen Euer Volk, Eolair. Wir brauchen Euch.«

Likimeya hatte um ihre Augen und auf Stirn und Wangen eine Maske gezeichnet, so daß ihr Bernsteinblick aus dem Dunkel herauszuleuchten schien wie Edelsteine aus einer Felsspalte. Nun zog sie drei Linien von der Unterlippe zum Kinn.

»Ich kann meine Krieger nicht zwingen, Jiriki«, sagte Eolair, »vor allem nach dem, was sie in letzter Zeit gelitten haben. Aber ich glaube, daß sich andere mir anschließen werden, wenn ich gehe.« Er dachte an das, was Ehre und Pflicht erforderten. Die Rache an Skali war ihm abgenommen worden, aber der Rimmersmann war offenbar nur ein Werkzeug von Elias und einem noch viel schrecklicheren Feind gewesen. Hernystir war frei, aber der Krieg noch lange nicht beendet. Der Graf fand den Gedanken an etwas so Geradliniges wie eine Schlacht fast verlockend. Die schwierige Aufgabe, Hernysadharc wieder in Besitz zu nehmen und dazu noch mit Maegwins Wahnsinn umzugehen, hatte ihm bereits wie ein Berg vor der Seele gestanden.

Über ihm stand der Himmel so dunkelblau wie Likimeyas Farbtopf.

Einige der Sithi brachten Lichtkugeln, die sie an verschiedenen Stellen der Umhegung auf hölzerne Ständer setzten; die von unten beleuchteten Äste der Obstbäume glänzten wie Gold.

»Ich werde Euch nach Naglimund begleiten, Jiriki«, sagte Eolair endlich. Craobhan, beschloß er, konnte sowohl das Volk von Hernysadharc als auch Maegwin und Lluths Witwe Inahwen hüten. Craobhan würde den Wiederaufbau fortsetzen, eine Tätigkeit, für die der alte Ratgeber hervorragend geeignet war. »Und ich werde alle Krieger mitnehmen, die kommen wollen.«

»Seid bedankt, Graf Eolair. Die Welt ändert sich, aber manche Dinge bleiben. Die Herzen der Hernystiri sind treu.«

Likimeya stellte ihren Krug hin, wischte sich die Finger an den Stiefeln ab, wo sie eine breite Spur hinterließen, und stand auf. Durch die Gesichtsbemalung hatte sie sich in etwas noch Fremdartigeres, noch Erschreckenderes verwandelt.

»Dann soll es so sein«, verkündete sie. »Am dritten Morgen nach dieser Nacht reiten wir nach Ujin e-d'a Sikhu-nae.« Im Schein der Kristallkugeln schienen ihre Augen zu funkeln.

Eolair konnte ihren Blick nicht lange aushalten, ebensowenig aber seine Neugier unterdrücken. »Verzeiht mir, Herrin. Ich möchte nicht unhöflich sein, aber darf ich Euch fragen, womit Ihr Euer Gesicht bemalt habt?«

»Mit Asche. Trauerasche.« Sie gab einen Ton von sich, tief in der Kehle, ein dünnes Zischen, das ein Seufzer oder ein ärgerliches Schnauben sein konnte. »Ihr könnt es nicht verstehen, Sterblicher, aber ich will es Euch trotzdem sagen. Wir ziehen in den Krieg gegen die Hikeda'ya.«

Nach kurzer Pause, in der Eolair zu erraten versuchte, was sie meinte, setzte Jiriki ihre Worte fort. Seine Stimme war sanft und traurig. »Sithi und Nornen sind vom selben Blut, Graf Eolair. Nun müssen wir gegen sie kämpfen.« Er bewegte die Finger, als lösche er eine Kerzenflamme aus – ein Flackern, dann Stille. »Wir müssen unsere eigenen Verwandten töten.«

Auf dem Rückweg sagte Maegwin kaum ein Wort. Erst als die Dächer des Taig schon vor ihnen aufragten, erklärte sie: »Ich werde mit Euch reiten. Ich will sehen, wie die Götter Krieg führen.«

Eolair schüttelte heftig den Kopf. »Nein. Ihr werdet hier bei Craobhan und den anderen bleiben.«

»Nein. Wenn Ihr mich zurücklaßt, werde ich Euch folgen.«

Sie sprach mit ruhiger Sicherheit. »Und wovor fürchtet Ihr Euch, Eolair? Schließlich kann ich nicht zweimal sterben.« Sie lachte ein wenig zu laut.

Vergeblich suchte Eolair sie zu überzeugen. Doch gerade, als er die Geduld verlieren wollte, kam ihm ein Gedanke.

Die Heilerin hat gesagt, sie muß selbst den Rückweg finden. Vielleicht ist das ein Schritt dazu?

Aber die Gefahr. Er konnte doch nicht zulassen, daß sie sich in eine solche Gefahr begab. Andererseits konnte er sie nicht ernstlich daran hindern, ihnen nachzureiten – verrückt oder nicht, niemand in ganz Hernysadharc war auch nur halb so starrköpfig wie Lluths Tochter. Ihr Götter! Lag ein Fluch auf ihm? Kein Wunder, daß er sich fast nach der rohen Einfachheit der Schlacht sehnte.

»Wir können später darüber sprechen«, sagte er. »Ich bin müde, Maegwin.«

»Niemand sollte an einem Ort wie diesem müde sein.« Ein leise triumphierender Unterton lag in ihrer Stimme. »Ich mache mir Sorgen um Euch, Eolair.«

Simon hatte einen freien, schattenlosen Platz in der Nähe der Außenmauer des Sesuad'ra ausgesucht. Tatsächlich schien sogar die Sonne, obwohl es immer noch so windig war, daß Miriamel und er Mäntel trugen. Immerhin war es angenehm, die Kapuze abzunehmen und die Sonne im Nacken zu spüren. »Ich habe Wein mitgebracht.« Simon holte aus einem Tragbeutel einen Lederschlauch und zwei Becher. »Sangfugol sagt, er schmeckt gut – ich glaube, er kommt aus Perdruin.« Er lachte unsicher. »Warum schmeckt er von einer Stelle besser als von einer anderen? Trauben sind Trauben.«

Miriamel lächelte. Sie sah müde aus; unter den grünen Augen lagen Schatten. »Ich weiß nicht. Vielleicht baut man sie auf verschiedene Weise an.«

»Kommt ja auch nicht darauf an.« Simon zielte sorgfältig und füllte zuerst den einen, dann den anderen Becher mit einem dünnen Strom aus dem Schlauch. »Ich weiß sowieso nicht, ob ich Wein wirklich mag – Rachel hat mich nie welchen trinken lassen. Teufelsblut, so nannte sie ihn.«

»Die Oberste der Kammerfrauen?« Miriamel verzog das Gesicht. »Eine gräßliche Person.«

Simon reichte ihr einen Becher. »Das habe ich auch immer gedacht. Sie war ganz schön jähzornig. Aber ich glaube, sie hat sich bemüht, das Beste für mich zu tun. Und ich habe es ihr schwergemacht.« Er führte den Becher an die Lippen und ließ die Säure über seine Zunge rinnen. »Wo sie jetzt wohl sein mag? Immer noch auf dem Hochhorst? Ich hoffe, es geht ihr gut und ihr ist nichts zugestoßen.« Er grinste. Mit solchen Gefühlen an Rachel den Drachen zu denken! Plötzlich fiel ihm etwas ein. »O nein! Ich habe ja schon getrunken! Sollten wir nicht vorher etwas sagen – einen Trinkspruch?«

Miriamel hob feierlich ihren Becher. »Auf deinen Geburtstag, Simon.«

»Und auf Euren, Prinzessin.«

Eine Weile saßen sie schweigend und tranken. Der Wind wehte das Gras zur Seite und drückte es flach. Immer neue Muster entstanden, als wälze sich ein großes, unsichtbares Tier in rastlosem Schlaf.

»Morgen beginnt der *Raed*«, sagte Simon endlich. »Aber ich glaube, Josua hat seinen Entschluß schon gefaßt.«

»Er will nach Nabban.« Stille Bitterkeit klang aus ihrer Stimme.

»Und was ist damit nicht in Ordnung?« Simon streckte die Hand nach ihrem leeren Becher aus. »Es ist ein Anfang.«

»Es ist der falsche Anfang.« Sie starrte auf seine Hand, als er den Becher nahm. Ihr prüfender Blick verwirrte ihn. »Sei nicht böse, Simon. Ich bin einfach unglücklich. Über viele Dinge.«

»Wenn Ihr darüber reden wollt, höre ich Euch zu. Ich bin ein guter Zuhörer geworden, Prinzessin.«

»Nenn mich doch nicht immer ›Prinzessin‹!« fuhr Miriamel auf und sprach dann sanfter weiter. »Bitte, Simon, nicht du auch. Wir waren einmal Freunde, als du noch nicht wußtest, wer ich bin. Ich brauche einen Freund.«

»Sicher … Miriamel.« Er holte Luft. »Sind wir denn jetzt keine Freunde mehr?«

»So habe ich es nicht gemeint.« Sie seufzte. »Ich habe Schwierigkeiten mit Josuas Entscheidung. Ich bin nicht seiner Meinung. Meines Erachtens sollten wir gleich nach Erkynland ziehen. Dies ist kein Krieg, wie mein Großvater ihn geführt hat – er ist viel schlimmer, viel dunkler. Ich habe Angst, daß wir zu spät kommen, wenn wir erst noch Nabban zu erobern versuchen.«

»Zu spät wofür?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe Gefühle und Gedanken, aber keine Beweise für ihre Richtigkeit. Das ist schon schlimm genug, aber weil ich eine Prinzessin und die Tochter des Hochkönigs bin, hört man mir trotzdem zu. Und dann findet jeder einen höflichen Weg, mich zu übersehen. Es wäre fast besser, wenn man mich einfach aufforderte, den Mund zu halten.«

»Und was hat das mit mir zu tun?« fragte Simon bedächtig.

Miriamel hatte die Augen geschlossen, als betrachte sie etwas in ihrem Inneren. Das rote Gold ihrer Wimpern, spinnwebfein und zart, ließ Simon vor Sehnsucht fast vergehen.

»Selbst du, Simon, der mich als Dienstmagd, oder nein, sogar als Dienstjungen kennengelernt hat« – sie lachte, aber ihre Augen öffneten sich nicht –, »selbst du, Simon, schaust mich an und siehst mich gar nicht. Du siehst den Namen meines Vaters, die Burg, in der ich aufgewachsen bin, die kostbaren Kleider. Du siehst eine … Prinzessin.« Sie betonte das Wort wie etwas Furchtbares und Falsches.

Simon sah sie lange an, das Haar, in dem der Wind spielte, die flaumweiche Wange. Er brannte vor Verlangen, ihr zu sagen, was er wirklich sah, aber er wußte, daß er die richtigen Worte nicht finden und nur lauter Mondkalbunsinn heraussprudeln würde. »Ihr seid, was Ihr seid«, meinte er endlich. »Ist es nicht genauso falsch, wenn Ihr versucht, etwas anderes zu sein, als wenn die anderen so tun, als meinten sie Euch, während sie doch nur die Prinzessin meinen?«

Miriamel schlug plötzlich die Augen auf. Wie klar und eindringlich sie waren! Er konnte sich auf einmal vorstellen, wie es gewesen sein mußte, wenn man vor ihrem Großvater König Johan stand. Zugleich erinnerten sie ihn an das, was er selbst war, das ungeschliffene Kind einer Dienstmagd, Ritter nur durch die Gunst des Zufalls. In diesem Augenblick war sie ihm näher als je zuvor, aber zugleich klaffte der Riß zwischen ihnen weit wie das Meer.

Miriamel sah ihn gespannt an. Nach einer Weile wandte er beschämt den Blick ab. »Tut mir leid.«

»Aber nein.« Ihre Stimme war lebhaft, paßte aber nicht recht zum unzufriedenen Ausdruck ihres Gesichts. »Aber nein, Simon. Und nun wollen wir von etwas anderem reden.« Sie drehte sich um und schaute auf das wogende Gipfelgras. Der seltsame, intensive Augenblick war vorbei.

Sie tranken den Wein aus und teilten Brot und Käse. Als besonderen Leckerbissen präsentierte Simon ein in Blätter gewickeltes Päckchen mit Süßigkeiten, die er bei einem Händler auf dem kleinen Markt von Neu-

Gadrinsett gekauft hatte, kleine Kugeln aus Honig und geröstetem Korn. Das Gespräch wandte sich anderen Dingen zu, den Orten und Wundern, die sie gesehen hatten. Miriamel versuchte Simon von Gan Itai und ihrem Singen zu erzählen, von der Art, wie ihre Musik Himmel und Meer zusammengeheftet hatte. Er seinerseits bemühte sich, ihr zu schildern, wie es in Jirikis Haus am Fluß gewesen war und welchen Eindruck das Yásira, das lebende Zelt aus Schmetterlingen, auf ihn gemacht hatte. Er wollte ihr auch die sanfte und doch furchterregende Amerasu beschreiben, aber dabei geriet er ins Stocken. Die Erinnerung war noch allzu schmerzlich.

»Und was ist mit der anderen Sitha?« fragte Miriamel. »Die jetzt hier ist – Aditu?«

»Was soll mit ihr sein?«

»Was hältst du von ihr?« Sie runzelte die Stirn. »Ich finde, sie hat keine Manieren.«

Simon lachte leise. »Besser gesagt, sie hat ihre eigenen Manieren. Die Sithi sind anders als wir, Miriamel.«

»Nun, dann halte ich nicht viel von ihnen. Aditu kleidet und benimmt sich wie eine Kneipendirne.«

Simon verbiß sich ein Grinsen. Im Vergleich zu ihrem Aufzug in Jao é-Tinukai'i war Aditus augenblickliche Art, sich zu kleiden, geradezu ein Musterbeispiel an Zurückhaltung. Es stimmte, daß sie trotzdem oft noch mehr von ihrer bräunlich-goldenen Haut zeigte, als die Bürger von Neu-Gadrinsett ohne Verwirrung ansehen konnten, aber Aditu gab sich offensichtlich große Mühe, ihre menschliche Umgebung nicht zu schockieren. Was ihr Benehmen betraf … »Ich finde sie nicht so schlimm«, meinte er.

»Nein, natürlich nicht.« Miriamel war ernstlich böse. »Du läufst ja hinter ihr her wie ein junger Hund.«

»Das stimmt nicht«, erwiderte Simon erbost. »Sie ist meine Freundin.«

»Ein schöner Ausdruck. Ich habe ihn von den Rittern meines Vaters gehört, wenn sie über Frauen sprachen, die man nicht über die Schwelle einer Kirche lassen würde.« Miriamel richtete sich gerade auf. Das war kein Scherz mehr. Auch der Zorn, den er vorher schon gespürt hatte, war wieder da. »Ich mache dir keinen Vorwurf – so sind Männer eben. Und auf ihre seltsame Art ist diese Sitha sehr anziehend.«

Simon lachte bitter. »Ich werde es nie begreifen«, sagte er.

»Begreifen? Was begreifen?«

»Nichts.« Er schüttelte den Kopf und dachte, es sei wohl besser, das Thema zu wechseln. »Oh, das hätte ich fast vergessen.« Er griff hinter sich nach dem Tragbeutel, den er an die vom Wind glattpolierte Wand gelehnt hatte. »Wir wollten doch unsere Geburtstage feiern. Es ist Zeit für die Geschenke.«

Miriamel sah betroffen auf. »Oh, Simon! Und ich habe doch gar nichts für dich.«

»Allein, daß Ihr hier seid, ist genug. Euch endlich in Sicherheit zu wissen…« Seine Stimme überschlug sich in einem peinlichen Kieksen. Um seine Verlegenheit zu verbergen, räusperte er sich. »Außerdem habt Ihr mir doch schon ein schönes Geschenk gegeben – Euren Schal.« Er öffnete seinen Kragen, so daß sie sehen konnte, wie sich der Schal um seinen langen Hals schlang. »Das schönste Geschenk, das ich überhaupt je bekommen habe.« Er lächelte und versteckte ihn wieder. »Nun möchte ich Euch etwas geben.« Er griff in den Beutel und zog einen langen, schmalen, mit Stoff umwickelten Gegenstand heraus.

»Was ist das?« Der Kummer schien von ihrem Gesicht abzugleiten, mit so kindlicher Aufmerksamkeit betrachtete sie das geheimnisvolle Bündel.

»Packt es aus.«

Sie wickelte den Stoff ab und fand den weißen Pfeil, einen Strahl aus elfenbeinernem Feuer.

»Ich möchte, daß Ihr ihn behaltet.«

Miriamel sah von dem Pfeil auf Simon und wurde ganz blaß.

»Nein«, flüsterte sie. »Nein, Simon, das kann ich nicht.«

»Warum nicht? Natürlich könnt Ihr. Er ist mein Geschenk an Euch. Binabik sagt, der Pfeilschmied der Sithi, Vindaomeyo, hat ihn gemacht, vor längerer Zeit, als wir beide es uns vorstellen können. Er ist mein einziger Besitz, der wertvoll genug ist für eine Prinzessin, Miriamel, und das seid Ihr nun einmal, ob Ihr es wollt oder nicht.«

»Nein, Simon, nein.« Sie drückte ihm Pfeil und Stoff in die Hände. »Nein, Simon. Das ist die größte Freundlichkeit, die man mir je erwiesen hat, aber ich kann sie nicht annehmen. Dieser Pfeil ist mehr als ein Gegenstand, er ist ein Versprechen von Jiriki an dich – ein Gelöbnis. Du hast es mir selbst erzählt. Er ist zu wichtig. Die Sithi machen solche Geschenke nicht ohne Grund.«

»Ich auch nicht«, entgegnete Simon wütend. Also war nicht einmal das gut genug! Unter einer dünnen Schicht Wut fühlte er sich zutiefst verletzt.

»Ich möchte es *Euch* schenken.«

»Bitte, Simon. Ich danke dir vielmals – du weißt gar nicht, wie unendlich lieb ich es von dir finde –, aber es würde mir zu weh tun, dir diesen Pfeil wegzunehmen. Es geht nicht.«

Verwirrt und voller Herzweh schloß Simon die Finger um den Pfeil. Man hatte seine Gabe verschmäht. Er fühlte sich wild und tollkühn. »Dann wartet hier«, sagte er und sprang auf. Fast hätte er sie angebrüllt. »Versprecht mir, daß Ihr nicht von hier weggeht, bevor ich wiederkomme.«

Miriamel hielt die Hand vor die Augen, um sie vor der Sonne zu schützen, und sah zögernd zu ihm auf. »Wenn du willst, daß ich hierbleibe, Simon, bleibe ich hier. Wird es lange dauern?«

»Nein.« Er ging auf das verfallene Tor in der großen Mauer zu. Schon nach zehn Schritten fing er an zu rennen.

Als er wiederkam, saß Miriamel noch an derselben Stelle. Sie hatte den Granatapfel gefunden, den er als letzte Überraschung versteckt hatte.

»Entschuldige«, erklärte sie, »aber ich war ungeduldig. Ich habe ihn geöffnet, aber noch nichts gegessen.« Sie zeigte ihm die Samen, die in der halbierten Frucht lagen wie aufgereihte Edelsteine. »Was hast du in der Hand?«

Simon zog aus den wirren Falten seines Mantels sein Schwert. Miriamel betrachtete es nicht ohne Furcht. Da kniete er vor ihr nieder.

»Prinzessin … Miriamel … ich will Euch das einzige Geschenk machen, das ich noch geben kann.« Er streckte ihr den Schwertgriff entgegen, senkte den Kopf und starrte wie gebannt auf den Grasdschungel vor seinen Füßen. »Meinen Dienst. Ich bin jetzt ein Ritter. Ich schwöre, daß Ihr meine Herrin seid und ich Euch als Beschützer dienen will … wenn Ihr mich haben wollt.«

Er sah aus dem Augenwinkel zu ihr auf. Ein Sturzbach von Gefühlen überströmte ihr Gesicht. Simon konnte keines davon deuten.

»Ach, Simon«, flüsterte sie.

»Wenn Ihr mich nicht annehmen wollt oder aus einem Grund, den zu begreifen ich zu dumm bin, nicht annehmen könnt, dann sagt es mir nur. Wir können trotzdem Freunde bleiben.«

Eine lange Pause. Simon fuhr fort, auf den Boden zu starren, und merkte, wie es sich in seinem Kopf drehte.

»Natürlich«, antwortete Miriamel endlich. »Natürlich will ich dich haben, lieber Simon.« Es lag eine seltsame Unsicherheit in ihrer Stimme. Sie lachte kurz auf. »Aber ich werde es dir nie verzeihen.« Simon sah erschrocken auf. Sollte das ein Scherz sein? Ihr Mund zitterte, als wollte sie unter Tränen lächeln, aber ihre Augen waren wieder geschlossen. Etwas glitzerte auf ihren Wimpern. Er wußte nicht, ob sie froh oder traurig war.

»Was muß ich tun?« fragte sie.

»Ich weiß nicht genau. Am besten nehmt Ihr den Griff und berührt meine Schultern mit der Klinge, wie Josua es getan hat. Dann sagt Ihr: ›Du sollst mein Ritter sein‹.«

Sie nahm den Griff, legte ihn an ihre Wange und hob dann das Schwert. Sie berührte erst die linke, dann die rechte Schulter.

»Du sollst mein Ritter sein, Simon«, sagte sie ganz leise.

»Das will ich.«

Die Fackeln im Abschiedshaus waren heruntergebrannt. Längst war es Zeit zum Abendessen, aber niemand hatte diese Tatsache auch nur erwähnt.

»Dies ist der dritte Tag des *Raeds*«, sagte Prinz Josua, »und wir sind alle müde. Schenkt mir trotzdem noch einmal kurz Eure Aufmerksamkeit.« Er strich sich mit der Hand über die Augen.

Isgrimnur dachte, daß man von allen Anwesenden dem Prinzen die Anstrengung der langen Tage und heftigen Auseinandersetzungen am meisten ansah. Bei dem Versuch, jeden angemessen zu Wort kommen zu lassen, hatte Josua sich mit vielen Nebensächlichkeiten herumschlagen müssen, etwas, das der einstige Herr von Elvritshalla in keiner Weise billigte. Prinz Josua würde die Härten eines Feldzugs gegen seinen Bruder nie überstehen, wenn er selbst nicht härter wurde. Er hatte sich gebessert, seit Isgrimnur ihn zum letzten Mal gesehen hatte – die Reise zu diesem merkwürdigen Abschiedsstein schien jeden verändert zu haben, der sie hinter sich gebracht hatte –, aber der Herzog fand, Josua habe immer noch nicht begriffen, wie man zuhörte, ohne sich beeinflussen zu lassen. Ohne diese Kunst jedoch, dachte er mürrisch, konnte kein Herrscher sich lange auf dem Thron halten.

Strittige Punkte gab es mehr als genug. Die Thrithing-Leute hatten kein Zutrauen zur Zähigkeit der Bewohner von Neu-Gadrinsett und fürchteten, daß diese zu einer Belastung für die Wagenstämme werden würden, wenn Josua sein Lager hinunter ins Grasland verlegte. Die Siedler wußten nicht

recht, ob sie überhaupt ihre neue Heimat wieder verlassen sollten, bevor es anderes Land gab, das sie besiedeln konnten; das aber würde erst dann der Fall sein, wenn Josua seinem Bruder oder Benigaris etwas von ihrem Gebiet abnahm.

Freosel und Sludig, die nach Deornoths Tod Josuas Heerführer geworden waren, waren sich bitter uneinig, wohin der Prinz zuerst ziehen sollte. Sludig hielt sich an seinen Lehnsherren Isgrimnur und drängte zum Angriff auf Nabban. Freosel fand wie viele andere, daß ein Vorstoß nach Süden am eigentlichen Ziel vorbeiging. Er war Erkynländer, und Erkynland nicht nur Josuas Heimat, sondern auch das Land, das am meisten unter Elias' Schreckensherrschaft gelitten hatte. Freosel hatte unmißverständlich erklärt, daß man seiner Meinung nach den Weg nach Westen, in die Außenlehen von Erkynland, einschlagen sollte, um sich dort den Beistand der unzufriedenen Untertanen des Hochkönigs zu sichern und dann zum Hochhorst zu marschieren.

Isgrimnur kratzte sich seufzend das Kinn, wobei er einen Augenblick die Freude seines nachgewachsenen Bartes genoß. Am liebsten wäre er aufgestanden und hätte einfach allen gesagt, was sie zu tun hatten und wie sie es anfangen sollten. Er ahnte sogar, daß Josua insgeheim froh sein würde, wenn man ihm die Bürde des Anführers von den Schultern nahm – aber das durfte nicht sein. Der Herzog wußte, sobald der Prinz seinen Vorrang verlor, würden die einzelnen Gruppen sich auflösen und jede Aussicht auf einen organisierten Widerstand gegen Elias zusammenbrechen.

»Herr Camaris«, sagte Josua in diesem Augenblick zu dem alten Ritter, »Ihr habt fast nur geschwiegen. Doch wenn wir nach Nabban ziehen, wie Isgrimnur und andere es fordern, werdet Ihr unser Banner sein. Ich muß wissen, wie Ihr darüber denkt.«

Tatsächlich hatte sich der alte Mann an der Auseinandersetzung nicht beteiligt, obwohl Isgrimnur glaubte, daß es nicht aus Mißbilligung oder aufgrund einer anderen Auffassung geschah. Vielmehr hatte Camaris dem Wortwechsel gelauscht wie ein frommer Pilger, der mitten in einer Wirtshausschlägerei still in seiner Ecke sitzt, anwesend und doch weit weg, den Sinn auf Dinge gerichtet, die andere nicht sehen können.

»Ich kann Euch nicht sagen, was das Rechte ist, Prinz Josua.« Seit er seinen Verstand wiedererlangt hatte, sprach der alte Ritter mit einer gewissen natürlichen Würde. Seine altmodisch-höfische Ausdrucksweise war so gewählt, daß sie fast übertrieben schien – er hätte der *Gute Bauer*

aus den Sprüchen im Buche Ädon sein können. »Das liegt nicht in meiner Macht, noch würde ich mir anmaßen, mich zwischen Euch und Gott zu stellen, der die letzte Antwort auf alle Fragen ist. Ich kann Euch nur meine Meinung sagen.« Er beugte sich vor und sah auf seine Hände. Die langen Finger waren auf dem Tisch verschränkt, als bete er.

»Vieles von dem, was hier gesagt wurde, ist mir noch immer unverständlich – der Pakt Eures Bruders mit dem Sturmkönig, der zu meiner Zeit nur eine halbverschollene Legende war; die Rolle, die die Schwerter und also auch meine schwarze Klinge *Dorn* spielen sollen; es ist alles sehr, sehr seltsam.

Aber ich weiß, daß ich meinen Bruder Leobardis sehr liebte, und nach dem, was Ihr sagt, hat er in den Jahren, in denen ich nicht bei mir war, Nabban treu gedient, besser, glaube ich, als ich es je gekönnt hätte. Er war ein Mann, der geboren war, um über andere zu herrschen; ich bin das nicht.

Seinen Sohn Benigaris kannte ich nur als schreienden Säugling. Es bekümmert meine Seele, daß jemand aus meines Vaters Geschlecht ein Vatermörder sein soll, aber ich kann an den Beweisen, die ich gehört habe, nicht zweifeln.« Langsam schüttelte er den Kopf, ein müdes Streitroß. »Ich kann Euch nicht raten, nach Nabban oder nach Erkynland oder einem anderen Ort auf Gottes grüner Erde zu ziehen. Aber wenn Ihr Euch für Nabban als Ziel entscheidet, Josua, dann will ich vor dem Heer reiten. Wenn die Menschen meinen Namen rufen wollen, werde ich sie nicht hindern, auch wenn es mich wenig ritterlich dünkt, denn allein im Namen unseres Erlösers sollten die Menschen ihre Stimmen erheben. Aber ich kann eine solche Schande für das Haus des Benidrivis nicht ungesühnt lassen. Wenn das nun die Antwort ist, die Ihr von mir begehrt, Josua: hier ist sie.« Er hob die Hand, als wollte er Lehenstreue geloben. »Ja, ich werde nach Nabban reiten. Aber ich wünschte, Ihr hättet mich nicht zurückgeholt, damit ich nun das Königreich meines Freundes Johan in Trümmern und mein eigenes geliebtes Nabban vom Absatz meines mörderischen Neffen zertreten sehe. Grausam ist das alles.« Er senkte den Blick wieder auf den Tisch. »Wahrlich, dies ist eine der härtesten Prüfungen, die Gott mir auferlegt, und doch habe ich ihn schon öfter verraten, als ich zählen kann.«

Als er verstummte, schienen seine Worte in der Luft hängenzubleiben wie Weihrauch, ein Nebel rätselhafter Reue, der den Raum erfüllte. Niemand wagte das Schweigen zu brechen, bis Josua wieder das Wort nahm.

»Habt Dank, Herr Camaris. Ich denke, ich weiß, was es Euch kosten

wird, gegen die eigenen Landsleute zu reiten. Ich bedaure zutiefst, daß Ihr vielleicht dazu gezwungen sein werdet.« Er sah sich im Fackelschein der Halle um. »Möchte noch jemand sprechen, bevor wir zum Schluß kommen?«

Auf der Bank neben ihm rührte sich Vara, als wollte sie etwas bemerken; aber sie starrte nur zornig auf Josua, der ihrem Blick auswich, als sei er ihm unangenehm. Isgrimnur konnte sich denken, was sich zwischen den beiden abgespielt hatte – Josua hatte ihm von ihrem Wunsch erzählt, nicht fortzugehen, bevor das Kind geboren war –, und furchte die Brauen. Der Prinz brauchte keine weiteren Zweifel, die ihm die Entscheidung erschwerten.

Ein ganzes Stück weiter unten an der langen Tafel stand Geloë auf. »Ich glaube, es gibt noch etwas, Josua. Etwas, das Vater Strangyeard und ich erst gestern nacht entdeckten.« Sie stieß den Priester, der neben ihr saß, leicht an. »Strangyeard?«

Der Archivar erhob sich und wühlte in einem Stoß Pergamente. Er richtete sich die Augenklappe gerade und spähte dann besorgt in die Gesichter seiner Nachbarn, als fände er sich plötzlich, der Ketzerei angeklagt, vor einem Tribunal.

»Ja«, begann er, »o ja. Ja, da ist noch etwas Wichtiges – verzeiht, etwas das wichtig sein *könnte*…« Er blätterte in den Seiten.

»Kommt, Strangyeard«, ermunterte der Prinz ihn freundlich. »Wir legen großen Wert darauf, daß Ihr uns von Eurer Entdeckung unterrichtet.«

»Ah. Ja. Wir fanden etwas in Morgenes' Handschrift. In seinem *Leben König Johan Presbyters*.« Er hielt für die, die Morgenes' Buch noch nicht gesehen hatten, ein paar Pergamentblätter hoch. »Außerdem ergab ein Gespräch mit Tiamak vom Wran«, er wies mit dem Pergamentbündel auf den Marschmann, »daß es etwas war, das Morgenes sehr beschäftigte, selbst nachdem er die Ansätze von Elias' Handel mit dem Sturmkönig zu ahnen begann. Es machte ihm Sorgen, versteht Ihr. Morgenes nämlich.«

»Ich verstehe kein Wort.« Isgrimnurs Hinterteil tat allmählich von dem harten Sitz weh, und sein Rücken quälte ihn schon seit Stunden. »Was machte ihm Sorgen?«

»Oh!« Strangyeard war bestürzt. »Verzeiht, verzeiht tausendmal. Der Bartstern natürlich. Der Komet.«

»Im ersten Regierungsjahr meines Bruders gab es solch einen Stern am Himmel«, meinte Josua nachdenklich. »Es war sogar in der Nacht seiner Krönung, als wir ihm zum ersten Mal sahen, der Nacht nach der Bestattung

meines Vaters.«

»Das ist er!« rief Strangyeard aufgeregt. »Der *Asdridan Condiquilles* – der Erobererstern. Hört zu. Ich werde Euch vorlesen, was Morgenes darüber schreibt.« Er tätschelte das Pergament und begann:

> »*Seltsamerweise scheint der Erobererstern nicht, wie sein Name andeutet, über Geburt oder Triumph von Eroberern zu strahlen, sondern statt dessen als Vorbote des Untergangs großer Reiche aufzutreten. Er verkündete den Fall von Khand und den alten Reichen der Seekönige und sogar das Ende des vielleicht größten Reiches von allen, der Herrschaft der Sithi über Osten Ard, die zusammenbrach, als ihre große Festung Asu'a fiel. Die ersten Aufzeichnungen von Gelehrten des Bundes der Schriftrolle berichten, daß der Erobererstern hell am Nachthimmel über Asu'a stand, als Ineluki, Iyu'unigatos Sohn, den Zauber ersann, der wenig später die Burg der Sithi und einen großen Teil von Fingils Rimmersgardheer vernichten sollte.*
> *Es heißt, daß die einzige wirkliche Eroberung, über der das Licht des Erobersterns strahlte, der Triumph des Erlösers Usires Ädon war; denn der Stern schien am Himmel von Nabban, als Usires am Richtbaum hing. Indessen könnte man einwenden, daß das Gestirn auch hier Niedergang und Sturz bedeutete, denn Ädons Tod war der Anfang des schließlichen Untergangs des mächtigen Imperiums von Nabban…*«

Strangyeard holte Atem. Seine Augen glänzten; Morgenes' Worte hatten ihn vergessen lassen, wie ungern er vor einer Menge sprach. »Darum glauben wir, daß diese Worte eine Bedeutung für uns haben.«

»Aber welche?« fragte Josua. »Der Stern zeigte sich schon zu Beginn des Krönungsjahrs meines Bruders. Wenn er die Zerstörung eines Reiches verkündet, wo bleibt sie? Zweifellos ist es doch Elias' Reich, das untergehen wird.« Er lächelte matt, und ein kleines Lachen ging durch die Versammlung.

»Das ist auch noch nicht die ganze Geschichte, Prinz Josua«, nahm nun Geloë wieder das Wort. »Dinivan und andere, auch Doktor Morgenes, studierten diese Überlieferung. Ihr müßt wissen, daß der Erobererstern nicht für immer verschwunden ist. Er wird wiederkommen.«

»Was heißt das?«

Binabik stieg auf seinen Stuhl. »Alle fünfhundert Jahre, so fand Dinivan«, erklärte er, »zeigt sich der Stern nicht einmal, sondern dreimal am Himmel. Er kommt drei Jahre, hell im ersten, fast zu trübe, um gesehen zu werden, im zweiten und dann, am hellsten, im dritten.«

»Das heißt, er wird dieses Jahr zurückkehren, am Ende des Winters«, sagte Geloë. »Das ist das dritte Mal. Das hat er zuletzt getan, als Asu'a fiel.«

»Ich begreife es immer noch nicht«, beharrte Josua. »Ich glaube Euch, daß Eure Worte vielleicht wichtig sind, aber wir sind schon von so vielen Geheimnissen umgeben, über die wir nachdenken müssen. Welche Bedeutung hat der Stern für uns?«

Geloë schüttelte den Kopf. »Vielleicht nichts. Vielleicht ist er wie in der Vergangenheit ein Herold, der das Ende eines großen Reiches ankündigt; aber ob damit das des Hochkönigs, das des Sturmkönigs oder, wenn wir besiegt werden, das Eures Vaters gemeint ist, kann niemand sagen. Trotzdem kommt es uns wenig wahrscheinlich vor, daß ein so schicksalhaftes Ereignis gar nichts bedeuten sollte.«

»Ich bin zustimmend«, fiel Binabik ein. »Dies ist nicht die Jahreszeit, um solche Dinge als Zufall zurückzuweisen.«

Josua sah sich in ohnmächtiger Verzweiflung um, als hoffte er, daß ein anderer an der langen Tafel Antwort auf diese Fragen geben könnte. »Das sagt mir immer noch nichts über die Bedeutung des Sterns *für uns* und inwieweit wir uns danach richten sollen.«

»Beispielsweise könnte es sein, daß die Schwerter uns nur dann von Nutzen sind, wenn der Stern am Himmel steht«, meinte Geloë. »Ihr Wert scheint darin zu liegen, daß sie nicht von dieser Welt sind. Vielleicht zeigt uns der Himmel den Augenblick, in dem sie ihre ganze Kraft entfalten.« Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht ist das aber auch die Zeit, in der Ineluki am stärksten ist und Elias am meisten helfen kann, weil es genau fünfhundert Jahre her ist, daß er den Zauber sprach, der ihn zu dem machte, das er jetzt ist. Wenn das zutrifft, müssen wir auf dem Hochhorst sein, *bevor* jener Tag wiederkehrt.«

Schweigen senkte sich über die große Halle, nur vom leisen Knistern der Flammen in der Feuerstelle unterbrochen. Josua blätterte versunken in ein paar Seiten aus Morgenes' Handschrift.

»Und über die Schwerter selbst, auf die wir so große Hoffnungen setzen, habt Ihr sonst nichts herausgefunden – nichts, das uns hilft?« fragte er endlich.

Binabik schüttelte den Kopf. »Wir haben jetzt viele Male mit Herrn Camaris gesprochen.« Der kleine Mann machte dem alten Ritter eine respektvolle Verbeugung. »Er hat uns erzählt, was er über das Schwert *Dorn* und seine Eigenschaften weiß, aber wir haben nicht erfahren können, welchen Gebrauch wir von *Dorn* und den anderen Klingen machen sollen.«

»Dann können wir es uns auch nicht leisten, unseren Kopf auf sie zu wetten«, warf Sludig ein. »Zauberei und Feenlist enden immer trügerisch.«

»Ihr sprecht von Dingen, die Ihr nicht versteht«, erwiderte Geloë grimmig.

Josua richtete sich auf. »Genug. Es ist zu spät für uns, auf die drei Schwerter zu verzichten. Wäre es nur mein Bruder allein, gegen den wir kämpfen, könnten wir es vielleicht wagen. Aber es scheint, als habe der Sturmkönig bei jedem Schritt die Hand über ihm gehalten, und gegen diese Geißel der Finsternis sind die Schwerter unsere einzige, geringe Hoffnung.«

Jetzt stand Miriamel auf. »Dann will ich meine Bitte noch einmal wiederholen, Onkel Josua – *Prinz* Josua: Laßt uns zuerst nach Erkynland ziehen. Wenn die Schwerter uns etwas nützen sollen, müssen wir meinem Vater *Leid* abnehmen und Hellnagel aus dem Grab meines Großvaters holen. Nach dem, was Geloë und Binabik sagen, bleibt uns dafür nur noch wenig Zeit.«

Ihr Gesicht war ruhig und ernst, aber Herzog Isgrimnur spürte die Verzweiflung hinter ihren Worten. Er war überrascht. So wichtig, ja hochwichtig die Entscheidung war, um die es hier ging, warum klang die kleine Miriamel so, als hinge ihr eigenes Leben davon ab, daß sie schnellstens nach Erkynland kam und dort ihrem Vater gegenübertrat?

Josua musterte sie kühl. »Danke, Miriamel. Ich habe deine Worte zur Kenntnis genommen und schätze deinen Rat.« Er wandte sich den übrigen zu. »Jetzt sollt Ihr meine Entscheidung erfahren.« Der Wunsch, die Beratungen endlich zum Abschluß zu bringen, war unüberhörbar.

»Drei Möglichkeiten stehen zur Wahl. Hierzubleiben, den Ort Neu-Gadrinsett auszubauen und gegen meinen Bruder zu behaupten, bis seine Mißherrschaft die Verhältnisse zu unseren Gunsten ändert, das ist die erste.« Er fuhr sich mit der Hand durch das kurze Haar und hob erst einen, dann einen zweiten Finger. »Die zweite besteht darin, nach Nabban zu ziehen, wo wir mit Camaris an der Spitze unseres Heeres vielleicht schnell neue Anhänger finden und dadurch am Ende ein Heer aufstellen können,

das es mit dem Hochkönig aufnehmen kann.« Er streckte einen dritten Finger aus. »Die dritte ist, wie von Miriamel und Freosel vorgeschlagen, unmittelbar in Erkynland einzumarschieren und zu hoffen, daß wir dort genügend Unterstützung finden, um Elias' Verteidigung zu durchbrechen. Dort können vielleicht auch Isorn und Graf Eolair von Nad Mullach mit Männern zu uns stoßen, die sie in der Frostmark und in Hernystir angeworben haben.«

Simon stand auf. »Um Vergebung, Prinz Josua. Vergeßt die Sithi nicht.«

»Nichts ist versprochen, Seoman«, gab die Sitha Aditu ihm zur Antwort. »Nichts kann versprochen werden.«

Isgrimnur war bestürzt. Sie hatte während der ganzen Debatten so still dabeigesessen, daß er ihre Anwesenheit völlig vergessen hatte. Er fragte sich, ob es klug gewesen war, so offen vor ihr zu sprechen. Was wußten sie denn schon von den Unsterblichen, Josua so gut wie die anderen?

»Und vielleicht würden sich auch die Sithi anschließen«, ergänzte Josua, »obwohl Aditu uns gesagt hat, daß sie nicht weiß, was in Hernystir vorgeht und was ihr Volk als nächstes plant.« Der Prinz schloß für eine kleine Weile die Augen.

Endlich fuhr er fort. »Zu diesen drei Möglichkeiten kommt die Notwendigkeit, die beiden anderen *Großen Schwerter* zurückzugewinnen, sowie das, was wir heute über den Erobererstern erfahren haben, wobei ich offen sagen muß, daß es nicht sehr viel war und vielleicht nur von geringer Bedeutung für uns ist.« Er sah Geloë an. »Wenn Ihr natürlich mehr erfahren solltet, bitte ich Euch, es mir sofort mitzuteilen.«

Die Zauberfrau nickte.

»Ich wünschte von Herzen, wir könnten hierbleiben.« Josua warf einen schnellen Blick auf Vara, die ihn nicht anschauen wollte. »Nichts wäre mir lieber, als mein Kind hier, an einem einigermaßen sicheren Ort, zur Welt kommen zu sehen. Ich wäre glücklich, wenn ich erleben dürfte, wie unsere Siedler diese uralte Stätte in eine neue, lebendige Stadt verwandelten, Zuflucht für alle, die auf der Suche danach sind. Aber wir haben diese Möglichkeit nicht. Schon jetzt sind unsere Lebensmittel fast verbraucht, und jeden Tag treffen neue Verbannte und Kriegsopfer ein. Außerdem würden wir meinen Bruder geradezu einladen, ein größeres Heer als das von Fengbald hierherzuschicken. Mein Gefühl sagt mir, daß die Zeit der bloßen Verteidigung um ist. Darum werden wir von hier weggehen.

Von den verbleibenden zwei Möglichkeiten muß ich mich nach reiflicher Überlegung für Nabban entscheiden. Wir sind noch nicht stark

genug, uns Elias in offenem Kampf zu stellen, und ich fürchte, Erkynland ist inzwischen so verödet, daß wir Schwierigkeiten hätten, dort ein Heer zu sammeln. Bei einer Niederlage bliebe uns nichts anderes übrig, als durch das leere Land hierher zurückzufliehen. Ich weiß nicht, wie viele schon allein bei dem Versuch, aus einer verlorenen Schlacht zu entkommen, ihr Leben verlieren würden, ganz zu schweigen von den Gefallenen einer solchen Auseinandersetzung zwischen Elias' Soldaten und unserem zusammengewürfelten Haufen.

Darum wähle ich Nabban. Wir werden weit kommen, bevor Benigaris Truppen gegen uns führen kann, und in dieser Zeit könnte es Camaris gelingen, viele unter unser Banner zu holen. Wenn wir das Glück haben, Benigaris und seine Mutter aus dem Land zu jagen, könnte Camaris uns sogar die Flotte von Nabban zur Verfügung stellen, und das würde uns den Feldzug gegen meinen Bruder wesentlich erleichtern.«

Er hob die Arme und brachte die Versammlung, in der ein Raunen begonnen hatte, wieder zum Schweigen.

»Doch eine Warnung des Bundes der Schriftrolle über den Erobererstern will ich mir zu Herzen nehmen. Ich würde lieber nicht schon im Winter aufbrechen, vor allem, weil dieser Winter schon seit langem das Werkzeug des Sturmkönigs zu sein scheint; aber ich glaube jetzt, je schneller wir von Nabban nach Erkynland gelangen können, desto besser ist es. Wenn der Stern ein Herold ist, der den Fall eines großen Reiches ankündigt, so muß er doch nicht zugleich unser Herold sein; wir wollen versuchen, den Hochhorst zu erreichen, bevor er sich zeigt. Wir hoffen, daß das milde Wetter anhält, und werden in zwei Wochen von hier aufbrechen. Das ist mein Entschluß.« Er legte die Hand auf den Tisch. »Nun geht und legt Euch erst einmal alle schlafen. Jede weitere Diskussion ist zwecklos. Unser Ziel heißt Nabban.«

Stimmen erhoben sich, Fragen wurden gestellt. »Genug!« rief Josua. »Geht jetzt und gönnt mir Ruhe!«

Während er dabei half, die anderen zu verscheuchen, sah Isgrimnur sich um. Josua war in seinem Stuhl zusammengesunken und rieb sich die Schläfen. Neben ihm saß Vara und starrte stumm in die Ferne, als sei ihr Gemahl tausend Meilen von ihr entfernt.

Pryrates trat vom Treppenhaus in die Glockenstube. Die hohen Fensterbögen standen den Elementen offen, und das Gewand des Priesters flatterte im Wind, der durch den Grünengelturm strich. Er blieb stehen, und

seine Stiefelabsätze klapperten noch einmal auf den Steinfliesen, bevor Schweigen herrschte.

»Ihr habt mich rufen lassen, Majestät?« fragte er endlich.

Elias starrte über das Gewirr der Hochhorstdächer nach Osten. Die Sonne war über den westlichen Rand der Welt gesunken, der Himmel voll schwerer, schwarzer Wolken. Tiefer Schatten bedeckte das ganze Land.

»Fengbald ist tot«, sagte der König. »Ein Versager. Josua hat ihn geschlagen.«

Pryrates erschrak. »Wie könnt Ihr das wissen?«

Der Hochkönig fuhr jäh herum. »Was soll das heißen, Priester? Ein halbes Dutzend Männer der Erkynwache kamen heute morgen zurück, die Überlebenden von Fengbalds Heer. Sie haben mir ein paar erstaunliche Geschichten erzählt. Aber Ihr klingt, als hättet Ihr schon vorher Bescheid gewußt.«

»Nein, Majestät«, erwiderte der Alchimist hastig. »Ich war nur überrascht, daß man mich nicht sofort von der Ankunft der Wachsoldaten benachrichtigt hat. In der Regel ist es Aufgabe des königlichen Ratgebers…«

»… die Neuigkeiten zu prüfen und zu entscheiden, was sein Herr hören darf«, beendete Elias den Satz für ihn. Die Augen des Hochkönigs glitzerten, und sein Lächeln war nicht freundlich. »Ich erhalte meine Nachrichten aus vielen Quellen, Pryrates. Vergeßt das nie.«

Der Priester verbeugte sich steif. »Wenn ich Euch beleidigt habe, mein König, so bitte ich um Vergebung.«

Elias musterte ihn kurz und wandte sich dann wieder dem Fenster zu. »Ich hätte es besser wissen und nicht diesen Prahlhans Fengbald schicken sollen. Ich hätte mir denken können, daß er alles verdirbt. Blut und Verdammnis!« Er schlug mit der Faust auf das steinerne Fenstersims. »Hätte ich doch nur Guthwulf gehabt!«

»Der Graf von Utanyeat erwies sich als Verräter, Majestät«, bemerkte Pryrates milde.

»Verräter oder nicht, er war der beste Soldat, den ich je gesehen habe. Er hätte aus meinem Bruder und seinem Bauernheer Hackfleisch gemacht.« Der König bückte sich und hob einen losen Stein auf, den er eine Sekunde an die Augen hielt und dann aus dem Fenster warf. Stumm sah er ihn fallen. Erst als er unten angekommen war, fuhr Elias fort: »Jetzt wird Josua gegen mich ziehen. Ich kenne ihn. Er hat schon immer versucht, mir den

Thron zu rauben. Nie vergab er mir, daß ich der Erstgeborene bin, aber er war zu klug, es laut zu äußern. Er ist listig, mein Bruder, so lautlos und giftig wie eine Viper.« Obwohl das bleiche Gesicht des Königs müde und abgemagert war, schien er von furchtbarer Lebenskraft erfüllt. Seine Finger öffneten und schlossen sich krampfhaft. »Er wird mich nicht unvorbereitet finden, nicht wahr, Pryrates?«

Der Alchimist gestattete sich ein Lächeln, das seine dünnen Lippen kräuselte. »Nein, Herr, das wird er nicht.«

»Ich habe jetzt Freunde – mächtige Freunde.« Die Hand des Königs sank auf den Doppelgriff von *Leid*, das ihm am Gürtel hing. »Und es sind Dinge im Gang, die sich Josua nicht einmal im Traum ausmalen kann, und wenn sein Leben Jahrhunderte dauerte; Dinge, die er niemals errät, bevor es zu spät ist.« Er zog das Schwert aus der Scheide.

Die graugefleckte Klinge sah aus wie etwas Lebendiges, das man gegen seinen Willen unter einem Felsen hervorgezerrt hat. Elias hielt sie vor sich hin. Der Wind hob seinen Mantel und breitete ihn um den König aus wie Schwingen; sekundenlang machte ihn das fleckige Zwielicht zum gefiederten Ungeheuer, einem Dämon aus dunkler Vorzeit. »Er und alle, die ihm folgen, werden sterben, Pryrates«, zischte Elias. »Sie wissen nicht, wer gegen sie steht.«

Pryrates betrachtete ihn mit innerlichem Unbehagen. »Euer Bruder weiß es nicht, mein König. Aber Ihr werdet es ihm zeigen.«

Elias schwang sein Schwert gegen den östlichen Horizont. In der Ferne zuckten Lichtblitze durch die brodelnde Finsternis.

»Komm doch!« schrie er. »Kommt doch alle! Der Tod reicht für jeden von euch! Niemand wird mir den Drachenbeinthron rauben. Niemand kann es!«

Wie als Antwort grollte ein dumpfer Donner.

XXV

Das Abbild des Himmels

Auf schwarzen Pferden ritten sie vom Norden herunter, auf Rossen, aufgewachsen im kalten Dunkel, trittsicher in tiefer Nacht, ohne Furcht vor eisigem Wind und hohen Bergpässen. Drei Reiter waren es, zwei Frauen und ein Mann, Wolkenkinder alle. Schon besangen die Lichtlosen ihren Tod, denn wohl kaum würden sie jemals nach Nakkiga heimkehren. Sie waren Utuk'kus Klauen.

Als sie aufbrachen von Sturmspitze, ritten sie durch die Ruinen der alten Stadt, des Nakkiga von einst; doch sie verschwendeten so gut wie keinen Blick auf die eingestürzten Trümmer einer Zeit, in der ihr Volk noch unter der Sonne gelebt hatte. Nachts kamen sie durch die Dörfer der Schwarz-Rimmersmänner. Niemand begegnete ihnen dort, denn die Bewohner der Siedlungen, wie alle Sterblichen in jenem unseligen Land, waren zu klug, um sich noch vor die Tür zu wagen, sobald Zwielicht dämmerte.

Trotz der Schnelligkeit und Kraft ihrer Tiere brauchten die drei Reiter viele Nächte, bis sie die Frostmark durchquert hatten. Bis auf die Schläfer in entlegenen Siedlungen, die plötzlich Alpträume heimsuchten, und die seltenen Wanderer, denen auffiel, daß der eisige Wind jäh noch kälter wurde, bemerkte niemand etwas von ihnen. In Stille und Schatten setzten sie ihren Weg fort, bis sie Naglimund erreichten.

Dort hielten sie, um ihren Pferden Ruhe zu gönnen – selbst die grausame Erziehung in den Ställen von Nakkiga konnte nicht verhindern, daß ein lebendiges Tier im Laufe der Zeit ermüdete – und sich mit ihren Verwandten zu beraten, die Josua von Erkynlands verwüstete Burg zu ihrer neuen Heimat erkoren hatten. Die Anführerin von Utuk'kus Klauen – nicht mehr als die Erste-unter-Gleichen – erwies widerwillig dem verhüllten Gebieter der Burg ihre Ehrerbietung, einem der Roten Hand. In seinen grauen Leichentüchern, unter denen es in jeder Falte blutrot glühte, saß er auf den schwelenden Überresten von Josuas einstigem Fürstenthron. Sie zeigte Respekt, doch nicht über das Notwendige hinaus. Selbst den

Nornen, in langen Jahrhunderten hart geworden, verdorrt in kalter Verbannung, waren die vertrauten Diener des Sturmkönigs unheimlich. Wie ihr Herr waren sie im Jenseits gewesen, hatten das Nichtsein kennengelernt und waren doch zurückgekommen; sie waren von ihren noch lebenden Brüdern so verschieden wie ein Himmelsstern von einem Seestern. Die Nornen liebten die Rote Hand und ihre versengte Leere nicht – keiner der Fünf war viel mehr als nur ein Loch im Gewebe der Wirklichkeit, ein Loch voller Haß –, aber solange ihre Gebieterin Inelukis Kampf kämpfte, blieb ihnen wenig übrig, als vor den obersten Dienern des Sturmkönigs den Nacken zu beugen.

Auch von ihren eigenen Stammesgenossen trennte Utuk'kus Klauen eine Kluft. Weil man ihnen bereits das Totenlied gesungen hatte, behandelten die Hikeda'ya von Naglimund sie mit schweigender Ehrfurcht und wiesen ihnen eine kalte Kammer zu, fern von den anderen. Die drei Klauen blieben nicht lange in der Burg, in der der Wind spukte.

Von Naglimund aus ritten sie über die *Steige*, durch die Ruinen von Da'ai Chikiza und dann nach Westen durch den Aldheorte, wobei sie die Grenzen von Jao é-Tinukai'i in großem Bogen umgingen. Utuk'ku und ihr Verbündeter hatten ihren Zusammenstoß mit den Kindern der Morgendämmerung bereits hinter sich und großen Vorteil daraus gezogen; diese neue Aufgabe erforderte Unauffälligkeit. Obwohl der Wald selbst sich manchmal gegen sie zu wenden schien, Pfade plötzlich verschwanden und Baumstämme so dicht standen, daß das hindurchsickernde Sternenlicht fremd und verwirrend schien, ritten die drei weiter, unaufhaltsam nach Südosten. Sie waren die Erwählten der Nornenkönigin; so leicht ließen sie sich nicht von ihrer Beute abbringen.

Endlich kamen sie zum Waldrand. Jetzt waren sie ihrem Ziel sehr nahe. Wie vor ihnen Ingen Jegger brachten sie aus dem Norden den Tod zu Utuk'kus Feinden, aber im Gegensatz zum Jäger der Königin, der beim ersten Mal, als er die Hand gegen die Zida'ya erhoben hatte, besiegt worden war, ritten hier drei Unsterbliche. Sie hatten es nicht eilig. Es würde keine Fehler geben.

Sie lenkten die Pferde nach dem Sesuad'ra.

»Ah, beim guten Gott, mir ist eine Last von den Schultern genommen.« Josua holte tief Atem. »Es ist großartig, wenn es endlich weitergeht.«

Isgrimnur lächelte. »Selbst wenn nicht alle dieser Meinung sind – ja, es ist gut.«

Josua und der Herzog von Elvritshalla saßen auf ihren Pferden neben den Torsteinen, die den Rand des Gipfels bezeichneten, und sahen dem höchst ungeordneten Aufbruch der Bewohner von Neu-Gadrinsett zu. Der Zug schlängelte sich an ihnen vorbei die alte Sithi-Straße hinunter, wand sich auf ihr um den Abschiedsstein herum und entzog sich schließlich ihren Blicken. Anscheinend waren ebenso viele Schafe und Kühe wie Menschen unterwegs, ein Heer widerspenstiger Tiere, die blökend und muhend aneinanderstießen und ein heilloses Durcheinander unter der schwer beladenen Einwohnerschaft anrichteten. Einige der Siedler hatten sich rohgezimmerte Wagen gebaut und ihre gesamte Habe darauf gestapelt, was zu dem merkwürdig jahrmarktsähnlichen Gesamteindruck beitrug.

Josua runzelte die Stirn. »Wir sehen aus wie eine Stadt, die ihren Festplatz verlegt, nicht wie ein Kriegsheer.«

Hotvig, der soeben mit Freosel von Falshire heranritt, lachte. »So sehen unsere Stämme auf ihren Wanderungen immer aus. Der einzige Unterschied ist, daß die meisten von diesen Leuten Steinhäusler sind wie Ihr. Ihr werdet Euch schon daran gewöhnen.«

Freosel betrachtete die Prozession kritisch. »Wir brauchen jedes Rind und Schaf, das wir bekommen können, Herr. Es sind viele Mäuler zu stopfen.« Unbeholfen trieb er sein Pferd ein paar Schritte vorwärts; er war noch immer kein Reiter. »Heda!« rief er. »Macht Platz für den Wagen dort!«

Isgrimnur fand, daß Josua recht hatte; der Zug sah wirklich wie ein reisender Jahrmarkt aus, obwohl die Beteiligten nicht so fröhlich waren, wie man es bei einer solchen Veranstaltung erwartet hätte. Manche Kinder weinten – obwohl keineswegs alle ungern reisten –, und das unterschwellige Gezänk und Gemecker der Neu-Gadrinsetter wollte nicht abreißen. Die wenigsten von ihnen hatten den verhältnismäßig sicheren Berg verlassen wollen; der Gedanke, Elias vom Thron zu stoßen, lag ihnen fern. Fast alle hätten lieber auf dem Sesuad'ra abgewartet, während sich andere mit den bitteren Tatsachen des Krieges herumschlugen. Aber ihnen war auch klar, daß das Bleiben in diesem entlegenen Winkel, nachdem Josua alle bewaffneten Männer abgezogen hatte, keine brauchbare Lösung war. Deshalb schlossen sich die Einwohner von Neu-Gadrinsett zwar unwillig, aber nicht bereit, ohne den Schutz des zusammengewürfelten prinzlichen Heers Kopf und Kragen zu riskieren, Josuas Zug nach Nabban an.

»Mit diesem Haufen könnten wir keinem Nest voller Gelehrter einen

Schrecken einjagen«, meinte der Prinz, »ganz zu schweigen von meinem Bruder. Aber trotz ihrer Lumpen und armseligen Waffen achte ich sie – und uns alle – deshalb nicht weniger hoch.« Er lächelte. »Ehrlich gesagt, weiß ich jetzt zum ersten Mal, was mein Vater gefühlt haben muß. Ich habe meine Lehnsleute immer so gut behandelt, wie ich konnte, weil Gott es von mir so erwartete, aber ich habe ihnen nie die tiefe Liebe entgegengebracht, mit der Priester Johan an seinen Untertanen hing.« Nachdenklich streichelte er Vinyafods Hals. »Hätte der alte Mann nur einen kleinen Teil dieser Liebe für seine Söhne aufbringen können! Trotzdem glaube ich, daß ich zum ersten Mal nachempfinde, was in ihm vorging, wenn er durch das Nerulagh-Tor nach Erchester hinunterritt. Er hätte sein Leben für dieses Volk gegeben, so wie ich jetzt meines für das da geben würde.« Wieder lächelte er, so scheu, als machten ihn seine eigenen offenen Worte verlegen. »Ich will mein geliebtes Lumpenpack sicher durch Nabban führen, Isgrimnur, was immer ich auch dazu tun muß. Doch wenn wir dann nach Erkynland kommen, legen wir die Würfel in Gottes Hand – und wer weiß, wie er weiterspielen wird.«

»Keiner von uns«, antwortete Isgrimnur. »Und man kann sich seine Gunst auch nicht durch gute Taten erkaufen. Wenigstens hat mir Euer Vater Strangyeard neulich abend erklärt, er fände es genauso sündhaft, wenn man versuchte, sich durch gute Taten Gottes Liebe zu sichern, als wenn man böse Taten verübte.«

Dort, wo die Straße anfing, bockte ein Maultier, eines der wenigen, die es auf dem Sesuad'ra überhaupt gab. Sein Besitzer drückte gegen den Karren, vor den es gespannt war, und versuchte es von hinten weiterzuschieben. Das Tier stand stocksteif und spreizbeinig da, schweigend, aber unversöhnlich. Der Besitzer trat zu ihm und schlug es mit einer Gerte über den Rücken, aber das Maultier legte nur die Ohren an, hob den Kopf und nahm die Schläge mit stummer, beharrlicher Feindseligkeit entgegen. Die Flüche des Mannes erfüllten die Morgenluft. Andere Leute, die an dem stehenden Karren nicht vorbeikonnten, fielen ein.

Josua lachte und lehnte sich näher zu Isgrimnur. »Wenn Ihr wissen wollt, wie ich mir selber vorkomme, dann werft einen Blick auf dieses Tier. Wenn es bergauf ginge, würde es den ganzen Tag ziehen und keine Sekunde lang Müdigkeit verraten. Aber jetzt hat es einen langen und gefährlichen Abstieg vor sich und einen schweren Karren hinter sich – kein Wunder, daß es sich dagegenstemmt. Es würde bis zum Tag des Abwägens

so stehenbleiben, wenn es könnte.« Das Grinsen verschwand, und er heftete die grauen Augen auf den Herzog. »Aber ich habe Euch unterbrochen. Bitte sagt mir noch einmal, was Strangyeard erzählt hat.«

Isgrimnur betrachtete das Maultier und seinen Treiber. Es war etwas zugleich Komisches und Rührendes an dem Bild, hinter dem mehr zu stecken schien, als der erste Anschein verriet. »Der Priester hat gesagt, es sei eine Sünde, wenn man versuchte, Gottes Gunst durch gute Taten zu erkaufen. Das heißt, zuerst entschuldigte er sich dafür, daß er überhaupt Gedanken hätte – Ihr kennt ihn ja, eine verhuschte Maus von einem Mann –, aber dann sagte er es doch. Daß Gott uns nichts schuldet und wir ihm alles schulden, und daß wir das Rechte tun sollen, weil es das Rechte ist, und nicht in der Hoffnung auf eine Belohnung wie Kinder, denen man Süßigkeiten gibt, damit sie stillsitzen.«

»Vater Strangyeard ist eine Maus, ja«, meinte Josua. »Aber auch Mäuse können tapfer sein. Weil sie aber klein sind, lernen sie, daß es klüger ist, die Katze nicht zu reizen. Ich glaube, so verhält es sich auch mit Strangyeard. Er weiß, wer er ist und wohin er gehört.« Josuas Augen schweiften von dem erfolglos verprügelten Maultier zu den Hügeln, die das Tal im Westen begrenzten. »Aber ich werde über seine Worte nachdenken. Manchmal handeln wir wirklich nur nach Gottes Willen, weil wir Angst haben oder auf eine Belohnung hoffen. Ja, ich werde darüber nachdenken.«

Isgrimnur wünschte sich plötzlich, er hätte den Mund gehalten.

Das hat Josua gerade noch gefehlt – ein neuer Grund, bei sich nach Schuld zu suchen. Halt ihn auf Trab, Alter, gib ihm keine Zeit zum Grübeln. Wenn er seine Bedenken vergißt, ist er unwiderstehlich. Ein wirklicher Prinz. Nur so können wir hoffen, so lange am Leben zu bleiben, daß wir später einmal am Feuer sitzen und über solche Dinge reden können.

»Was haltet Ihr davon, wenn wir diesen Schwachkopf und sein Maultier von der Straße wegschaffen?« schlug er vor. »Sonst wird es hier bald weniger wie ein Jahrmarkt und mehr wie nach der Schlacht von Nerulagh aussehen.«

»Da könnt Ihr recht haben.« Josua lächelte so sonnig wie der kalte, helle Morgen. »Aber ich glaube nicht, daß es der Trottel von Treiber ist, den wir überzeugen müssen – und Maultiere haben keinen Respekt vor Prinzen.«

»Yah, Nimsuk!« rief Binabik. »Wo ist Sisqinanamook?«

Der Hirte drehte sich um und hob grüßend den Krummspeer. »Sie ist bei

den Booten, Singender Mann. Sie sucht nach Lecks, damit die Widder keine nassen Füße bekommen!« Er lachte und zeigte einen Mund voll unregelmäßiger, gelber Zähne.

»Und damit du nicht schwimmen mußt, denn du würdest untergehen wie ein Stein«, grinste Binabik zurück. »Wenn dann im Sommer das Wasser austrocknet, findet man dich – einen kleinen Mann aus Schlamm. Etwas mehr Respekt bitte!«

»Es ist zu sonnig«, erwiderte Nimsuk. »Schau, wie munter sie sind!« Er deutete auf die Widder, die wirklich äußerst lebhaft waren. Manche führten sogar Scheinkämpfe aus, was bei ihnen äußerst selten vorkam.

»Paß nur auf, daß sie einander nichts antun«, sagte Binabik. »Und genieß die Ruhe.« Er beugte sich vor und flüsterte Qantaqa etwas ins Ohr. Die Wölfin sprang über den Schnee. Der Troll klammerte sich an ihren Nackenpelz.

Sisqi prüfte tatsächlich die Kähne. Binabik stieg von Qantaqa, die sich kräftig schüttelte und zum nahen Waldrand trabte. Lächelnd sah der Troll auf seine Verlobte. Sie untersuchte die Boote so mißtrauisch, wie ein Tiefländer die Riemen einer Qanuc-Brücke zählen würde, unter der ein tiefer Abgrund gähnt.

»Wie vorsichtig!« spöttelte Binabik lachend. »Die meisten von uns sind doch bereits auf der anderen Seite.« Er winkte zu den weißen Widder-Punkten hinüber, die das Tal verzierten. Gruppen von Trollhirten und Jägerinnen genossen die kurze Ruhestunde, bevor sie wieder aufbrechen mußten.

»Und ich werde dafür sorgen, daß auch die übrigen noch heil hinüberkommen.« Sisqi drehte sich um und breitete die Arme aus. Schon war er bei ihr. Eine Weile standen sie wortlos, Gesicht an Gesicht. »Dieses Reisen auf dem Wasser ist eine Sache, wenn ein paar Qanuc am Blauschlammsee fischen«, erklärte sie schließlich, »aber eine ganz andere, wenn ich dem Wasser das Leben unserer Stammesgenossen und Widder anvertrauen muß.«

»Sie haben großes Glück, daß du für sie sorgst«, erwiderte Binabik, jetzt ganz ernst. »Aber vergiß die Boote für einen Augenblick.« Sie drückte ihn fest an sich. »Ich habe sie vergessen.«

Binabik hob den Kopf und sah in das Tal. An vielen Stellen war der Schnee geschmolzen. Gelbgrüne Grasbüschel lugten hervor. »Die Herden werden sich krank fressen«, meinte er. »Sie sind solchen Überfluß nicht gewöhnt.«

»Wird der Schnee denn ganz weggehen?« fragte sie. »Du hast mir einmal gesagt, diese Länder seien sonst in dieser Jahreszeit schneefrei.«

»Meistens ja. Aber der Winter ist weit nach Süden vorgedrungen. Er scheint sich allerdings zurückzuziehen.« Er schaute zum Himmel auf. Die wenigen Wolken beeinträchtigten die Kraft der Sonne in keiner Weise. »Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Ich kann nicht glauben, daß … , er, der den Winter so weit in das Tiefland geschickt hat, aufgegeben hat. Es macht mich unsicher.« Er löste die Hand von Sisqis Seite und klopfte sich einmal kurz auf das Brustbein, um Böses abzuwehren. »Eigentlich bin ich gekommen, um dir zu sagen, wie leid es mir tut, dich in letzter Zeit so wenig gesehen zu haben. Es gab so vieles zu entscheiden. Geloë und wir anderen haben viele Stunden mit Morgenes' Buch gearbeitet und nach Antworten auf die Fragen gesucht, die noch immer ungelöst sind. Wir haben auch Ookequks Schriftrollen studiert, und das ist ohne mich nicht möglich.«

Sisqi hob seine andere Hand, die sie festgehalten hatte, an ihre Wange, drückte sie und gab sie dann frei. »Du brauchst dich nicht zu grämen. Ich weiß, was du tust.« Sie deutete mit dem Kopf auf die am Ufer schaukelnden Boote. »So wie du weißt, was ich tun muß.« Sie schlug die Augen nieder. »Ich habe dich im Rat der Tiefländer aufstehen und sprechen sehen. Ich konnte die meisten Worte nicht verstehen, aber ich sah, wie sie dich mit Respekt betrachteten, Binbiniqegabenik.« Sie gab seinem vollen Namen einen rituellen Klang. »Ich war stolz auf dich, mein Mann. Ich wünschte nur, meine Mutter und mein Vater hätten dich so sehen können. So wie ich dich immer sehe.«

Binabik schnaubte, war aber sichtlich erfreut. »Ich glaube nicht, daß die Hochachtung der Tiefländer auf dem Kerbholz deiner Eltern viel zählen würde. Aber ich danke dir. Auch von dir halten die Tiefländer viel – und von unserem ganzen Volk, nachdem sie uns in der Schlacht gesehen haben.« Sein rundes Gesicht wurde ernst. »Und das ist das zweite, von dem ich sprechen wollte. Du hast mir gesagt, du dächtest daran, nach Yiqanuc zurückzukehren. Soll das bald sein?«

»Ich denke noch darüber nach. Ich weiß, daß meine Eltern mich brauchen, aber ich denke auch, daß es hier noch etwas für uns zu tun gibt. Tiefländer und Trolle, die gemeinsam kämpfen – vielleicht ist das etwas, das in späteren Tagen größere Sicherheit für unser Volk bedeuten kann.«

»Kluge Sisqi«, lächelte Binabik. »Aber dieser Kampf könnte auch zu grausam für die Qanuc werden. Du hast noch nie einen Krieg um eine Burg

erlebt – ›Belagerung‹ nennen es die Tiefländer. Es wäre möglich, daß es in einer solchen Schlacht wenig Bedarf für Trolle, aber viel Gefahr gibt. Und vor Josua und seinen Kriegern liegen mindestens eine oder zwei solcher Belagerungen.«

Sisqi nickte feierlich. »Ich weiß. Aber es gibt noch einen wichtigeren Grund, Binabik. Es würde mir sehr schwerfallen, dich wieder zu verlassen.«

Binabik schlug die Augen nieder. »So wie ich es hart fand, von dir fortzugehen, als mich Ookequk mit nach dem Süden nahm. Aber wir wissen beide, daß es Pflichten gibt, die uns zu Dingen zwingen, die wir nicht wollen.« Er nahm ihren Arm. »Komm. Wir wollen ein Stück gehen. In den nächsten Tagen und Wochen werden wir nicht viel Zeit füreinander haben.«

Sie nahmen den Weg zurück zum Fuß des Berges, vorbei am Gedränge der auf Boote Wartenden. »Am meisten bedaure ich, daß wir noch immer nicht heiraten können.«

»Es sind nur die Worte, die fehlen. In der Nacht, als ich zu dir kam, dort oben auf dem Mintahoq, um dich zu befreien, da wurden wir Mann und Frau. Selbst wenn wir einander nie wiedergesehen hätten.«

Binabik zog die Schultern hoch. »Ich weiß. Aber du solltest auch die Worte haben. Du bist die Tochter der *Jägerin*.«

»Wir haben getrennte Zelte«, lächelte Sisqi. »Alles wird bedacht, was die Ehre erfordert.«

»Es macht mir auch nichts aus, mein Zelt mit dem jungen Simon zu teilen«, gab er zurück. »Aber lieber teilte ich es mit dir.«

»Wir haben unsere Zeiten.« Sie drückte seine Hand. »Was aber wirst du tun, wenn das alles vorbei ist, Liebster?« Ihre Stimme klang so fest, als bestünde an einem Nachher kein Zweifel. An der Biegung des Waldrands erschien Qantaqa und sprang auf sie zu.

»Was meinst du? Du und ich werden heimkehren zum Mintahoq, oder, wenn du schon da bist, werde ich dir folgen.«

»Aber was wird aus Simon?«

Binabik hatte seine Schritte verlangsamt. Jetzt blieb er stehen und schob mit seinem Stab den Schnee von einem tiefhängenden Ast. Im langen Schatten des Berges war das lärmende Geschrei der abziehenden Menge viel leiser. »Ich weiß nicht. Mich binden Versprechen an ihn, aber es wird ein Tag kommen, an dem sie erfüllt sind. Danach…« Er zuckte die

Achseln, wie die Trolle es tun, mit nach außen gedrehten Handflächen. »Ich weiß nicht, was ich für ihn bin, Sisqi. Kein Bruder, gewiß kein Vater…«

»Ein Freund?« schlug sie sanft vor. Neben ihr stand Qantaqa und schnüffelte an ihrer Hand. Sie kraulte der Wölfin die Schnauze und strich mit dem Finger über Kiefer, die ihren Arm bis zum Ellenbogen verschlucken konnten. Qantaqa grollte zufrieden.

»Das stimmt. Er ist ein guter Junge. Nein, ich denke, er ist ein guter Mann. Ich habe zugesehen, wie er wuchs.«

»Möge Qinkipa vom Schnee uns alle sicher durch diese Zeiten bringen«, sagte Sisqi ernst. »Möge Simon ein glückliches Alter erleben, mögen du und ich einander lieben und Kinder haben, möge unser Volk seine Bergheimat behalten. Ich habe keine Angst mehr vor den Tiefländern, Binabik, aber ich fühle mich wohler unter Leuten, die ich verstehe.«

Er zog sie an sich. »Möge Qinkipa gewähren, um was du bittest. Und vergiß nicht«, er streckte den Arm aus, um seine Finger dort, wo sie den Hals der Wölfin berührten, an ihre zu legen, »wir müssen uns wünschen, daß die Schneejungfrau auch Qantaqa beschützt.« Er grinste. »Komm ein Stück weiter mit. Ich kenne ein stilles, windgeschütztes Fleckchen am Hang – der letzte Ort für viele Tage, an dem wir allein sein können.«

»Aber die Boote, Singender Mann«, neckte sie. »Ich muß sie prüfen.«

»Du hast jedes einzelne ein dutzendmal untersucht. Wenn sie müßten, könnten unsere Trolle lachend durch dieses Wasser schwimmen. Komm.«

Sie legte den Arm um ihn, und sie gingen, die Köpfe dicht aneinandergeschmiegt, weiter. Schweigend wie ein grauer Schatten trottete die Wölfin hinter ihnen her.

»Zum Teufel mit dir, Simon, das hat weh getan!« Jeremias wich zurück und saugte an seinen verletzten Fingern. »Bloß weil du ein Ritter bist, brauchst du mir doch nicht die Hand zu brechen!«

Simon richtete sich auf. »Ich will dir nur etwas zeigen, das ich von Sludig gelernt habe. Außerdem brauche ich die Übung. Sei kein kleines Kind.«

Jeremias betrachtete ihn mißbilligend. »Ich bin kein kleines Kind, Simon. Und du bist nicht Sludig. Ich glaube nicht einmal, daß das so richtig war.«

Simon tat ein paar tiefe Atemzüge und unterdrückte eine ärgerliche

Antwort. Es lag nicht an Jeremias, daß er so rastlos war. Erstens hatte er seit Tagen keine Gelegenheit gefunden, mit Miriamel zu sprechen, und zweitens schien es trotz der gewaltigen und schier unlösbaren Aufgabe, das Lager auf dem Sesuad'ra abzubrechen, dabei für Simon kein wichtiges Betätigungsfeld zu geben. »Tut mir leid. Es war eine dumme Bemerkung von mir.« Er hob das Übungsschwert, das aus Brettern bestand, die von der Barrikade der Schlacht übriggeblieben waren. »Ich will es dir doch nur zeigen … hier, wenn man die Klinge so dreht…« Er holte aus und traf Jeremias' Holzwaffe. »So ungefähr … so…«

Jeremias seufzte. »Ich wünschte, du würdest zu der Prinzessin gehen, anstatt auf mir herumzudreschen, Simon.« Er schwang das Schwert. »Aber von mir aus. Komm.«

Sie täuschten und griffen an. Die Schwerter klapperten laut. Ein paar in der Nähe weidende Schafe blickten auf, um zu sehen, ob die Widder wieder kämpften; als sie nur ein Gefecht zwischen zwei schlaksigen Jünglingen bemerkten, grasten sie weiter.

»Warum hast du das mit der Prinzessin gesagt?« fragte Simon nach einer Weile keuchend.

»Warum?« Jeremias bemühte sich, außer Reichweite der längeren Arme seines Gegners zu bleiben. »Warum wohl! Seit sie hier ist, schleichst du um sie herum!«

»Das ist nicht wahr.«

Jeremias trat zurück und senkte die Spitze seines Stabschwertes auf den Boden. »Ach – das ist nicht wahr? Dann muß es wohl irgendein anderer großer, plumper, rothaariger Tölpel gewesen sein.«

Simon lächelte verlegen. »Sieht man es mir denn so leicht an?«

»Usires Erlöser, allerdings! Es ist ja auch durchaus verständlich. Hübsch ist sie ganz bestimmt, und freundlich scheint sie auch zu sein.«

»Sie ist … mehr als das. Aber warum läufst *du* ihr dann nicht nach?«

Jeremias warf ihm einen schnellen, verletzten Blick zu. »Als ob sie mich auch nur bemerken würde, wenn ich ihr tot vor die Füße fiele!« Sein Gesicht verzog sich spöttisch. »Nicht, daß sie sich dir an den Hals zu werfen scheint.«

»Das ist nicht witzig«, sagte Simon düster.

Jeremias erbarmte sich. »Sei nicht böse, Simon. Es muß schrecklich sein, wenn man verliebt ist. Komm, brich mir auch noch die anderen Finger, wenn du dich dann besser fühlst.«

»Vielleicht.« Simon grinste und hob sein Schwert wieder. »Los jetzt, verdammt, Jeremias, und diesmal richtig.«

»Schlag einen Mann zum Ritter«, schnaubte Jeremias und wich einem Abwärtsschlag aus, »und du machst seinen Freunden für immer das Leben zur Hölle.«

Der Lärm ihres Kampfes erscholl von neuem, ein unregelmäßiges Klappern von Holzschwert auf Holzschwert, hartnäckig wie das Hämmern eines großen, betrunkenen Spechts.

Pustend saßen sie im feuchten Gras und teilten sich einen Wasserschlauch. Simon hatte seinen Hemdkragen geöffnet, damit der Wind die erhitzte Haut kühlen konnte. Bald würde ihm unangenehm kalt sein, aber im Augenblick empfand er die Luft als äußerst angenehm. Ein Schatten fiel zwischen die beiden müden Krieger. Sie blickten überrascht auf.

»Herr Camaris!« Simon strengte sich an aufzustehen. Jeremias starrte nur mit großen Augen zu dem alten Ritter auf.

»*Hea*, behaltet Platz, junger Mann.« Camaris spreizte die Finger und winkte Simon, sich wieder hinzusetzen. »Ich habe Euch beiden beim Fechten zugeschaut.«

»Wir können noch nicht viel«, sagte Simon bescheiden.

»Das stimmt.«

Simon hatte halb gehofft, Camaris würde ihm widersprechen. »Sludig hat versucht, mich zu unterrichten, so gut er konnte«, erklärte er und gab sich Mühe, es respektvoll klingen zu lassen. »Wir hatten nicht viel Zeit.«

»Sludig. Das ist Isgrimnurs Lehnsmann.« Er sah Simon gespannt an. »Dann müßt Ihr der Burgjunge sein? Den Josua zum Ritter geschlagen hat?« Zum ersten Mal fiel Simon auf, daß Camaris mit einem leichten Akzent sprach. Die ein wenig zu stark abgerundete, rollende Sprache von Nabban schwang in seinen würdevollen Sätzen mit.

»Ja, Herr Camaris. Simon ist mein Name. Und das hier ist mein Freund – und Knappe – Jeremias.«

Der alte Mann streifte Jeremias mit einem schnellen Blick und senkte kurz das Kinn, bevor er die blaßblauen Augen wieder auf Simon richtete. »Es hat sich vieles geändert«, bemerkte er langsam. »Und wie ich glaube, nicht zum Besseren.«

Simon wartete eine Weile, ob er das erklären würde, und fragte dann:

»Was meint Ihr damit, Herr?«

Der Alte seufzte. »Es ist nicht Eure Schuld, mein Junge. Ich weiß, daß ein Herrscher manchmal Männer auf dem Schlachtfeld zu Rittern schlagen muß, und bezweifle auch nicht, daß Ihr edle Taten vollbracht habt – ich hörte, daß Ihr mein Schwert *Dorn* finden halft; aber zur Ritterschaft gehört mehr als die Berührung mit einem Schwert. Es ist eine hohe Berufung, Simon … eine hohe Berufung.«

»Herr Deornoth wollte mir das Nötige beibringen«, berichtete Simon. »Vor der Ritterwache erklärte er mir das Gesetz der Ritterschaft.«

Camaris ließ sich mit für einen Mann seines Alters erstaunlicher Behendigkeit neben ihnen nieder. »Und dennoch, Simon, und dennoch. Wißt Ihr, wie lange ich bei Gavenaxes von Honsa Claves in Diensten stand, als Page und dann als Knappe?«

»Nein, Herr.«

»Zwölf Jahre. Und jeder Tag, junger Simon, jeder einzelne Tag war ausgefüllt mit Unterricht. Ich mußte allein zwei Jahre lang lernen, wie man Gavenaxes' Pferde versorgte. Ihr habt doch sicher auch ein Pferd?«

»Ja, Herr.« Simon fühlte sich ein wenig unbehaglich, war aber fasziniert. Der größte Ritter der Weltgeschichte sprach mit ihm über die Regeln der Ritterschaft! Jeder junge Edelmann zwischen Rimmersgard und Nabban hätte seinen linken Arm dafür gegeben, an Simons Stelle zu sein.

»Sie heißt Heimfinderin, Herr.«

Camaris sah ihn scharf an, als mißbillige er den Namen, fuhr jedoch fort, ohne darauf einzugehen. »Dann müßt Ihr lernen, Euch richtig um sie zu kümmern. Sie ist mehr als eine Freundin, Simon, sie ist so gut ein Teil von Euch wie Eure Beine und Arme. Ein Ritter, der sich nicht auf sein Pferd verlassen kann, es nicht kennt wie sich selbst, nicht jedes kleine Stück seines Geschirrs tausendmal gesäubert und ausgebessert hat – der wird weder sich selbst noch Gott von großem Nutzen sein.«

»Ich versuche es, Herr Camaris. Aber es gibt noch wirklich viel zu lernen.«

»Zugegebenermaßen leben wir in Kriegszeiten«, fuhr Camaris fort. »Darum ist es durchaus gestattet, ein paar weniger lebenswichtige Künste zu vernachlässigen – die Jagd und die Falknerei beispielsweise.« Allerdings sah er nicht so aus, als ob ihm bei diesem Gedanken wirklich wohl wäre. »Man könnte sich sogar vorstellen, daß die Regeln des Vortritts nicht so wichtig sind wie im Frieden, zumindest soweit sie sich nicht auf die militärische Disziplin erstrecken; obwohl es sich leichter kämpft, wenn

man seinen Platz in Gottes weisem Plan kennt. Kein Wunder, daß Eure Schlacht mit den Männern des Königs die reinste Wirtshausschlägerei gewesen sein muß.« Der Ausdruck strenger Konzentration in seinen Augen wurde plötzlich milder und sein Blick sanft. »Aber ich langweile Euch, nicht wahr?« Seine Lippen zuckten. »Ich bin wie ein Mensch, der vierzig Jahre geschlafen hat, aber trotzdem gealtert ist. Es ist nicht mehr meine Welt.«

»O nein«, sagte Simon aufrichtig, »Ihr langweilt mich nicht, Herr Camaris. Ganz und gar nicht.« Er sah zu Jeremias hinüber, damit dieser ihn unterstützte, aber sein Freund glotzte Camaris nur an und schwieg. »Bitte, sagt mir alles, das mir hilft, ein besserer Ritter zu werden.«

»Ist das ein Versuch, freundlich zu mir zu sein?« fragte der gewaltigste Ritter der Ädonheit in kühlem Ton.

»Nein, Herr.« Simon mußte wider Willen lachen und bekam plötzlich Angst, er würde in haltloses Kichern ausbrechen. »Nein, Herr. Nehmt es mir nicht übel, aber daß Ihr mich fragt, ob Ihr mich langweilt…« Er fand keine Worte, um die erhabene Torheit einer solchen Vorstellung zu beschreiben. »Ihr seid ein Held, Herr Camaris«, meinte er endlich schlicht. »Ein Held.«

Der alte Mann erhob sich mit der gleichen überraschenden Gelenkigkeit, mit der er sich hingesetzt hatte. Simon hatte Angst, ihn vielleicht doch gekränkt zu haben.

»Steht auf, Junge.«

Simon gehorchte.

»Du auch … Jeremias.« Er winkte, und auch Simons Freund stand auf. Camaris musterte sie kritisch. »Bitte leiht mir Euer Schwert.« Er deutete auf das Holzschwert, das Simon immer noch festumschlossen hielt.

»Ich habe *Dorn* in meinem Zelt gelassen – in ihrer Scheide. Offengestanden fühle ich mich in ihrer Nähe immer noch nicht recht wohl. Es ist etwas Rastloses an ihr, das mir mißfällt. Vielleicht liegt es auch an mir.«

»An ihr?« fragte Simon verblüfft.

Der alte Ritter winkte ab. »So reden wir auf Vinitta. Schiffe und Schwerter sind ›sie‹, Stürme und Berge ›er‹. Hört mir jetzt gut zu.« Er nahm das Übungsschwert und zog damit einen Kreis in das nasse Gras. »Die Regeln der Ritterschaft sagen: So wie wir nach dem Bild unseres Herrn erschaffen sind, so ist die Welt«, er malte einen kleineren Kreis in den ersten, »ein Abbild des Himmels. Nur leider ohne dessen Gnade.« Er

musterte den Kreis so bedenklich, als sehe er ihn bereits von Sündern wimmeln.

»Und wie die Engel die Diener und Boten Gottes, des Allerhöchsten, sind«, fuhr er fort, »dient die Bruderschaft des Rittertums den unterschiedlichen irdischen Herrschern. Die Engel führen Gottes gute Werke aus, die vollkommen sind; die Erde jedoch ist unvollkommen, und so sind auch unsere Herrscher, selbst die besten von ihnen. Darum streiten sie sich darüber, was nun wirklich Gottes Wille sei. Darum führen sie Kriege.« Er teilte den inneren Kreis mit einem Strich in zwei Hälften. »Durch diese Prüfung erweist sich die Gerechtigkeit unserer Herrscher. Es ist der Krieg, der die scharfe Schneide des göttlichen Willens am deutlichsten zeigt; er ist die Angel, um die die Reiche der Erde sich drehen, zu Aufstieg oder Fall. Würde allein die Stärke über den Sieg entscheiden, eine durch Ehre oder Barmherzigkeit nicht gemilderte Stärke, so wäre ein solcher Sieg kein wirklicher Sieg, weil sich Gottes Wille nie allein in der überlegenen Stärke zeigt. Liebt Gott etwa die Katze mehr als die Maus?« Camaris schüttelte ernst den Kopf und richtete die scharfen Augen auf seine Zuhörer. »Hört Ihr mir zu?«

»Ja«, antwortete Simon rasch. Jeremias nickte nur, noch immer stumm und erschrocken.

»Gut. Alle Engel außer dem einen, der floh, gehorchen allein Gott, denn er ist vollkommen, allwissend und allmächtig.«

Camaris zog ein paar kleine Striche durch den äußeren Kreis, die, vermutete Simon, wohl die Engel darstellen sollten. Der junge Ritter war, um die Wahrheit zu sagen, ein wenig verwirrt, obwohl ihm vieles von dem, was Camaris erzählte, einzuleuchten schien; also hielt er sich an das, was er begriff, und wartete.

»Aber«, fuhr der Alte fort, »die Herrscher der Menschen sind, wie schon gesagt, unvollkommen. Sie sind Sünder wie wir alle. Und obwohl darum jeder Ritter seinem Lehnsherrn treu sein muß, hat er sich zugleich an das Gesetz der Ritterschaft zu halten, an die Regeln über ritterlichen Kampf und Anstand, über Ehre, Barmherzigkeit und Verantwortung, die für *alle* Ritter in gleicher Weise gelten.« Camaris halbierte die Linie durch den inneren Kreis, so daß ein Kreuz entstand. »Gehorchen alle Ritter ihrem Gesetz, kommt es nicht darauf an, welcher irdische Herrscher den Sieg davonträgt – er hat ihn nach göttlichem Recht errungen, und die Entscheidung in der Schlacht ist ein Abbild des göttlichen Willens.« Er sah Simon eindringlich an. »Habt Ihr mich verstanden?«

»Ja, Herr.« Tatsächlich erschienen die Worte ihm sinnvoll, obwohl er erst noch selbst darüber nachdenken wollte.

»Gut.« Camaris bückte sich und wischte das lehmverschmierte Holzschwert so sorgfältig ab, als sei es *Dorn*. Dann reichte er es Simon zurück. »Wie nun Gottes Priester dem Volk den Willen des Herrn in einer Form verständlich machen muß, die dem Ohr angenehm und erfüllt von Ehrfurcht ist, so müssen auch Gottes Ritter seine Wünsche in geziemender Weise ausführen. Darum darf ein Krieg, so furchtbar er auch sein mag, niemals zum viehischen Gemetzel ausarten. Darum ist aber auch ein Ritter mehr als nur ein starker Mann auf einem Pferd. Er ist Gottes Stellvertreter auf dem Schlachtfeld. Schwertkampf ist Gebet, junger Krieger – ernst und traurig, und doch auch freudig.«

Er sieht nicht besonders freudig aus, dachte Simon, *aber er hat etwas, das an einen Priester erinnert.*

»Und darum wird man nicht einfach ein Ritter, wenn man eine Nachtwache hält und mit einem Schwert berührt wird, so wie man auch kein Priester wird, wenn man das Buch Ädon von einem Dorfende zum andern trägt. Man muß lernen, immer wieder lernen.« Er sah Simon an. »Steht auf und haltet Euer Schwert hoch, junger Mann.«

Simon gehorchte. Erstaunt erkannte er, daß Camaris eine gute Handspanne größer war als er. Simon war inzwischen gewöhnt, alle zu überragen.

»Ihr haltet es wie eine Keule. Spreizt Eure Finger – so.« Die langen Hände des Ritters umschlossen Simons Hände. Seine Finger waren trocken, hart und so rauh, als hätte Camaris sein Leben lang Erde geschaufelt oder Steine gemauert. An seinem Griff erkannte Simon blitzartig die ungeheure Erfahrung des Alten und verstand, wieviel mehr er war als nur eine fleischgewordene Legende oder ein bejahrter Mann mit vielen nützlichen Kenntnissen. Er spürte die unzähligen Jahre voll harter, mühsamer Arbeit; die unendlichen und fast immer ungewollten Waffengänge, die dieser Mann erdulden mußte, um zum mächtigsten Ritter seiner Zeit zu werden; und wußte dabei, daß Camaris so wenig Freude daran gehabt hatte, wie ein gütiger Priester, der einen unwissenden Sünder öffentlich brandmarken muß.

»Fühlt es jetzt, wenn Ihr es hebt«, sagte Camaris. »Fühlt, wie die Kraft aus den Beinen kommt. Nein, Ihr steht nicht im Gleichgewicht.« Er schob Simons Füße enger zusammen. »Warum stürzt ein Turm nicht um? Weil sein Schwerpunkt auf den Fundamenten ruht.«

Bald ließ er auch Jeremias arbeiten, und das nicht zu knapp.

Rasch schien die Nachmittagssonne über den Himmel zu eilen. Gegen Abend wurde der Wind eisig. Der alte Krieger ließ sie immer wieder ihre Bewegungen üben, und etwas wie ein Glanz – kühl, aber dennoch hell – trat dabei in seine Augen.

Als Camaris sie endlich entließ, war es dunkel geworden. Überall im Tal brannten Lagerfeuer. Weil sie es an diesem Tag geschafft hatten, alles über den Fluß zu bringen, würde die Schar des Prinzen beim ersten Morgengrauen schon aufbrechen können. Inzwischen richteten die Bewohner von Neu-Gadrinsett sich notdürftig ein, aßen oder wanderten müßig durch das düstere Tal. Ein Gefühl von Stille und Vorahnung hatte sich über alle gelegt, so unübersehbar wie die Dämmerung selbst. Es war ein wenig wie in der Zwischenwelt, dachte Simon, dem Ort, der vor dem Himmel lag.

Aber natürlich liegt er auch vor der Hölle, fiel ihm ein. *Wir sind ja auch nicht nur auf einer Reise; wir ziehen in den Krieg, und vielleicht ist das noch gar nicht das Schlimmste.*

Simon und Jeremias, von ihren Anstrengungen gerötet und mit schweißnassen, rasch erkaltenden Gesichtern, gingen schweigend nebeneinander her. Simons Muskeln spannten, ein nicht unangenehmes Gefühl, von dem er aber wußte, daß es morgen sehr viel unangenehmer sein würde, vor allem nach einem Tag zu Pferde. Das erinnerte ihn an etwas.

»Jeremias, hast du dich um Heimfinderin gekümmert?«

»Natürlich. Ich hatte es dir doch versprochen.« Sein Freund warf ihm einen ärgerlichen Blick zu.

»Ich werde trotzdem noch einmal zu ihr gehen.«

»Hast du kein Zutrauen zu mir?« fragte Jeremias.

»Doch, natürlich«, antwortete Simon sofort. »Es hat auch wirklich nichts mit dir zu tun. Aber was Herr Camaris über einen Ritter und sein Pferd gesagt hat, das hat mir zu denken gegeben … und ich dachte an Heimfinderin.« Außerdem hatte er das Bedürfnis, eine Weile allein zu sein. Auch andere Dinge, die Camaris erwähnt hatte, wollten überlegt sein. »Das verstehst du doch, oder?«

»Ich glaube schon.« Jeremias betrachtete ihn mißmutig, aber nicht weiter gekränkt. »Ich werde mir etwas zu essen suchen.«

»Komm doch nachher zu Isgrimnurs Feuer. Sangfugol wollte uns ein paar Lieder vorsingen.«

Jeremias marschierte auf den belebtesten Teil des Lagers zu, wo das Zelt stand, das er morgens mit Simon und Binabik aufgebaut hatte. Simon bog ab zum Berghang, wo die Pferde angepflockt waren.

Der Abendhimmel war violett und dunstig. Man sah noch keine Sterne. Während Simon sich einen Weg durch die morastige Wiese suchte, wurde es immer dunkler, und er wäre froh über ein wenig Mondlicht gewesen. Einmal rutschte er aus und fiel hin. Laut fluchend wischte er sich die schlammigen Hände an der Hose ab, die von den stundenlangen Schwertkämpfen ohnehin schmutzig und naß war. Seine Stiefel waren längst durchweicht.

Eine Gestalt, die ihm im Finstern entgegenkam, erwies sich als Freosel. Er hatte nach seinem eigenen Pferd und Josuas Vinyafod gesehen. Diesen Platz Deornoths in Josuas Leben – und vielleicht nicht den einen allein – hatte Freosel eingenommen und schien ihn ausgezeichnet auszufüllen. Der Mann aus Falshire hatte Simon einmal erzählt, er stamme aus einer Familie von Schmieden, etwas, das Simon beim Anblick seiner breiten Schultern gern glaubte.

»Seid gegrüßt, Herr Seoman«, sagte er. »Ich sehe, Ihr habt auch keine Fackel mitgebracht. Wenn Ihr Euch nicht zu lange hier aufhaltet, braucht Ihr sie ja vielleicht auch nicht.« Er sah nach oben und schätzte die jetzt rasch schwindende, geringe Helligkeit ab. »Aber paßt auf, ein halbes Hundert Schritte hinter mir liegt ein großes Schlammloch.«

»So etwas habe ich auch schon gefunden«, lachte Simon und deutete auf seine lehmverkrusteten Stiefel.

Freosel betrachtete prüfend Simons Füße. »Kommt in mein Zelt, dann gebe ich Euch Fett dafür. Wäre doch schade, wenn das Leder aufplatzte. Oder kommt Ihr nachher, wenn der Harfner singt?«

»Ja, das nehme ich an.«

»Dann bringe ich Euch das Fett mit.« Freosel nickte ihm höflich zu und setzte seinen Weg fort. »Vergeßt das Schlammloch nicht!« rief er Simon noch nach.

Simon hielt die Augen offen und umging so tatsächlich eine Stelle mit tiefem Schlamm, die ein größerer Bruder des Lochs sein mußte, mit dem er bereits Bekanntschaft geschlossen hatte. Schon hörte er das leise Wiehern der am Hang stehenden Pferde, dunkle Umrisse vor dem trüben Himmel.

Jeremias hatte ihm gesagt, wo er Heimfinderin gelassen hatte, und dort

fand Simon sie auch, an einer ziemlich langen Leine unweit der schwarzen, verkrüppelten Gestalt einer breitkronigen Eiche. Er umschloß die Pferdenase mit seiner Hand und fühlte ihren warmen Atem. Er legte den Kopf an ihren Hals und rieb ihr die Schulter. Der Pferdegeruch war stark und tröstlich.

»Du bist mein Pferd«, sagte er leise. Heimfinderin ließ ein Ohr spielen. »Mein Pferd.«

Jeremias hatte ihr eine dicke Decke übergelegt, ein Geschenk Gutruns und Varas an Simon, unter der er selbst geschlafen hatte, bis man die Pferde aus ihren warmen Stallungen in den Höhlen des Sesuad'ra geholt hatte. Simon überzeugte sich, daß sie gut befestigt war, ohne die Stute einzuengen. Als er fertig war und sich umdrehte, gewahrte er eine helle Gestalt, die vor ihm durch das Dunkel huschte und zwischen den Pferden verschwinden wollte. Das Herz wollte ihm stillstehen.

Nornen?

»W-wer ist da?« rief er, zwang seine Stimme tiefer und wiederholte: »Wer ist da? Heraus mit euch!« Seine Hand sank an seine Seite, und ihm wurde klar, daß er außer seinem Qanuc-Messer keine Waffe bei sich trug, nicht einmal das hölzerne Übungsschwert.

»Simon?«

»Miriamel? Prinzessin?« Er ging ein paar Schritte weiter. Sie spähte hinter einem der Pferde hervor, als hätte sie sich versteckt. Als er näherkam, trat sie zu ihm. An ihrer Kleidung, einem hellen Gewand und einem dunklen Mantel, war nichts Ungewöhnliches, aber sie hatte einen merkwürdig trotzigen Gesichtsausdruck.

»Geht es Euch gut?« sagte er und verfluchte sich für diese alberne Frage. Er wunderte sich, sie allein hier draußen zu finden, und wußte nicht, was er mit ihr reden sollte. Wieder so eine Situation, dachte er, in der man besser gar nichts sagt, als den Mund aufzumachen und Mondkalbunsinn von sich zu geben.

Aber warum wirkte sie so schuldbewußt?

»Ja, danke.« Sie sah auf beiden Seiten an ihm vorbei, als wollte sie sich vergewissern, daß er allein sei. »Ich habe nach meinem Pferd gesehen.« Sie deutete auf einen vagen Schatten weiter unten am Hang. »Es ist eines von denen, die wir … die wir dem Nabbanai-Edelmann abnahmen, von dem ich dir erzählt habe.«

»Ihr habt mich erschreckt«, erklärte Simon und lachte. »Ich dachte, Ihr wärt ein Geist oder … oder einer unserer Feinde.«

»Ich bin kein Feind«, antwortete Miriamel mit einem Anflug ihrer gewöhnlichen Heiterkeit. »Und soweit ich weiß, auch kein Geist.«

»Sehr erfreulich. Seid Ihr fertig?«

»Fertig – womit?« Sie sah ihn eigentümlich aufmerksam an.

»Nun, mit Eurem Pferd. Ich dachte, Ihr könntet…« Er stockte. Sie schien sich äußerst unwohl zu fühlen. Vielleicht hatte er sie irgendwie beleidigt? Durch seinen Versuch, ihr den Weißen Pfeil zu schenken? Es kam ihm inzwischen wie ein Traum vor. Ein seltsamer Nachmittag war das gewesen…

Er räusperte sich. »Sangfugol und ein paar andere werden heute abend bei Herzog Isgrimnurs Zelt spielen und singen.«

Er deutete bergab, auf die Ringe der glühenden Feuer. »Wollt Ihr nicht auch kommen?«

Miriamel schien zu zögern. »Ja«, sagte sie dann. »Doch, das wäre schön.« Sie lächelte kurz. »Solange Isgrimnur nicht trällert.«

Irgend etwas stimmte nicht mit ihr. Simon lachte trotzdem über ihren Scherz, allein schon, weil er so aufgeregt war. »Das wird wohl davon abhängen, wieviel noch von Fengbalds Wein übrig ist.«

»Fengbald.« Miriam gab einen angewiderten Laut von sich. »Wenn ich daran denke, daß mein Vater mich mit ihm verheiraten wollte … mit diesem Schwein…«

Um sie abzulenken, sagte Simon: »Sangfugol will uns ein Hans-Mundwald-Lied singen. Er hat es mir versprochen. Ich glaube, das von den Wagen des Bischofs.« Unwillkürlich nahm er ihren Arm und erschrak plötzlich. Was tat er da, sie so einfach anzufassen! Würde sie gekränkt sein?

Aber Miriamel schien es kaum zu beachten. »Ja, das klingt gut«, meinte sie. »Ich würde gern eine Nacht am Feuer sitzen und singen.«

Wieder wunderte sich Simon, denn etwas Derartiges fand in Neu-Gadrinsett fast jeden Abend statt, neuerdings sogar noch häufiger, seitdem der *Raed* tagte. Aber er sagte nichts und genoß lieber das Gefühl, ihren schlanken, kräftigen Arm halten zu dürfen.

»Es wird bestimmt ein schöner Abend«, versicherte er und führte sie den Berg hinunter auf die Lagerfeuer zu, die ihnen entgegenwinkten.

Nach Mitternacht, als der Dunst sich endlich verzogen hatte und der Mond hell wie eine Silbermünze am hohen Himmel stand, regte sich etwas

auf dem Gipfel des Hügels, den der Prinz und seine Anhänger erst vor so kurzer Zeit verlassen hatten.

Drei Gestalten, so dunkel, daß sie selbst im Mondlicht kaum sichtbar waren, standen an einer der Steinsäulen am äußersten Rand der Höhe und blickten hinab ins Tal. Die meisten Feuer waren heruntergebrannt, aber noch umgab ein flackernder Flammenring das Lager, und man konnte ein paar unbestimmte Figuren erkennen, die sich im rötlichen Licht bewegten.

Lange, lange beobachteten Utuk'kus Klauen das Lager, starr wie Eulen. Endlich, ohne daß ein Wort zwischen ihnen fiel, wandten sie sich ab und schritten schweigend durch das hohe Gras, zurück zum Mittelpunkt des Gipfels. Die bleichen Trümmer der verfallenen, steinernen Bauten des Sesuad'ra ragten vor ihnen auf wie Zähne im Mund einer Greisin.

Die Diener der Nornenkönigin hatten in kurzer Zeit eine sehr weite Strecke zurückgelegt. Sie konnten es sich leisten, auf eine andere Nacht zu warten, eine Nacht, die sicher bald kommen und in der die große, buntscheckige Schar dort unten nicht ganz so wachsam sein würde.

Geräuschlos glitten die drei Schatten in das Gebäude, das die Sterblichen ›Sternwarte‹ nannten. Lange standen sie da und blickten durch die geborstene Kuppel empor zu den allmählich sichtbar werdenden Sternen. Dann setzten sie sich auf die Steine, und einer von ihnen fing ganz leise zu singen an. Aus der bröckelnden Halle stieg eine Melodie auf, die so blutleer und spitz war wie gesplitterte Knochen.

Obwohl die Töne nicht einmal in der Sternwarte ein Echo hervorriefen und auf dem windigen Berggipfel nicht zu hören waren, stöhnten doch ein paar von den Schläfern im Tal dabei auf. Wer empfänglich genug war, von dem Lied berührt zu werden – und so ging es Simon –, der träumte von Eis und von zerbrochenen, verschollenen Dingen, von in alten Brunnen verborgenen Nestern voller sich windender Schlangen.

XXVI

Ein Geschenk für die Königin

Das Heer des Prinzen, ein langsamer Zug von Wagen, Tieren und verstreuten Gruppen von Fußgängern, verließ das Tal und bewegte sich auf die Ebene hinaus, immer dem gewundenen Lauf des Stefflod entlang nach Süden. Es dauerte fast eine Woche, bis die weit auseinandergezogene Schar die Stelle erreichte, an der der Fluß sich mit seinem größeren Vetter, dem Ymstrecca, vereinte.

In gewisser Weise war es eine Heimkehr, denn sie lagerten, in dem von Hügeln geschützten Tal, in dem vor noch nicht allzulanger Zeit Gadrinsett gestanden hatte, die erste Siedlerstadt. Viele, die ihre Schlafrollen in ihrer verödeten früheren Heimat hinlegten und nach Brennholz suchten, fragten sich, welchen Gewinn es ihnen gebracht hatte, diesen Ort zu verlassen und sich Josua und seinen Rebellen anzuschließen. Es gab an manchen Stellen aufsässiges Geflüster, das jedoch bald wieder verstummte. Zu viele erinnerten sich daran, wie mutig Josua und andere sich den Männern des Hochkönigs entgegengestellt hatten.

Und die Heimkehr hätte bitterer sein können – so aber war das Wetter mild und ein großer Teil des Schnees, der diesen Strich des Graslands bedeckt hatte, schon wieder geschmolzen. Freilich pfiff der Wind durch die seichten Schluchten, bog die wenigen kleinen Bäume und drückte das Gras zu Boden. Die Lagerfeuer hüpften und tanzten. Zwar hatte der verzauberte Winter ein wenig nachgelassen, aber es war doch fast Decander, und die Ebenen der Thrithinge lagen offen und ungeschützt.

Der Prinz ließ bekanntgeben, daß man drei Tage hier rasten würde, während er und seine Ratgeber den günstigsten Weg festlegten. Seine Untertanen, wenn man sie so nennen wollte, begrüßten die Ruhetage begeistert. Schon die kurze Reise vom Sesuad'ra hierher war den Verwundeten und Gebrechlichen, von denen es viele gab, und den Müttern mit kleinen Kindern schwergefallen. Gerüchte liefen um, Josua habe seinen Entschluß geändert und wolle nun hier, an der Stelle ihrer

Vorgängerin, eine neue Stadt Gadrinsett aufbauen. Obwohl die Vernünftigeren darauf hinzuweisen versuchten, daß es doch unsinnig wäre, einen geschützten, hochgelegenen Ort zugunsten eines ungeschützten, in einem Tal liegenden Platzes zu verlassen, und daß Josua, was immer er sonst sein mochte, kein Dummkopf war, fand ein so großer Teil des Heers von Heimatlosen den Gedanken so hoffnungsvoll, daß es sich als unmöglich erwies, die Gerüchte auszurotten.

»Lange können wir hier nicht bleiben, Josua«, warnte Isgrimnur. »Jeden Tag sind es ein Dutzend mehr Leute, die nicht weiter mitgehen wollen.«

Josua studierte eine ausgefranste, von der Sonne verblichene Landkarte. Das zerfetzte Prunkstück hatte dem verewigten Helfgrim gehört, Gadrinsetts einstigem Oberbürgermeister, der zusammen mit seinen Töchtern den Märtyrertod gestorben und zu einer Art Schutzheiligem der Siedler geworden war.

»Wir werden auch nicht lange bleiben«, versicherte der Prinz. »Aber wenn wir die Menschen vom Fluß weg und ins Grasland hineinführen, müssen wir sicher sein, daß wir dort Wasser finden. Niemand kann wissen, wie sich das Wetter entwickelt, und es ist durchaus möglich, daß es plötzlich eine Weile nicht regnet.«

Isgrimnur schnaubte ärgerlich und sah auf Freosel, als erwarte er von ihm Unterstützung. Aber der junge Mann aus Falshire, der sich noch immer nicht mit dem Ziel Nabban abgefunden hatte, starrte nur trotzig zurück. Seine Miene verriet deutlich, was er dachte – sie hätten dem Ymstrecca bis ganz nach Westen folgen können – bis nach Erkynland.

»Josua«, sagte der Herzog, »die Suche nach Wasser ist nicht unsere größte Sorge. Die Tiere können notfalls den Tau lecken, und wir können unzählige Wasserschläuche füllen, bevor wir die Flüsse hinter uns lassen; außerdem gibt es zur Zeit als Folge der Schneeschmelze Dutzende von kleinen Bächen. Schwieriger dürfte es mit der Ernährung werden.«

»Und dafür wissen wir ebenfalls keine Lösung«, stellte Josua fest, »nur daß es insofern weniger auf die Wahl des Weges ankommt. Wir können die Route so wählen, daß sie uns an den Seen entlangführt; ich weiß nur nicht, wie weit man sich auf Helfgrims Karte verlassen kann.«

»Ich habe nie gewußt, wie schwer es ist, so viele Menschen zu verpflegen.« Strangyeard hatte ruhig dagesessen und in einer der Übersetzungen gelesen, die Binabik von Ookequks Schriftrollen angefertigt hatte. »Wie meistern Kriegsheere diese Aufgabe?«

»Entweder leeren sie dem König die Börse so schnell wie Sand, der aus einem durchlöcherten Sack rinnt«, antwortete Geloë bissig, »oder sie fressen das Land, durch das sie ziehen, kahl wie die Wanderameisen.« Sie hatte neben dem Archivar am Boden gehockt und stand jetzt auf. »Hier wächst vieles, mit dem wir Menschen ernähren können, Josua; viele Kräuter und Blumen und sogar Gräser, die sich zu nahrhaften Mahlzeiten verarbeiten lassen, auch wenn sie manchen Menschen, die bisher nur in Städten gelebt haben, merkwürdig schmecken könnten.«

»Fremd wird vertraut, wenn Hunger quält«, zitierte Isgrimnur. »Weiß nicht, von wem das stammt, aber es stimmt, das weiß ich. Hört auf Geloë: wir kommen schon durch. Was wir brauchen, ist Schnelligkeit. Je länger wir an einem Ort bleiben, desto rascher tun wir das, was sie gesagt hat: alles kahlfressen wie Ameisen. Es geht uns besser, wenn wir uns nirgends aufhalten.«

»Wir sind auch nicht hiergeblieben, damit ich in Ruhe nachdenken kann«, versicherte der Prinz ein wenig kühl. »Aber es ist zuviel verlangt von einer ganzen Stadt, und nichts anderes sind wir, ihre Sachen zu packen und in einem Zug bis nach Nabban zu marschieren. Die erste Woche war hart. Wir wollen ihnen ein wenig Zeit gönnen, sich daran zu gewöhnen.«

Der Herzog von Elvritshalla zupfte an seinem Bart. »Ich wollte nicht … ich weiß, Josua. Aber trotzdem muß es von jetzt an schneller gehen. Die Langsamen können uns einholen, wenn wir am Ziel sind. Sie sind ohnehin keine Krieger.«

Josuas Mund wurde schmal. »Sind sie darum weniger Gottes Kinder, weil sie nicht das Schwert für uns schwingen können?«

Isgrimnur schüttelte den Kopf. Der Prinz hatte eine seiner Stimmungen … »Das meine ich nicht, Josua, und Ihr wißt es. Ich sage nur, daß dies ein Heer ist und kein frommer Pilgerzug mit dem Lektor dahinter. Wir können unser Werk beginnen, ohne auch noch die letzte fußkranke Seele und das letzte Pferd ohne Hufeisen abzuwarten.«

Josua drehte sich zu Camaris um, der still vor dem kleinen Feuer saß und aufmerksam dem Rauch nachsah, der zu dem Loch im Zeltdach aufstieg. »Was haltet Ihr davon, Herr Camaris? Ihr habt an mehr Feldzügen teilgenommen, als wir alle, vielleicht außer Isgrimnur. Hat er recht?«

Der alte Ritter wandte zögernd den Blick vom Feuer ab. »Ich glaube, daß Herzog Isgrimnurs Worte zutreffen, ja. Wir schulden es der Gesamtheit des Volkes, unseren Entschluß in die Tat umzusetzen, und was mehr ist, wir schulden es dem guten Gott, der unser Versprechen gehört

hat. Auch wäre es anmaßend, wenn wir an Gottes Stelle handeln und jedem müden Wanderer die Hand halten wollten … Außerdem wollen wir, daß sich das Volk uns anschließt, oder besser gesagt, wir brauchen es. Aber die Menschen folgen keiner hastig und verstohlen dahinhuschenden Schar. Sie wollen zu einem stolzen Heer gehören.« Er sah sich mit ruhigen Augen im Zelt um. »Wir sollten so schnell wie möglich vorrücken, aber in guter Ordnung. Wir sollten Reiter vorausschicken, die nicht nur Kundschafter, sondern zugleich unsere Herolde sind und dem Volk verkünden: ›Der Prinz kommt!‹« Er schien noch etwas sagen zu wollen, aber dann wurde seine Miene wieder abwesend, und er schwieg.

Josua lächelte. »Ihr hättet ein Escritor werden sollen, Herr Camaris. Ihr seid listig wie meine alten Lehrer, die Usiriten-Brüder. Nur in einem Punkt bin ich anderer Meinung.« Er machte eine kleine Drehung auf dem Absatz und fing die Blicke der anderen im Zelt auf. »Wir sind auf dem Weg nach Nabban. Unsere Herolde werden rufen: ›Camaris ist zurückgekehrt! Herr Camaris ist wieder da, um sein Volk zu führen!‹« Er lachte. »›Und Josua ist bei ihm!‹«

Camaris machte ein etwas bedenkliches Gesicht, als störe ihn etwas an den Worten des Prinzen.

Isgrimnur nickte. »Camaris hat recht. Eile mit Würde.«

»Aber diese Würde gestattet uns nicht, bewohntes Land zu plündern«, erklärte Josua. »So gewinnt man keine Herzen.«

Isgrimnur zuckte die Achseln. Er fand, Josua nehme es damit zu genau. »Unsere Leute hungern, Prinz. Sie sind Ausgestoßene, von denen manche seit fast zwei Jahren in der Wildnis leben. Wie wollt Ihr sie, wenn wir nach Nabban kommen, daran hindern, die Früchte, die sie auf der Erde wachsen, und die Schafe, die sie auf den Hügeln weiden sehen, für sich zu nehmen?«

Der Prinz betrachtete müde die Karte. »Darauf habe ich auch keine Antwort. Wir müssen alle unser Bestes tun und auf Gottes Segen hoffen.«

»Auf Gottes Barmherzigkeit«, verbesserte Camaris mit hohler Stimme und starrte erneut nach oben in den aufsteigenden Rauch.

Es war Nacht geworden. In einem Gehölz am Rand des Tales saßen die drei. Gedämpft und zart klang die Musik des Flusses an ihre Ohren. Sie hatten kein Feuer, aber zwischen ihnen lag ein matt leuchtender, blauweißer Stein, nur geringfügig heller als der Mond. Sein Azurlicht färbte ihre bleichen, schmalknochigen Gesichter. Sie unterhielten sich in der zischenden Sprache von Sturmspitze.

»Heute nacht?« fragte Unter-Tzaaihtas-Stein-Geborener.

Ader-von-Silberfeuer verneinte mit einer Fingerbewegung. Sie legte die Hand auf den blauweißen Stein und verharrte eine Weile stumm und regungslos. Endlich stieß sie den lange angehaltenen Atem aus. »Morgen, wenn Mezhumeyru sich in den Wolken verbirgt. Heute, an diesem neuen Ort, werden die Sterblichen wachsam sein. Morgen nacht.« Sie sah Unter-Tzaaihtas-Stein-Geborenen bedeutungsvoll an. Er war der Jüngste und hatte nie zuvor die tiefen Höhlen unter Nakkiga verlassen. Sie sah an der Spannung der langen, schlanken Finger und dem Glimmen in seinen Purpuraugen, daß man auf ihn achten mußte. Daran, daß er tapfer war, gab es keinen Zweifel. Wer die endlosen Lehrjahre in der Höhle des Zerreißens überlebt hatte, fürchtete nichts mehr – außer dem Unwillen ihrer Herrin mit der Silbermaske. Dabei konnte jedoch Übereifer so schädlich sein wie Feigheit.

»Seht sie euch an«, meinte jetzt Von-den-Stimmen-Gerufene. Sie starrte gebannt auf die wenigen Menschen, die unten im Lager noch zu sehen waren. »Wie Felsenwürmer sind sie, immer wimmelnd, immer unruhig.«

»Wenn dein Leben nur wenige Jahreszeiten währte«, erwiderte Ader-von-Silberfeuer, »hättest du vielleicht auch das Gefühl, niemals stillstehen zu dürfen.« Sie sah hinab auf die glitzernden Reihen der Feuer. »Aber du hast recht – sie sind wie Felsenwürmer.« Unmerklich verhärtete sich die Linie ihres Mundes. »Sie haben gegraben und gegessen und alles verwüstet. Nun wollen wir helfen, sie zu vernichten.«

»Durch diese einzige Tat?« fragte Von-den-Stimmen-Gerufene.

Ader-von-Silberfeuer sah sie an. Ihr Gesicht war weiß und kalt wie Elfenbein. »Zweifelst du?«

Einen Moment lang war die Stille zum Zerreißen gespannt. Dann entblößte Von-den-Stimmen-Gerufene ihre Zähne. »Ich strebe nur danach, ihrem Willen zu gehorchen. Mein einziger Wunsch ist, zu tun, was ihr am besten dient.«

Unter-Tzaaihtas-Stein-Geborener stieß einen melodischen Freudenlaut aus. Grabsteinweiß spiegelte sich der Mond in seinen Augen. »Sie verlangt einen Tod … einen ganz besonderen Tod«, flüsterte er. »Das ist unser Geschenk für die Königin.«

»Ja.« Ader-von-Silberfeuer nahm den Stein und steckte ihn in ihr rabenschwarzes Hemd, wo er an ihrer kühlen Haut lag. »Das ist das Geschenk der Klauen. Und morgen nacht werden wir es ihr darbringen.«

Sie verstummten und sprachen die lange Nacht über kein Wort mehr.

»Du denkst immer noch zuviel an dich selbst, Seoman.« Aditu beugte sich vor und schob die polierten Steine zu einem Halbkreis zusammen, der die ganze *Graue Küste* umfaßte. Die *Shent*-Steine glänzten stumpf im Licht aus einer von Aditus Kristallkugeln, die auf einem holzgeschnitzten Dreifuß ruhte. Es war nicht das einzige Licht in Simons Zelt; auch die Abendsonne sandte ein paar Strahlen durch die offene Türklappe.

»Was meint Ihr? Ich verstehe Euch nicht.«

Aditu sah von ihrem Brett zu ihm auf. In ihrem Blick lag eine gewisse, gut versteckte Belustigung. »Ich meine, daß du zu sehr mit dir selbst beschäftigt bist. Du überlegst dir nicht, was dein Mitspieler denkt. *Shent* ist ein Spiel für zwei Personen.«

»Es fällt mir schwer genug, die Regeln nicht zu vergessen, ohne daß ich zusätzlich nachdenken muß«, beschwerte sich Simon. »Außerdem, woher soll ich wissen, was Ihr beim Spielen denkt? Ich weiß es ja sonst auch nicht!«

Aditu schien kurz davor, eine ihrer hinterlistigen Bemerkungen fallenzulassen, verzichtete dann aber darauf. Sie bedeckte ihre Steine mit der flachen Hand und meinte: »Du bist unruhig, Seoman. Ich habe es an deinem Spiel erkannt – du spielst inzwischen so gut, daß deine Stimmungen sich auf das Haus des *Shent* übertragen.«

Sie hatte nicht gefragt, was ihm fehlte. Simon vermutete, selbst wenn einer der Ihren mit einem Bein weniger auftauchte, würden Aditu und die andren Sithi lieber mehrere Jahreszeiten abwarten, ob er darüber sprach, bevor sie ihn von sich aus fragten. Dieser neue Beweis für das, was er innerlich ihre Sithi-Art nannte, ärgerte ihn, aber es schmeichelte ihm auch, daß sie ihn langsam für einen guten *Shent*-Spieler hielt. Aber natürlich meinte sie wohl nur ›gut für einen Sterblichen‹, und da er seines Wissens der einzige Sterbliche war, der *Shent* spielte, war das ein recht schales Kompliment.

»Ich bin nicht unruhig.« Er warf dem *Shent*-Brett einen wütenden Blick zu. »Nun ja, vielleicht doch. Aber es ist nichts, wobei Ihr mir helfen könntet.«

Aditu gab keine Antwort, sondern lehnte sich auf den Ellenbogen zurück und reckte auf ihre seltsam gelenkige Art den langen Hals. Dann schüttelte sie den Kopf. Das weiße Haar sprang aus der Spange, die es hielt, und legte sich wie eine Nebelwolke um ihre Schultern. Vor ihrem Ohr kräuselte sich eine dünne Flechte.

»Ich verstehe Frauen nicht«, begann Simon und verzog so finster den Mund, als wollte Aditu ihm widersprechen. Offenbar stimmte sie ihm jedoch zu, denn sie sagte immer noch nichts.

»Was heißt das, Seoman? Etwas mußt du doch wenigstens wissen. Ich sage auch oft, daß ich die Menschen nicht begreife, aber ich weiß, wie sie aussehen und wie lange sie leben und kann ein paar von ihren Sprachen sprechen.«

Simon betrachtete sie gereizt. Spielte sie schon wieder mit ihm? »Es sind wohl auch nicht alle Frauen«, gab er widerwillig zu. »Es ist Miriamel, die ich nicht verstehe. Die Prinzessin.«

»Die Dünne mit dem Gelbhaar?«

Sie spielte wirklich mit ihm. »Wenn Ihr sie so seht. Aber ich merke schon, daß es dumm von mir ist, Euch danach zu fragen.«

Aditu berührte seinen Arm. »Es tut mir leid, Seoman. Ich habe dich erzürnt. Wenn du willst, dann sag mir, was dich quält. Selbst wenn ich wenig von Menschen weiß, macht es dir das Herz leichter, wenn du dich aussprichst.«

Er zuckte die Achseln, verlegen, weil er überhaupt davon angefangen hatte. »Ich weiß es ja selber nicht. Manchmal ist sie freundlich zu mir. Dann wieder benimmt sie sich, als kenne sie mich kaum. Und manchmal schaut sie mich an, als ob sie Angst vor mir hätte. Vor mir!« Er lachte bitter. »Ich habe ihr das Leben gerettet. Warum sollte sie sich vor mir fürchten?«

»Wenn du ihr das Leben gerettet hast, ist das vielleicht ein Grund«, erwiderte Aditu ernsthaft. »Frag meinen Bruder. Wenn jemand dein Leben rettet, legt er dir eine große Verantwortung auf.«

»Aber Jiriki benimmt sich nicht so, als ob er mich haßte.«

»Mein Bruder gehört einer alten und zurückhaltenden Rasse an – obwohl man ihn und auch mich bei den Zida'ya für recht jugendlich-unbedacht und gefährlich-unberechenbar hält.« Sie schenkte ihm ein Katzenlächeln – man hätte sich gut ein Mauseschwänzchen vorstellen können, dessen Spitze ihr noch aus dem Mundwinkel lugte. »Oh, nein, er haßt dich nicht; Jiriki hält große Stücke auf dich, Seoman Schneelocke. Sonst hätte er dich niemals nach Jao é-Tinukai'i geholt, was in vielen der Unseren die Überzeugung verstärkt hat, er sei nicht völlig zuverlässig. Aber deine Miriamel ist ein Menschenmädchen und sehr jung. Es gibt Fische im Fluß, die schon länger leben als sie. Wundere dich nicht, daß es für sie eine schwere Last bedeutet, jemandem ihr Leben zu schulden.«

Simon war sehr erstaunt. Er hatte erwartet, daß sie ihn nur weiter necken würde, aber Aditu sprach ganz vernünftig über Miriamel und erzählte ihm zugleich Dinge über die Sithi, die er noch nie von ihr gehört hatte. Er war zwischen zwei hochinteressanten Themen hin- und hergerissen.

»Aber das ist noch nicht alles«, sagte er nach einer Weile. »Zumindest glaube ich, es ist nicht alles. Ich … ich weiß einfach nicht, wie ich mich ihr gegenüber verhalten soll … Prinzessin Miriamel, meine ich. Ich denke ununterbrochen an sie. Aber wer bin ich, daß ich an eine Prinzessin denken darf?«

Aditu lachte. Es klang perlend wie ein kleiner Wasserfall. »Du bist Seoman der Kühne. Du hast das Yásira gesehen. Du warst bei Erster Großmutter. Welcher andere junge Sterbliche kann sich solcher Dinge rühmen?«

Er merkte, daß er rot wurde. »Aber darum geht es nicht. Sie ist eine Prinzessin, Aditu – die Tochter des Hochkönigs!«

»Die Tochter deines Feindes? Ist es das, was dir Kummer macht?« Aditu schien ehrlich verwirrt.

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, nein, nein.« Verzweifelt sah er sich um und suchte nach einem Weg, ihr seine Sorgen verständlich zu machen. »Hört zu. Ihr seid doch die Tochter des Königs und der Königin der Zida'ya?«

»So würde man es wohl in deiner Sprache ausdrücken. Ich bin vom Haus der Tanzenden Jahre, ja.«

»Nun, und wenn nun jemand aus einer, sagen wir, einer unwichtigen Familie – aus einem schlechten Haus oder so – Euch heiraten wollte?«

»Ein … schlechtes Haus?« Aditu sah ihn scharf an. »Fragst du, ob ich einen anderen aus meinem Volk für unter mir stehend halten würde? Dazu sind wir schon lange zu wenige, Seoman. Und warum mußt du sie heiraten? Teilt ihr nicht in Liebe das Lager, ohne verheiratet zu sein?«

Simon verschlug es die Sprache. Mit der Tochter des Königs das Lager teilen, ohne sie heiraten zu wollen? »Ich bin ein Ritter«, bemerkte er steif. »Ich muß mich ehrenhaft benehmen.«

»Ist es denn unehrenhaft, jemanden zu lieben?« Ihr spöttisches Lächeln war zurückgekehrt. »Und du sagst, du könntest *mich* nicht verstehen, Seoman!«

Simon stützte die Ellenbogen auf die Knie und bedeckte das Gesicht mit den Händen. »Ihr meint, daß es Eurem Volk gleichgültig ist, wer wen

heiratet? Ich kann es nicht glauben.«

»Es war der Grund für den Bruch zwischen Zida'ya und Hikeda'ya«, sagte Aditu. Als er aufschaute, waren ihre goldgefleckten Augen hart. »Wir haben eine furchtbare Lektion gelernt.«

»Was meint Ihr?«

»Es war der Tod von Drukhi, dem Sohn Utuk'kus und ihres Gatten Ekimeniso Schwarzstab, der die Familien zerriß. Drukhi liebte und heiratete Nenais'u, die Tochter der Nachtigall.« Sie machte eine Bewegung, als klappe sie ein Buch zu. »In den Jahren, bevor noch das Eis Tumet'ai verschlang, wurde sie von einem Sterblichen getötet. Es war ein Unfall. Sie tanzte im Wald. Ein Jäger, angelockt vom Schimmer ihres hellen Kleides, hielt es für Vogelgefieder und schoß einen Pfeil ab. Als ihr Gemahl Drukhi sie fand, verlor er den Verstand.« Aditu senkte so traurig den Kopf, als liege der Vorfall erst kurze Zeit zurück.

Nachdem sie eine Minute geschwiegen hatte, fragte Simon: »Aber wieso trennte das die Familien? Und was hat es damit zu tun, daß Ihr heiraten dürft, wen Ihr wollt?«

»Es ist eine sehr lange Geschichte, Seoman, vielleicht die längste, die unser Volk erzählt, ausgenommen nur die der Flucht aus dem Garten und der Fahrt über die schwarzen Meere in dieses Land.« Sie verschob mit dem Finger einen der *Shent*-Steine. »Damals herrschten Utuk'ku und ihr Gemahl über alle Gartengeborenen. Sie waren die Hüter der Haine der Tanzenden Jahre. Als ihr Sohn sich in Nenais'u verliebte, die Tochter Jenjiyanas und ihres Gefährten Initri, wehrte sich Utuk'ku mit aller Macht gegen diese Verbindung. Nenais'us Eltern gehörten zum Stamm der Zida'ya, der in diesen alten Zeiten noch einen anderen Namen trug, und sie vertraten die Auffassung, daß es den Sterblichen, die später als die Sithi nach Osten Ard gekommen waren, erlaubt sein sollte, nach ihrem Wunsch dort zu leben, sofern sie nicht gegen unser Volk kämpften.«

Sie ordnete die Steine auf ihrem Brett zu einem neuen, verwickelteren Muster. »Utuk'ku und ihr Stamm waren der Meinung, daß man die Menschen über das Meer zurückdrängen und alle, die nicht weichen wollten, töten sollte, wie eure Bauern manchmal die Insekten ausrotten, die sie auf ihren Feldern finden. Aber weil die beiden großen und die verschiedenen kleineren mit dem einen oder anderen der großen verbündeten Stämme fast gleich stark waren, gestattete es selbst Utuk'kus Stellung als Herrin des Hauses der Tanzenden Jahre ihr nicht, den übrigen ihren Willen aufzuzwingen. Denn, Seoman, wir hatten niemals ›Könige‹

und ›Königinnen‹ wie ihr Sterblichen.

Jedenfalls waren Utuk'ku und ihr Gemahl voll grimmiger Wut darüber, daß ihr Sohn eine Frau geheiratet hatte, die zum Stamm ihrer Gegner gehörte, einem Stamm, den sie als verräterisch und allzu menschenfreundlich ansahen. Drukhi wurde wahnsinnig, als Nenais'u ihr Leben verlor, und er schwor, er würde jeden Sterblichen töten, den er finden konnte. Die Männer von Nenais'us Stamm hinderten ihn daran, obwohl auch sie, auf ihre Art, bitteren Zorn und Entsetzen fühlten. Man berief das Yásira ein, aber die Gartengeborenen konnten zu keiner Entscheidung kommen. Es gab jedoch viele, die sich vor dem fürchteten, was Drukhi anrichten könnte, wenn man ihn gewähren ließ; darum beschloß man, ihn einzusperren, etwas, das es diesseits des Meeres niemals gegeben hatte.« Sie seufzte. »Es war zuviel für ihn und seinen Wahnsinn, Gefangener seines eigenen Volkes zu sein, während diejenigen, die für ihn die Mörder seiner Gattin waren, frei ausgingen. Und so gab Drukhi sich den Tod.«

Simon hörte gebannt zu, obwohl er Aditu ansehen konnte, wie traurig die Geschichte für sie war. »Ihr meint, er verübte Selbstmord?«

»Nicht so, wie du es dir vorstellst, Seoman. Nein, Drukhi … hörte einfach auf zu leben. Als man ihn tot in der Höhle von Si'injan'dre fand, nahmen Utuk'ku und Ekimeniso ihren Stamm und zogen nach Norden, und sie schworen, daß sie nie mehr mit Jenjiyanas Volk zusammenleben wollten.«

»Aber zuerst gingen sie alle zum Sesuad'ra«, sagte Simon. »Sie versammelten sich im Abschiedshaus und schlossen ihren Vertrag. So habe ich es bei meiner Nachtwache in der Sternwarte gesehen.«

Sie nickte. »Ja. Nach dem, was du erzählt hast, glaube ich, daß du wirklich die Vergangenheit gesehen hast.«

»Und darum hassen Utuk'ku und die Nornen die Menschen?«

»Ja. Aber sie führten später auch Kriege mit den ersten Sterblichen in Hernystir, lange bevor Hern dem Land seinen Namen gab. In diesen Kämpfen verloren Ekimeniso und viele andere Hikeda'ya ihr Leben. Das heißt, daß sie den Menschen noch andere Sachen nachtragen.«

Simon lehnte sich zurück und schlang die Arme um seine Knie. »Das habe ich nicht gewußt. Irgend jemand – Morgenes oder Binabik – erzählte mir, die Schlacht am Knoch sei das erste Ereignis gewesen, bei dem Sterbliche Sithi getötet hätten.«

»Sithi, ja – Zida'ya. Aber zwischen Utuk'kus Volk und den Sterblichen

gab es eine ganze Reihe von Zusammenstößen, bevor die Schiff-Männer über das Westmeer kamen.« Sie senkte den Kopf und schloß: »Nun siehst du, warum wir Kinder der Morgendämmerung sehr sorgsam darauf achten, niemals zu sagen, ein Sitha stehe über einem anderen – es sind Worte, die großes Leid für uns bedeuten.« Simon nickte. »Ja, ich glaube, das verstehe ich. Aber bei uns ist es anders, Aditu. Es gibt Vorschriften, wer wen heiraten darf … und eine Prinzessin kann nie einen landlosen Ritter zum Mann nehmen, und schon gar nicht einen, der vorher Küchenjunge war.«

»Hast du diese Vorschriften gesehen? Werden sie an einem eurer heiligen Orte aufbewahrt?«

Er verzog das Gesicht. »Ihr wißt, was ich meine. Wenn Ihr mehr darüber erfahren wollt, braucht Ihr Euch nur an Camaris zu wenden. Er weiß alles – wer sich vor wem verbeugt, wer an welchem Tag welche Farben trägt…« Simon lachte betrübt. »Ich fürchte, wenn ich ihn auch nur fragte, ob jemand wie ich die Prinzessin heiraten kann, würde er mir den Kopf abschlagen. Ganz liebenswürdig natürlich, und wirklich ungern.«

»Ach ja, Camaris.« Aditu schien etwas Wichtiges sagen zu wollen. »Er ist … ein seltsamer Mann. Ich glaube, er hat viel gesehen.«

Simon betrachtete sie aufmerksam, konnte aber keinen tieferen Sinn in ihren Worten entdecken. »Das hat er bestimmt. Und ich glaube, er will mir alles darüber beibringen, bevor wir noch in Nabban sind. Doch das ist kein Grund zur Beschwerde.« Er stand auf. »Aber es wird jetzt bald dunkel, darum sollte ich zu ihm gehen. Er wollte mir noch etwas zeigen – wie man mit dem Schild umgeht…« Er stockte. »Ich danke Euch sehr, daß Ihr mit mir gesprochen habt, Aditu.«

Sie nickte. »Ich glaube nicht, daß meine Worte dir geholfen haben, Seoman, aber ich hoffe, daß du nicht mehr so traurig bist.«

Simon zuckte die Achseln und nahm den Mantel vom Boden auf. »Warte«, sagte Aditu und erhob sich ebenfalls. »Ich werde dich begleiten.«

»Zu Camaris?«

»Nein, ich habe etwas anderes vor. Aber ich gehe bis dorthin mit, wo der Weg sich teilt.«

Sie folgte ihm durch die Zeltklappe. Ohne daß man sie berührte, begann die Kristallkugel zu flackern und zu erlöschen.

»Nun?« fragte Herzogin Gutrun. Miriamel konnte die Furcht in ihrer ungeduldigen Stimme deutlich heraushören.

Geloë stand auf, drückte kurz Varas Hand und legte sie auf die Decke zurück. »Nicht so schlimm«, erklärte sie. »Nur ein bißchen Blut, und es hat auch schon aufgehört. Ihr habt selbst Kinder geboren, Gutrun, und seid vielfache Großmutter. Ihr solltet klüger sein, als sie so zu beunruhigen.«

Die Herzogin hob trotzig das Kinn. »Ich habe Kinder zur Welt gebracht und großgezogen, ja, und das ist mehr, als manche andere Leute von sich behaupten können.« Als Geloë bei diesem Seitenhieb nicht einmal die Brauen hochzog, fuhr Gutrun kaum weniger hitzig fort: »Aber nie bekam ich meine Kinder auf dem Pferderücken, und ich schwöre, daß ihr Gemahl das von ihr erwartet!« Sie sah Miriamel an, als erwarte sie eine Bestätigung, aber ihre erhoffte Verbündete zuckte nur die Achseln. Diskutieren hatte jetzt ohnehin keinen Sinn mehr – die Würfel waren gefallen. Der Prinz hatte den Zug nach Nabban beschlossen.

»Ich kann im Wagen fahren«, bemerkte jetzt Vara. »Beim Grasdonnerer, Gutrun, die Frauen meines Stammes reiten manchmal noch bis zum letzten Mond!«

»Dann sind die Frauen Eures Stammes sehr unvernünftig«, stellte Geloë trocken fest, »auch wenn Ihr es nicht seid. Ja, Ihr könnt im Wagen fahren. Hier draußen im offenen Grasland sollte das nicht zu anstrengend sein.« Sie wandte sich an Gutrun. »Was Josua betrifft, so wißt Ihr selbst, daß er tut, was er für das Beste hält. Ich teile seine Auffassung. Es ist hart, aber er kann nicht alle Leute hundert Tage lang warten lassen, nur damit seine Frau in Ruhe und Frieden ihr Kind bekommt.«

»Dann muß es eine andere Lösung geben. Ich habe Isgrimnur gesagt, daß es grausam ist, und so meine ich es auch. Ich habe ihm auch gesagt, er sollte es Prinz Josua erzählen. Es ist mir gleich, was der Prinz von mir denkt, aber ich ertrage es nicht, wenn Vara leidet.«

Geloës Lächeln war grimmig. »Ich bin überzeugt, daß Euer Gemahl Euch aufmerksam zugehört hat, Gutrun, aber ich möchte bezweifeln, daß Josua jemals ein Sterbenswörtchen davon erfährt.«

»Was soll das heißen?« fragte die Herzogin.

Bevor die Waldfrau antworten konnte – womit sie es, vermutete Miriamel, nicht eilig hatte –, entstand am Zelteingang ein leises Geräusch. Die Klappe glitt zurück, enthüllte für einen kurzen Augenblick ein paar funkelnde Sterne und ließ dann Aditus geschmeidige Gestalt hereinschlüpfen. Hinter ihr fiel das Tuch wieder zu.

»Störe ich?« fragte die Sitha. *Merkwürdig*, dachte Miriamel, *sie klingt, als meinte sie es ernst.* Für eine in der verlogenen Höflichkeit des

väterlichen Hofes aufgewachsene junge Frau war es ungewohnt, jemanden fragen zu hören, als erwarte er wirklich eine Antwort. »Ich hörte, daß du krank bist, Vara.«

»Es geht mir schon besser«, antwortete Josuas Gemahlin lächelnd. »Komm herein, Aditu, du bist herzlich willkommen.«

Die Sitha ließ sich vor Varas Lager auf dem Boden nieder und richtete die goldenen Augen auf die Kranke. Ihre langen, anmutigen Hände lagen gefaltet in ihrem Schoß. Miriamel konnte den Blick nicht von ihr wenden. Im Gegensatz zu Simon, der sich an die Sithi gewöhnt zu haben schien, war ihr dieses exotische Geschöpf noch immer fremd. Aditu schien ihr so seltsam wie ein Wesen aus einem alten Märchen, aber noch seltsamer war, daß sie hier mitten unter ihnen saß, im trüben Licht der Binsen und so wirklich wie ein Stein oder Baum. Es kam der Prinzessin vor, als hätte das letzte Jahr die ganze Welt auf den Kopf gestellt, und alle die verborgenen Dinge und Wesen, die nur noch in alten Sagen vorkamen, seien herausgefallen.

Aditu zog einen kleinen Beutel aus ihrem grauen Wams und hielt ihn hoch. »Ich habe dir etwas zum Schlafen gebracht.« Sie schüttete ein Häufchen grüner Blätter in ihre Hand und zeigte sie Geloë, die zustimmend nickte. »Ich werde dir einen Trank daraus brauen, während wir uns unterhalten.«

Gutruns mißbilligenden Blick schien sie nicht zu bemerken. Mit Hilfe von zwei Stöcken hob sie einen heißen Stein aus dem Feuer, klopfte die Asche ab und ließ ihn in eine Schüssel mit Wasser fallen. Als eine Dampfwolke aufstieg, brockte sie die Blätter hinein. »Ich habe gehört, daß wir noch einen Tag hierbleiben, Vara. Das gibt dir die Möglichkeit, dich auszuruhen.«

»Ich weiß nicht, warum alle soviel Angst um mich haben. Es ist nur ein Kind. Frauen bekommen alle Tage Kinder.«

»Nicht das einzige Kind des Prinzen«, antwortete Miriamel gelassen. »Und nicht mitten im Krieg.«

Aditu bewegte mit dem Stock den heißen Stein hin und her, um damit die Blätter noch weiter zu zerkleinern. »Ich bin sicher, daß du und dein Gefährte ein gesundes Kind haben werdet«, meinte sie. Das klang zu Miriamels Überraschung wie das, was eine Menschenfrau gesagt haben könnte, höflich und aufmunternd. Vielleicht hatte Simon doch recht mit seiner Ansicht von Aditu.

Die Sitha entfernte den Stein und reichte Vara die immer noch

dampfende Schüssel. Vara richtete sich auf und nahm einen kleinen Schluck. Miriamel sah, wie sich am weißen Hals der Thrithing-Frau die Muskeln bewegten.

Wie schön sie ist, dachte die Prinzessin.

Varas Augen waren riesig und dunkel, wenn auch von Müdigkeit tief umschattet. Ihr Haar lag als dichte schwarze Wolke um ihren Kopf. Unwillkürlich glitten Miriamels Finger zu ihren eigenen geschorenen Locken, die dort, wo sie das gefärbte Haar abgeschnitten hatte, ausgefranst und brüchig waren. Sie fühlte sich wie eine häßliche kleine Schwester.

Sei still, schalt sie sich zornig. *Dein Aussehen reicht vollständig aus. Was willst du mehr? – Was brauchst du mehr?* Aber es war hart, mit der kühnen Schönheit Vara und der katzenhaft anmutigen Sitha in einem Raum zu sitzen und sich nicht unansehnlich vorzukommen. *Simon mag mich trotzdem.* Fast hätte sie gelächelt. *Ich weiß, daß es so ist.* Ihre Stimmung verdüsterte sich. *Aber was hilft das schon? Er kann nicht tun, was ich tun muß. Außerdem weiß er nichts von mir.*

Und doch war es eine merkwürdige Vorstellung, daß der Simon, der ihr seinen Dienst gelobt hatte – es war ein seltsamer und schmerzlicher Augenblick gewesen, doch voller Süße –, derselbe Mensch war wie der schlaksige Junge, der mit ihr nach Naglimund gegangen war. Nicht, daß er sich so stark verändert hatte, aber *wie* er sich verändert hatte … Er war älter. Nicht allein die Größe und der Flaumbart waren neu, sondern seine Augen und seine Haltung. Sie sah, daß er ein gutaussehender Mann werden würde – ein Gedanke, auf den sie damals in Geloës Haus nie gekommen wäre. Die vorspringende Nase und das Gesicht mit den langen Knochen hatten in den Monaten seither eine neue Ansehnlichkeit gewonnen und paßten jetzt zu ihm, wie sie es vorher nicht getan hatten.

Was hatte eine ihrer Kinderfrauen einmal über ein anderes Hochhorstkind gesagt? »Er muß noch in sein Gesicht hineinwachsen.« Nun, das traf ohne Zweifel auch auf Simon zu und war das, was er jetzt tat.

Und schließlich war es auch kein Wunder. Er hatte seit seinem Abschied vom Hochhorst so vieles geleistet – war er nicht fast ein Held? Er hatte gegen einen Drachen gekämpft. Hatten die Ritter Camaris und Tallistro tapferere Taten vollbracht? Und obwohl Simon seine Begegnung mit dem Eiswurm immer herunterspielte (wobei Miriamel natürlich merkte, wie gern er ein bißchen damit geprahlt hätte), hatte er ihr auch beigestanden, als ein Riese über sie herfiel. Damals hatte sie erkannt, wie tapfer er war. Natürlich war sie auch tapfer … sie waren beide nicht fortgelaufen. Ja,

Simon war ein treuer und mutiger Gefährte … und nun auch ihr Beschützer.

Miriamel war es so warm und erregt zumute, als flattere ein Schmetterling mit schnellen Flügeln in ihrem Bauch. Sie gab sich Mühe, das Gefühl abzuschütteln, dieses und alle anderen, ähnlichen … es war jetzt nicht die Zeit dafür. Bald würde vielleicht für nichts mehr Zeit sein.

Aditus sanfte, melodische Stimme brachte sie wieder in das Zelt und zu den anderen Frauen zurück. »Wenn Ihr für Vara getan habt, was Ihr tun wolltet«, sagte die Sitha zu Geloë, »möchte ich Euch für eine Weile um Eure Gesellschaft bitten, damit ich etwas mit Euch besprechen kann.«

Gutrun stieß ein leises Brummen aus, das wohl – dachte Miriamel – die Ansicht der Herzogin über Leute ausdrücken sollte, die sich absonderten und Geheimnisse miteinander hatten. Geloë beachtete oder hörte diese wortlose Meinungsäußerung jedoch nicht, sondern sagte nur: »Ich denke, was sie jetzt braucht, ist Schlaf oder wenigstens etwas Ruhe.« Sie drehte sich zu Gutrun um. »Ich sehe später noch einmal nach ihr.«

»Wie Ihr wünscht«, erwiderte die Herzogin.

Die Zauberfrau nickte erst Vara, dann Miriamel zu und folgte Aditu nach draußen. Die Thrithing-Frau, die sich wieder hingelegt hatte, hob zum Abschied die Hand. Die Augen fielen ihr zu, und sie schien einzuschlafen.

Ein Weilchen herrschte Stille im Zelt. Nur Gutrun summte beim Nähen tonlos vor sich hin und hörte auch nicht auf, als sie den Stoff näher ans Feuer hielt, um ihre Stiche zu prüfen.

Miriamel stand auf.

»Vara ist müde. Ich werde jetzt auch gehen.« Sie beugte sich über die Thrithing-Frau und nahm ihre Hand. Vara schlug die Augen auf und brauchte einen Moment, um Miriamel zu erkennen. »Gute Nacht. Ganz bestimmt wird es ein schönes Kind, auf das du und Onkel Josua stolz sein könnt.«

»Danke.« Sie lächelte. Die langen Wimpern senkten sich wieder.

»Gute Nacht, Tantchen Gutrun«, sagte Miriamel. »Ich bin froh, daß Ihr hier wart, als ich aus dem Süden kam. Ihr habt mir sehr gefehlt.« Sie küßte die warme Wange der Herzogin, löste sich sanft aus Gutruns mütterlicher Umarmung und schlüpfte durch die Türklappe.

»Das hat sie seit Jahren nicht mehr zu mir gesagt«, hörte sie Gutrun erstaunt sagen. Vara murmelte eine schläfrige Antwort. »Das arme Kind sieht neuerdings immer so still und traurig aus«, seufzte die Herzogin.

»Aber wer könnte es ihr auch verdenken…«

Die weiteren Bemerkungen hörte Miriamel nicht mehr.

Aditu und Geloë wanderten den flüsternden Stefflod entlang. Ein Wolkennetz bedeckte den Mond, aber darüber glänzten auf schwarzem Grund die Sterne. Von Osten her wehte ein milder Wind und brachte den Duft von Gras und nassen Steinen.

»Merkwürdig, was Ihr da sagt, Aditu.« Die Zauberfrau und die Sitha bildeten ein ungewöhnliches Paar. Die Unsterbliche zügelte ihren geschmeidig ausgreifenden Schritt, um sich Geloës kürzeren, kräftigeren Beinen anzupassen. »Aber ich glaube nicht, daß es für uns schädlich sein könnte.«

»Das behaupte ich auch nicht. Ich meine nur, daß man darüber nachdenken sollte.« Die Sitha lachte zischend. »Der Gedanke, daß ich so tief in die Angelegenheiten von Sterblichen hineingeraten bin! Khendraja'aro, der Bruder meiner Mutter, würde mit den Zähnen knirschen.«

»Diese Angelegenheiten sind wenigstens teilweise Eure Familienangelegenheiten«, erwiderte Geloë nüchtern. »Sonst wärt Ihr nicht hier.«

»Das weiß ich«, stimmte Aditu zu. »Aber viele von meinem Volk werden sich große Mühe geben, einen anderen Grund für unser Eingreifen zu finden als etwas, das nach Sterblichen und ihrem Treiben riecht.« Sie bückte sich, pflückte ein paar Grashalme und hielt sie an die Nase. »Das Gras hier ist anders als im Wald oder sogar auf dem Sesuad'ra. Es ist … jünger. Ich kann nicht soviel Leben darin finden, aber dennoch ist es süß.« Sie ließ die losen Halme zu Boden flattern. »Aber ich bin abgeschweift. Geloë, ich finde nichts in Camaris, das sich gegen uns richtet, sondern allenfalls etwas, das ihm selbst schaden könnte. Aber es berührt mich trotzdem sonderbar, daß er seine Vergangenheit geheimhält, und noch sonderbarer, wenn er vielleicht so viele Dinge weiß, die seinem Volk in diesem Kampf hilfreich sein könnten.«

»Er läßt sich nicht drängen«, sagte Geloë. »Wenn er seine Geheimnisse offenbart, dann tut er es, wann *er* will, daran besteht kein Zweifel. Wir alle haben es mit ihm versucht.« Sie schob die Hände in die Taschen ihres dicken Wamses. »Trotzdem kann ich nicht umhin, Neugier zu empfinden. Seid Ihr wirklich sicher?«

»Nein«, meinte Aditu nachdenklich. »Nicht sicher. Aber etwas

Seltsames, das mir Jiriki erzählt hat, geht mir schon die ganze Zeit im Kopf herum. Er und ich haben beide immer gedacht, Seoman sei der erste Sterbliche, der Jao é-Tinukai'i betrat. Davon waren auch unsere Eltern fest überzeugt. Aber Jiriki sagte mir, als Seoman vor Amerasu stand, habe sie ihm gesagt, er sei *nicht* der erste. Ich habe mich lange darüber gewundert, aber Erste Großmutter kannte die Geschichte der Gartengeborenen besser als jeder andere, sogar besser als die silbergesichtige Utuk'ku, die zwar seit Jahrtausenden über der Vergangenheit brütet, im Gegensatz zu Amerasu aber ihr Studium nie zu einer Kunst gemacht hat.«

»Dennoch begreife ich nicht, wie Ihr darauf kommt, dieser erste könne Camaris gewesen sein.«

»Zuerst war es nur ein Gefühl.« Aditu drehte sich um und stieg die Böschung zum leise singenden Fluß hinunter. Geloë folgte ihr. »Etwas in der Art, wie er mich ansah, sogar schon, bevor er seinen Verstand zurückerlangte. Ich ertappte ihn oft dabei, wie er mich anstarrte, wenn er dachte, ich bemerkte es nicht. Und als er wieder bei sich war, fuhr er fort, mich zu beobachten – nicht verstohlen, sondern wie jemand, den eine schmerzliche Erinnerung quält.«

»Das könnte alle möglichen Gründe haben. Vielleicht seht Ihr jemandem ähnlich.« Geloë furchte die Stirn. »Oder er schämt sich für die Art, wie sein Freund Johan, der Hochkönig, mit Eurem Volk umging.«

»Johans Verfolgung der Zida'ya geschah fast ausschließlich in der Zeit, bevor Camaris an den Hof kam; das hat mir der Archivar Strangyeard erklärt«, entgegnete Aditu. »Schaut mich nicht so an!« Sie lachte. »Ich bin neugierig auf vieles, und wir Kinder der Morgenröte haben uns vor Forschung und Lehre nie gefürchtet, auch wenn wir uns weigern, diese Worte zu gebrauchen.«

»Trotzdem könnte es viele Gründe dafür geben, daß Camaris Euch mit seinen Blicken verfolgt. Ihr seid ein ungewöhnlicher Anblick, Aditu no'e Sa'onserei, zumindest für Sterbliche.«

»Wahr. Aber es ist mehr als das. Eines Abends, noch bevor sein Gedächtnis zurückkehrte, ging ich an der Sternwarte, wie Ihr sie nennt, vorbei und sah ihn langsam auf mich zukommen. Ich nickte, aber er schien in seine Schattenwelt versunken. Ich sang ein Lied, ein uraltes Lied aus Jhiná-T'seneí, eines von Amerasus Lieblingsliedern, und als ich an ihm vorüberging, sah ich, wie seine Lippen sich bewegten.« Sie blieb stehen, kauerte sich nieder und sah mit Augen, die selbst in der Dunkelheit wie Bernsteinglut schimmerten, zu der Waldfrau auf. »Und sein Mund formte

die Worte des Liedes.«

»Das wißt Ihr genau?«

»So genau, wie ich weiß, daß die Bäume im Hain leben und wieder blühen werden – und das ist etwas, das ich im Blut und im Herzen fühle. Er kannte Amerasus Lied, und obwohl er noch immer in weite Fernen zu blicken schien, sang er stumm mit mir mit. Es war ein fröhliches Lied, das Erste Großmutter immer sang, aber nicht die Art Melodie, die in den Städten der Menschen oder selbst im ältesten heiligen Hain von Hernystir bekannt ist.«

»Doch welche Bedeutung könnte das haben?« Geloë stand vor Aditu und sah auf den Fluß hinaus. Langsam änderte der Wind seine Richtung und wehte jetzt vom Berg herunter, von der Rückseite des Lagers. Die sonst so unerschütterliche Waldfrau schien ein wenig erregt. »Aber selbst wenn Camaris Amerasu irgendwie kannte, was ginge uns das an?«

»Ich weiß nicht. Aber wenn ich mir überlege, daß Camaris' Horn einst dem … unserem Feind gehörte und dieser Feind Amerasus Sohn und einstmals der Größte meines Volkes war, dann möchte ich mehr darüber wissen. Schließlich ist auch das Schwert dieses Ritters von größter Bedeutung für uns.« Sie verzog auf eine Weise das Gesicht, die – für eine Sitha – große Besorgnis verriet; ihre Lippen wurden unmerklich schmaler. »Hätte doch nur Amerasu lange genug gelebt, um uns zu sagen, was sie argwöhnte.«

Geloë nickte. »Wir tappen schon viel zu lange im dunkel. Was können wir also tun?«

»Ich habe ihn aufgesucht. Er ist sehr höflich, will aber nicht mit mir sprechen. Wenn ich ihn an das Thema heranzuführen versuche, gibt er vor, mich nicht zu verstehen oder verläßt mich unter einem beliebigen Vorwand.« Sie stand vom Ufergras auf. »Vielleicht kann ihn Prinz Josua zum Reden bringen. Oder Isgrimnur, der die einzige Art Freund zu sein scheint, den Camaris hat. Ihr kennt sie beide, Geloë. Sie trauen mir nicht, und ich mache ihnen deshalb keinen Vorwurf – es ist schon zu viele Generationen der Menschen her, daß wir die Sudhoda'ya unsere Verbündeten nannten. Vielleicht kann, wenn Ihr darauf beharrt, einer der beiden Camaris davon überzeugen, daß es besser ist, wenn er uns sagt, ob er wirklich in Jao é-Tinukai'i war und welchen Grund dieser Besuch hatte.«

»Ich will es versuchen«, versprach Geloë. »Ich soll die beiden heute abend noch treffen. Aber selbst wenn es ihnen gelingt, Camaris zu überreden, heißt das noch nicht, daß er uns etwas Wertvolles mitteilen

kann.« Sie fuhr sich mit den kräftigen Fingern durch das Haar. »Allerdings haben wir in letzter Zeit ohnehin nicht viel Brauchbares erfahren.« Sie stand auf. »Aditu? Was ist?«

Die Sitha stand starr wie Stein und hielt den Kopf auf eine äußerst unmenschliche Weise schief.

»Aditu? Werden wir angegriffen?«

»Kei-vishaa«, zischte Aditu. »Ich rieche es!«

»Was?«

»Kei-vishaa. Es ist … ich kann es jetzt nicht erklären. Es ist ein Geruch, den es hier nicht geben dürfte. Etwas Schlimmes geht vor. Folgt mir, Geloë! Ich habe Angst!«

Schnell wie ein Reh sprang sie die Uferböschung hinauf und war schon in der Dunkelheit verschwunden, unterwegs zum Lager. Die Zauberfrau rannte ein paar Schritte hinter ihr her und murmelte besorgte und zornige Worte. Als sie den Schatten von Weiden erreichte, die auf einer Anhöhe über dem Ufer standen, zuckte plötzlich etwas auf; das matte Sternenlicht schien sich zu biegen, die Dunkelheit verdichtete sich und barst. Geloë oder zumindest ihre Gestalt schien im Schatten der Bäume stehengeblieben zu sein. Dafür schwang sich ein geflügeltes Wesen in die Lüfte.

Die gelben Augen groß im Mondlicht, flog die Eule hinter der geschwinden Aditu her und folgte der flüsterleisen Spur ihres Laufs durch das feuchte Gras.

Simon fand den ganzen Abend keine Ruhe. Das Gespräch mit Aditu hatte ihm geholfen, aber es genügte nicht, sondern hatte ihn auf andere Weise nur noch ratloser gemacht.

Er mußte unbedingt mit Miriamel reden. Ständig dachte er an sie – abends, wenn er eigentlich einschlafen wollte; am Tag, wenn er ein Mädchengesicht sah oder eine Frauenstimme hörte; und nur allzu oft, wenn er an ganz andere Dinge hätte denken sollen. Unglaublich, wie wichtig sie in der kurzen Zeit nach ihrer Rückkehr für ihn geworden war; die kleinste Veränderung in der Art, wie sie mit ihm umging, blieb ihm tagelang im Gedächtnis.

Gestern abend bei den Pferden war sie ihm ganz merkwürdig vorgekommen. Und doch war sie nett und freundlich gewesen, als sie ihn zu Isgrimnurs Feuer begleitet hatte, um dem Singen zuzuhören – wenn auch ein wenig zerstreut. Dafür war sie ihm heute den ganzen Tag aus dem Weg gegangen, jedenfalls kam es ihm so vor; denn wo immer er nach ihr suchte, er erfuhr nur, daß sie nicht mehr dort war, bis er allmählich das

Gefühl hatte, daß sie sich ihm absichtlich entzog.

Die Dämmerung war vorbei, und die Dunkelheit hatte ihre Schwingen über das Lager gelegt wie ein großer schwarzer Vogel. Simons Besuch bei Camaris war nur kurz gewesen; der alte Mann schien genauso an etwas anderes zu denken wie Simon und hatte nur halbherzig versucht, ihm die Rangfolge in der Schlacht und die Vorschriften beim Angriff zu erläutern. Simon, den hitzigere und unmittelbarere Sorgen quälten, fand die Litanei von Regeln, die der alte Ritter ihm vortrug, trocken und sinnlos. Er hatte sich entschuldigt und war bald wieder fortgegangen. Der Alte war allein am Feuer seines sparsam ausgestatteten Lagerplatzes sitzengeblieben und schien darüber nicht unglücklich zu sein.

Nachdem er ohne Ergebnis das ganze Lager abgesucht hatte, war Simon zu Varas Zelt getrottet. Dort hatte er von Gutrun erfahren – im Flüsterton, um die schlafende Vara nicht zu wecken –, daß Miriamel vorbeigeschaut, sich aber schon vor einiger Zeit wieder verabschiedet hatte. Unzufrieden hatte er seine Suche wieder aufgenommen.

Jetzt stand er am äußeren Rand des Zeltplatzes, dort, wo der große Ring aus Feuern das Nachtlager derjenigen Anhänger Josuas bezeichnete, für die ein Zelt im Augenblick einen unfaßbaren Luxus darstellte. Er zerbrach sich den Kopf darüber, wo Miriamel stecken mochte. Er hatte bereits das Ufer abgegangen, weil er dachte, sie würde vielleicht am Wasser sitzen und grübeln. Aber auch dort gab es kein Zeichen von ihr, und er war nur ein paar Leuten aus Neu-Gadrinsett begegnet, die sich mit Fackeln und offenbar geringem Erfolg dem nächtlichen Fischfang widmeten.

Plötzlich fiel ihm etwas ein. Vielleicht sah sie ja wieder nach ihrem Pferd?

Schließlich hatte er sie dort gestern abend entdeckt, zu einer nicht wesentlich früheren Stunde als jetzt. Vielleicht fand sie den Ort angenehm ruhig, wenn alle anderen nach unten zum Essen gegangen waren. Simon drehte sich um und marschierte auf den dunklen Hang zu.

Zuerst blieb er bei Heimfinderin stehen, um sie zu begrüßen. Sie nahm seine Annäherung mit einer gewissen Zurückhaltung auf, ließ sich dann aber doch herab, in sein Ohr zu pusten. Danach setzte er seinen Weg bergauf fort. Dort stehe ihr Pferd, hatte die Prinzessin gesagt. Und tatsächlich, dort bewegte sich auch eine dunkle Gestalt. Erfreut über seine eigene Schlauheit, kam Simon näher.

»Miriamel?«

Die vermummte Gestalt zuckte zusammen und fuhr herum. Er sah nur

den unbestimmten hellen Fleck eines Gesichts in den Tiefen der Kapuze.

»S-Simon?« Es war eine erschrockene, ängstliche Stimme, aber es war ihre Stimme. »Was tust du hier?«

»Ich habe Euch gesucht.« Sie sprach so merkwürdig, daß er unruhig wurde. »Geht es Euch gut?« Diesmal schien die Frage durchaus angebracht.

»Es geht mir…« Sie stöhnte. »Ach, Simon! Warum bist du nur gekommen!«

»Was ist denn?« Er trat ein paar Schritte auf sie zu. »Habt Ihr …?« Er stockte.

Selbst im Mondlicht war nicht zu übersehen, daß der Umriß ihres Pferdes ungewöhnliche Formen aufwies. Er streckte die Hand aus und berührte die ausgebeulten Satteltaschen.

»Ihr geht fort«, sagte er staunend. »Ihr reißt aus.«

»Ich reiße *nicht* aus.« Der zuvor ängstliche Tonfall verriet jetzt Schmerz und Wut. »Ich reiße nicht aus. Und jetzt laß mich allein, Simon.«

»Wohin wollt Ihr?« Simon kam sich vor wie im Traum – der finstere Berghang mit den wenigen einsamen Bäumen, Miriamels Gesicht unter der Kapuze. »Liegt es an mir? Habe ich Euch erzürnt?«

Ein bitteres Lachen. »Nein, Simon, es liegt nicht an dir.« Die Stimme wurde weicher. »Du hast nichts falsch gemacht, sondern warst ein besserer Freund, als ich ihn verdiene. Ich kann dir nicht sagen, wohin ich will – und bitte warte bis morgen, bevor du Josua verrätst, daß du mich gesehen hast. Bitte. Ich bitte dich darum.«

»Aber … aber das kann ich nicht!« Wie konnte er Josua sagen, er habe tatenlos zugesehen, wie die Nichte des Prinzen mutterseelenallein davongeritten sei? Er strengte sich an, sein erregtes Gemüt zu beruhigen und nachzudenken. Schließlich erklärte er: »Ich werde mit Euch gehen.«

»Was?« fragte Miriamel verblüfft. »Das ist unmöglich.«

»Genauso unmöglich, wie Euch allein ziehen zu lassen. Ich habe geschworen, Euch zu beschützen, Miriamel.«

Sie schien den Tränen nahe. »Aber ich will dich nicht mitnehmen, Simon. Du bist doch mein Freund. Ich will nicht, daß dir etwas zustößt.«

»Und ich will nicht, daß Euch etwas zustößt.« Simon war jetzt ruhiger und hatte das seltsame, aber sehr starke Gefühl, den richtigen Entschluß gefaßt zu haben … obwohl ein anderer Teil seines Ichs gleichzeitig laut »Mondkalb! Mondkalb!« schrie. »Und darum begleite ich Euch.«

»Aber Josua braucht dich!«

»Josua hat viele Ritter und braucht mich am wenigsten von ihnen. Aber Ihr habt nur einen.«

»Ich kann es nicht zulassen, Simon.« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Du weißt nicht, was ich vorhabe und was mein Ziel ist.«

»Dann sagt es mir.«

Wieder schüttelte sie den Kopf.

»Dann werde ich es eben unterwegs erfahren. Entweder Ihr nehmt mich mit oder Ihr bleibt hier. Seid mir nicht böse, Miriamel, aber anders geht es nicht.«

Sie sah ihn so eindringlich an, als wollte sie ihm mitten ins Herz blicken. Unentschlossen und aufgewühlt zupfte sie zerstreut am Zaumzeug ihres Pferdes herum, bis Simon Angst bekam, das Tier könne sich erschrecken und durchgehen.

»Also gut«, erklärte sie endlich. »Elysia steh uns bei – also gut! Aber wir müssen sofort aufbrechen, und du darfst mir heute abend keine Fragen mehr nach dem Wohin und Warum stellen.«

»Sehr gut«, erwiderte er. Die Zweifel in ihm schrien noch immer nach Beachtung, aber er hatte beschlossen, nicht auf sie zu hören. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, sie allein ins Dunkel reiten zu lassen. »Aber ich muß noch mein Schwert und ein paar Sachen holen. Habt Ihr Proviant?«

»Genug für mich, aber du kannst es nicht wagen, jetzt noch etwas zu stehlen, Simon. Die Gefahr ist zu groß, daß dich irgend jemand bemerkt.«

»Gut, dann zerbrechen wir uns darüber später den Kopf. Aber ich brauche mein Schwert, und ich muß eine Erklärung hinterlassen. Habt Ihr das getan?«

Sie starrte ihn an. »Bist du verrückt?«

»Nicht um zu sagen, wohin Ihr geht, sondern nur, daß Ihr es aus freiem Willen tut. Es muß sein, Miriamel«, erklärte er energisch. »Es wäre sonst grausam von uns. Sie würden denken, die Nornen hätten uns entführt, oder wir … wir…«, er lächelte bei dem Einfall, »… wären durchgebrannt, um zu heiraten, wie in dem Lied von Hans Mundwald.«

Ihr Blick wurde berechnend. »Na schön. Hol dein Schwert und schreib die Nachricht.«

Simon runzelte die Stirn. »Ich bin schon unterwegs. Aber Vergeßt nicht«, fügte er warnend hinzu, »wenn Ihr bei meiner Rückkehr nicht mehr hier seid, hetze ich noch heute nacht Josua und jeden anderen Mann aus

Neu-Gadrinsett hinter Euch her.«

Miriamel schob trotzig das Kinn vor. »Dann aber schnell. Ich möchte bis morgen früh durchreiten und möglichst weit von hier wegkommen, also beeil dich.«

Er verbeugte sich spöttisch, machte kehrt und rannte den Hang hinunter.

Es war eigentümlich, aber als Simon später in einem Augenblick unsäglicher Qual an diese Nacht dachte, konnte er sich nicht mehr erinnern, was er empfunden hatte, als er so zum Lager lief – auf dem Sprung, sich mit Miriamel davonzustehlen, der Tochter des Königs. Die Erinnerung an spätere Ereignisse verdrängte, was in ihm vibriert hatte, als er den Hügel hinabeilte.

Aber damals, in dieser Nacht, war ihm, als singe ringsum die ganze Welt, als stünden die Sterne ganz dicht und aufmerksam über ihm. Der Erdball schien auf einem ungeheuren Drehpunkt erstarrt zu sein, als wolle er gleich umkippen, und jede Richtung, in die er fallen konnte, war schön und schrecklich zugleich. Es war, als sei das geschmolzene Blut des Drachen in ihm wieder lebendig geworden, öffne ihm den unendlichen Himmel, fülle ihn mit dem Pulsschlag der Erde.

Ohne einen Blick auf das nächtliche Lagerleben zu werfen, ohne die singenden, lachenden oder streitenden Stimmen zu hören, ohne etwas anderes als den kleinen Pfad zu sehen, der sich durch die Zelte und kleinen Unterlager auf seinen eigenen Schlafplatz zuschlängelte, rannte er dahin.

Zum Glück für Simon – oder so schien es – befand sich Binabik nicht in ihrem Zelt. Er hatte sich noch gar nicht überlegt, was er tun sollte, wenn der Troll ihn dort erwartet hätte; denn ein vernünftiger Grund, sein Schwert mitzunehmen, wäre ihm zwar vielleicht eingefallen, aber auf keinen Fall hätte er eine Nachricht hinterlassen können. Mit vor Ungeduld zittrigen Fingern durchwühlte er das Zelt nach Schreibmaterial und fand schließlich eine der Schriftrollen, die Binabik aus Ookequks Höhle in den Trollfjällen mitgebracht hatte. Mit einem Stück Kohle, das er aus der Feuerstelle nahm, kritzelte er mühsam seine Botschaft auf die Rückseite des Schaflеders.

»*Miriamel ist weg und ich hinterher*«,

schrieb er, die Zunge fest zwischen den Zähnen.

»*Es wird schonn gutgehn. Sag Prinz Josua das es mir leid tut, aber ich mus mit. Ich bring sie zurück, sobalt ich kann. Sag Josua ich bin ein schlechter Ritter, aber ich versuch das beste.*

Dein Freund Simon.«

Er überlegte kurz und fügte hinzu:

»*Du kannst meine Sachen haben, wenn ich nich wiederkomm. Tut mir leid.*«

Diese Nachricht legte er auf Binabiks Deckenrolle, nahm Schwert und Scheide und ein paar andere notwendige Gegenstände und wollte gehen. Aber an der Tür zögerte er. Er dachte an den Sack mit seinen geliebten Schätzen, dem Weißen Pfeil und Jirikis Spiegel. Da ging er noch einmal zurück und holte ihn, obwohl ihm jeder Augenblick, den er Miriamel warten ließ – und sie würde warten, sie *mußte* warten –, wie eine Stunde vorkam. Er hatte Binabik geschrieben, der Troll könne die Sachen haben, aber gerade noch war ihm eingefallen, was Miriamel kürzlich gesagt hatte: Diese Dinge waren ihm anvertraut; sie standen für ein Versprechen. Er konnte sie so wenig verschenken wie seinen Namen, und es war nicht mehr genügend Zeit, andere Gegenstände auszusortieren, auf die er bequem verzichten konnte. Er wagte nicht einmal, sich Zeit zum Überlegen zu nehmen – sonst hätte er den Mut verloren.

Immer wieder dachte er staunend: *Wir werden allein sein, sie und ich, und ich bin ihr Beschützer.*

Es kam ihm qualvoll lange vor, bis er den Sack fand. Er hatte ihn in einem Loch unter einem ausgehobenen Rasenstück versteckt. Sack und Schwert unter den Arm geklemmt, den abgenutzten Sattel über der Schulter (das Klirren der Buckel am Geschirr ließ ihn zusammenzucken), lief er, so schnell er konnte, durch das Lager und zurück dorthin, wo die Pferde angebunden waren und – darum betete er – Miriamel wartete.

Sie war da. Er sah, wie sie ungeduldig auf und ab ging, und ihm wurde fast schwindlig. Sie hatte tatsächlich auf ihn gewartet.

»Rasch, Simon, komm! Die Nacht ist kurz!« Im Gegensatz zu ihm schien sie keine Freude zu empfinden, nur ein Gefühl von Ohnmacht, verbunden mit dem unbändigen Drang, endlich aufzubrechen.

Als Heimfinderin gesattelt war und Simon seine wenigen Habseligkeiten hastig in ihre Satteltaschen gestopft hatte, führten sie die Pferde zum Kamm des Hügels hinauf, lautlos wie Gespenster. Von oben warfen sie einen letzten Blick auf die Flickendecke aus glimmenden Lagerfeuern, die sich über das Flußtal breitete.

»Seht!« sagte Simon erstaunt. »Das ist kein Kochfeuer.« Er deutete auf eine große schwankende orangerote Feuersäule nahe der Mitte des Lagers. »Da brennt ein Zelt.«

»Hoffentlich kommt niemand zu Schaden, aber jedenfalls lenkt es die Leute ab, bis wir fort sind«, meinte Miriamel grimmig. »Wir müssen reiten, Simon.«

Gesagt, getan. Sie kletterte behende in den Sattel, wie früher in Männerhemd und Hose gekleidet, und ritt voran, die Rückseite des Hügels hinunter.

Einen letzten Blick warf Simon auf die Lichter, dann trieb er Heimfinderin an, ihr in die tiefen Schatten zu folgen, die selbst der aufgehende Mond nicht durchdringen konnte.

Anhang

A. Personen

1. Erkynländer

Barnabas	Küster der Burgkapelle auf dem Hochhorst
Deornoth, Herr	einer von Josuas Rittern, manchmal auch »die prinzliche Rechte« genannt; stammt aus Hewenshire
Dreosan, Vater	Priester auf dem Hochhorst
Eahlferend	Simons Vater, ein Fischer
Eahlstan Fiskerne	der Fischerkönig, Gründer des Bundes der Schriftrolle und erster erkynländischer Gebieter auf dem Hochhorst
Ebekah	auch als Efiathe, die »Rose von Hernysadharc«, bekannt; Königin von Erkynland, Johans Gemahlin und Mutter von Elias und Josua
Elias	Hochkönig, ältester Sohn von Johan, Bruder von Josua
Fengbald	Graf von Falshire, *Hand* des Hochkönigs
Freobeorn	Vater von Freosel, ein Schmied aus Falshire
Freosel	Stadthauptmann von Neu-Gadrinsett; stammt aus Falshire
Guthwulf	Graf von Utanyeat, einstiger Freund von Elias
Hans Mundwald	sagenhafter Waldräuber
Heanwig	ein alter Trunkenbold in Stanshire
Helfgrim	der frühere Oberbürgermeister von Gadrinsett
Inch	Schmiedemeister
Isaak	Fengbalds Page
Jeremias	früher Wachszieherlehrling auf dem Hochhorst, Simons Freund und Knappe

Johan	König Johan Presbyter von Erkynland, Hochkönig von Osten Ard, auch »Priester Johan« genannt
Josua	Prinz, Johans jüngerer Sohn, genannt »Ohnehand«
Judith	oberste Köchin auf dem Hochhorst
Krummbein	»der alte Krummbein«: Schmiedearbeiter auf dem Hochhorst
Leleth	ein Kind, Geloës Begleiterin, früher Miriamels kleine Magd
Maefwaru	ein Feuertänzer
Miriamel	Prinzessin, Tochter von Elias und Hylissa
Morgenes, Doktor	Träger der Schriftrolle, Arzt und Gelehrter auf dem Hochhorst, Simons Freund
Osgal	ein Räuber aus Hans Mundwalds sagenhafter Bande
Rachel	Oberste der Kammerfrauen auf dem Hochhorst, genannt »der Drache«
Roelstan	entflohener Feuertänzer
Sangfugol	Josuas Harfner
Shem	Pferdeknecht und Geschichtenerzähler auf dem Hochhorst
Simon (Seoman)	früher Küchenjunge auf dem Hochhorst, jetzt einer von Josuas Rittern
Skeldwin	Hauptmann der Erkynwache, Gefangener auf dem Abschiedsstein
Stanhelm	ein Schmiedearbeiter
Strangyeard, Vater	Träger der Schriftrolle, Josuas Priester und Archivar
Strupp	eigentlich Cruinh, Hofnarr König Johans
Ulca	ein Mädchen aus Neu-Gadrinsett, genannt »Lockenhaar«

Welma	ein Mädchen aus Neu-Gadrinsett, genannt »die Dünne«
Wiclaf	früherer Erster Hammermann, von Feuertänzern getötet
Zebediah	Küchenjunge aus dem Hochhorst, genannt »der dicke Zebediah«

2. Hernystiri

Airgad Eichenherz	berühmter Held der Hernystiri
Arnoran	ein Sänger und Barde König Lluths
Bagba	Gott der Rinder und des Viehs
Brynioch von den Himmeln	Himmelsgott
Bulychlinn	Fischer, der in einem alten Märchen einen Dämon im Netz fängt
Cadrach-ec-Crannhyr	Mönch unklarer Ordenszugehörigkeit, manchmal auch »Padreic« genannt; Begleiter von Prinzessin Miriamel
Caihwye	eine junge Mutter
Craobhan	genannt »der Alte«, Ratgeber des königlichen Hauses von Hernystir
Croich	Haus Croich, ein Stamm der Hernystiri
Cuamh Erdhund	Erdgott
Deanagha von den Braunen Augen	Göttin, Tochter von Rhynn
Diawen	eine Seherin
Earb	Haus Earb, ein Stamm der Hernystiri
Eoin-ec-Cluias	sagenhafter Harfner
Eolair	Graf von Nad Mullach, früher Gesandter König Lluths

Feurgha	eine schöne Hernystiri, Fengbalds Gefangene
Frethis von Cuimnhe	berühmter Gelehrter
Gullaighn	entflohener Feuertänzer
Gwynna	Eolairs Base und Burgvögtin
Gwythinn	Maegwins Bruder, Lluths Sohn
Hern	sagenhafter Gründer von Hernystir
Inahwen	Lluths dritte Gemahlin
Lluth	König von Hernystir, Maegwins und Gwythinns Vater
Llythinn	König von Hernystir, Lluths Vater, Onkel von Johans Gemahlin Ebekah
Maegwin	Prinzessin, Lluths Tochter
Mathan	Göttin des Haushalts und der Familie, Gemahlin von Murhagh Einarm
Mircha	Regengöttin, Gemahlin von Brynioch
Murhagh Einarm	Kriegsgott
Penemhwye	Maegwins Mutter, Lluths erste Gemahlin
Rhynn vom Kessel	ein Gott
Siadreth	Caihwyes kleiner Sohn
Sinnach	ein Prinz von Hernystir, auch »der rote Fuchs« genannt
Tethtain	»König Stechpalm«, einziger Hernystiri-Herrscher auf dem Hochhorst

3. Rimmersgarder

Dror	Sturmgott
Dypnir	einer von Ules Männern
Einskaldir	einer von Isgrimnurs Anführern, getötet im großen Wald

Elvrit	erster König der Rimmersgarder in Osten Ard
Fingil Blutfaust	»Blutkönig«, erster menschlicher Herrscher auf dem Hochhorst
Frekke Grauhaar	ein Krieger Isgrimnurs, gefallen bei Naglimund
Gutrun	Herzogin, Isgrimnurs Gemahlin
Hengfisk	Mönch in Sankt Hoderund, später König Elias' Mundschenk
Hjeldin	Fingils Sohn, genannt »der wahnsinnige König«
Ikferdig	dritter König auf dem Hochhorst, genannt »der Verbrannte«
Isgrimnur	Herzog von Elvritshalla, Gutruns Gemahl
Isorn	ein Sohn von Isgrimnur und Gutrun
Jarnauga	Träger der Schriftrolle, gefallen bei Naglimund
Nisses	Ratgeber und Priester Hjeldins, Verfasser des Buches »Du Svardenvyrd«
Skali	Than von Kaldskryke, genannt »Scharfnase«
Sludig	ein Krieger Isgrimnurs
Trestolt	Jarnaugas Vater
Ule Frekkesohn	Anführer einer Bande von Verbannten, Frekkes Sohn

4. Nabbanai

Aspitis Preves	Graf von Drina und Eadne, Herr des prevanischen Hauses, Benigaris' Freund
Benidrivis	erster Herzog unter König Johan, Vater von Camaris und Leobardis
Benigaris	Herzog von Nabban, Sohn von Leobardis und Nessalanta
Brindalles	Seriddans Bruder

Camaris-sá-Vinitta	Johans gewaltigster Ritter, auch genannt »Camaris Benidrivis«, Erbe von Nabban
Dinivan	Träger der Schriftrolle, Sekretär des Lektors Ranessin; ermordet in der Sancellanischen Ädonitis
Domitis	Bischof am Sankt'Sutrins-Dom in Erchester
Eneppa	Küchenfrau aus Metessa, früher unter dem Namen »Fuiri«
Elysia	Mutter des Erlösers Usires Ädon, genannt »Gottesmutter«
Fluiren, Herr	Ritter des sulianischen Hauses, Mitglied von König Johans Großer Tafel
Gavenaxes	Ritter von Honsa Claves (aus dem Claveïschen Haus), dem Camaris als Knappe diente
Hylissa	Miriamels Mutter, Nessalantas Schwester, Elias' Gemahlin; in den Thrithingen getötet
Lavennin	Schutzheiliger der Insel Spenit
Leobardis	Herzog von Nabban, vor Naglimund ermordet
Metessaner	Nabbanai-Adelsfamilie mit dem blauen Kranichwappen
Munshazou	Dienerin des Pryrates, stammt aus Naraxi
Nessalanta	Herzoginwitwe, Benigaris' Mutter, Hylissas Schwester
Nuanni	alter Meergott der Nabbanai
Pasevalles	Brindalles' junger Sohn
Pelippa	Heilige, genannt »Pelippa von der Insel«
Plesinnen Myrmenis	Gelehrter des Altertums
Pryrates	Priester, Alchimist, Zauberer und Ratgeber von Elias
Ranessin	Lektor der Mutter Kirche; ermordet in der Sancellanischen Ädonitis
Rhiappa	Heilige, in Erkynland »Sankt Rhiap« genannt

Seriddan	Baron und Herr von Metessa, auch »Seriddan Metessis« genannt
Sulis	Nabbanai-Edelmann, einst Herrscher auf dem Hochhorst, genannt »der Reiherkönig« oder »der Abtrünnige«
Thures	Aspitis' junger Page
Usires Ädon	nach der ädonitischen Religion Gottes Sohn
Varellan	jüngster Sohn von Leobardis und Nessalanta, Bruder von Benigaris
Velligis	Lektor der Mutter Kirche, Ranessins Nachfolger
Xannasavin	Hofastrologe von Nabban
Yistrin	Heiliger, an dessen Namenstag Simon Geburtstag hat

5. Sithi

Aditu no'e Sa'onserei	Prinzessin, Tochter von Likimeya und Shima'onari, Jirikis Schwester
Amerasu y-Senditu no'e Sa'onserei	Mutter von Ineluki, genannt »Erste Großmutter« oder »die Schiffgeborene«, ermordet in Jao é-Tinukai'i
Benayha von Kementari	berühmter Dichter und Krieger
Briseyu Morgenrotfeder	Likimeyas Mutter, Hakatris Gemahlin
Cheka'iso	genannt »Bernsteinlocken«, ein Sithi-Krieger
Chiya	Mitglied eines Sithi-Stammes, wohnte früher in Asu'a
Drukhi	der Sohn von Utuk'ku und Ekimeniso, Gemahl Nenais'us
Hakatri	Amerasus Sohn, Bruder von Ineluki; im Westen verschollen
Haus der Betrachtung	ein Stamm der Sithi

Haus der Tanzenden Jahre	ein Stamm der Sithi
Haus der Versammlung	ein Stamm der Sithi
Ineluki	Amerasus Sohn, auf dem Asu'a getötet, jetzt Sturmkönig
Initri	Gemahlin von Jenjiyana
Iyu'unigato	Amerasus Gemahl
Jenjiyana	Initris Gemahlin, Nenais'us Mutter, genannt »von den Nachtigallen«
Jiriki i-Sa'onserei	Prinz, Sohn von Likimeya und Shima'onari, Aditus Bruder
Khendraja'aro	Likimeyas Bruder, Jirikis und Aditus Onkel
Kira'athu	eine Sithi-Heilerin
Kuroyi	genannt »der lange Reiter«, Herr von Hoch-Anvi'janya, Anführer eines Sithi-Stammes
Likimeya y-Briseyu no'e Sa'onserei	Shima'onaris Gemahlin, Jirikis und Aditus Mutter, genannt »Mondauge«
Mezumiiru	in der Sithi-Legende Herrin des Mondes
Nenais'u	Drukhis Gemahlin; von Menschen getötet
Senditu	Amerasus Mutter
Shi'iki	Amerasus Vater
Shima'onari	Likimeyas Gemahl, Vater Jirikis und Aditus, getötet in Jao é-Tinukai'i
Vindaomeyo	berühmter Pfeilschmied aus Tumet'ai
Yizashi Grauspeer	Anführer eines Sithi-Stammes
Zinjadu	genannt »Meisterin der Überlieferungen«; stammt aus dem verschollenen Kementari

6. Qanuc

Binabik	eigentlich Binbiniqegabenik, Träger der

	Schriftrolle, Singender Mann der Qanuc, Simons Freund
Chukku	sagenhafter Trollheld
Kikkasut	König der Vögel
Nimsuk	ein Hirte aus Sisqis Schar
Nunuuika	*die Jägerin*, Herrin der Qanuc, Sisqis Mutter
Ookequk	Träger der Schriftrolle, Binabiks Meister
Qinkipa vom Schnee	Göttin des Schnees und der Kälte
Sedda	Mondgöttin
Sisqi	eigentlich Sisqinanamook, Tochter der Herrscher von Yiqanuc, Binabiks Verlobte
Snenneq	Herdenführer am Unteren Chugik
Uammannaq	*der Hirte*, Herr der Qanuc, Sisqis Vater

7. Thrithing-Bewohner

Fikolmij	Varas Vater, Mark-Than des Stammes Mehrdon
Hotvig	Randwächter aus dem Hoch-Thrithing, Anhänger Josuas
Lesdraka	Söldnerführer in Fengbalds Diensten
Osbern	Hotvigs Unterführer
Ulgart	Söldnerhauptmann aus dem Wiesen-Thrithing
Vara	Josuas Gemahlin, Fikolmijs Tochter

8. Wranna

Buayeg	Besitzer der Geisterhütte (aus einer Fabel der Wranna)

Er-der-Bäume-biegt	ein Gott
Er-der-stets-auf-Sand-tritt	ein Gott
Inihe Rotblume	Frau in Tiamaks Lied
Älterer Mogahib	Ältester in Tiamaks Dorf
Jüngerer Mogahib	sein Sohn, ein Ältester in Tiamaks Dorf
Nuobdig	Gemahl der Feuerschwester in der Sage der Wranna
Rimihe	Schwester Tiamaks
Shoaneg Schnellruder	Mann in Tiamaks Lied
Sie-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen	eine Göttin
Sie-die-die-Menschheit-gebar	eine Göttin
Sie-die-Dunkelheit-atmen	Götter
Sie-die-wachen-und-gestalten	Götter
Tiamak	kräuterkundiger Gelehrter und Träger der Schriftrolle
Tugumak	Tiamaks Vater
Twiyah	Schwester Tiamaks

9. Perdruineser

Charystra	Wirtin von *Pelippas Schüssel*, Xorastras Nichte
Lenti	Streáwes Diener, genannt »Avi Stetto«
Streáwe	Graf von Ansis Pelippé, Herrscher von Perdruin
Tallistro, Herr	berühmter Ritter der Großen Tafel König Johans

Xorastra	Trägerin der Schriftrolle, frühere Wirtin von *Pelippas Schüssel*, Charystras Tante

10. Nornen

Ader-von-Silberfeuer	eine von Utuk'kus Klauen
Akhenabi	Sprecher in Naglimund
Drukhi	junger Mann, der durch den Tod seiner Gattin Nenais'u den Verstand verliert
Ekimeniso Schwarzstab	Utuk'kus Gemahl, Drukhis Vater
Mezhumeyru	Nornenform des Namens Mezumiiru; Mondgöttin
Utuk'ku Seyt-Hamakha	Nornenkönigin, Herrscherin von Nakkiga; Ekimenisos Gemahlin, Drukhis Mutter
Unter-Tzaaihtas-Stein-Geborener	einer von Utuk'kus Klauen
Von-den-Stimmen-Gerufene	eine von Utuk'kus Klauen

11. Andere

Deornoth	Halb-Thrithing, in Josuas Gefolge
Derra	Halb-Thrithing-Kind
Gan Itai	Niskie, Seewächterin auf der *Eadne-Wolke*
Geloë	eine weise Frau, auch »Valada Geloë« genannt
Imai-an	ein Unterirdischer
Ingen Jegger	Schwarz-Rimmersmann, Utuk'kus Jäger, in Jao é-Tinukai'i getötet
Injar	Niskie-Stamm auf der Insel Risa

Lichtlose	die Bewohner der Tiefen von Sturmspitze
Nin Reisu	Niskie auf der *Juwel von Emettin*
Ruyan Vé	auch »Ruyan der Seefahrer« genannt, Ahnherr der Tinukeda'ya
Sho-vennae	ein Unterirdischer
Veng'a Sutekh	genannt »Herzog des Schwarzen Windes«, einer der Roten Hand
Yis-fidri	ein Unterirdischer, Yis-hadras Gatte, Hüter der Halle der Muster
Yis-hadra	eine Unterirdische, Yis-fidris Gattin, Hüterin der Halle der Muster

B. Orte

Abschiedshaus	Gebäude der Sithi auf dem Sesuad'ra, später Hofhaltungsort des verbannten Josua (Sithi-Name »Sesu-d'asu«)
Anvi'janya	Wohnort Kuroyis, auch »Verborgenes« oder »Hoch-« Anvi'janya genannt
Ballacym	befestigte Stadt unweit von Hernysadharc
Bradach Tor	hoher Gipfel im Grianspog-Gebirge
Bregshame	kleine Stadt an der Flußstraße zwischen Stanshire und Falshire
Cathyn Dair an der Silbersee	Hernystiri-Stadt aus Miriamels Lied
Chamul	eine Lagune bei Kwanitupul
Chasu Yarinna	eine um eine Turmfestung erbaute Stadt in Nabban, gerade nordöstlich vom Onestrinischen Paß
Crannhyr	befestigte Stadt an der Küste von Hernystir
Den Haloi	ein Berg aus dem Buch Ädon, von dem aus Gott die Welt erschuf
Elvritshalla	Isgrimnurs herzoglicher Sitz in Rimmersgard
Falshire	eine Wollhandelsstadt, von Fengbald verwüstet
Feuergarten	gepflasterte Freifläche auf dem Sesuad'ra
Fiadhcoille	Wald im Südosten von Nad Mullach, auch »Hirschwald« genannt
Flaschenzugstraße	eine Straße in Stanshire
Frasilis-Tal	ein Tal im Osten des Onestrinischen Passes (gegenüber dem Commeis-Tal)
Garwynswold	kleine Stadt an der Flußstraße zwischen Stanshire und Falshire
Gratuvask	Fluß in Rimmersgard, fließt an Elvritshalla vorbei

Grenamman	Insel in der Bucht von Firannos
Halle der fünf Treppenhäuser	Raum in Asu'a, in dem Briseyu starb
Harcha	Insel in der Bucht von Firannos
Haus der Wasser	Gebäude der Sithi auf dem Sesuad'ra
Hasutal	Tal in Erkynland
Hekhasór	früheres Gebiet der Sithi, genannt »Hekhasór von der Schwarzen Erde«
Höhle des Zerreißens	Ausbildungsort von Utuk'kus Klauen
Khandia	sagenhaftes untergegangenes Land
Kiga'rasku	Wasserfall im Innern von Sturmspitze, genannt »Tränenfall«
Kwanitupul	Hauptstadt des Wran
M'yin Azoshai	Sithi-Name für Herns Hügel, den Ort, auf dem Hernysadharc liegt
Maa'sha	hügeliges, früheres Gebiet der Sithi
Mezutu'a	»Silberheim«, verlassene Stadt der Sithi und Unterirdischen unter dem Grianspog
Naraxi	Insel in der Bucht von Firannos
Onestrinischer Paß	Übergang zwischen zwei Tälern in Nabban, Ort vieler Schlachten
Peja'ura	früherer Wohnort der Sithi im Wald, genannt »im Zedernmantel«
Risa	Insel in der Bucht von Firannos
Sesuad'ra	der Abschiedsstein, ein Ort der Sithi im Nordosten der Thrithinge
Shisae'ron	breites Wiesental, früheres Gebiet der Sithi
Si'injan'dre	eine Höhle, in der man Drukhi nach Nenais'us Tod gefangen hielt
Spenit	Insel in der Bucht von Firannos
Taigstraße	Hauptstraße von Hernysadharc, früher »Tethtainsweg«

Triefholzstraße	eine der Hauptstraßen von Stanshire
Venyha Do'sae	Urheimat der Sithi, Nornen und Tinukeda'ya, genannt »der Garten«
Vinitta	Insel in der Bucht von Firannos
Wealdhelm	Bergkette in Erkynland
Ya Mologi	»Wiegenhügel«, höchster Punkt des Wran, der Sage nach Ort der Schöpfung
Yakh Huyeru	»Halle des Zitterns«, Höhle im Innern von Sturmspitze
Yásira	heiliger Versammlungsort der Sithi

C. Geschöpfe

Bukken	Bezeichnung der Rimmersgarder für die Gräber; Trollname »Boghanik«
Drochnathair	Hernystiri-Name für den Drachen Hidohebhi, den Ineluki und Hakatri erschlugen
Ghants	im Wran lebende Tiere, insektenähnlich, mit Chitinpanzern
Gräber	kleine, menschenähnliche, unterirdische Wesen
Heimfinderin	Simons Stute
Hunen	Rimmersgardwort für Riesen
Igjarjuk	Eisdrache auf dem Urmsheim
Katze	kleiner, unauffälliger und in diesem Fall grauer Vierbeiner
Kilpa	menschenähnliche Meeresbewohner
Niku'a	Ingen Jeggers Leithund, gezüchtet in den Zwingern von Sturmspitze
Oruks	sagenhafte Seeungeheuer
Riesen	große, zottige, menschenähnliche Wesen
Shurakai	unter dem Hochhorst getöteter Feuerdrache, aus dessen Knochen der Drachenbeinthron besteht
Vildalix	Deornoths Pferd
Vinyafod	Josuas Pferd
Wasserwichte	sagenhafte Seeungeheuer

D. Sonstige Begriffe

Ädonzeit	heilige Zeit des Jahres, in der Usires Ädons Geburt gefeiert wird
A-Genay'asu	»Häuser, die ins Jenseits führen«; Orte von mystischer Macht und Bedeutung
Ältester Baum	Hexenholzbaum, der in Asu'a wächst
»Am Ufer des Grünwate«	in der Nacht des Festtagsfeuers auf dem Sesuad'ra gesungenes Lied
Atmende Harfe	*Meisterzeuge* im Innern von Sturmspitze
»Badulf und die streunende Kuh«	ein Lied, das Simon Miriamel vorsingen möchte
Baum	auch »Heiliger Baum« oder »Hinrichtungsbaum«, Symbol des Usiresglaubens
»Des Bischofs Wagen«	ein Hans-Mundwald-Lied
Cellian	Camaris' Horn, geschnitzt aus dem Zahn des Drachen Hidohebhi. Ursprünglicher Name: »Ti-tuno«
Citril	Wurzel zum Kauen, wächst im Süden
Cockindrill	Ausdruck der Nordleute für »Krokodil«
Dorn	Camaris' schwarzes Sternenschwert
Drehgras	Wranpflanze
»Du Schöne von Nabban«	eines von Sangfugols Liedern
Du Svardenvyrd	halb sagenhaftes Buch mit den Prophezeiungen des Nisses
Eber und Speere	Wappen des Grafen Guthwulf von Utanyeat
Eisvogel	Sternbildname in Nabban; Wahrzeichen des benidrivinischen Hauses
Erobererstern	ein unheilverkündender Komet
Falke	Sternbildname in Nabban

Fang-die-Feder	Glücksspiel der Wranna
Flügelkäfer	Sternbildname in Nabban
Frayas Feuer	erkynländische Winterblume
Fünfzig Familien	der Nabbanai-Adel
Gartengeborene	alle aus Venyha Do'sae Gekommenen
Gelbstrolch	Wranpflanze
Geflohener	ädonitische Umschreibung für den Teufel
Geflügelter Delphin	Wappentier des Grafen Streáwe von Perdruin
Graukappe	ein Pilz
Graue Küste	Bild auf dem *Shent*-Brett
Große Schwerter	*Hellnagel*, *Leid* und *Dorn*
Große Tafel	Johans Tafelrunde von Rittern und Helden
Grüne Säule	*Meisterzeuge* in Jhiná T'seneí
Der Gute Bauer	Figur aus den Sprüchen im Buche Ädon
Hase	Sternbildname in Erkynland
Heerschau des Anitulles	Musterung vor einer Schlacht aus dem Goldenen Zeitalter von Nabban
Hellnagel	Priester Johans Schwert, früher »Minneyar« genannt. Es enthält einen Nagel aus dem Heiligen *Baum* und einen Fingerknochen von Sankt Eahlstan
Hochkönigsbann	der Schutz des Hochkönigs für die Länder von Osten Ard
Hohnblatt	ein blühendes Kraut
Hummer	Sternbildname in Nabban
Indreju	Jirikis Hexenholzschwert
Jagdwein	ein Likör der Qanuc
Juya'ha	Bildkunst der Sithi aus gewebten Schnüren
Kangkang	Qanuc-Schnaps
Kaninchennase	ein Pilz
»Keil und Käfer«	Wirtshaus in Stanshire

Kei-vishaa	eine Substanz, mit deren Hilfe die Gartengeborenen ihre Feinde in einen schläfrigen und matten Zustand versetzen
Klagender Stein	großer Findlingsblock über dem Hasutal
Kvalnir	Isgrimnurs Schwert
Leid	Elias' Schwert, die Gabe des Sturmkönigs Ineluki
Mansa Nictalis	nächtliche Zeremonie der Mutter Kirche
Markthalle	Kuppelbau im Zentrum von Kwanitupul
Mixis der Wolf	Sternbildname in Nabban
Nachtherz	Sternenname der Sithi
Nebellampe	ein *Zeuge*, von Amerasu aus Tumet'ai gebracht
Prise'a	»Immerfrisch«; bei den Sithi besonders beliebte Blume
Rhao iye-Sama'an	*Meisterzeuge* auf dem Sesuad'ra, genannt das »Erddrachenauge«
Rhynns Kessel	Kriegspauke der Hernystiri
Ritual des Neuen Lebens	Frühlingszeremonie der Qanuc
Roter Messerschnabel	Wranvogel
Sandkäfer	Sternbildname im Wran
Sankt-Granis-Tag	Namenstag eines Heiligen
Sankt Rhiappa	große Kirche in Kwanitupul
Schattenzauber	Magie der Nornen
Scherben	*Meisterzeuge* in Mezutu'a
Schlacht am Clodu-See	Schlacht zwischen Johan und den Thrithing-Männern, auch »Seenland-Schlacht« genannt
Schlange	Sternbildname in Nabban
Schnellkraut	Wrankraut
»Schwimmendes Schloß«	Berühmtes Denkmal auf der Insel Warinsten

Shent	ein Gesellschafts- und Taktik-Spiel der Sithi
Spinnrad	Sternbildname in Erkynland
Sprechfeuer	*Meisterzeuge* in Hikehikayo
Tag des Abwägens	bei den Ädoniten der Tag des Jüngsten Gerichts
»Teerfaß«	Wirtshaus in Falshire
Teich der Drei Tiefen	*Meisterzeuge* auf dem Asu'a
Tethtains Axt	in der berühmten Geschichte der Hernystiri tief in eine Buche getrieben
Thron des Yuvenis	Sternbildname in Nabban
Ti-tuno	Camaris' Horn, siehe auch »Cellian«
Treue des Seefahrers	Gelübde der Niskies, ihr Schiff um jeden Preis zu schützen
Tür des Erlösers	Beichtsiegel
Unendlicher und Ewiger Ozean	Niskie-Ausdruck für den von den Gartengeborenen überquerten Ozean
Beim Unerforschten!	Ausruf und Schwur der Niskies
Vertrag vom Sesuad'ra	TrennungsVereinbarung zwischen Sithi und Nornen
Vorabend der Egge	der 30. Octander, Vorabend des »Seelentages«
Windfest	Feiertag der Wranna
Wintermütze	erkynländische Winterblume
Wurmglas	Name der Hernystiri für gewisse alte Spiegel
Yrmansol	Baum, Teil des erkynländischen Maia-Festes
Zögern	ein Nornenzauber
Zuckerknolle	Wranbaum

E. Binabiks Wurfknöchel

Zu den Wahrsage-	Flügelloser Vogel
Würfen zählen folgende	Fischspeer
Figuren:	Pfad im Schatten
	Fackel im Höhleneingang
	Sich sträubender Widder
	Wolken im Paß
	Schwarze Spalte
	Offener Wurfspieß
	Steinkreis
	Tanzende Berge

F. Die Monate

Jonever	Tiyagar
Feyever	Anitul
Marris	Septander
Avrel	Octander
Maia	Novander
Yuven	Decander

G. Wörter und Sätze

1. Qanuc

Henimaatuq! Ea kup!	»Geliebter Freund! Du bist da!«
Inij koku na siq-qasa min taq	»Wenn wir einander wiederbegegnen, wird es ein guter Tag sein«
Iq ta randayhet suk biqahuk	»Winter ist nicht die Zeit zum Nacktschwimmen«
Mindunob inik yat	»Mein Haus wird dein Grab sein«
Nenit, henimaatuya	»Kommt, Freunde«
Nihut	»Greift an!«
Shummuk	»Wartet!«
Ummu Bok	»Gut gemacht!«

2. Sithi

Ay'ei g'eisu! Yas'a pripurna jo-shoi!	»Ihr Feiglinge! Die Wogen würden euch nicht tragen!«
A-Genaysu	»Häuser, die ins Jenseits führen«
Hikeda'ya	»Wolkenkinder«: die Nornen
Hikka Staja	»Pfeilträger«
Hikka Ti-tuno	»Ti-tuno-'Träger«
M'yon rashí	»Zerbrecher«
Sinya'a du-n'sha é-d'treyesa inro	»Mögest du das Licht finden, das über dem Bogen leuchtet«
Sudhoda'ya	»Kinder des Sonnenuntergangs«: die Menschen
Sumy'asu	»Fünftes Haus«
Tinukeda'ya	»Kinder des Meeres«: die Niskies und

	Unterirdischen
Venyha s'ahn	»Beim Garten!«
Zida'ya	»Kinder der Morgendämmerung«: die Sithi

3. Nabbanai

A prenteiz!	»Ergreift ihn!« oder »Auf ihn!«
Duos preterate!	»Gott bewahre!«
Duos Simpetis	»Barmherziger Gott«
Em Wulstes Duos	»Nach Gottes Willen«
Matra sá Duoa	»Mutter Gottes«
Otillenaes	»Werkzeuge«
Soria	»Schwester«
Ulimor Camaris? Veveis?	»Herr Camaris? Ihr lebt?«

4. Hernystiri

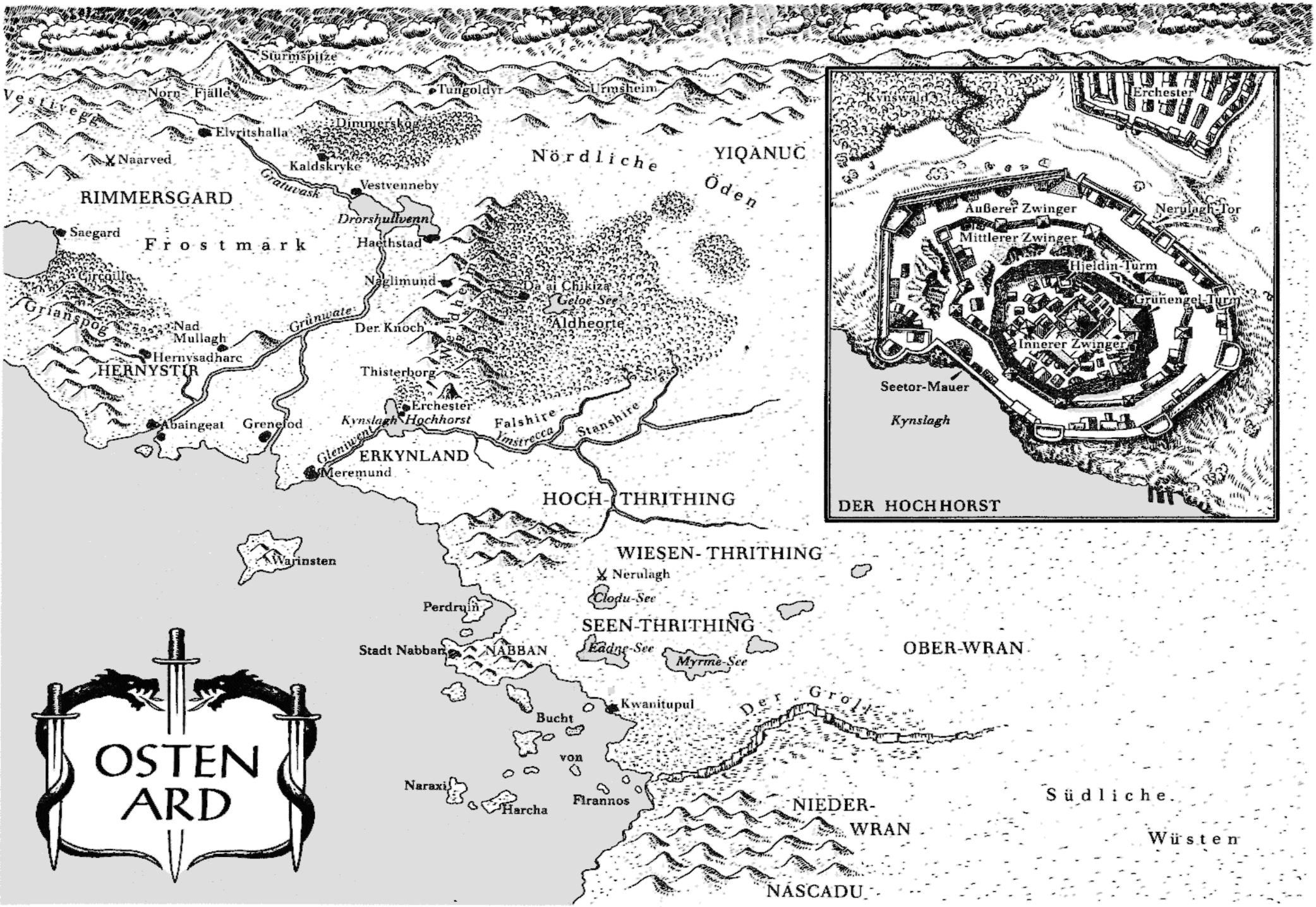
Goirach cilagh!	»Törichtes (oder: verrücktes) Mädchen!«
Moiheneg	»dazwischen« oder »leerer Ort« (gemeint ist: neutraler Boden)
Smearech fleann	»gefährliches Buch«

5. Rimmerspakk

Vad es … Uf nammen Hott, vad es …?	»Was ist? Im Namen Gottes, was ist?«

6. Anderes

Azha she'she t'chako, urun she'she bhabekró … usw.	Nornenlied, bedeutet *etwas sehr Unangenehmes*
Shu'do-tkzayha!	Nornenwort für die Menschen (andere Form des Sithi-Wortes »Sudhoda'ya«)
S'h'rosa	Unterirdischenwort: »Steinader«


OSTEN ARD
Sturmspitze
Norn-Fjälle
Tungoldyr
Urmsheim
Vestvege
Elvritshalla
Dimmersko
Naarved
Kaldskryke
Nördliche Öden
YIQANUC
Grauvask
Vestvenneby
RIMMERSGARD
Drorshullvenn
Saegard
Frostmark
Haethstad
Circolle
Naglimund
Da'ai Chikiza
Geloe-See
Grianspog
Grünwate
Nad Mullagh
Der Knoch
Aldheorte
Hernysadharc
HERNYSTIR
Thisterborg
Erchester
Abaingeat
Grenefod
Kynslagh Hochhorst
Falshire
Vinstrecca
Stanshire
Glenivent
ERKYNLAND
Meremund
HOCH-THRITHING
Warinsten
WIESEN-THRITHING
Nerulagh
Clodu-See
Perdruin
SEEN-THRITHING
Stadt Nabban
NABBAN
Eadne-See
Myrme-See
OBER-WRAN
Kwanitupul
Der Grolf
Bucht von Naraxi
Harcha
Firannos
NIEDER-WRAN
Südliche Wüsten
NASCADU
Kynswald
Erchester
Äußerer Zwinger
Nerulagh-Tor
Mittlerer Zwinger
Hjeldin-Turm
Grünengel-Turm
Innerer Zwinger
Seetor-Mauer
Kynslagh
DER HOCHHORST

Inhalt

Die Suche nach dem letzten der drei Großen Schwerter beginnt. Uralte Schriften vermuten es im Grab des toten Königs Johan in den dunklen Katakomben unter dem Hochhorst...

Auf dem Abschiedsstein, dem uralten Schicksalsberg der Elben, sammeln sich die Streiter gegen den Sturmkönig. Prinz Josua Ohnehand ist ihr Anführer. Mit von der Partie sind der kleine, weise Troll Binabik mit seiner Wölfin Qantaqa, der kluge Graf Eolair, der Rimmersmann Sludig und sogar der Elfenprinz Jiriki mit seiner zauberschönen Schwester Aditu – und natürlich Simon, Ex-Küchenjunge, Elbenfreund und Mondkalb. Zuletzt trifft auch Prinzessin Miriamel ein. Sie alle haben unendliche Gefahren und Abenteuer bestanden, um diesen Zufluchtsort zu erreichen. Viele Male sind sie nur um Haaresbreite dem Tod entgangen.

Nun studieren sie mit verstärktem Eifer die Schriften des alten Magiers Morgenes. Immer deutlicher zeigt sich, daß der Schlüssel zu allen Geheimnissen im fernen Erkynland liegen muß, im Grab des toten Königs Johan und in den Katakomben unter dem Hochhorst. Heimlich entschließt sich Miriamel zu einem Alleingang. Simon, der sie liebt, folgt ihr. Nachts verlassen sie den Abschiedsstein, um das letzte der drei Großen Schwerter zu suchen.